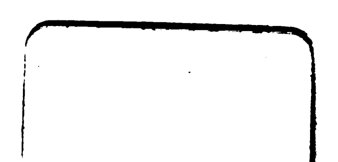
Library of




Princeton University.










Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

K. Prümer, Dortmund, Prof. P. Sartori, Dortmund,
O. Schell, Elberfeld, und K. Wehrhan, Elberfeld.

---

3. Jahrgang
1906

---

Erstes Heft

Elberfeld.
Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H.
(vorm. Baedekersche Buchdruckerei).

---

Die Zeitschrift wird bei direktem Bezuge für den Mitgliedsbeitrag von 3 Mk.
(korporative Mitglieder 6 Mk.) frei geliefert.
Durch den Buchhandel:
Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.

# Inhaltsverzeichnis 1. Jahrgang 1904.



Ausserdem bringt jede Nummer jedes Jahrgangs eine Bücherschau, Berichte usw.




Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

K. Prümer, Münster i. W., Prof. P. Sartori, Dortmund,
O. Schell, Elberfeld, und K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

---

**3. Jahrgang**

**1906**

---

Elberfeld.
Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H.
(vorm. Baedekersche Buchdruckerei).

# Inhaltsverzeichnis des 3. Jahrgangs.

Seite

## Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Kleinere Mitteilungen.

Seite

## Berichte.



## Bücherschau.

M. Bethany, Erzählungen des Cäsarius von Heisterbach. Aus dem Lateinischen. S. 94. — John Brinkmann, Kasper-Ohm un ick. S. 235. — H. Conventz, Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. S. 304. — G. Dütschke, Beiträge zur Heimatkunde des Kreises Schwelm. S. 93. — Karl Euling, Die Priamel bis Hans Rosenplüt. Studien zur Volkspoesie. S. 174. — Johannes Gillhoff, Bilder aus dem Dorfleben. S. 234. — R. Haage, Die Mühle im Hagental. S. 236. — Gottfried Heine, Krümeln un Knasten. Nigge Vertellkes iutem Surlande. S. 237. — Fritz Hoenig, Wörterbuch der Kölner Mundart. S. 232. — Karl Hülter, Vom Stamm der Eiche. Westfalenbuch. S. 95. — Wilhelm Idel, Irmgard von Berg. S. 92. — Th. Imme, Die Ortsnamen des Kreises Essen. S. 91. — Alois John, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen. S. 91. — Franz Jostes, Roland in Schimpf und Ernst. S. 233. — Otto Kares, Poesie und Moral im Wortschatz. S. 95. — Gustav Kisch, Vergleichendes Wörterbuch der Nösner (siebenbürgischen) und moselfränkisch-luxemburgischen Mundart. S. 172. — P. J. Kreuzberg, Pfingstgebräuche an der unteren Agger. S. 94. — Derselbe, Blüten der Volkslyrik von der unteren Agger. S. 94. — Julius Leithaeuser, Volkskundliches aus dem bergischen Lande. I. Tiernamen im Volksmunde. S. 172. — Willi Pessler, Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Bedeutung. S. 302. — Ernst Rabben, Die Gaunersprache (chochum loschen). S. 303. — L. Rafael (H. Kiesekamp), Vom alten Sachsenstamme. Novellen. S. 236. — Hermann Ritter, Von der Höhe. Eifeler Skizzen und Erzählungen. S. 96. — R. Ruben, Widukindssagen. S. 237. — Ludwig Schröder, Riägenbogen. S. 93. — Aug. Tonnar und Wilh. Evers, Wörterbuch der Eupener Sprache mit sprachvergleichenden Worterklärungen von Wilh. Altenburg.

# Zeitschrift
des Vereins für
# rheinische und westfälische Volkskunde.

3. Jahrgang. 1906. Erstes Heft.

## Mumie als Heilmittel.

Von Professor **Dr. Alfred Wiedemann,** Bonn.

Ein reiches und vielseitiges Material an volkstümlichen Vorstellungen ist in den Schriften der alten Mediziner erhalten geblieben. Zwar beanspruchen dieselben zum grossen Teile auf wissenschaftlicher Grundlage zu stehen, tatsächlich sind sie so gut wie überall von den jeweiligen Volksanschauungen ihrer Zeit beherrscht und suchen nun diese in ein mehr oder weniger abgerundetes System zu bringen. Ihren Ausgangspunkt nehmen sie meist, zustimmend oder auch widersprechend, von den Schriften der antiken Ärzte, vor allem des Galen, die ihnen teils in der Ursprache, teils durch die Vermittelung der arabischen medizinischen Werke zugänglich waren. In die Angaben, die sie diesen Schriften entlehnten, fügten sie die Rezepte ein, welche sie von ihren Zeitgenossen als vom Volke erprobte kennen lernten, und verknüpften das Ganze mit den Theorien, welche sich im Kreise des Volkes im Laufe der Jahrhunderte über medizinische und physiologische Vorgänge entwickelt hatten.

Auf den folgenden Seiten möchte ich die Art und Weise, wie sich dieser Prozess im Einzelfalle abspielte, an den wechselnden Vorstellungen zu verfolgen suchen, welche sich an ein bestimmtes Heilmittel anknüpften. Als solches möge die Mumie dienen, die mir als eine Arzenei, die zeitweise aus Ägypten bezogen ward, fachlich besonders nahe steht. Eine Bearbeitung dieser Mumien-Medizin fehlt, soweit ich sehe, bisher, obwohl ihr einstiges Vorhandensein sogar

in die Konversationslexika Aufnahme gefunden hat.[1]) Es ist dabei davon abgesehen worden, jeweils im Einzelfalle auf die Parallelerscheinungen hinzuweisen, welche die Volksvorstellungen bis in die Neuzeit hinein zu den erörterten Punkten bewahren. Wenn man sich die Gedankengänge vergegenwärtigt, die sich auch bei unserer rheinischen Bevölkerung noch immer, wenn auch langsam abklingend, an die andauernde Lebenskraft der Leiche und ihre zauberische Gewalt anknüpfen, so wird man in diesen alten Schriften auf Schritt und Tritt entsprechende Anschauungen antreffen. Und auch zu andern Volksansichten, zu der Auffassung der Rothaarigen, der Übertragung von Krankheiten usf. bieten sich mannigfache Beziehungen dar.

Unter den in verhältnismässig reinem Zustande von der Natur selbst dargebotenen mineralischen Stoffen hat der Asphalt die Schriftsteller des Altertums vielfach beschäftigt. Man gewann ihn in dickflüssigem Zustande an den verschiedensten Orten, in Babylonien, am Toten Meere, in Griechenland, und verwendete ihn bei Bauten als Bindematerial, wie wir unsern Mörtel, und dann auf ägyptischem Boden zur Erhaltung der Leichen[2]). Daneben diente er als Arznei; die beste Qualität war die stark riechende, glänzende und schwere, während die schmutzig-schwarze leichtere als mit Pech vermischt angesehen und häufig als pissasphaltos, als Pechasphalt, bezeichnet wurde.[3]) Gegen die verschiedensten Krankheiten ward Asphalt verwendet, bei schwerem Atem, Engbrüstigkeit, Husten, Jucken, Ausschlag, Flechten, Rose, Schmerzen der Nerven, Glieder, Zähne, Seitenstechen, Gicht, Epilepsie, Wechselfieber, Menstruations-

[1]) Th. J. Pettigrew, A History of Egyptian Mummies. London. 1834. S. 7 ff., auf welchen die neueren Angaben sich zu stützen pflegen, lässt infolge eines unvollständigen Auszuges aus Guyon und der Nichtbenutzung der älteren medizinischen Literatur den Gebrauch der Mumie gerade in dem Augenblicke aufhören, in dem sie in Europa ihre Hauptrolle zu spielen begann.

[2]) Blümner, Technologisches. Schwefel, Alaun und Asphalt im Altertum, in Festschrift für die Züricher Philologenversammlung. 1887. S. 30 ff.

[3]) Dioscorides I. 99, 100; Plinius, Hist. nat. 35. 180.

störungen, Geburtsschmerzen, Entzündungen, Geschwüre, Eiterungen, Blutungen, um das geronnene Blut zu zerteilen und Wunden zu schliessen.[4]) Auch für erkrankte Tiere ward er bei Räude und eiternden Geschwüren empfohlen.[5]) Um Schlangen zu vertreiben, mischte man ihn in ein Räuchermittel.[6])

Mit den Schriften der griechischen Mediziner gelangte die Kenntnis des Heilwertes des Asphalts zu den Orientalen, bei denen er unter den Begriff Mumie eingereiht ward. Dieses Wort geht zurück auf das persisch-arabische mûm, môm „Wachs" und bezeichnet dann den Asphalt, später den Stoff, dessen man sich zur Erhaltung der Leichen bediente, da dieser wesentlich aus Asphalt bestand, endlich diese Leichen selbst.[7]) Für Asphalt verwenden bereits die dem 10. Jahrhundert entstammenden pharmakologischen Grundsätze des Persers Abu Mansur Muwaffak das Wort. Nach ihnen[8]) ist Mûmjâj heiss und trocken im zweiten Grade, wirkt zerteilend und verdünnend, nützt gegen Knochenbrüche und Quetschungen, unterdrückt die Blutflüsse und beseitigt, wenn man sie mit einem Öl vermischt in die Nase einführt, den durch Kälte entstandenen Kopfschmerz.

Von der Heilwirkung der Mumie, also des Asphalts, ist in Persien in der Folgezeit viel die Rede. Die beste Mumie träufelte bei Erradjân oder nach andern Quellen bei Derabdjerd in einer Höhle aus dem Felsen, aber nur in sehr geringer Menge. Daher ward die Höhle verschlossen und versiegelt, und nur einmal im Jahre, im Monat September, zogen die höchsten Beamten in feierlichem Zuge hierhin, um für den König den wertvollen Stoff zu holen. Seine Wirkung war nach den Berichten der europäischen Reisenden eine wunderbare. Ein gebrochenes Bein heilte bei seiner Anwendung

---

[4]) Diosc. I. 102; Plinius 20. 140, 22. 47, 30. 106, 35. 180—182; Celsus III. 27. 2, V. 8, 11; Galen an verschiedenen Stellen; Josephus, Bell. Jud. IV. 8. 3.

[5]) Plinius 35. 179; Virgil, Georg. 3. 451; Calpurnius, Eccl. 5. 78 ff.

[6]) Nicander, Theriaca 44.

[7]) R. Dozy, Oosterlingen. 1867. S. 68 f.

[8]) Übersetzt bei Kobert, Hist. Studien aus dem pharmakol. Institute zu Dorpat. III. S. 277.

bei einem Huhn in etwa einem Tage, bei Kindern in etwa drei Tagen und bei Erwachsenen in sehr kurzer Zeit. Daneben half er bei Blutungen, Quetschungen, Schnitten, Wunden, und innerlich genommen bei bösartigen Pusteln. Es galt als besondere Auszeichnung, wenn fremden Herrschern Mumie übermittelt ward. So erhielt Ludwig XIV. zwei goldene Schachteln, die mit ihr gefüllt waren, die Kaiserin Katharina von Russland eine Unze in einer goldenen Schachtel und 1809 die Königin Charlotte von England ein ähnliches Geschenk. Die an andern Orten in Persien gefundene Mumie war weniger wirkungsvoll, aber doch immerhin brauchbar.[9]) Die medizinische Verwendung der Droge sollte nach einer persischen Angabe der Prophet Daniel gelehrt haben,[10]) während andere behaupteten, ein Jäger habe zufällig beobachtet, wie ein verwundeter Hirsch mit Mumie sein Bein heilte, und so ihren Wert erkannt.[11])

Den übrigen mohammedanischen Völkern war naturgemäss die persische Mumienhöhle verschlossen, aber als Heilmittel war der Asphalt auch bei ihnen beliebt. Sie erhielten ihn dann, wie beispielsweise die Syrer,[12]) meist aus dem Toten Meere. Aber bald lernte man eine andere Bezugsquelle kennen, welche für die ganze Entwicklung dieser Arzenei von folgeschwerer Bedeutung wurde. Als die Araber

[9]) D'Herbelot, Bibliothèque Orientale. Paris. 1697. S. 647. (Maestricht. 1776. S. 646); Engelbert Kaempfer, Amoenitates exoticae. Lemgo. 1712. S. 516 ff.; de Ferrières-Sauveboeuf. Mém. hist. des Voyages. II. Maestricht. 1790. S. 27 f.; Bomare, Dict. d'Hist. nat. VIII. Lyon. 1791. S. 542; William Ouseley. Travels in Persia. II. London. 1821. S. 117 ff., 475 ff.; Barbier de Meynard, Dict. géogr. de la Perse. S. 19 f., 227; vgl. Kazwînî. II. S. 94, 126.

[10]) Chardin, Voyages en Perse [wo er zwischen 1664 und 1681 war] herausgeg. von Langlès. III. Paris. 1811. S. 309 ff. Chardin spricht dabei auch von einer zweiten Art persischer Mumie, von einbalsamierten, im trocknen Sande in Chorassân gefundenen Leichen, doch beruht dies wohl auf einer Verwechslung mit den afrikanischen „weissen Mumien“.

[11]) G. Schober, De Mumia persica in Acta Physico-Medica Academiae Leopoldinae Nat. Cur. I. 1737. Appendix. S. 150 ff.

[12]) K. Ahrens, Das (syrische) Buch der Naturgegenstände. Kiel. 1892. S. 67.

im Niltale die alten Grüfte öffneten, um in ihnen nach Schätzen zu suchen, fanden sie in reicher Fülle die einbalsamierten Körper der alten Insassen des Landes. Sie erkannten ohne weiteres, dass diese mit Asphalt behandelt worden waren, und nahmen an, dass eine besonders gute Sorte dabei verwendet worden sein müsse, um den Körpern die Kraft zu geben, Jahrtausende lang der Verwesung Trotz zu bieten. Bald erklärte man, der Asphalt sei dabei allein wirksam, bald schrieb man den beigemischten aromatischen Substanzen, Myrrhe, Aloe usf. einen Teil der Kraft zu. Den zur Verwendung gelangten Stoff fand man nicht selten in Tropfen und Stücken am Boden der Särge und der Gräber liegen und glaubte, er sei aus den Leichen herausgeträufelt. Diese Annahme war sachlich unrichtig; die Temperatur der Gräber ist nicht hoch genug, um den Asphalt der Mumien zum Schmelzen zu bringen. Es handelt sich hier um Asphalt, der bei der Einbalsamierung verschüttet worden ist.

Die falsche Erklärung blieb aber herrschend und meinte man, dieser Asphalt, den man auch im Innern der Körper finden könne, enthalte beigemischt auch die Säfte des Menschen, aus dem er ausgeflossen sei. Ihn nannte man nunmehr Mumia und verwendete ihn bei allen Krankheiten, bei denen früher Asphalt und Pech gedient hatten. So benutzte man ihn zunächst bei Brüchen, Stössen und Verletzungen durch Fall, dann bei Kopfschmerzen infolge von Erkältung, Epilepsie, Schwindel, schwerer Zunge, Husten, Blutspucken aus der Lunge, Halsschmerzen, Herzklopfen, Ohnmachten, Erstickungsanfällen, Magen- und Milzschwäche, Geschwüren, Vergiftung, Skorpionenstichen usf.[13])

---

[13]) Isaachus Judaeus (um 900), bei späteren Arabern oft erwähnt; Rhases (850—930), Opera. Basel. 1544. S. 84, Liber Almansoris. Venedig. 1494. S. 106; Avicenna (980—1037), Opera. Venedig. 1564. S. 146, 151, 182, 343; Serapion (um 1050), Practica. Leiden. 1525. fol. 105, 167; Abd-Allatif (um 1150), Relation de l'Egypte, herausgeg. von de Sacy. Paris. 1810. S. 200 f., vgl. S. 271 ff; Ibn Baithar (gest. 1248), Grosse Zusammenstellung über die Heil- und Nahrungsmittel, übers. von Sontheimer II. Stuttgart, 1842. S. 537 und von Leclerc in Notices et Extraits des Manuscrits, etc. 26. I. S. 346 ff. — Dass die angebliche Wirksamkeit der ägyptischen Mumien wesentlich

Es dauerte nicht lange, so entwickelte sich ein anderer Gedankengang. Wenn die wirksame Arzenei aus dem toten Körper floss, so konnte man sie ebenso gut an ihrer Quelle suchen, und so begann man statt des abgeträufelten Asphalts die Leichen selbst zu verwerten. Der um 1047 lebende ägyptische Arzt Ibn Rodhwân[14]) erklärt bereits, man verwende den menschlichen Körper als Arzenei, und zwar habe man früher, wenn ein bestimmter Körperteil erkrankte, aus dem entsprechenden Teile eines Gesunden einen Saft ausgezogen und diesen benutzt.[15]) Seither habe man erkannt, dass es besser sei, sich nicht auf die Einzelmedizinen einzulassen. Man zerschneide vielmehr die einbalsamierten Mumien, vermische sie mit Getreide, Wein, Balsam und anderem, lege sie in ein Gefäss und bereite daraus ein Salz oder einen Saft, der als Universalmedizin für alle Krankheiten diene. Da bei seiner Zubereitung alle Körperteile ausgezogen worden waren, so konnte er auch allen helfen.

Sonderbarerweise hat man im Oriente gelegentlich ganz vergessen, dass der Asphalt der Ausgangspunkt der Medizin war, und hat die Heilkraft der Mumie lediglich dem entsprechend behandelten menschlichen Körper zugeschrieben. In einem handschriftlichen Kommentar unbekannten Alters zu dem persischen Alexandergedicht des Nizâmi wird die vortreffliche Wirkung der Mumie besonders bei Knochen-

---

auf dem Asphalt beruhe, haben auch neuere Schriftsteller öfters betont, so z. B. Jourdan, Pharmacopée universelle, deutsch. Weimar. 1829. I. S. 292; G. F. Most, Encyclopädisches Handwörterbuch der Arzneimittellehre. Rostock. 1842. S. 147.

[14]) Auszug bei Kircher, Oedipus II. 2. Rom. 1653. S. 374. — Kircher, a. a. O. III S. 396 erwähnt einen arabischen Arzt Haly (derselbe wie Ibn Rodhwân?), der über den medizinischen Wert des menschlichen Körpers gehandelt und dabei der Mumie gedacht habe. — Für Ibn Rodhwân vgl. Wüstenfeld, Gesch. der arabischen Ärzte. Göttingen. 1840. S. 80 ff, 78.

[15]) Dieser Gedanke tritt noch Jahrhunderte lang im Abendlande auf. Giuseppe Donzelli, Theatro Farmaceutico. Venedig. 1704. S. 621 erwähnt, übereinstimmend mit andern Schriftstellern, manche wollten bei Krankheiten stets den entsprechenden Körperteil der Mumien verwenden, so bei Fallsucht den Schädel, usf. Für diese Verwendung der Schädelknochen vgl. auch diese Zeitschrift II S. 283.

brüchen geschildert und dabei angegeben, wie man dieselbe künstlich herstellen könne.[16]) Man nehme einen rötlichen, rothaarigen Menschen und ernähre ihn bis zum dreissigsten Jahre mit Früchten. Dann ertränke man ihn in einem Steingefäss, das mit Honig und Drogen gefüllt sei, und versiegle das Gefäss. Wenn man es nach 120 Jahren wieder öffne, so sei aus dem Leichnam und dem Honig Mumie geworden.

Bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein ward die Mumie gelegentlich im Orient als Arzenei verwertet. Der Kosmograph Thevet, der eine gute Schilderung ihres Fundortes in den Gräbern bei den Pyramiden hinterlassen hat,[17]) wurde beispielsweise in Ägypten bei einer Krankheit von einem jüdischen Arzte, freilich ohne Erfolg, mit Mumie behandelt.[18]) In neuerer Zeit scheint der Gebrauch im Orient abgekommen zu sein. Freilich gibt der Reisende Madden[18a]) an, die Araber vermischten pulverisierte Mumie mit Butter, nennten dies Mantey und verwendeten es, wie die Italiener, bei innerlichen und äusserlichen Geschwüren. Allein diese Behauptung scheint auf Irrtum zu beruhen, denn die Wörterbücher[19]) erklären vielmehr Manti als einen mit zerhacktem Hammelfleisch gefüllten Butterteig. Dagegen benutzen die jüdischen Volksärzte in Palästina noch jetzt bei langwierigen Krankheiten ein Pulver, welches man aus den Knochen der in der Wüste verendeten Menschen und Tiere herstellt und mit Meth gemischt trinkt.[20]) Wir werden sehen, dass dem entsprechende „weisse Mumien“ im Mittelalter im Abendlande ein grosses Ansehen genossen.

Interessanter für unsere Zwecke als die Geschichte der Mumie im Oriente sind ihre Schicksale im Okzidente. Hier-

---

16) Angeführt bei Ouseley, a. a. O. II. S. 476.

17) André Thevet, Cosmographie de Levant. Lyon. 1554. S. 154 ff.

18) Loys Guyon, Les diverses Leçons II. Lyon. 1625. S. 23 ff.

18a) Travels in Turkey, Egypt, Nubia and Palestine in 1824—27. London. 1829. II. S. 90.

19) so Redhouse, A Turkish and English Lexicon. Constantinopel. 1890, unter dem Worte.

20) Bernhard Stern, Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben in der Türkei. Berlin. 1903. I. S. 209, der dabei erwähnt, dass das Pulver von Totenknochen in Marokko als Gift gelte.

hin gelangte ihre Kenntnis im Laufe des elften Jahrhunderts durch Vermittlung der arabischen medizinischen Schriften.[21]) Sie findet sich bereits bei dem um 1080 gestorbenen Constantinus Afer,[22]) bei einem Manne, der nach weiten Reisen in den Orient, insbesondere nach Ägypten, in erster Reihe den Einfluss der arabischen Medizin auf die Salernitaner Schule und damit auf das übrige Europa vermittelte. Ihm ist Mumia eine besonders gute Art Asphalt, welche man in alten Denkmälern finde und mit der die Alten ihre Toten salbten, damit sie nicht schnell faulten und Würmer hervorbrächten. Sie helfe bei Brüchen und Quetschungen, stille, wenn man sie mit Siegelerde gemischt trinke, innere Blutungen; als Niesemittel heile sie die durch Kälte entstandenen Kopfschmerzen. Ihr Rauch bringe zum Schwitzen.

Der um 1300 als Arzt in Konstantinopel tätige Nikolaus Myrepsicus aus Alexandrien fasst Mumie anders auf. Er verwendet „das Blut eines verstorbenen Menschen, welches von den Italienern Mumia genannt wurde“ zur Herstellung einer Arznei gegen Dysenterie und Menstruationsstörungen. Mit Recht bemerkt sein Erklärer, der später nochmals zu erwähnende Leonhard Fuchs, es seien hier nicht das Mumienfleisch und die Mumienknochen gemeint, sondern das Blut oder die verwesende Flüssigkeit, die sich mit Aloe und Myrrhen vermischt in einer (Körper-)Höhlung sammle [23]). Dieselbe zersetzte Flüssigkeit, welche sich in den Gräbern

---

[21]) Guyon, a. a. O. S. 23 behauptet, ein Jude aus Alexandrien. Elmagar, habe zuerst um 1100 oder 1300 die Kreuzfahrer und ihre mohammedanischen Gegner bei Wunden und Krankheiten mit Mumie behandelt. Seinem Beispiel seien dann die Ärzte aller Nationen gefolgt. Diese sehr unbestimmten Angaben entsprechen nicht den Tatsachen.

[22]) Lib. de Gradibus in seinen Opera. Basel. 1536. S. 372. Vgl. für den Mann und seine Quellen M. Steinschneider in Virchow's Archiv für pathol. Anatomie 37 (1866) S. 351 ff.

[23]) Nikolaus Myrepsus Alexandrinus Medicamentorum Opus, aus dem Griechischen übersetzt von Leonhard Fuchs. Basel. 1549. S. 11; vgl. auch Salmasius, De homonymis hyles iatricae. Utrecht. 1689. S. 160 f. — Das angeblich 754, tatsächlich nach 1000 verfasste, dem Anastasius zugeschriebene Epitome Chronicorum Casinensium bei Muratori, Rerum Italicarum Scriptores II. Mailand. 1723. S. 349 erklärt Mumia für die aus Leichen fliessende übelriechende Flüssigkeit.

der Einbalsamierten bei den Heiden und Sarazenen in der Nähe des balsamreichen, ägyptischen, bei Memphis gelegenen Babylon finde, empfiehlt Matthäus Sylvaticus in seinen im Jahre 1330 dem Könige Robert von Sizilien geweihten Pandekten. Nach ihm ist sie äusserlich oder innerlich angewendet dienlich bei Kopfschmerzen, Lähmungen, Epilepsie, Schwindel, Schmerzen der Ohren und der Kehle, Husten, Blutspucken, Herzleiden, Blähungen, Schlucken, Brüchen, Quetschungen, Geschwüren, Vergiftungen, Skorpionstichen[24]). Eine Krankheitsliste, die sich mit der der Araber (vgl. S. 5) deckt.

Nicht lange nach Sylvaticus tritt im allgemeinen an Stelle dieser Flüssigkeit der Mumienkörper selbst. Guy de Chavillac, ein hervorragender Chirurg und Leibarzt des in Avignon lebenden Papstes Clemens, nennt in einem 1363 verfassten Werke[25]) als Heilmittel Mumie, das Fleisch der einbalsamierten Toten. In diesem Sinne wurde die Droge in Frankreich sogar hoffähig. Der bekannte Zoologe Pierre Belon, der selbst die Heilkraft der Mumie nicht bezweifelt, berichtet[26]), König Franz I. habe sich von seinen Dienern auf allen Reisen in einer Tasche Mumie, mit Rhabarber gemischt, nachtragen lassen, und sie auch selbst bei sich geführt.

Die Verwendung der menschlichen Körper fand jedoch auch ihre Gegner. Amatus Lusitanus[27]), ein geborener Portugiese, der um 1547 als Professor in Ferrara wirkte und dann als Jude in Saloniki starb, führt Mumie als Heilmittel an. Aber sie ist nach ihm der Pissasphaltos der Alten, der sich in den ärmeren ägyptischen Mumien finde und die Wirksamkeit von Pech und Asphalt besitze. Er leiste aller Zersetzung und Verwesung, besonders in Pestzeiten Widerstand und helfe bei zahlreichen Krankheiten, deren Verzeichnis

[24]) Opus Pandectarum Medicinae. Leyden. 1534. Fol. 133.

[25]) La grande Chirurgie, publ. von Nicaise. Paris. 1890. S. 651.

[26]) Les Observations de plusieurs Singularitez trouvées en Grèce, Asie, Judée, Egypte. Antwerpen. 1555. S. 208. — Vgl. für den Mann Carus, Gesch. der Zoologie. S. 332.

[27]) In Dioscoridis de medica materia librum. Strassburg. 1554. S. 91 ff.

im wesentlichen dem des Sylvatius entspricht. In den nur selten zu beschaffenden besseren Mumien treffe man neben Pissasphalt, Balsam, Aloe, Myrrhe und Crocus an. Habgierige Apotheker hätten sich nicht mit der Einbalsamierungsmasse begnügt, sondern hätten ganze Leichen, Fleisch, Beine, Arme, Köpfe in ihre Apotheken gebracht. Dafür verdienten sie harte Strafe als Missetäter und Verächter des wahren Gottes. Auch nach Giovanni Battista da Monte (1498—1552), einem seinerzeit berühmten Professor in Padua, besitzt der aus den mit Aloe und Myrrhen einbalsamierten Leichen fliessende Saft innerlich oder äusserlich angewendet Heilwirkung, er ist aber nicht zu beschaffen. Denn die Araber hätten, um die Ausfuhr dieses Saftes zu verhindern, die fraglichen Leichen versteckt und ihren Diebstahl bei Todesstrafe verboten. Unwissende Ärzte benutzten statt seiner aus Ägypten eingeführte im Sande erstickte Leichen, die so ausgedörrt seien, dass sie nicht mehr zu verwesen vermöchten[28]). Verneinend verhielten sich vielfach auch die jüdischen Ärzte. Louis Guyon, ein kenntnisreicher, um 1630 gestorbener Mediziner, erzählt[29]), im Jahre 1567 habe ihm zu Metz ein jüdischer Arzt versichert, er verwerfe, ebenso wie seit einiger Zeit alle jüdischen Ärzte, den Gebrauch der einbalsamierten Körper, aber Christen und Mohammedaner verwendeten sie nach einem Fall und bei grösseren Quetschungen. Guyon fügt hinzu, die Mumie sei nutzlos, hinterlasse nur einen sehr schlechten Geschmack und Brechreiz und veranlasse häufig Fieber.

Weit entschiedener als diese Männer sprach sich der Reformator der Chirurgie Ambroise Paré[30]) 1575 und 1579 in kurzen Bemerkungen und 1582 in einem langen Discours gegen den Gebrauch der Mumie aus. Er wies darauf hin, dass die meisten der aus Ägypten kommenden Mumien ver-

---

[28]) Johannes Montanus, Medicina universa, herausgegeben von Martin Weindrichius. Frankfurt. 1587. S. 187, 369. Seinen Angaben folgen später Cerutus und Chioccus, Musaeum Calceolarianum. Verona. 1622. S. 696 f.

[29]) a. a. O. S. 23 f.

[30]) Oeuvres, herausgeg. von J. F. Malgaigne. III. Paris. 1841. S. 474 ff.; vgl. II. S. 202.

fälscht seien (vgl. unten S. 12), ebenso stelle man auch in Frankreich falsche Mumien her, indem man gestohlene Körper von Hingerichteten mit Asphalt behandle. Etwaige echte ägyptische Mumien seien nicht die vornehmer Leute, sondern die mit Asphalt zubereiteten Leichen der Armen, oder im Wüstensande ausgedörrte Körper. Unter diesen Umständen bekämen die Kranken die stinkenden Leichen des Abschaumes der ägyptischen Bevölkerung, Blattern- und Pestkranke, Diebe usf. zu essen. Er habe das Mittel anwenden sehen und dann sei übler Geruch aus dem Munde, heftiger Magenschmerz und starkes Erbrechen eingetreten. Mumie sei als Fischlockspeise brauchbar, als Arznei hoffe er, würden sie die Apotheker fortan nicht mehr verkaufen.

Diese Hoffnung war eine trügerische, vor allem, weil kurz zuvor ein Mann für die Mumie eingetreten war, der auf die Entwicklung der Arzneimittellehre überhaupt den allergrössten Einfluss gehabt hat, der von 1493 bis 1541 lebende Theophrastus Paracelsus. Um dessen, besonders auf deutschem Boden zutage tretende Rolle in Sachen der Mumie klar legen zu können, muss jedoch zunächst etwas weiter ausgeholt werden.

Die Ausfuhr der Mumien aus Ägypten war nicht immer leicht. Zeitweise verboten die mohammedanischen Ägypter dieselbe, da sie ihre Vorfahren nicht von den Christen verzehren lassen wollten. Sie behaupteten, sie würden im Grabe dem Engel des Gerichtes deswegen Rechenschaft geben müssen und dieser werde ihnen zur Strafe mit einem Schläger den Kopf zerschmettern.[31]) So begannen denn die Kaufleute im Niltale, um der grossen Nachfrage nach Mumien genügen zu können, solche zu fälschen. Der Arzt des Königs von Navara, Gui de la Fontaine, der im Jahre 1564 Alexandrien besuchte, hatte Gelegenheit, etwa 30—40 Mumien in dem Magazine eines dortigen Juden zu sehen. Der Besitzer erzählte ihm, es sei unmöglich, dass man wirklich in Ägypten die Tausende von einbalsamierten Körpern gefunden habe, die bereits ausgeführt worden seien, und so mache er denn

[31]) Guyon, a. a. O. S. 24.

die Mumien selbst. Zu diesem Zwecke nehme er beliebige Leichen, unbekümmert darum, ob sie alt oder jung, männlich oder weiblich, ob sie an Pest, Pocken oder Aussatz gestorben seien. Aus ihnen entferne er Gehirn und Eingeweide, mache dann grosse, tiefe Einschnitte in die Muskeln, fülle diese mit Asphalt und stopfe mit Asphalt getränkte Tücher hinein. Hierauf umwickle er erst jeden Körperteil für sich, dann die ganze Leiche mit derart getränkten Tüchern, lasse sie 2 bis 3 Monate lagern, und damit sei die Mumie fertig[32]).

Diese Angabe wird von anderer Seite bestätigt und werden alle aus Ägypten über Venedig oder Lyon nach Frankreich eingeführten Mumien oder auch alle in den Apotheken vorfindlichen Mumien für jüdische Fälschungen erklärt[33]). Gelegentlich heisst es, man habe die Leichen, die meist von Hingerichteten oder vom Schindanger herstammten, zum Schluss in der heissen Sonne trocknen lassen. Den Zwischenhandel hätten besonders die Kaufleute aus Venedig, Genua, Ragusa und Marseille in Händen gehabt. Zuletzt sei den Juden aber die Mumienherstellung schlecht bekommen. Ein christlicher Sklave habe dem Pascha von Damiette verraten, dass sein Herr dieses Gewerbe betreibe. Der Pascha habe daraufhin den Juden verhaften und Geld von ihm erpressen lassen. Diesem Beispiele seien die Statthalter in Alexandria, Rosette, Aleppo und anderen Orten gefolgt; aus Furcht, ähnlichen Verfolgungen zum Opfer zu fallen, hätten die Juden diesen Handel aufgegeben. Zum Glück für die der Mumien bedürftigen Ärzte entdeckte man um die gleiche Zeit bei dem Orte Babylon bei Memphis zahlreiche echte Mumien, in denen sich Götterbilder befanden. Aus diesem Umstande ersahen die Mohammedaner, dass es

---

[32]) Paré, a. a. O. S. 481 f.

[33]) N. Lemery, Dict. des Drogues simples. Amsterdam. 1716. S. 362 f.; Arnault de Nobbeville et Salerne, Médecins d'Orléans, Suite de la Matière médicale de Geoffroy. Règne animal. VI. Paris. 1757. S. 480 ff.; Le grand Vocabulaire François. XVIII. Paris. Panckoucke. 1771. S. 250 f.; Diderot, Encyclopédie XXII. Lausanne. 1779. S. 97; Hill in Johnson, Dict. of the English Language. III. London. 1818 unter Mummy.

Leichen von Götzendienern seien, und erlaubten ihre Ausfuhr. Die Menge der damit auf den Markt geworfenen Ware war so gross, dass sie zunächst ein schnelles Sinken des Preises veranlasste[34]).

Allein, bei den Herren Ägyptens lag gegen die Mumienausfuhr noch ein anderes Bedenken vor. Sie fürchteten, die Christen könnten die echten Mumien zur Zauberei benutzen und mit ihrer Hilfe Ägypten und seine Bewohner schädigen. Glaubten doch auch die Christen an eine geheimnisvolle Kraft der Mumie. Man behauptete, die Leute an ihrem Fundorte meinten, ihre Zahl nehme nicht ab, sondern werde durch ein Wunderwerk ersetzt.[35]). Nach andern erbeutete man in der Schlacht von Lepanto 1571 eine Mumie, welche von den Ungläubigen als Gott verehrt und um Verleihung des Sieges angerufen worden sei.[36]) Den Seeleuten galten sie als etwas Unheimliches, wie diese ja auch heutzutage noch sich scheuen, Leichen auf ihren Schiffen mitzuführen. Die Schiffe, welche Mumien trugen, sollten in grosse Gefahr, wenn nicht gar zum Untergange kommen.

Der Reisende Fürst Radziwill[37]) erklärt diese Tatsache damit, dass in den Mumien Götzen verborgen seien, sie seien daher geradeso wie ihre Seelen in des Teufels Gewalt und blieben es auch, wenn man sie an einen andern Ort brächte. Das habe er selbst erfahren, denn, als er mit vieler Mühe zwei zerstückelte Mumien, einen Mann und eine Frau, auf sein Schiff gebracht habe, da sei ein mitfahrender polnischer Priester, der nichts von den Mumien wusste, andauernd von zwei schwarzen Gespenstern, einem Mann und einem Weibe, verfolgt und belästigt worden. Ausserdem sei ein furcht-

---

[34]) Guyon, a. a. O. S. 25 f. — Guyon S. 22 erwähnt, in Paris habe 1566 eine vollständig erhaltene, echte Mumie 10 Taler (écus) gekostet.

[35]) H. J. Breuning, Orientalische Reisebeschreibung. Strassburg. 1612. S. 158 ff. (angeführt Hertzog, Mumiographia S. 42.)

[36]) J. Strüppe, Consens der führnehmsten alten und neuen Historien-Schreiber, auch Medicorum von der rechten wahrhafften Mumia. Frankfurt. 1574 (ausführliche Auszüge bei Hertzog, a. a. O. S. 27 f., 106 ff).

[37]) Hierosolymitanische Reyse, abgedruckt in Reyssbuch des H. Landes II. Frankfurt. 1609. S. 223 f.

barer Sturm ausgebrochen, und so habe er, sobald sich das Meer beruhigte und sich St. Germanus,[38]) das St. Elm-Feuer, zeigte, die Mumien in das Meer werfen lassen, obwohl er gehofft hätte, mit ihnen armen Kranken dienlich sein zu können.

Wie Radziwill, so wird es manchem andern ergangen sein. In Sturm und Unwetter sahen die Seeleute das Werk der mitgeführten dämonischen Leichen und verlangten deren Überbordwerfen, wenn sie nicht ihre Einschiffung hatten verhindern können. So war die Zahl der nach Europa gelangenden Mumien verhältnismässig klein, ihr Preis im allgemeinen ein hoher. Dazu kam, dass sich mehr und mehr die Kunde verbreitete, dass viele der ägyptischen Mumien frisch hergestellt seien, und dass man bei der Auswahl der hierzu verwendeten Leichen nicht gerade gewissenhaft verfuhr. Unter diesen Verhältnissen lag es nahe, dass man auf den Gedanken kam, die Mumien lieber selbst in Europa zu fertigen.

Einen sehr einfachen Vorschlag in dieser Richtung machte Andreas Mattioli (Matthiolus), der gelehrte Verfasser eines Kräuterbuches, das ursprünglich als Kommentar zu Dioscorides gedacht, nach und nach erweitert, über 60 Auflagen und Ausgaben in verschiedenen Sprachen erlebte.[39]) Er riet,[40]) die Leichen der in den Hospitälern Verstorbenen mit Aloe, Myrrhen und Crocus zu behandeln und dann nach einiger Zeit zu verwerten. Eine solche Mumie helfe gegen zahlreiche Leiden, innerlich gegen Kopfschmerz, Lähmungen, Schwindel, Ohr- und Leibschmerzen, äusserlich gegen Blutungen. Habe man keine Mumie zur Hand, so könne man statt ihrer zerstampfte Menschenschädel anwenden. Die Angaben des Matthiolus haben sich grossen Ansehens zu erfreuen gehabt,

---

[38]) Der Heilige Germanus erscheint hier in einer Bedeutung, die sonst dem H. Erasmus oder dem H. Petrus Gonzalez zugeschrieben wird. Zahlreiche Notizen über die antiken Götter und die mittelalterlichen Heiligen des St. Elm-Feuer enthält die Revue des Traditions populaires. Band X—XX. Vgl. auch Radermacher, Archiv für Religionswissenschaft VII. S. 448 f.

[39]) J. Sachs, Geschichte der Botanik. S. 31.

[40]) In Libros Dioscoridis de Medica Materia. Venedig. 1565. S. 117 f. = Basel. 1574. S. 113 f.

noch nach einem Jahrhundert wird auf sie zurückgegriffen und seine Hospitalmumie trotz allen Widerspruches immer wieder empfohlen.[41])

Widerspruch musste sich erheben, denn die Mumienzubereitung des Matthiolus barg nach einer im Mittelalter allgemein herrschenden Ansicht grosse Gefahren in sich. Nach einer volkstümlichen Anschauung, die bis in unsere Zeit hinein unvergessen ist, hört mit dem Tode der Leichnam nicht völlig auf, Träger der Lebenskraft und der Eigenschaften des Toten zu sein. Mit seinem in ihm zurückgebliebenen Lebensrest kann man, wenn man dazu die richtigen Wege einschlägt, andern Wesen nützen oder schaden. Dieser Rest ist selbstverständlich am grössten in Leichen von jungen, kräftigen, schnell gestorbenen Menschen, während bei Leuten, die der Schwindsucht oder Altersschwäche erlegen sind, nur wenig mehr vorhanden ist.[42]) Wenn derart die Eigenschaften des Menschen sich in dem Leichnam befinden, so liegt der Schluss nahe, dass auch die Krankheiten in ihm verbleiben. Stellte man also aus einem im Krankenhaus Verstorbenen eine Mumie her, so konnte es leicht geschehen, dass man in ihr die Krankheit, die den Menschen dahingerafft hatte, mit einschloss. Man konnte beispielsweise, wie mehrfach von Gegnern des Matthiolus betont wird, in einem an der Pest Verstorbenen auf diesem Wege die Pest gewissermassen konzentrieren und diese mit der Mumie dem Kranken eingeben. Ein derartiges Bedenken ward, wie wir sahen, von Paré den gefälschten ägyptischen Mumien gegenüber empfunden. In der Folgezeit wird es wiederholt insbesondere gegen die Hospitalmumien, gelegentlich aber auch gegen die echt ägyptischen Mumien, deren Todesart naturgemäss unbekannt war, in das Feld geführt.

Paracelsus verstand es, eine solche Gefahr zu umgehen, und diese Tatsache erklärt es, warum seine Zubereitungsart der

---

[41]) L. Moscardo, Note over Memorie del Museo Moscardo. Verona. 1672. S. 249. — G. Donzelli, a. a. O. rät, die präparierte Hospitalleiche zu begraben und nach 2—3 Jahren wieder auszugraben.

[42]) Vgl. u. a. Adolf Wuttke, Deutscher Volksaberglaube. 2. Aufl. S. 125.



Mumie weit grössern Einfluss gewann, wie die des Matthiolus. Nach Paracelsus[43]) gibt es viererlei Mumien, die der Erde, der Luft, des Wassers und des Feuers. Mumia der Erde ist z. B., was auf der Erde zur Mumia wird, wie der Leib des Menschen, der auf der Erde an Krankheiten oder eines natürlichen Todes stirbt, der wird zur Schelmen-Mumia, die zu nichts nütze ist. Daher sind auch die balsamierten Menschenkörper[44]) nicht die richtige Mumie. Diese richtige Mumie bildet der Leib eines ohne Krankheit eines unnatürlichen Todes gestorbenen Menschen, denn durch Krankheit weicht das Blut und fängt der Leib bereits bei Lebzeiten an zu verfaulen. Am besten aber ist die Mumia der Luft. „Das ist der Leib, der an dem Lufft oder im Lufft zu einem Mumia ist worden: Der Mensch der erhenckt, gespisst oder geradbrecht ist worden: Denn er stirbt am Lufft, unnd im Lufft ist sein Grab und Verwesung. Und diss seind die Constellirten Mumia, darinn das Ober Gestirn gewaltigklich Imprimiert und Influirt. Und so bald es Sonn und Mon uberscheinet, ist er in seiner hoechsten Exaltation, und in Krefften und Tugenden gar wunderbarlich.“ Besonders für Ärzte kommt solche Mumie, die Paracelsus auch Mumia Patibuli, Galgenmumie,[45]) nennt, in Betracht. Mit ihr können auch einzelne Menschen Zauber treiben, vor allem die Henker, die sich den Leib des Menschen im letzten Augenblicke des Lebens unterwürfig gemacht haben.

Daneben nennt Paracelsus noch eine andere Mumia, in die jeder Mensch seinen Körper umwandeln kann, ohne dass man es dem Leibe ansieht. Es ist dies eine Art Astralleib, wie man jetzt etwa sagen würde, den man aussenden, mit dem man Liebe erwecken, auf den man Krankheiten übertragen und sich selbst dadurch heilen, mit dem man magnetische Kuren vollbringen kann, usf. Die diesbezüglichen Aus-

---

[43]) Tractatus III Philosophiae „Von dem Fleisch und Mumia“ in Paracelsus, Schriften, herausgegeben von Brisgoius IX. Basel. 1591. S. 399 ff.

[44]) Diese versteht Paracelsus wohl unter der Mumia transmarina die er einzelnen Heilmitteln beimischt (z. B. Werke III S. 84).

[45]) Sie hilft gegen Gicht (Werke IV S. 39).

führungen sind wenig klar, sie haben aber den Ruhm dieser „magnetischen Mumie“ begründet. Andreas Libavius, der in seinem vielbewegten Leben nacheinander Professor der Geschichte in Jena, Physikus in Rothenburg an der Tauber und Gymnasialdirektor in Koburg war, hat freilich versucht, gegen die betreffenden Vorstellungen Einspruch zu erheben,[46]) aber ohne Glück. Der Leibarzt des Grafen von Schwarzburg, Andreas Tentzelius,[47]) der berühmte Paracelsist van Helmont[48]) und zahlreiche andere[49]) traten in mehr oder weniger klarer Weise und unter allerhand Umänderungen des Systemes für sie ein. Andere sahen eine Erscheinungsform dieser Mumie in den Ausscheidungen des Körpers. So in dem Samen, aus dem man ein Liebe erweckendes Mittel bereiten könne,[50]) oder auch im ausfliessenden Blut, Schweiss, Harn, Speichel, Milch, den Haaren, Nägeln, sogar im Badewasser und schmutzigem Waschwasser, in das etwas von dem geistigen Inhalt (spiritus) des Menschen übergegangen sei.[51])

Ein Vorstellungskreis, der mit dem eben besprochenen unmittelbar zusammenhing, war der, man könne leicht eine Krankheit in einen Gegenstand, zu dem sie in geheimer Sympathie stand, überführen. Hieraus entwickelte sich bei den Paracelsisten der Gedanke an eine weitere Mumie, die man auch als das sympathische Ei bezeichnete. Um ein solches herzustellen, füllte man ein ausgeblasenes Hühnerei mit dem warmen Blute eines gesunden Menschen, verklebte es sorgfältig und legte es, ehe das Blut durch Erkalten seine

---

[46]) Examen philosophiae novae. Frankfurt. 1615. S. 129.

[47]) Medicina diastatica. Jena. 1629.

[48]) z. B. Opera. Leiden. 1667. S. 292, 456, 468 f., 480.

[49]) Sgobes, Theatrum Pharmac., Lib. 2 (angef. Lanzonus, Opera III S. 28); Joannes Michael von Kozamerus, Dissertatio de peste. Breslau. 1715 (vgl. Acta Erudit. Lipsiensium. 1715. S. 170); Joh. Nic. Martius, Magia naturalis. Frankfurt. 1751. (angef. Schelenz, Gesch. der Pharmazie S. 213).

[50]) J. J. Becher, Parnassus medicinalis illustratus Oder Ein neues Thier-Kräuter- und Berg-Buch. Ulm. 1663. S. 15

[51]) Sebastian Wirdig (Professor der Medizin in Rostock), Medicina spirituum curiosa. Hamburg. 1688. S. 216 (angef. Hertzog, a. a. O. S. 104 f.)

Lebenskraft verlor, mit andern Eiern einer Henne zum Bebrüten unter. Nach einigen Wochen brachte man es in einen warmen Backofen und liess es solange darin, als nötig war, um ein Brot fertig zu backen. Da nun jeder Krankheitsdämon, der im Blute sich befand, zu diesem Ei, das mit verdicktem menschlichen Blute angefüllt war, eine natürliche Zuneigung empfand, so empfahl es sich, das warme Ei auf eine erkrankte Körperstelle zu legen. Dann schlüpfte die Krankheit in das Ei, welches man der Sicherheit halber in die Erde vergraben konnte, um von der Krankheit befreit zu sein.[52])

Noch mehr Erfolg als die magnetische Mumie hatte die Luft-Mumie des Paracelsus. Hier wurden seine Vorschläge von dem Leibarzt am Berneburger Hofe Oswald Croll[53]) (1560—1609), den sogar der Kaiser Rudolf II. zu Rate zog, im einzelnen genauer ausgeführt und weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Sein Werk versah der Fürstlich Hessische Leibarzt Professor Johann Hartmann (1568—1631) mit Anmerkungen, der Mann, der als erster an einer deutschen Universität einen Lehrstuhl der Chemie bekleidet hat und besonders als Bekämpfer der Alchemie sich einen Namen machte. Um Mumien-Tinktur herzustellen, rät Croll: „Man soll den todten Cörper eines rothen, gantzen, frischen und unmangelhafften vier und zwantzig Jährigen Menschen, so entweder am Galgen erstickt, oder mit dem Rad justificirt, oder durch die Spiess gejagt worden, bey hellem Wetter, es sey bey Tag' oder Nacht, darzu erwehlen. Dessen Mumiam (nach Hartmann: das Muskelfleisch) von den beyden grossen Lichtern (Sonne und Mond) einmal bescheinet und constelliert oder bestirnt, in Stücke zerschneiden, mit pulverisirter Mumia und ein wenig Aloe — dann sonstens ist es zu bitter — bestrewen, nachmals etliche Tage in einem gebrannten Wein einweichen, auffhencken (nach Hartmann 6—7 Tage lang an der Sonne), wiederumb ein wenig einbeitzen, endlich die Stück in der Lufft auffgehenckt lassen trocken werden, biss es die

---

52) H. Peters, Aus pharmazeutischer Vorzeit in Bild und Wort. I. 2. Aufl. Berlin. 1891. S. 228 f.

53) Basilica chymica cum notis Hartmanni. Frankfurt. 1647. S. 348 ff.

Gestalt eines geräucherten Fleischs bekompt und allen Gestank verliehrt, und zeugt letztlichen die gantz rothe Tinctur durch einen gebranten Wein, oder Wachholder Geist nach Art der Kunst herauss", usf.

Diese Tinktur kann man dann mit anderen Mitteln vermischen und gewinnt auf diese Weise ein Theriak[54]), welches vor Ansteckung durch die Pest schützt, den bereits Angesteckten heilt, Beulen, gefährliches Seitenstechen und alle Gifte vertreibt. Zu den roten Menschen bemerkt Hartmann, der einige leicht abweichende Arten der Mumienherstellung hinzufügt, bei solchen sei ein subtileres, reineres, wie auch viel kostbareres Blut zu finden, denn die Rotköpfe seien alle mercurialischer Komplexion und daher entweder sehr gut oder sehr böse.

Ähnlich sind die Vorschläge, welche der Leibarzt des Kurfürsten von Mainz und dann des Kurfürsten von Bayern, Johann Joachim Becher, zu machen weiss[55]). Dieser Gelehrte, der sich um die Einführung des Kartoffelbaues grosse Verdienste erworben hat (geb. zu Speyer 1635, gest. zu London 1682) beginnt seine Behandlung des Arzneimittels „Menschenfleisch: Mumia" mit den schönen Versen:

„Die Mumie resolvirt geronnenes Geblüt
Vor Miltzes stechen und vor Husten es behüt
Blähung und Wind des Leibs, verhaltene Weiberzeit
Zwey Quintlein öffnen dir, zum Pulver seynd bereit."

Dann führt er aus, es gebe fünf Arten Mumie:

1. Die arabische, welche aus den mit Myrrhe, Aloe und köstlichem Balsam behandelten Körpern träufelt und von den Arabern aufgefangen wird. Dieselbe wird in der Weise verfälscht, dass man aus halbverfaulten, unbalsamierten Körpern den übelriechenden, eitrigen Saft auspresst, diesen mit Gummi und Pech vermischt und so verkauft.

---

[54]) Der Name stammt von einem Gegengift, welches ein Leibarzt des Kaisers Nero, Andromachus, hergestellt und in einem bei Galen, De antidotis I. 6 (Opera ed. Kühn XIV S. 32 ff.) erhaltenen Gedichte beschrieben hat.

[55]) a. a. O. S. 8 ff.

2. Die ägyptische, die geringeren, mit Asphalt einbalsamierten Körper.

3. Diese Art wird verfälscht, indem man Pech mit Asphalt vermischt, für Mumie ausgibt.

4. Die in der Wüste bei Alexandrien ausgedörrten Körper (vgl. unten S. 24).

5. Eine frische Mumie, deren Herstellung er eingehend schildert. Man nimmt dazu einen jungen, gesunden, womöglich rothaarigen erhenkten Menschen, setzt ihn einen Tag den Sonnen- und eine Nacht den Mondstrahlen aus, schneidet die Fleischteile ab, säubert sie von Schweiss und Unrat, macht lange Schnitte hinein, bestreut sie mit gepulverten Myrrhen und Aloe, behandelt sie dann mit Weingeist und ähnlichem und dörrt sie zuletzt. Diese Mumie ist dann „gantz ohne Gestanck, lieblich und läuffet an feuchten Orten nicht an, ist unter den Mumien die beste“.

Die Mumie wird nach Becher verschiedenen Mitteln beigemischt und ausserdem werden auf verschiedenen von ihm genau geschilderten Wegen sieben besondere Arzeneien aus ihr hergestellt: Die Tinktur, die gegen Gift, Fäulnis, Lungensucht, Atemnot, Herzleiden hilft. Das Elixir zum gleichen Zweck. Das Arcanum, zu dem man grünes, d. h. frisches Menschenfleisch benutzt, und das bei Wunden, Gift und Pest innerlich und äusserlich angewendet wird. Das Mumienöl gegen giftige Bisse, unheilbare Wunden und Pestbeulen. Das kräftigere erhöhte Mumienöl bewahrt den Körper vor aller Fäulnis. Endlich die aus Menschenfleisch gebrannte Aqua divina, das göttliche Wasser, welches man zu Sympathiekuren benutzt. Um dieses Wasser herzustellen, zerstösst man einen ganzen gehenkten Menschen in einem Mörser zu Brei, giesst darüber Spiritus, tut Salz dazu und gewinnt auf diese Weise eine Flüssigkeit. Von dieser nimmt man eine kleine Quantität und giesst 3 oder 9 Tropfen Blut, die man dem Kranken durch Aderlass entnommen hat, hinein. Mischt sich das Blut mit der Flüssigkeit, so wird der Kranke gesund; tut es dies nicht, so ist wenig mehr zu hoffen.

Die Ausführungen Bechers verdanken der deutschen Sprache, in der sie abgefasst sind, und der Aufnahme in

eines der damals vor allem beliebten Kräuterbücher ihre Verbreitung. Originell sind sie jedoch nicht. Sie beruhen zum grossen Teil fast wörtlich auf der Arzneimittellehre des Frankfurter Arztes Johann Schröder (1600—1664), dessen Werk zuerst 1641 erschien, den Beifall hoch hervorragender Mediziner, wie von Boerhave und Friedrich Hoffmann gewann und bis zum Jahre 1748 in zahlreichen Ausgaben und Bearbeitungen erschien, um erst dann in Vergessenheit zu geraten[56]. In einem zweiten seiner Zeit viel benutzten Werk[57]) spricht sich Schröder etwas abweichend aus. Nach diesem besitzt man die wahre Mumie nicht mehr, und verkaufen die Apotheker statt ihrer einfach getrocknetes Menschenfleisch. Es sei aber doch ratsam, dasselbe nach den von ihm angegebenen Rezepten erst zu präparieren, um trockene, flüssige und frische Mumie herzustellen. Erstere helfe gegen Schwindsucht und Asthma, die zweite bei Epilepsie und zur Blutreinigung, die dritte gegen Geschwüre und Zersetzung.

Im wesentlichen decken sich die Vorschriften, welche Daniel Becker[58]) für die Mumienherstellung gibt, mit denen von Croll und Becher, im einzelnen sind sie aber äusserst ausgeklügelt und mit allerhand breit ausgesponnenen philosophischen Ausführungen verbrämt. Die Lebenskraft des Hingerichteten sei durch das ihm bevorstehende Leid zur höchsten Blüte gelangt und kämpfe daher noch nach dem Tode gegen alle Verwesung. Seine Mumie sei eigentlich gar kein Mensch mehr, sondern ein Lebensgeist, ein natürlicher Balsam usf. Noch zahlreicher anderer Schriften könnten wir gedenken, welche ähnliche Rezepte verzeichnen, doch genügt die Anführung der bisher Genannten. Regelmässig wird die Verwendung eines frisch getöteten, jugendkräftigen Menschen empfohlen[59]), meist soll er rothaarig sein „weilen

[56]) Vgl. Sprengel, Gesch. der Medizin IV S. 364 f. Mir liegt die Pharmacopoeia medico-chymica. Ulm. 1649. S. 294 ff. und die Pharmacopoeia Schroedero-Hoffmanniana. Genf. 1687. S. 609 vor.

[57]) Quercetanus Redivivus, Ars medica dogmatico-hermetica. Frankfurt. 1648. S. 821 ff.

[58]) Medicus Microcosmus. London. 1660. S. 293 f.

[59]) Der Nachdruck liegt hier stets auf der frischen Lebenskraft, die die Mumie enthalten soll, in vollem Gegensatz zu der uns geläufigen

in demselben das Geblüth dünner und das Fleisch daher auch vortrefflicher ist“[60]). Zuweilen gilt es als vorteilhaft, die Herstellung zu bestimmter Zeit, wenn die Sonne in das Sternbild der Jungfrau eintritt, vorzunehmen, und heisst es, die so zubereitete Mumie sollten alle Fürsten und Könige benutzen, um ein langes und glückliches Leben zu führen[61]). Je schwieriger die Herstellung war, um so wirksamer wurde das Mittel. Vor allem haben es Poppius und seine Erklärer und Fortsetzer, der Professor Johann Agricola zu Ingolstadt und der vielgenannte Jungken[62]) verbessert, nach denen es in allen Krankheiten hilft, besonders aber bei Schwindsucht, Ruhr, Gicht und als Liebestrank.

Die Unterscheidung verschiedener Arten von Mumie, die uns eben bei Becher begegnete, findet sich, um dies gleich hier zu erwähnen, bei zahlreichen Ärzten. Sie wurde durch die Übertragung der Bezeichnung auf ganz verschieden hergestellte Arzeneien notwendig. Meist nahm man, wie Becher, fünf Arten Mumie an, setzte nur gelegentlich als zweite nicht die ärmeren Leichen selbst ein, sondern einen aus ihnen fliessenden Saft[63]). In anderen Fällen fügte man eine sechste Gattung hinzu, die dann durch die natürliche Mumie, also durch den Asphalt selbst gebildet wurde[64]).

---

Verwendung des Wortes als Bezeichnung für einen durch lange Krankheit (so bereits Miracula S. Gregorii Verucul. von 1642 in Acta Sanctorum. Mai I S. 539) oder Alter (so schon Wieland, Sämtliche Werke. Leipzig. 1794. XI. S. 312) ausgezehrten Menschen; oder für das hohle Bild von etwas längst Vergangenem (so z. B. Schiller, Spaziergang Z. 163—4; Resignation, Str. 12). Wie das Wort Mumie im Italienischen zu der Bedeutung eines Dummkopfes, eines Tölpels kam, vermag ich nicht zu erklären.

60) Vgl. die anregende Schrift von William Marshall, Neueröffnetes wundersames Arzenei-Kästlein. Leipzig. 1894. S. 84.

61) Faber, Myrothec. Spagyr. Lib. I. cap. 11 (abgedruckt bei Becker, a. a. O. S. 298 f.).

62) Joh. Agricola, Deutlich- und wohlbegründete Anmerkungen über die Chymische Artzneyen Johannis Poppii, mit nützlichen Anmerkungen Joh. Helfrici Jungkens III. Nürnberg. 1686. S. 258 ff.; Anhang S. 267 ff.

63) Terzagus, Museo o Galeria del Sig. Manfredo Settala. Tortona. 1666. S. 178 ff.

64) Lanzonus, Opera III. S. 24 ff.

Im allgemeinen empfahl man, wie bemerkt, die Leiche eines rothaarigen Menschen in erster Reihe. Gelegentlich wählte man aber in Frankreich auch die Leiche eines beliebigen Gehenkten, zog Hirn und Eingeweide heraus und trocknete den Rest in einem Ofen. Hierauf tauchte man ihn in geschmolzenes Pech und verschiedene andere Drogen und verkaufte das Ganze als ägyptische Mumie[65]). Dann wurde Hexenmumie bei Bereitung einer Zauberbrühe verwendet[66]). Man nahm hier offenbar an, in der Mumie sei ein Teil der geheimnisvollen Kraft der Hexe zurückgeblieben, den man zu neuem Zauber verwerten könne. Es war das die gleiche Anschauung, die eine Verbrennung der Hexen als besonders empfehlenswert erscheinen liess, damit kein Rest derselben übrig bleibe, den ein Zauberer seinem verderblichen Tun dienstbar machen könne. Andere behaupteten, die echtägyptische Mumie sei am wirkungsvollsten, wenn sie von einer Jungfrau herrühre[67]). Diesen Gedanken übertrug man auf die frisch hergestellte Mumie und so lässt Shakespeare[68]) Othello ausführen, sein magisches Taschentuch sei mit Mumie gefärbt, welche die Weisen aus den Herzen von Jungfrauen zubereitet hätten.

In wieder andern Fällen kann jeder menschliche Leichnam ohne weiteres als Mumie dienen, eine Ansicht, welche sich mehrfach bei den Dichtern der englischen Blütezeit findet und zweifelsohne die damalige Volksüberzeugung wiedergibt. Da heisst es bei Shirley,[69]) wenn ich nicht Liebe erwecke, dann mache Mumie aus meinem Fleisch und verkaufe mich den Apothekern. Ein anderer Dichter[70]) sagt, ich möchte ihr Fleisch in Stücke reissen, und meinen Verlust mit ihrem

---

65) Diderot, a. a. O. S. 97.

66) Shakespeare, Macbeth IV. 1.

67) Donzelli a. a. O., Roquefort (angef. von Pettigrew, a. a. O. S. 12). — Die Angabe von Perrot, Essai sur les Momies. Nimes. 1845. S. 145, man habe Männermumie bevorzugt, weil diese als Familienoberhäupter besser einbalsamiert und balsamreicher gewesen seien, ermangelt jeden Beweises.

68) Mohr von Venedig. III. 4.

69) The Bird in a Cage (1633) in Shirley, Works ed. Dyce II S. 382.

70) The honest Lawyer (1616), angef. Pettigrew, a. a. O. S. 9.

zu Mumie verwandelten Aas decken. Falstaff meint, wenn ich ertränke und im Wasser aufschwölle, würde ich ein Berg von Mumie sein.[71]) Bei den um 1600 wirkenden Beaumont und Fletcher liest man,[72]) ich habe weder Rippen noch Rückgrat oder Knochen. Nach meinem Tode wird man finden, dass ich nur Mumie bin, die dazu dienen kann, Apothekertöpfe und Medizingläser zu füllen, aber ich werde keinen Knochen haben, den man einem Hunde zuwerfen könnte. An anderer Stelle[73]) wird einer Reihe von Leuten erklärt, man werde sie sich untereinander wie hitzige Kettenhunde zerreissen lassen; solche Schurken wie sie sollten Mumie werden. Gelegentlich freilich reden Dichter der gleichen Zeit auch von einer Behandlung der Leichen vor dem Mumiewerden. So wird bei Randolph[74]) bemerkt, ich werde im Grabe ruhen, mit Myrrhen und Kassia und reicheren Salben einbalsamiert als die ägyptischen Könige, und dies alles, damit mein wertvolles Grab das Land mit Mumie versehe. Allein, auch in diesen Fällen ist die Einbalsamierung nur Beigabe, das Wesentliche ist und bleibt die Leiche, die bereits für sich allein Mumie bilden konnte.[75])

In dieser Gleichstellung der Mumie mit der Leiche hatten die Europäer ein Vorbild an einer Art Mumie, welche aus dem Orient eingeführt ward, an den sogenannten „weissen Mumien“. Vielfach weisen die Schriftsteller, welche der Mumie gedenken, darauf hin, dass laut den Berichten der Schriftsteller des Altertums bisweilen Reisende in der Wüste von Sandstürmen verschüttet würden. Derartige Leichen, die im trocknen Sande der nordafrikanischen Wüste oder Arabiens gelegen hatten und von der Sonnenglut ausgedörrt

---

71) Shakespeare. Lustige Weiber von Windsor. III. 5.

72) The nice valour in Beaumont, Works ed. Dyce. X. S. 324.

73) The Sea Voyage in Beaumont, Works ed. Dyce. VIII. S. 331.

74) The Muse's Looking-Glass (Randolph starb 1634) in J. Reed, Select Collection of old Plays. IX. London. 1825. S. 183.

75) Noch Falconer, The Demagogue (1765), denkt nur an einen Leichnam, wenn er von der weichen Mumie eines Vornehmen redet. Andere Dichter freilich, wie J. Hale (Poems. 1646. S. 50) und Pope (Dunciad I. 1728. V. 151—2) setzen die Behandlung mit Spezereien als für die Mumifizierung notwendig voraus.

worden waren, bezog man aus Ägypten. Und mit ihnen andere, die das Meer ausgeworfen hatte und die dann am Strande vertrocknet waren. Sogar die Leichen von Leuten, welche auf der Seefahrt im roten Meere starben, soll man getrocknet und so nach Europa gebracht haben.[76]) Hier spielen die Stoffe, von denen man einst ausgegangen war, keine Rolle mehr, nur von menschlichen Leichenteilen ist noch die Rede. Höchstens wird gelegentlich darauf hingewiesen, die Kraft dieser hornartigen, sehr leichten Leichen sei dadurch erhöht oder bewirkt worden, dass die Sonne lange Zeit auf sie geschienen und ihnen dadurch einen Teil ihrer eigenen Kraft übertragen habe. Umgekehrt erklärten andere, diese weissen Mumien seien ganz oder doch grossenteils wertlos, da sie keine Einbalsamierungsstoffe enthielten[77]) oder da ihnen die Sonnenglut alles Öl und flüchtige Salz entzogen habe.[78]) In dem feuchten Klima Europas gingen derartige Leichen naturgemäss bald in Verwesung über, und so wird denn mehrfach der entsetzliche Geruch der Mumienmedizin betont, während andere demgegenüber nur von ihrem Asphaltgeruch zu reden wissen. Unser moderner Sprachgebrauch bezeichnet im allgemeinen diese Leichen nicht mehr als Mumie, doch ist der einstige Sinn nicht völlig verloren gegangen. Noch Annette von Droste-Hülshoff[79]) spricht von versandeten Mumien und nennt einen in der Wüste zurückgebliebenen Leichnam eine verdorrte Mumie.

Die Verwendung der weissen Mumie zu Heilzwecken war vor allem in den Zeiten verbreitet, in denen man im Abendlande überhaupt glaubte, dem menschlichen Körper und besonders dem menschlichen Leichnam zahlreiche Arzeneien entnehmen zu können. Gelegentlich galt eine einzige Leiche als eine ganze Apotheke, die gegen alle möglichen Krankheiten die Mittel an die Hand geben konnte. Ein Hauptvertreter dieser medizinischen Schule war der Kurfürstlich

---

[76]) Cardanus, De Subtilitate. Basel. 1560. S. 1143.

[77]) Valentinus, Historia simplicium. S. 287 f.

[78]) P. Belon, a. a. O.; Lemery, a. a. O.; Arnault de Nobbeville, a. a. O.

[79]) Gedichte: „Die Mergelgrube“, und „Bajazet“.

Brandenburgische Hof-Medikus und Professor in Königsberg Daniel Becker,[80]) der in der Vorrede seines Buches ausführlich darlegt, dass der ärztliche Gebrauch menschlicher Körperteile nach göttlichem und menschlichem Recht und Sitte erlaubt und empfehlenswert sei. Ähnliche Auseinandersetzungen wie er geben neben manchen anderen der bereits erwähnte Johann Joachim Becher und Johann Paul Wurffbain[81]) aus Nürnberg, dessen Arbeit sich durch Übersichtlichkeit auszeichnet.

Diesen Schriftstellern gilt der Mensch als ein Abbild der Welt, als ein Microcosmus, ein irdischer Gott, dessen Teile dementsprechend jeweils bestimmte Kräfte, vor allem zur Heilung haben. Das ist erfahrungsgemäss nicht nur bei den Lebenden der Fall, sondern auch bei den Toten. Man könnte zwar dagegen einwenden, letztere hätten keine Seele mehr, aber das sei doch kein Grund. Auch Pflanzen und Tiere, denen die Seele fehle, hätten Heilkraft, wie viel mehr komme dieselbe dem Leichnam des Menschen, vor allem des gewaltsam gestorbenen zu. Die Liste der heilbringenden Körperteile ist eine lange. Von Herz, Hirn, Haar, Nägel, Knochen, Fett, Haut, Galle an geht es durch den ganzen Leib hindurch bis zu den sonderbarerweise zu den Körperteilen gerechneten Läusen und der Usnea, dem Moose, welches auf den Schädeln der Hingerichteten wuchs, die man lange den Elementen preisgegeben am Galgen hatte hängen lassen. Daran schliessen sich die Ausscheidungen des Körpers, Blut, Speichel, Milch, Ohrenschmalz, Schweiss, Samen, Urin, Kot usf. Es ist dabei interessant zu beobachten, wie im Laufe der Zeit die letzteren Heilmittel dem Gebrauch der Mumie Abbruch taten. In der bekannten „Heilsamen Dreck-Apotheke,

---

80) Medicus Microcosmus (oft erwähnt als Traktat vom Menschen) in mehreren Ausgaben erschienen, das Vorwort datiert von 1633; ich benutze eine Ausgabe London, 1660, die S. 268—303 die Mumie behandelt und zahlreiche Rezepte behufs ihrer Verwendung als echte und als frisch hergestellte Mumie gegen eine lange Reihe von Krankheiten verzeichnet.

81) Dissertatio de medicamentis ex homine qua vivo qua mortuo desumtis Ductu Schroederiano tractatis (Präses: Jacob Pancratius Bruno). Altdorff. 1677.

wie nemlich mit Kot und Urin fast alle Krankheiten glücklich curiret werden" von K. F. Paullini[82]) wird zwar einzelnen der wenig appetitlichen Arzeneien Mumie beigemengt, im grossen und ganzen spielt sie aber bei diesem Arzte keine Rolle.

Wenn auch ein grosser Teil der Ärzte ihre frische Mumie anpriesen,[83]) so hielten doch andere und mit ihnen viele Patienten an der ägyptischen fest. Die echte Mumie erscheint daher häufig neben allerhand neueren Präparaten aus menschlichen Überresten in den Apothekertaxen.[84]) In der mittelalterlichen Musterapotheke des germanischen Museums zu Nürnberg befindet sich der durch die Asphaltbehandlung tiefschwarz gewordene halbe Brustkasten einer ägyptischen Mumie. Von zahlreichen Schriftstellern wird über die Fälschungen geklagt, die sich in den Apotheken unter den Drogen befanden „so wird oft Schelmenfleisch statt Mumia verkauft".[85]) Man verzeichnet daher die Kennzeichen der echten Mumie, um die Apotheker beim Einkauf der Droge gegen Betrug möglichst zu schützen.

Schon Otho von Cremona[86]) hob hervor, gute Mumia müsse schwarz verkauft werden. Dann heisst es, die ägyptische Mumie, die lieber äusserlich als innerlich und besonders von Tierärzten gebraucht werde, müsse hart, zerreiblich, braunschwarz, von bitterem Geschmack und von starkem Geruche sein.[87]) Ausführlicher ist ein dritter Schriftsteller:

---

[82]) Frankfurt. 1714. Neudruck in Scheible, Schatzgräber. III. Stuttgart. 1847. z. B. S. 106, 274.

[83]) Der Erzbischöflich Magdeburgische Hofarzt Friedrich Hoffmann, Clavis Pharmaceutica Schroederiana (Halle. 1675. S. 673) zieht beispielsweise die künstliche Mumie oder auch sonstiges Menschenfleisch der schwer zu beschaffenden ägyptischen vor.

[84]) z. B. Harmonia et Disharmonia taxarum. Hannover und Wolffenbüttel. 1700. S. 37, 98; Apotheker-Taxe zu der Wirtenbergischen Pharmacopoea. Hamburg. 1766. S. 69.

[85]) Conr. Kuhnradt, Medulla medica et destillatoria. 1614 (angef. Schelenz, Gesch. der Pharmazie S. 538).

[86]) De electione meliorum simplicium, abgedruckt in De conservanda bona valetudine (Salernitaner Codex). Frankfurt. 1545. S. 146.

[87]) Stephanus Blancardus (1650—1702), Lexicon medicum, herausgegeben von J. F. Isenflamm. I. Leipzig. 1787 unter Mumie.

„Im Einkauffen der Mumia muss man Achtung haben, dass man des Pulvers nicht viel mit nimmet, auch wann man grosse Stücken kaufft, dass es nicht allein gar dürre Bein sind, sondern dass die Bein auch fein fett, und noch Fleisch auf sich haben, auch darbey inwendig voll Marck seynd, denn an den ledigen Beinen ist keine Krafft, so ist das Pulver ebenmässig nicht allerdings rein, sondern mit Sand vermenget, desswegen muss solches gereinigt und gesäubert werden, damit keine dürre Bein oder ander Ding, so darunter nicht gehören, dabey seyn möge.“[88])

Lemery[89]) und die Ärzte zu Orleans Arnault de Nobbeville und Salerne[90]) raten, die Mumie zu wählen, welche rein, schön, schwarz, glänzend, von ziemlich starkem und nicht unangenehmem Geruche sei. Sie wirke abführend, Wunden heilend und zerteilend, helfe bei Quetschungen und verhindere ein Gerinnen des Blutes. Letztere empfehlen das Mittel, das in der Pharmocopöe von Paris aufgeführt werde, also in Frankreich noch Mitte des 18. Jahrhunderts offiziell anerkannt wurde, ausserdem innerlich um den Kopf zu reinigen, Geschwülste am Körper zu vertreiben und bei Frauenleiden. Noch am Anfange des 19. Jahrhunderts spricht Hill[91]) von der Mumie als von einem selbstverständlichen Bestandteile des Arzneimittelschatzes, der aber nur selten in den Apotheken echt zu finden sei. Es gäbe ihn in zwei Arten. Die eine sehr billige bestände aus dem getrockneten Fleische der mit Myrrhen und Spezereien einbalsamierten Körper. Sie werde in grossen Stücken von zerreiblichem Gewebe eingeführt, sei leicht, schwammig, dunkelbraun, oft mit schwarzer und klebriger Oberfläche, von starkem, unangenehmem Geruche. Die zweite äusserst teure Art sei der Saft, der kurz nach der Einbalsamierung aus den Körpern fliesse oder auch später zum Vorschein käme, wenn man diese grosser Hitze oder

---

88) Georg Nicolaus Schurtz, Neueingerichtete Material-Kammer. Nürnberg. 1673. S. 58 f. — Ich verdanke den Hinweis auf dieses interessante Werk meinem Kollegen Prof. Aloys Schulte.

89) a. a. O. S. 362 f.

90) a. a. O.

91) In Johnson, Dictionary a. a. O.

Feuchtigkeit aussetze. Solange dieser flüssig sei, sei er dick, undurchsichtig, klebrig, schwärzlich, stark und nicht unangenehm riechend. Getrocknet werde er hart, schön leuchtend schwarz, dicht, aber leicht zerbrechlich, wohlriechend.

Wie verbreitet der Gebrauch der Mumie vom 16. bis zum 18. Jahrhundert war, wird am besten eine kurze Auswahl aus den hervorragendern Gelehrten zeigen, die ihrer in rühmender Weise gedachten. Der seinerzeit hochgeachtete Mediziner und Mathematiker Hieronymus Cardano[92]) (1501 bis 1576) empfahl die menschliche Mumie selbst anzuwenden und meinte, auch die an der Sonne getrocknete sei nützlich, wenn es gelte, Blutungen zu stillen. In einem für die Entwicklung der Zoologie wichtigen Werke sah der berühmte Arzt und Philologe Julius Cäsar Scaliger[93]) die echte Mumie der älteren Autoren in dem Erdpech oder der für die Einbalsamierung verwendeten Mischung von Myrrhe und Aloe oder in den hiermit behandelten Körpern der Vornehmen. Letztere beiden Arten, die bei Brüchen und Quetschungen hülfen, kämen nicht mehr nach Europa, wo die Mumien nur Asphalt enthielten. In wenig klarer Weise sprach sich Anfang des 16. Jahrhunderts der Ferrareser Arzt Brasavolus[94]) für die Mumie aus, während der Frankfurter Mediziner Joachim Strüppe aus Gelhausen[95]) in ihr eine Art Universalmittel sah, das, innerlich oder äusserlich benutzt, ziemlich alle Krankheiten heilt, von denen er nicht weniger als 42 völlig verschiedene namentlich anführt. Nach dem Begründer der modernen Erfahrungswissenschaft Francis Bacon von Verulam[96]) hilft Mumie infolge der kleberigen Mischung der Balsame und der geheimnisvollen Kraft, dass Blut das menschliche Fleisch anziehe, gegen Blutungen. Gegen innerliche und äusserliche Wunden, Geschwülste, Quetschungen, Krämpfe

---

[92]) a. a. O.

[93]) De Subtilitate ad Cardanum. Exerc. 104 nr. 9.

[94]) Examen terrarum S. 454 (angef. bei Caesius, Mineralogia. Leiden. 1636. S. 355, 369 ff.)

[95]) Hertzog a. a. O. S. 27 f, 106 ff.

[96]) Sylva Sylvarum Cent. X nr. 98, in der Ausgabe. Amsterdam. 1661. S. 537. Das Werk erschien zuerst 1627 nach Bacon's Tode.

empfiehlt sie der bekannte dänische Altertumsforscher und Mediziner Ole Worm.[97]) Ein wunderbares Heilmittel ist sie für den seinerzeit viel genannten Professor der Medizin in Jena Georg Wilhelm Wedel (1645—1721),[98]) für seinen Zeitgenossen, den Leipziger Professor Michael Ettmüller[99]) ein solches gegen Wunden. Der hessische Leibarzt und Stadtphysikus zu Limburg und dann zu Hanau Johann Doläus[100]) will sie bei Epilepsie, der hervorragende Chemiker Boyle (1626—1691)[101]) bei Quetschungen und nach einem Fall, Valentinus[102]) und Joseph Lanzonus[103]) bei allerhand Krankheiten anwenden. Hertzog[104]) erzählt zum Beweise für den Wert der Mumie, ein Gothaer Barbier habe Mumienbinden extrahiert uud den Extrakt auf eine Wunde gestrichen, die sofort geheilt sei. Noch Johann Hübner[105]) gibt an, man brauche in den Apotheken ägyptische Mumie für bestimmte Arzeneien.

Trotz aller dieser Anpreisungen war der Ruhm der Mumie kein unbestrittener. Von Zeit zu Zeit erhoben sich Stimmen, die ihren medizinischen Gebrauch verwarfen. Dabei ward jedoch nur selten die Frage erörtert, ob sie als Arzenei wirksam sei oder nicht, man stritt im allgemeinen um prinzipielle Fragen. Die Anhänger Galen's, denen gelegentlich[106]) vorgeworfen wurde, sie liessen die Kranken lieber sterben, als dass sie ihnen eine in der antiken Literatur nicht nachweisbare Arzenei gäben, erklärten die Verwertung der aus dem Altertume nicht verbürgten Mumie für unwissenschaftlich. So sprach sich der bereits genannte Markgräflich Branden-

---

97) Musaeum Wormianum. Leiden. 1655. S. 344.

98) Pharmacia acroamatica. S. 239.

99) Opera omnia. Leiden. 1685. III. S. 98 f.

100) Encyclopaedia medicinae. Frankfurt. 1684. S. 130.

101) Works. II. S. 451.

102) a. a. O. — Die gelegentlich für den Mumiengebrauch angeführte Mumia mineralis des Petrus Poterius gehört nicht hierher. Sie besteht nach dessen Opera (Frankfurt. 1698. S. 371, 721) aus einem Gemisch von 1 Teil Blei und 2 Teilen Quecksilber.

103) Tractatus de Balsamatione Cadaverum. Genf. 1696; abgedruckt in seinen Opera omnia. III. Lausanne. 1738. S. 27 ff.

104) Mumiographia. Gotha. 1716. S. 61.

105) Handl. Lexicon. 4. Aufl. Leipzig. 1722, beim Worte Mumia.

106) Cardanus, a. a. O.

burgische Leib-Medicus, Professor in Ingolstadt und Tübingen Leonhardt Fuchs,[107]) einer der Hauptvertreter der klassizistischen Medizin, mit grosser Entschiedenheit gegen die Mumie aus. Ihm sind die Apotheken, in denen man sie feil hält, Schinders-Buden, und die Leute, welche zu dem Medikament, das ausserdem die ihm zugeschriebene Kraft nicht besitze, Lust hätten, seien als Menschenfresser anzusehen. Ähnliche Gründe wiederholt fast zwei Jahrhunderte später der tüchtige Botaniker und Mediziner August Quirin Rivinus (1652—1723):[108]) Der Mensch habe einen natürlichen Abscheu gegen alle Arzeneien, die vom Menschen stammten. Dieser Widerwille stelle sich bei den ägyptischen Mumien ein, die man in zahlreiche Mittel mische, ohne sich darum zu kümmern, ob der Tote wirklich mit Aloe, Myrrhen und Asphalt behandelt worden und ob er nicht an Krankheit, Pest oder Gift gestorben sei. Viel schlimmer sei es freilich, die aus der Hand des Henkers empfangenen Körper und Eingeweide von Dieben und Räubern zu benutzen. Ein Hund würde keinen toten Hund fressen, aber der Mensch sei schlimmer wie das Tier, er zerschneide, brate und koche seinesgleichen. Weiter wurde gegen die Mumienmedizin angeführt, das Essen von Menschenfleisch sei gesetzlich verboten und das Fleisch von Kranken könne schädlich wirken. Wie wenig konsequent letztere Kritiker freilich dachten, zeigte am besten der Umstand, dass sie ruhig die Verwendung sonstiger menschlicher Körperteile empfahlen.[109]) Von anderer Seite[110]) wird zwar zugegeben, dass die eigentliche Mumie, der Saft aus dem Körper der ägyptischen Vornehmen nützlich sei, aber die

[107]) Paradoxa Medicinae. Basel. 1535 (Paris. 1546) S. 86 f. (angef. Hertzog, a. a. O. S. 113; Gladbach, De Mumiis S. 19).

[108]) De medicamentorum officinalium censura in Rivinus, Dissertationes medicae. Leipzig. 1710. S. 72 ff. Auch Daniel Ludovici, De Pharmacia in Opera (Frankfurt. 1712.) S. 136 f. äussert sich in diesem Sinne.

[109]) so Wurffbain, a. a. O.

[110]) Joan. Renodaeus (Königlicher Hofarzt in Paris), Dispensatorium Medicum. Frankfurt. 1615. S. 312 f., 286, 481; Johann Daniel Horst, Pharmacopoeia. Frankfurt. 1651. S. 282; Joh. Zwelfer (Arzt in Wien, 1616—1668), Pharmacopoeia regia. Nürnberg. 1693. S. 537.

Ersatzmittel, vor allem die eingedickte, aus einem faulen Leichnam ausgedrückte Flüssigkeit, werde kein kluger Mann anwenden wollen.

Von den zahlreichen Gegnern, welche die Mumie, die altägyptische ebensogut wie die frisch hergestellte, im Laufe der Zeit in immer wachsender Zahl fand, seien hier nur einige besonders einflussreiche genannt. Der im allgemeinen als Anhänger des Paracelsus auftretende Andreas Libavius,[111]) der Begründer einer wissenschaftlichen Pflanzenhistologie Nehemjah Grew[112]), der Leipziger Professor Christian Johann Lange,[113]) der Leipziger Konrektor M. Friedrich Gottlieb Kettner,[114]) Friedrich Bauer,[115]) Johann Adolph Gladbach,[116]) Georg Bernh. Hendewerck,[117]) der Göttinger Professor Rudolph August Vogel,[118]) Jakob Reinhold Spielmann.[119]) Auch in England[120]) und in Frankreich[121]) sprach man sich im gleichen Sinne aus, und wird in ersterem Lande die „abscheuliche Mumie“ unter fremdländischen Handelsartikeln besonders hervorgehoben.[122]) Die Gründe, welche in das Feld geführt werden, sind immer die gleichen, deren bereits oben gedacht

---

111) Syntagma Arcanorum Chymicorum. Frankfurt. 1613. S. 324; vgl. auch die Auszüge aus Libavius bei Becker, Medicus Microcosmus. S. 273—6.

112) Museum Regalis Societatis. London. 1681. S. 3. — Vgl. für seine Bedeutung J. Sachs, Geschichte der Botanik. S. 257 ff.

113) Part. oper. S. 433 ff. (angef. Gladbach, a. a. O. S. 19.) Er lebte 1655—1701.

114) Historicum Schediasma de Mumiis Aegyptiacis. Leipzig. 1694; 2. Aufl. 1703. S. 98 ff.

115) Dissertatio de medicamentis e corpore humano desumtis merito negligendis (sub praesidio Joh. Guilielmi Pauli). Leipzig. 1721.

116) De Mumiis in praxi medica non facile adhibendis (Präses: Anton Momber). Helmstadt. 1735.

117) De Mumia (Präses: Heinrich Schulze). Halle. 1737.

118) Historia materiae medicae. Frankfurt. 1764. S. 372.

119) Pharmacopoea generalis. Strassburg. 1783. I. S. 149 f.

120) The doctor Scarïfyet seu Medicina flagellata. London. 1721; vgl. Acta Eruditorum Lipsiensium. 1721. S. 506.

121) Le Mascrier (Maillet), Description de l'Egypte. Paris. 1735. S. 284.

122) God's plea for Nineveh. 1657; angef. Ouseley, a. a. O. II. S. 480.

wurde. Daneben erklärte man, die Balsame der Mumien hätten im Laufe der Zeit ihre Kraft verloren oder ihre Wirksamkeit werde durch das beigemischte Menschenfleisch nicht erhöht, sondern geschädigt. Auch der Ekel, den ein solches Mittel, das nicht selten Magenkrampf, Erbrechen und übelriechenden Atem mit sich bringe und bitter schmecke, erwecken müsse, sei ungesund. Diesem Empfinden gibt der Dramatiker Webster[123]) besonders drastischen Ausdruck, wenn er von einem verarmten reichen Manne sagt, seine Gefolgsleute hätten ihn wie Mumie verschluckt und, als sie durch solche schreckliche und unnatürliche Arzenei krank wurden, da brachen sie ihn in der Hundehütte wieder aus.

Gelegentlich laufen bei dem Streite sonderbare Missverständnisse mit unter. Ein Feind der Mumienmedizin war der gelehrte Professor Caspar Hofmann zu Altorf (1572 bis 1648), der darüber klagt, dass sie noch immer viel benutzt werde.[124]) „Von den Sachsen habe ich gehört, dass bei ihnen kein Gastmahl stattfinden könne ohne Mumme, wie sie es nennen. Daher pflegen die, die nach Ägypten gehen, derartige Körper mitzubringen.“ Der biedere Professor hat hier das Braunschweiger Bier Mumme mit den alten Mumien verwechselt.

So eifrig aber diese Männer sich aussprachen, so verbreitet auch ihre Schriften waren, einen durchgreifenden Erfolg vermochten sie nicht zu erzielen, und bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts haben die Ärzte im allgemeinen an der Mumie festgehalten. Diese Tatsache war so selbstverständlich, dass beispielsweise Joh. Christ. Günther[125]) in seinen Spottversen über die Ärzte sagen konnte:

„Man dörrt so Kraut als Stiel,
man schindet Baum und Thier,
man prägelt, brennt und röstet
Fett, Ertz und Mumien.
Man zweiffelt, wagt und tröstet
Bis dass die Seel entfährt.“

---

[123]) The white devil (1612), abgedruckt in Reed, A select collection of old Plays. II. London. 1825. S. 214.

[124]) Paraleipomena officinalia S. 9. abgedruckt als Anhang zu C. Hofmann, De medicamentis officinalibus. Leiden. 1738.

[125]) Gedichte. 3. Aufl. Breslau. 1742. S. 383.

Dieser geringe Erfolg muss um so auffallender erscheinen, als die Gründe, mit denen den Angriffen auf die Mumie entgegengetreten wurde, bisweilen höchst eigenartige sind und eigentlich die Arzenei eher hätten schädigen als empfehlen sollen. Der Engländer Thomas Moufet setzt in zwei von 1581 und 1582 datierten Briefen[126]) auseinander, man wende sogar in den Kreisen der Galen-Anhänger den Kot des Esels, Hundes, Maultiers, der Maus, des Pferds, Menschen als Arznei an, ferner die Lunge von Fuchs und Wolf, die Eingeweide des Wolfs, die Leber und das Herz vieler Tiere. Man esse die Leichen von Fischen und andern Tieren, die man nur leicht eingesalzen oder geräuchert habe. Man benutze bei Epilepsie Menschenschädel. Da sei man doch weit eher berechtigt, die in sorgfältigster Weise hergestellte frische Mumie und den Mumienbalsam des Paracelsus in Gebrauch zu nehmen. Der Herzoglich Sächsische Hofarzt Gabriel Clauder erklärt in einem seinerzeit viel gelesenen und oft angeführten Buche,[127]) den Nutzen der Mumie bei Schwergeburten habe die Praxis erwiesen und er bereite selbst aus ihr eine rötliche und schwärzliche Essenz, die bei Skorbut, Unreinheit des Blutes, schwerer Verdauung, Wassersucht, Fieber, Katarrh, venerischen Krankheiten, Nierenleiden, Beängstigungen helfe. Die Mumie könne überhaupt nicht als eine menschliche Leiche gelten, sondern nur als ein Behältnis, in dem man die Balsame in einer viel feinern Mischung, als man sie jetzt herstellen könne, von einem Orte zum andern zu bringen vermöge.

Ähnlich denkt der Hof-Apotheker und Inspektor des Waisenhauses zu Gotha Christian Hertzog,[128]) der sich selbst für seine Apotheke eine Mumie hatte kommen lassen und nun deren Wert nach Möglichkeit zu preisen sucht. Nach ihm beweist bereits die Tatsache, dass der Asphalt den Toten die Unverweslichkeit gibt, dass er, richtig angewendet, auch

---

[126]) Abgedruckt bei Laurentius Scholzius, Epistolae philosophicae etc. Frankfurt. 1598. S. 531 ff, Brief nr. 279 und 280.

[127]) Methodus balsamandi corpora humana. Altenburg. 1679. S. 80 ff., 195 ff.

[128]) Mumiographia medica oder Bericht von Egyptischen Mumien. Gotha. 1716. Eingehende Inhaltsangabe in Acta Eruditorum Lipsiensium. 1717. S. 234—9.

zur Gesundheit der Lebenden beitragen könne. Die menschliche Hülle um die Einbalsamierungs-Spezereien dürfe nicht stören, man frage ja auch beim Weintrinken nicht nach der Herkunft des Leders, aus dem die Weinschläuche hergestellt worden seien, und ausserdem habe man die Leichen vor der Mumifizierung gewaschen. Wem aber trotzdem die Mumie ein unangenehmes Mittel bleibe, der solle bedenken, dass er durch Sünde dem Arzte in die Hände gefallen sei und die widerwärtigen Gesundheitsmittel ebenso wie die erfreulichen als Gaben Gottes ansehen müsse. Wenn man durch Totengebeine gesund gemacht werden müsse, dann solle man das zur eigenen Demütigung ertragen. Diese religiös-erbauliche Bedeutung der Mumien-Medizin wird auch von anderen Seiten betont. Der Jesuit Bernard Caesius,[129]) der den medizinischen Wert der Mumie durch ausführliche Auszüge aus älteren Schriftstellern zu erweisen sucht, und der neapolitanische Arzt Donzelli[130]) setzen auseinander, derartige Arzeneien, wie Mumie oder zu Staub zerstampfte Menschenschädel lehrten an den Tod, vor allem an den Tod Christi, denken und bewahrten hierdurch vor Sünde.

Bis in unsere Zeit hinein hat sich der Glaube erhalten, dass menschliches Blut und Leichenteile einen Heilwert besässen.[131]) In Franken verlangte man noch vor kurzem in den Apotheken Armsünderfett und erhielt unter diesem Namen eine Medizin.[132]) Unter diesen Umständen ist es natürlich, wenn in den Augen des Volkes gelegentlich auch die Mumie ihren Wert behielt. In der ganzen Gegend von Passau bis Landsberg verlangen die Landleute in den Apotheken Mumie, auch wildes Menschenfleisch genannt, als ein beliebtes Mittel für Menschen und Vieh, besonders gegen das „Schwinden".[133]) In den österreichischen Apotheken war ägyptische Mumie

---

[129]) Mineralogia. Leiden. 1636. S. 369 ff., 363.

[130]) a. a. O. S. 621.

[131]) Vgl. die Zusammenstellungen bei H. L. Strack, Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit (5. Aufl. München. 1900.) besonders S. 27 ff.

[132]) Adolf Wuttke, a. a. O. S. 129.

[133]) J. Wolfsteiner in „Bavaria" I. München. 1860. S. 461.

noch 1834 offizinell,[134]) und der Gedanke, dass ein richtig zubereiteter menschlicher Leichnam in seinen Teilen heilsam wirke, lebt noch jetzt in Steiermark. Hier heisst es, die Barmherzigen Brüder in Graz hätten das Privilegium, alljährlich einen Menschen zu Heilzwecken zu schlachten. Ein leicht Kranker, der um Ostern in ihr Hospital gekommen sei, werde abgefangen, an den Füssen aufgehängt und zu Tode gekitzelt. Seine Leiche werde zu Brei gesotten, und dieser ebenso wie das Fett und die Knochen des Getöteten würden dann in der Apotheke verwertet.[135]) — Im grossen und ganzen hat die Verwendung der Mumie mit dem Beginne des 19. Jahrhunderts aufgehört. Der bekannte Begründer der Homöopathie Samuel Hahnemann[136]) führt sie zwar noch als ein hartes, trocknes, glänzend schwarzes Fleisch von nicht unangenehmem Geruche und bitterlichem Geschmacke an. Dann aber sagt er, die Voreltern hätten sie zur Zerteilung von Geschwüren und als angeblich eröffnendes Mittel des Gehirnes und bei Frauenleiden verwendet, benutzt sie also selbst nicht mehr. Aus der späteren medizinischen Literatur verschwindet sie allmählich ganz und die encyklopädischen Werke[137]) nennen sie bald nur noch als ein Arzeneimittel, von dem man längst abgekommen sei.

Für die Tiermedizin scheint die echte Mumie, ihres verhältnismässig hohen Preises halber, keine grössere Bedeutung gewonnen zu haben. Nur für die Jagdfalken, in denen man besonders wertvolle Tiere sah, ward sie empfohlen.

---

[134]) Hoefler, Volksmedizin und Aberglauben in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. München. 1888. S. 74. — G. F. Most, a. a. O. bemerkt 1842, dass die ägyptische Mumie als Mumia mineralis noch in alten Apotheken bekannt sei. — Wie mir Herr Oberbibliothekar Dr. Zucker in Erlangen freundlichst mitteilt, befanden sich noch im Jahre 1855 in der Apotheke zu Tettnang bei Friedrichshafen in einer Büchse neben andern zurückgestellten Sachen Mumienstücke, die vermutlich als Abführmittel hatten dienen sollen.

[135]) V. Fossel, Volksmedicin und medicinischer Aberglaube in Steiermark. Graz. 1886. S. 172.

[136]) Apothekerlexikon II. Leipzig. 1798. S. 84.

[137]) z. B. Neues Rheinisches Conversations-Lexicon. VIII. Köln. 1834. S. 742.

Ihnen flösste man sie entweder, auf Grund einer Vorschrift des Cassian, ohne weiteres als Pulver ein,[138]) oder man streute sie auf das Fleisch, ehe man es den Vögeln zu fressen gab.[139]) In den Zeiten, in denen die Mumie als Heilmittel in Verruf geriet, empfahl man sie als Lockspeise für Fische. Paré hatte dies bereits getan, und bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts spricht man sich mehrfach in gleichem Sinne aus.[140]) Daneben diente sie als Räucherpulver. Durch Verbrennung von Mumie schützte man das Stallvieh gegen Unholde und die durch sie veranlassten Krankheiten.[141]) Hier, wo Unholde als die Schuldigen genannt werden, taucht offenbar eine Erinnerung an die magische Kraft, die nach alter Ansicht den Mumienkörpern inne wohnen sollte, auf, und zugleich eine solche an den alten Glauben an eine Dämonen vertreibende Wirkung des Asphalts. Bereits um 425 n. Chr. hatte man ihn einem Räuchermittel beigemischt, dessen Geruch Krankheiten bei Menschen und Tieren bekämpfte, Dämonen in die Flucht trieb, Hagelwetter verhinderte und die Luft reinigte.[142])

Eine anderweitige Verwendung fand die Mumie als Farbstoff. In einem der gegen Ende des 16. Jahrhunderts entstandenen Fastnachtsspiele von J. Ayrer[143]) brauchte man um den Kampf der Ratten und Mäuse gegen die Katzen auf ein Tuch zu malen, ausser Bleiweiss, Mennige, Zinnober, Pariser Rot usf. auch ein wenig Mumie. Lange Zeit diente die Mumie zu gleichem Gebrauch. Wenn er auch gelegentlich der Vorzeit zugeschrieben wird, so spricht doch beispiels-

---

[138]) Fouilloux' Fauconnerie fol. 41a, angef. bei La Curne de Sainte-Palaye, Dict. hist. de l'ancienne langage Français. VII. S. 406.

[139]) Carolus d'Arcusia de Capre, Falconaria, deutsch. Frankfurt. 1617. S. 106.

[140]) Guyon, a. a. O. S. 24; Bomare, a. a. O. III. Paris. 1765. S. 460, der dabei aber an die frisch hergestellten Mumien, die nach ihm keinen unangenehmen Geschmack hätten, denkt; Dict. des sciences médicales. XXXIV. Paris. Panckoucke. 1819. S. 51 ff.

[141]) Hänle, Lehrbuch der Apothekerkunst. I. 8. Leipzig. 1821.

[142]) Vegetius, Ars veterinaria I. 20.

[143]) Herausgeg. von Keller in Bibl. des Litterarischen Vereins. Stuttgart. LXXIX. S. 2367.

weise Jean Paul[144]) bei einem Kirchhofsbesuche von seinen Phantasien, die zu leicht mit dem Braun zerbröckelter Mumien malten und haben noch neuerdings hervorragende Maler, wie Makart, auf diesen Farbstoff zurückgegriffen. — Endlich ist noch zu erwähnen, dass die englischen Gärtner unter Mumie eine Mischung von Asphalt und Pech verstanden, und dann mit übertragener Bedeutung eine Art Wachs, das beim Pfropfen von Bäumen benutzt wurde.[145])

Wir stehen am Ende unserer Ausführungen. Ausgehend von der bei Griechen und Römern vermerkten Heilwirkung des Asphaltes, suchte man diesen Stoff erst aus der Natur und dann aus den mit ihm behandelten altägyptischen Leichnamen zu gewinnen. Bald erschien letztere Quelle als die empfehlenswertere; die Erhaltungsstoffe sollten in ihr besonders fein gemischt sein, der Zusatz von Leichenstoffen habe ihre Kraft noch erhöht. Letztere traten nunmehr allmählich in die erste Reihe, der Asphalt erschien von nebensächlicher Bedeutung. Die Überzeugung von der Zauberwirkung und heilenden Macht des menschlichen Leichnams unterstützte die Verwendung der Mumie. Erst als die Fortschritte der Naturwissenschaften um die Wende des 18. Jahrhunderts auch der Arzeneiwissenschaft zugute kamen, schwand dieser Glaube und ward die Mumie aus den Apotheken verbannt. Ob sie damit ihre Rolle für alle Zeiten ausgespielt hat? Eine solche Frage wird sich schwer mit Sicherheit bejahen lassen. Die Kraft, mit der alte volkstümliche Anschauungen und alte Mittel der Volksmedizin sich immer wieder Ansehen, nicht nur im niederen Volke, sondern auch in weiteren Kreisen zu verschaffen wissen, lässt es nicht ausgeschlossen erscheinen, dass auch die Mumie einst von neuem hervorgesucht und als Heilmittel angepriesen werden wird.

---

[144]) Leben des Quintus Fixlein in Werke. I. Lieferung. Bd. IV. Berlin. 1826. S. 194.

[145]) Egbertbuys, Dict. of terms of art II. Amsterdam. 1769. S. 156; Johnson, Dict. III beim Worte Mummy.

# Brautkrönchen aus der Gegend von Trier.

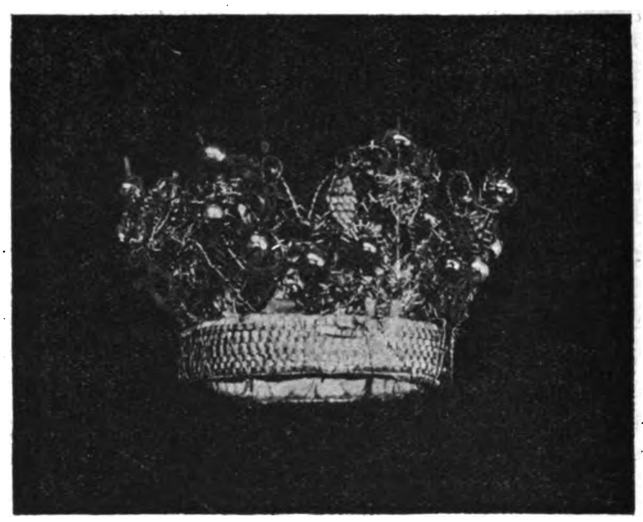
(Mit 2 Abbildungen.)

Von **Dr. Gustav Michel,** Hermeskeil.

Auf der Trachtenausstellung, welche im Jahre 1901 in Trier stattfand, war auch ein Brautkrönchen ausgestellt, das nach dem Katalog im Jahre 1837 in Osburg auf dem Hochwald getragen worden sein sollte. In einer Fussnote war dazu bemerkt, dass diese angebliche Brautkrone in Wirklichkeit eine Madonnenkrone sein dürfte, eine Ansicht, die bei der Kleinheit des Krönchens nicht unberechtigt erscheint. Genaue Nachforschungen in Osburg selbst haben nun ergeben, dass die Krone zweifellos von der Grossmutter des Besitzers getragen worden ist. Trotzdem war die Vermutung wegen der Madonnenkrone nicht unbegründet. Die Lösung der Frage findet man in den Schriften des Pfarrers J. H. Schmitz, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts über „Die Sitten und Sagen des Eifler Volkes“ geschrieben hat und von Simrock wegen der Zuverlässigkeit seiner Beobachtungen besonders geschätzt wurde. Er berichtet: „Früherhin war es allgemein bräuchlich, dass die Braut beim Gange zur kirchlichen Trauung die Krone von dem Bilde der heiligen Mutter Gottes in der Kirche, die Muttergotteskrone, erhielt. Es soll aber vorgekommen sein, dass eine nicht mehr unbescholtene Braut dieselbe getragen habe und die Krone schwarz geworden sei Von dieser Zeit wurde daher die Muttergotteskrone nicht mehr zu diesem Zwecke verwendet.“

Hermann Rehm hat diesen Bericht in seinem „Hochland der Eifel“ (1890) wiedergegeben und fügt seinerseits hinzu, in manchen Gegenden sei es Sitte gewesen, dass jährlich ein Mädchen als Königin gewählt worden sei, dessen Obhut die Krone anvertraut war, und welches das Amt hatte, die Braut mit der Krone zu schmücken. An dem Schluss der Darstellung von Schmitz dürfte das Tatsächliche sein, dass mit der Brautkrone derselbe Missbrauch getrieben wurde wie heute noch mit dem Myrthenkranz und dass infolgedessen das Ausleihen der Muttergotteskrone von der Geistlichkeit verboten wurde.

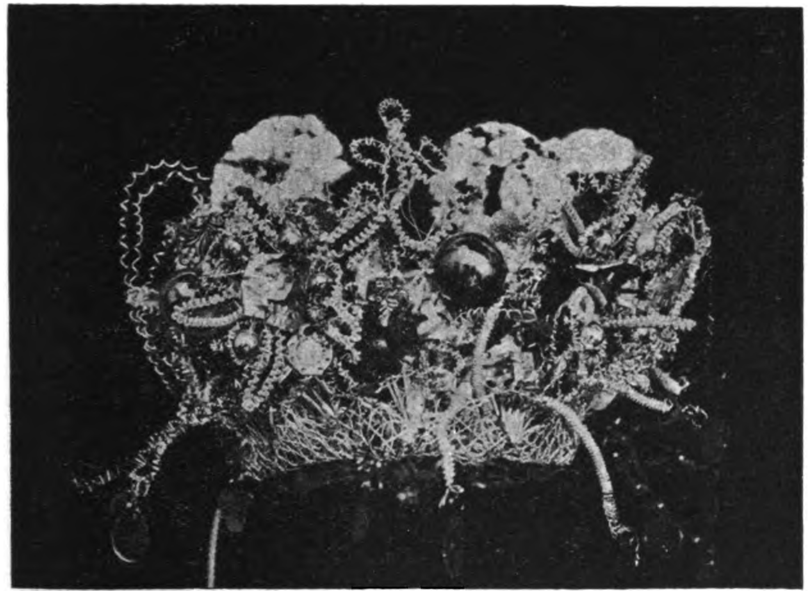
Da nun der Hochwald und der Hunsrück in ihren Kulturäusserungen mit der Eifel nicht nur grosse Ähnlichkeit, sondern vielfach völlige Übereinstimmung aufweisen, da ferner die Brautkronen in allen drei Gebieten in völlig gleicher Form vorkommen, lässt sich ohne weiteres annehmen, dass die Brautkronen auf beiden Seiten der Mosel denselben kirchlichen Ursprung haben und durch dasselbe kirchliche Verbot ausser Kurs gesetzt worden sind. Als Schmitz



Figur 1.

schrieb — im Jahre 1858 —, handelte es sich augenscheinlich um einen längst abgetanen Brauch. Ob in der Eifel die Brautkronen durch das kirchliche Verbot sofort verschwunden sind, ist mir nicht bekannt. Auf dem Hochwald und Hunsrück hat sich das Volk nicht entschliessen können, die liebgewordene Sitte ohne weiteres aufzugeben, vielmehr haben hier die Leute die Kronen selbst angefertigt und die Bräute damit geschmückt. Diesem Umstand ist es zu verdanken, dass man hier noch solche alte Brautkronen nicht allzu selten in Privatbesitz findet, wo sie oft als heiliger Familienschatz sorgfältig gehütet werden. Des weiteren führte die Selbstanfertigung der Kronen dazu, dass man nicht nur die Braut, sondern auch das sogenannte Brautengelchen, ein kleines,

weissgekleidetes Mädchen, das vor der Braut herging und Blumen streute, mit einer gleichen Krone schmückte. Schliesslich hat sich dann noch der sinnige Brauch eingebürgert, dass ein Mädchen, das zur ersten Kommunion ging, das Brautkrönchen seiner Mutter trug. So erzählte



Figur 2.

mir eine Frau aus Hermeskeil, dass sie in den dreissiger Jahren mit der Brautkrone ihrer Mutter getraut wurde, nachdem sie dieselbe schon bei ihrer ersten Kommunion getragen hatte. Aus dieser Angabe muss man übrigens schliessen, dass das kirchliche Verbot der Madonnenkronen mindestens bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts zurückreicht. Durch die vielfältige Verwendung dieser Kronen scheinen aber schliesslich die Leute der Sache überdrüssig geworden zu sein. Nach allen Angaben, die ich von alten Frauen erhalten konnte, scheint die Sitte um das Jahr 1840 herum völlig erloschen zu sein.

Kommen wir jetzt zur Beschreibung der Brautkronen. Das als Figur 1 abgebildete Krönchen wurde in den zwanziger

Jahren von einer Frau in Rascheid getragen. Es hat eine Standfläche, deren Durchmesser 6 cm beträgt Es besteht aus einem festen Gerüst aus Eisendraht, welches mit Silber- und Goldflitter überwoben und mit dünnen Messingplättchen von gelber und roter Farbe unterlegt ist. Zwischen dem Flitterwerk sind farbig und metallisch glänzende Glasperlen eingefügt. Oben an den Spitzen hängen an Ösen dünne, gestanzte Messingplättchen, welche Eicheln, Weintrauben, Räder, Baumblätter, Kronen und Schellen darstellen.

Das als Figur 2 abgebildete Krönchen stammt aus Badenhard auf dem Hunsrück und befindet sich im Besitz des Pfarrers Örtel in Neuerkirch. Wann es getragen wurde, ist nicht zu ermitteln. Sein Fuss hat einen Durchmesser von 8 cm. Über einem leichten Drahtgestell ist ein dichtes Gewirr von Silberflitter aufgebaut, in welchem man 5 Sterne unterscheiden kann, die mit roten, grünen und gelben Messingplättchen unterlegt und mit metallschimmernden Glasperlen verziert sind. Zwischen den Sternen befinden sich dicke, rote Glaskugeln. Aus dem obern Rand der Krone erheben sich drei rot- und weissgestreifte Bogen aus flockiger Wolle. Aus dem Fuss der Krone entspringen strahlenförmig nach allen Seiten spiralförmig zusammengedrehte silber- und goldfarbige Drähte, die bei jeder Bewegung schwanken und zittern. Sie tragen an ihrem Ende dieselben gestanzten Messingbleche, die wir schon an der anderen Krone kennen gelernt haben. Die gleichen Plättchen finden sich über die ganze Krone zerstreut. Als besondere Eigentümlichkeit ist noch zu erwähnen, dass an den Stellen, wo die drei Bogen aus flockiger Wolle über die Krone emporragen, je ein verdorrter Rosmarinstengel senkrecht in das Gerüst der Krone eingesteckt ist. Jetzt sind die dürren Stengel abgebrochen; man darf aber annehmen, dass ihre grünen Spitzen ursprünglich aus der Krone herausgeragt haben. Bei den Hochwaldkronen liess sich eine solche Verzierung mit Rosmarin nicht nachweisen. Dagegen hat sich auf dem Hochwald bis weit über die Zeit der Brautkronen hinaus die Sitte erhalten, dass die Braut beim Gang zur Kirche in der Hand ein sorgfältig zusammengefaltetes Taschentuch trug, aus welchem

ein mit Goldflitter und bunten Seidenbändchen verzierter, frischer Rosmarinstengel hervorragte.

Die Art, wie die Brautkronen getragen wurden, scheint verschieden gewesen zu sein. Auf dem Hunsrück soll die Krone auf dem blossen Kopf getragen worden sein, und zwar als Umkleidung eines kleinen Haarknotens, der auf dem Scheitel zusammengedreht wurde. Eine Nachprüfung dieser Angabe war mir nicht möglich. Auf dem Hochwald war es dagegen allgemeiner Brauch, die Krone auf die Mitte der Brauthaube anzuheften. Obwohl mir eine solche Brauthaube zur Verfügung steht, verzichte ich doch darauf, eine Abbildung von ihr zu geben, da es scheint, als wenn eine typische Form dieser Hauben nicht bestanden habe. Ich konnte nur noch wenige alte Frauen ausfindig machen, die in ihrer Jugend selbst noch die Brauthaube mit der Krone getragen haben. Aber jede schilderte mir die Form ihrer Haube anders, was sich schwerlich aus der Vergesslichkeit des hohen Alters erklären lässt, sondern vielmehr zu der Annahme zwingt, dass die Mode für diese Hauben einen ziemlich freien Spielraum liess. Gemeinschaftlich war den verschiedenen Schilderungen, dass die Haube aus weissem Tüll bestand und an der linken Seite mit rosa Bändern und künstlichen Blumen verziert war. Sie wurde mit einem breiten Bande unter dem Kinn gebunden. Von dem hintern Teile fielen breite, lange Seidenbänder auf den Rücken, und an manchen Orten liebte man, durch eine möglichst grosse Zahl von Bändern einen besonderen Luxus zu entfalten. Der Deckel der Haube bildete eine ebene Fläche, in deren Mitte die Krone festgeheftet war. Die Brauthaube hat übrigens die Krone noch lange überlebt, wahrscheinlich deshalb, weil die Frauen hierzulande auch alltags ähnliche Hauben, die sog. Kommodchen, zu tragen pflegten. In Rascheid wurde die Brauthaube noch am Anfang der siebziger Jahre getragen, allerdings von einer Braut, deren Vater noch besonders auf das Beibehalten der alten Bräuche hielt. Diese Braut trug auf der Haube an Stelle der Krone ein kleines künstliches Myrthenkränzchen von 6 cm Durchmesser, also genau der Grösse der Krone entsprechend. Ihre Mutter hatte im Jahre 1847 eine ähn-

liche Haube und ein kleines Kränzchen von Grün mit weissen Blumen getragen. Diese Sitte charakterisiert sich deutlich als ein Übergang von der Brautkrone zum modernen Kranz und zeigt gleichzeitig, wie allmählich dieser Übergang von statten ging. Übrigens hat sich der Myrthenkranz auf dem Hochwald nicht einzubürgern vermocht. Man trägt an seiner Stelle einen Kranz von künstlichen Orangeblüten.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung über die symbolische Bedeutung der Brautkronen im allgemeinen. Die Krone ist das Zeichen der Königswürde, mit der sich in der Vorstellung des Volkes der Inbegriff von Glanz und Glück verbindet. Wenn jemand an seinem Hochzeitstag eine Krone trägt, um damit auszudrücken, dass er diesen Ehrentag als die Krönung seines Lebens und den Gipfel des Glücks betrachtet, so gibt das einen guten Sinn. Aber diese Deutung ist nur in den ziemlich seltenen Fällen ausreichend, in denen nicht nur die Braut, sondern auch der Bräutigam eine Krone trägt. Dagegen wirkt es in solchem Zusammenhange geradezu stilwidrig, wenn nur die Braut sich mit der Krone schmückt. Denn die Königskrone ist nach allgemeiner Anschauung ein durchaus männliches Attribut, und wenn die Königin ein Krönchen oder Diadem trägt, so ist das nur ein Abglanz der Würde ihres Gatten. Dagegen findet die nur von der Braut getragene Krone sofort einen guten symbolischen Sinn, wenn man sie als Madonnenkrone auffasst. Die Braut würde dadurch beim Eintritt in die Ehe gemahnt werden, sich die Gottesmutter, welche als Muster reinster Weiblichkeit gilt, zum Vorbild zu nehmen. Hierbei wäre es von untergeordneter Bedeutung, ob die Krone wirklich der Kirche entnommen oder nur als Muttergotteskrone aufgefasst wird. Der kirchliche Ursprung der Brautkrone wird nicht überall so deutlich sein wie in unserem Falle, aber es dürfte nicht ohne Wert sein, auch anderwärts nach ähnlichen Zusammenhängen zu forschen.

---

# Der Naunenbaum.

Von Rektor **Weimann**-Dortmund.

---

Naunenbaum! — Ihn kennt jedermann in der Soester Börde. Uns Jungen war er das Ziel unserer ersten Ausflüge, die wir auf eigene Faust die Haar hinauf „in't Kölske", ins Kölnische (das zu Kur-Köln gehörige Herzogtum Westfalen) unternahmen. In der Nähe von Günne, etwa 150 m südlich vom Haarwege, thront er majestätisch auf einer der höchsten Erhebungen des Haarstrangs und ragt mit seiner mächtigen Krone hoch über die teils baumlose, teils mit niedrigem Schlagholz bedeckte Umgebung hervor, so hoch, dass er 6 bis 8 Stunden Weges sichtbar ist, sichtbar in der ganzen Soester Börde bis an die Lippe hin.

Naunenbaum! Warum denn Naunenbaum? Auf der Flurkarte stand er verzeichnet unter dem Namen Altareiche. Und doch ist es keine Eiche, sondern eine mehrere hundert Jahre alte Linde. Aber dieser Widerspruch lässt sich wenigstens erklären. Man braucht nur an die Zeit der ersten Sendboten christlichen Glaubens zu denken, wo hier vielleicht eine mächtige Eiche stand, die in Ermangelung eines Gotteshauses als Stätte der Verkündigung diente. Vielleicht war es eine heilige Eiche, wie jene dem Gotte Donar geweihte bei Geismar in Hessen, und der Missionar baute absichtlich unter ihren Zweigen einen Altar, um desto sicherer den alten Heidenglauben zu stürzen. Bald erhoben sich Kirchen in der Umgegend, z. B. in Körbecke, Bremen usw.; aber das Gedächtnis an die Stätte der ersten christlichen Predigt blieb in dem Namen Altareiche erhalten, blieb sogar erhalten, als die alte Eiche morsch und ein Opfer der Zeit geworden war. An ihre Stätte wurde ein neuer Baum gepflanzt, nicht eine Eiche, sondern eine Linde, wie man im Mittelalter überall an öffentlichen Plätzen zu tun pflegte. Aber der Name Altareiche blieb.

Wem dies zu weit hergeholt erscheint, der nehme folgende, mir von Herrn Lehrer Reinhold-Wamel bei Körbecke freundlichst übermittelte Erklärung des Wortes: Am

Feste des Kirchenpatrons der Pfarre Körbecke, des heiligen Pankratius (12. Mai), wurde in früheren Jahrhunderten eine Prozession um das ganze Kirchspiel gehalten, welche gleichzeitig als Schnadegang (Schnatgang von Schnat = Grenze) galt. Weil die Prozession schon in der Morgenfrühe in Körbecke ihren Anfang nahm, wurde das Hochamt anstatt in der Pfarrkirche gegen 9 Uhr morgens an jenem Platze gehalten, auf welchem ursprünglich eine alte, hohe Eiche stand. Von dem Altare, welcher an diesem Tage unter dem Baume errichtet wurde, soll der Name Altareiche herstammen. Wahrscheinlich ist jene Eiche durch hohes Alter oder auch durch Blitzschlag zugrunde gegangen und durch eine Linde ersetzt worden.

Ja, Altareiche lässt sich erklären trotz des Widerspruchs zwischen dem Namen Eiche und der Tatsache, dass es eine Linde ist. Aber Naunenbaum! Ja, warum Naunenbaum?

Unser Rektor Göpner, ein alter Theologe und grosser Freund der Heimatgeschichte, hielt es für seine Pflicht, uns nicht nur mit der Geschichte der altehrwürdigen Hansestadt Soest bekannt zu machen, sondern auch mit den Denkwürdigkeiten der Soester Börde, und wir mussten manchen Vorwurf hinnehmen, wenn wir diese oder jene geschichtlichen Denkmäler und sagenhaften Stätten noch nicht besucht hatten. Und wie wusste er uns für unsere engere Heimat zu begeistern! Ich denke noch gern daran, dass er den Schauplatz des Nibelungenliedes nach Soest und der Soester Börde verlegen wollte; führte doch eine Flur nördlich des Dorfes Stocklarn, in der Nähe der Ahse, den Namen „op'm niewelinge".

Auch über den Naunenbaum hielt er uns einen gelehrten Vortrag, der darin gipfelte, dass der Name nur volksetymologisch verhunzt sei und ursprünglich wohl Nornenbaum geheissen habe. Nornenbaum, ja, das war ja auch eine vollwichtigere Ware, hatte einen besseren Klang als der Name Naunenbaum. Denn mit Naune bezeichnet man in meiner Heimat die Mittagsruhe, die sich der Landmann während der heissen Jahreszeit gönnt. Die Siesta des Südländers heisst hier Naune. Man naunt während der Erntezeit nach dem Mittagessen. Um 12 Uhr wird die Arbeit beendet, dann gegessen und im Anschluss an die Mahlzeit genaunt bis gegen

2 Uhr; alsdann ist die Naune aus und die Arbeit wird wieder aufgenommen. Aber an diese simple Naune zu denken, fiel unserm gelehrten Rektor nicht ein; er hatte sich nun einmal in den Namen Nornenbaum verbohrt und versuchte diese Erklärung gegen Erklärungen von anderer Seite, die mehr oder weniger ebenso gesucht waren wie die seinige, zu verteidigen.

Und doch hat mir diese Erklärung nie recht behagen wollen trotz der grossen Achtung, die ich dem geschichtskundigen Gelehrten entgegenbrachte. Denn als Kind der Börde hielt ich ja selbst im Sommer meine Naune, am liebsten unter den Bäumen im Rasen liegend. Warum sollten die Schnitter, die oben auf der Haar ihr Korn mähten, nicht unter der alten schattigen Linde ihr Mittagsschläfchen gehalten und so dem Baume den Namen gegeben haben?

Und ebenso dachten und denken heute noch viele, welche ihren gesunden Menschenverstand gebrauchen, um eine Erklärung des Namens zu finden. Ein Zufall sollte mir nun vor einiger Zeit behilflich sein, für diese Frage eine allseitig befriedigende Lösung zu finden.

Mit meinem Jungen durchstreifte ich die Börde. Eine dieser Wanderungen hatte als Ziel den Naunenbaum. Immer das weithin sichtbare Ziel im Auge, hatten wir bald Meiningsen und die Wierlauke hinter uns. Kurz vor dem Dorfe Theiningsen wurde der Baum durch hervortretendes Gehölz unsern Blicken entzogen. Da ich seit 20 Jahren nicht in dieser Gegend gewesen war, und seit dieser Zeit sich die Wegeverhältnisse bedeutend verändert hatten, fragte ich ein Bauernmädchen nach dem nächsten Wege zum Naunenbaum. Naunenbaum? Nein, den kannte es nicht, ebensowenig die auf unser Gespräch aufmerksam gewordene Mutter des Mädchens. Ich sagte im Dialekt: „Den Baum müsst ihr doch kennen! Er steht doch ganz nahe am Haarwege, da, wo der Weg nach Günne hinuntergeht." „Hai mainet de ôlteroike." „Er meint die Altareiche", sagte da die Mutter mit überlegenem Lächeln zu ihrer Tochter. Ja, die meinte ich. Da mir dieser Name von der Karte bekannt war, konnte ich mich jetzt leicht verständigen und erfuhr, dass man weder in Theiningsen und den umliegenden Haardörfern, noch in Deleke, Günne, Kör-

becke und anderen Dörfern des benachbarten Möhnetales den Namen Naunenbaum kenne. Dort sage man überall ölteroike, Altareiche, was später von mir gehaltene Nachfragen bestätigt haben. Bei ihnen zu Hause - die Frau war aus der Nähe von Werl — sage man nicht Altareiche und auch nicht Naunenbaum, sondern tain-iuers-bäum, Zehn-Uhr-Baum. Warum denn das? Nun, weil die Sonne um 10 Uhr gerade über dem Baume stehe. Stimmt! Von Werl aus liegt der Naunenbaum südöstlich. Von der Soester Börde liegt er dagegen genau südlich. Zeigte sich die Sonne also über dem Baume, dann war es für die Schnitter in der Börde, besonders in der Niederbörde, Zeit zur Naune. In einer Zeit, in der es Taschenuhren noch nicht gab oder diese doch wegen ihres hohen Preises nur im Besitze der wohlhabenden Stadtherren zu finden waren, wo selbst Turmuhren mit Stundenschlag noch eine Seltenheit waren, wo die gebräuchlichste Uhr die Sonnenuhr*) war, da bildete der hochragende Naunenbaum eben solch eine natürliche Sonnenuhr für die Umgegend. Daher entstand bei Werl der Name tain-iuers-bäum, Zehn-Uhr-Baum, und in der Niederbörde der Name Naunenbaum.

Und so ist die Naune zuguterletzt doch noch zu ihrem Rechte gekommen, und verblichen ist jetzt der Glanz des Sagenhaften, den der Name Nornenbaum um die alte Linde zu weben suchte.

Wie hier bei dem Worte Naunenbaum, so geht es oft bei Erklärungen von Personen-, Orts-, Flurnamen usw. Das Einfache, das Natürliche und Naheliegende wird übersehen und dafür aus der Rüstkammer der Wissenschaft viel gelehrtes Zeug herangeschleppt, um der oft an den Haaren herbeigezogenen Erklärung den nötigen Halt zu geben. Die beste Rüstkammer für den Etymologen bildet der heimische Dialekt und die genaue Kenntnis des Volkes mit seinen

*) Dass diese Zeit nicht so sehr weit zurückliegt, können wir an der Kirche zu Borgeln sehen. Die alte, über dem Portal an der Südseite angebrachte Sonnenuhr trägt die Inschrift: „Zu Gottes Ehr ist dies verehrt. 1708. Hinderich Gertner, Elisabeth Issing, Eheleute.“

Sitten und Gebräuchen. Wenn irgendwo mit Recht, dann gilt für den Etymologen die Beherzigung des Wortes:

„Warum in die Ferne schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.“

---

# Altdortmunder Gebildbrot und Gebäck.

Von **Karl Prümer.**

### Die Neujahrskuchen.

Am Sylvestertage galt es, das beliebte Neujahrsgebäck, die sogenannten Neujahrskuchen, niederdeutsch: Niejohrskauken (aus Niggejohrskauken zusammengezogen) oder auch Isserkauken, zu backen. Dieses rollen- oder tütenförmige spröde Flachgebäck ist auch heute noch in Gebrauch und bei Gross und Klein beliebt. Das Kucheneisen, in Zangenform, mit gemusterten Platten, worin in alten Zeiten das Hauszeichen, oder der Name des Hausherrn und seiner Eheliebsten so eingraviert waren, dass Zeichen oder Namen auf dem Gebäck ihre Ausprägung fanden, bildete vornehmlich auf dem Lande ein beliebtes Hochzeitsgeschenk. Die Neujahrskuchen wurden meist in grossen Mengen gebacken, denn jeder Gratulant, der sein: Glückseliges neues Jahr, sein Prosit Neujahr, oder sein niederdeutsches Praust Niejohr erschallen liess, bekam davon. Die Wirte gaben sie ihren Stammgästen am Neujahrsmorgen, die Buben zogen von Haus zu Haus und sangen:

Wir wünschen viel Glück zum neuen Jahr,
Gesundheit und ein langes Leben,
Ihr müsst uns auch ein paar Kuchen geben —
Oder 'n paar Pennige.

Dieser niederdeutsche Zusatz erwies sich als eine weise Vorsicht der kleinen fahrenden Gesellen, nachdem sie früher die bittere Erfahrung gemacht hatten, dass ihnen aus dem Hausflur die Worte zugerufen waren: Näi got me, wi het düet Johr käine Kauken backen. Geizige Wirtsfrauen hatten beim Backen kleine Leinenläppchen neben sich liegen, die sie mit in den Kuchenteig legten, um das rasche Verzehren

der Neujahrskuchen zu verhindern. Auf dem Lande wurden diese Neujahrskuchen von der sorgenden Hausfrau auch vielfach jahrsüber gebacken, denn bei Besuch aus der Stadt und dem Mangel an Bäckern und Konditoren war die Bauersfrau auf sich selbst angewiesen, und da musste der Neujahrskuchen aushelfen, der sich bekanntlich, in einer Blechbüchse aufbewahrt, wochenlang hält. Mit dem Eigengebäck aber, welches aus dem im Bauernhofe vereinzelt stehenden kleinen Backhause hervorging, mit dem vortrefflichen Bauernstuten*) allein wagte die Bauersfrau ihren Gast nicht abzufertigen.

## Eierschüsseln.

Dieses gelbliche Gebäck war in der Form einer grossen Kaffeeschale, oder Untertasse, aber mit einem höher gebogenen Rande als diese. Nur Händler hielten sie feil und zwar bei Gelegenheit des sogenannten Schüppenmarktes, welcher am Mittwoch vor St. Gertrud abgehalten wurde. Am St. Gertrudstage nämlich, am 17. März, begann das Graben und Pflanzen. Es fand die Aussaat des westfälischen Leib- und Magengerichts der Grossebohnen und auch der Erbsen statt. Vom St. Gertrudstage hiess es:

St Gertrud
Gäit teäierst de Gärtner herut.

## Pimpernüsse.

Die Pimpernüsse, welche vermutlich ihren Namen von den Früchten der strauchartigen Pflanze, der Pimpernuss, staphylea pinnata, haben, waren ein einfaches Gebäck, dessen

*) Im Jahre 1852 besuchte Friedrich Wilhelm IV. zum dritten Male Dortmund. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm auch im Hotel Wenker Paxmann ein echter westfälischer Bauernstuten vorgesetzt, nachdem in Erfahrung gebracht war, dass der König Landesgebäck und Landesspeise bevorzuge. Das Gebäck mundete dem Könige derart, dass er, nach Berlin zurückgekehrt, der Königin davon erzählte, die darauf den Wunsch äusserte, einen westfälischen Bauernstuten zu kosten. Der König beauftragte sogleich den Landrat von Pilgrim in Dortmund, ihm ein gleiches westfälisches Gebäck zu beschaffen wie jenes, von dem er in Dortmund gekostet habe und das, soviel er sich erinnere, einen ähnlichen Namen trage, wie ein weibliches Pferd. Der König hat den gewünschten „Stuten“ bekommen.

Teig zunächst in der ungefähren Stärke eines Zentimeters gerollt und alsdann in etwa 2 Zentimeter lange Stücke zerschnitten wurde. Diese Stücke wurden auf die Schmalseite gestellt und auf einer Platte durch die Wirtsfrau gebacken. Dieses Gebäck diente nämlich als Einsatz beim Karten- oder Würfelspiel, denn das Geld war zu damaliger Zeit, d. h. zu Anfang und selbst noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein ziemlich rarer Artikel, mit dem zu spielen die biedern Alten für eine Sünde erachteten. Sie betrieben noch vorwiegend Ackerbau, wussten, wie schwer das Geld dabei zu verdienen war, und hüteten deshalb das also schwer Errungene in der Regel doppelt gut. Aber selbst beim Spiel um die geringwertigen Pimpernüsse konnten sich die Alten noch so in den Eifer hineinspielen, dass manch kräftiger Faustschlag die Tischplatte traf. Am Schluss des Spiels strichen die Alten den Gewinn an Pimpernüssen vergnügt ein und brachten sie ihren Kindern mit, welche sie sich im Kaffee aufweichten und noch mit Behagen verzehrten, obgleich sie beim Spie durch zahlreiche Hände gegangen waren.

An dieser Stelle sei auch noch erwähnt, dass im Herbst in den Wirtschaften grosse aus geflochtenem Teig gebackene Brezel ausgespielt bez. ausgewürfelt wurden.

## Der Peterskuchen.

Der Peterskuchen ist ein hartes Flachgebäck aus Mehl und Honig, kreisrund, im Durchmesser von ungefähr zwölf bis dreizehn Zentimetern.

Es wurde für den Tag der Ratswahl in Dortmund, zum 21. Februar, gebacken. Da nun der folgende Tag, der 22. Februar, der Tag der Petristuhlfeier ist, wird das Gebäck wohl darnach den Namen Peterskuchen bekommen haben. Vielleicht ist das Honiggebäck, der Peterskuchen, auch erheblich älter als die mittelalterlichen Ratswahlen, und wir haben es möglicherweise bei ihm schon mit einer altgermanischen Opfergabe zum Opferfest des Sommereinzuges zu tun. Der Peterskuchen wird noch gegenwärtig, aber nur in einer einzigen Bäckerei in Dortmund gebacken.

### Gebäck zu den sogenannten Kaffeehochzeiten.

Bei den „Kaffeehochzeiten“ gab es zunächst „Stuten“ — Weissbrot mit Korinten. — Bei den damaligen allgemeinen Einladungen zur Hochzeit — zu der sogenannten Gebehochzeit, die im Grunde genommen jede war und noch ist — konnten die Hochzeitsgeber in der Regel nicht wissen, welche und wie viele Gäste teilnahmen, und schlossen deshalb mit dem Bäcker einen Vertrag ab, demgemäss er verpflichtet war, alles nicht angeschnittene Brot zurückzunehmen. Hatte nun der Bäcker einen guten Freund unter den Hochzeitsgästen, so tat ihm dieser schon den Gefallen, das etwa nicht angeschnittene Brot heimlich anzuschneiden, damit der Bäcker nicht in die missliche Lage versetzt wurde, allzuviel Brot zurücknehmen zu müssen, für welches er selten hinreichende Verwendung hatte, da die meisten Bürgersleute ihr Brot selbt mengten und es dem Bäcker zum Backen gaben. Den ersten abgeschnittenen „Knapp“ oder „Knust“ nannten die Leute den Lacheknapp oder Lacheknust, den letzten den Hülknapp oder Hülknust, weil mit ihm die Herrlichkeit des Weissbrotes zu Ende ging und sich die Leute alsdann mit dem Schwarzbrot oder dem Pumpernickel allein begnügen mussten.

Als weiteres Hochzeitsgebäck sind die noch jetzt gebräuchlichen Brezel und Zwiebäcke, niederdeutsch: Britzeln und Beschüte zu erwähnen, die zusammen den Namen: Bankett führten — von dem französischen Banquette, Festschmaus. — Nebenbei sei noch bemerkt, dass aus der napoleonischen Zeit mancherlei französische Worte in Westfalen hängen geblieben sind und nicht selten, besonders im niederdeutschen Munde, eine ganz absonderliche Umbildung erfahren haben.

Auch das „Mundbrötchen“ sei noch erwähnt. Es war zierlicher von Gestalt und aus feinerem Teig als das Brötchen und führte jedenfalls den Namen Mundbrötchen, weil es als mundlicher, wohlschmeckender als das Brötchen bezeichnet werden sollte. Im Niederdeutschen hat man das Mundbrötchen in „Mundbräutken“ verwandelt. Dass man das

Gebäck halb hochdeutsch, halb niederdeutsch benannte, ist ebenfalls wieder absonderlich.

Ein Hochzeitsgebäck war auch der „Giärkauken“ (Honigkuchen). Dieser wurde aber mit Grütze, Zucker und Branntwein zu einem Brei verrührt. Den „Giärkauken“-Topf stellte die Braut vor sich hin und, sobald, nach damaliger Sitte, ein Hochzeitsgast der Braut ein Geldgeschenk in den Schoss warf, reichte sie diesem einen Löffel voll des süssen Breies.

## Der Pumpernickel.

Ein echt westfälisches Gebäck ist auch der Pumpernickel, an dessen Namen sich die Wortforscher, die Etymologen, bisher schier die Köpfe zerbrochen haben, ohne dabei irgend eine völlig einwandfreie Erklärung zutage gefördert zu haben. Vielleicht birgt der Name den Begriff des Plump-komischen in sich. Es ist übrigens eine eigenartige Erscheinung, dass dort, wo der Pumpernickel gebacken und meistens verzehrt wurde, das Gebäck durchweg den Namen Brot oder Schwarzbrot, niederdeutsch: Schwattbraut, selten oder nie den Namen Pumpernickel führte, woraus vielleicht der Schluss gezogen werden kann, dass der Name von ausserhalb ins Land der roten Erde hineingetragen ist.

Der Pumpernickel war noch vor fünfzig Jahren das weitaus verbreitetste Brotgebäck des Volkes, wobei seine mächtigen Brotschnitten — niederdeutsch Brüggen genannt — nur vereinzelt und spärlich eine Auflage von dünnen Weissbrotschnitten von „Mikken“ oder „Rügemikken“ und „Herdstuten“ erfuhren. Der Pumpernickel wurde fünfundzwanzig bis dreissig Pfund schwer und darüber (Halfschi-epelsbraut) gebacken. Kräftige Arme gehörten stets dazu, den Teig zu kneten, noch kräftigere, das mächtige Brot kunstgerecht zu schneiden. Beim Brotschneiden diente ein Lederlappen zum Schutze der Brust. Der Volksmund sagte: Das Mädchen, welches kein Schwarzbrot schneiden kann, darf nicht heiraten. Damit das Brot beim Bäcker nicht verwechselt wurde, erhielt der frische Teig einen Holzstempel aufgedrückt, der den Namen des Eigentümers oder die betreffende Hausmarke trug.

### Das Franzbrötchen

war ein Zugabegebäck für solche Kunden des Bäckers, welche ihm auf einmal für einen Silbergroschen und mehr Gebäck abkauften. Es war auch eine Spende für die Armen, die im Laden des Bäckers um einen Almosen anhielten. Selten bildete das Franzbrötchen ein besonderes Handelsbrot. Es war von der Form des jetzigen Brötchens, aber nur halb so gross. Woher der Name Franzbrötchen stammt, konnte nicht ermittelt werden.

### Der Mittewinterstuten

war ein „Platz"-Gebäck aus feinem Weizenmehl mit guten Zutaten. Im Niederdeutschen „Middewinterstuten" genannt, war dieses Gebäck vermutlich eine altgermanische Opfergabe zu Ehren der allgemach wieder aufsteigenden Sonne. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa ist das Backen des Mittewinterstutens bei uns noch in Gebrauch gewesen.

### Die Nikläse, niederdeutsch: Zinterklöse,

die heutigen Spekulatien, welche zumeist zum 6. Dezember, angeblich zu Ehren des sagenhaften heiligen Nikolaus gebacken wurden, sind wohl unzweifelhaft altgermanischen Ursprungs und vielleicht als Dankopfergaben für die Ernte zu betrachten. Die Kinder stellten Schuhe mit Stroh gefüllt unter das Bett. Das Stroh war für des heiligen Nikolaus Schimmel bestimmt. Auch diese Sitte deutet auf einen ältern Schimmelreiter, nämlich auf Wodan selbst.

### Der Salzkuchen

war das beliebteste Frühstücksgebäck der alten Dortmunder und wird noch jetzt gebacken. Es ist ein kreisrundes Gebäck aus Weizenmehl, in der Mitte sehr dünn und mit Kümmel und Salz bestreut. Dass das schlichte, dabei aber sehr wohlschmeckende Gebäck den Namen Kuchen bekommen konnte, deutet auf die grosse Anspruchslosigkeit der biedern Alten, die sich schon mit ihrem biederderben Schwarzbrot zufrieden gaben.

---

# Aus dem Sagenschatze der Vordereifel

(Erzählungen aus Volksmund.)

Mitgeteilt von **Theodor Ehrlich**, Sayn bei Benndorf.

## I. Sagen aus dem Martertal.

1. Vor vielen Jahren war es, da mussten einige Personen zur Nachtzeit ihren Weg durchs Martertal nehmen. Es mochte wohl Mitternacht sein, als sie das Tal passierten. Schon oft waren sie in der Dunkelheit durch diese berüchtigte Gegend gewandert, ohne dass ihnen bisher etwas zugestossen wäre. An dem Wasserfall angekommen, in dessen Nähe der Sesterbach in die Endert fliesst, vernahmen sie ausser dem wohlbekannten Rauschen des niederbrausenden Wassers noch ein anderes, ihnen aber unbekanntes Geräusch. Voll Neugierde überschritten die nächtlichen Wanderer den schmalen Steg über dem Falle und bogen in das Sesterbachtal ein, wo aus der Richtung der verfallenen Kapelle die seltsamen Laute an ihr Ohr schlugen. Immer stärker und deutlicher wurden dieselben, je mehr sie sich der Kapelle näherten. Zuletzt glaubten sie das Beten und Singen einer das Tal hinabwallenden grossen Prozession zu vernehmen. Von Furcht und Schrecken gebannt blieben die Leute aber stehen, als sie die öden Fensterhöhlen des verfallenen Gotteshauses in gespenstischem Lichte erstrahlen sahen und zuweilen tiefe Seufzer und Weheklagen hörten. Als sie dann am Morgen die Kapelle zu betreten wagten, fanden sie weder darin noch auf dem Wege eine Spur von den vielen Menschen, die sie über Nacht gehört hatten.

Da auch noch in späteren Jahren Wanderer dieses erlebt haben wollen, so glauben die Umwohner des Martertales, dass die Geister der Christen, die nach der Volkstradition vor vielen hundert Jahren im Martertal ermordet wurden, an dem Tage und Orte ihres Martyriums eine jährliche Todesfeier begehen.

Vorstehende Sage ist für die Geschichte des Martertales sehr bedeutsam. Das Martertal, sowie der nördlich sich daran anschliessende königliche Wald Hochpochten und das

Höchst gehören zu den geschichtlich merkwürdigsten Punkten der Eifel. Auf Grund mehrjähriger und scharfsinniger Forschungen hat Herr Zender aus Kaisersesch mit ziemlicher Sicherheit den Nachweis erbracht, dass der Südabhang des Höchst ein römisches Landhaus trug und Hochpochten der Ort eines grossen römischen Standlagers war. Der Campus Martius oder das Marsfeld dieses Lagers befand sich in der Gegend des heutigen Martertalerhofes. Das Marsfeld diente den Römern bekanntlich als Exerzierplatz und zugleich als Hinrichtungsstelle. Nach den Beweisführungen des genannten Herrn soll nun Martertal mit zu den Orten gehören, an welchen im Jahre 286 Teile der thebäischen Legion hingerichtet wurden. Da die angeführte Sage mit dieser Behauptung in Einklang steht, so haben wir hiermit wiederum ein Beispiel, wie beachtenswert die im Munde des Volkes lebenden Erzählungen sind.

2. Ein Förster wollte einst die Martertaler Kapelle, von welcher nur noch die Mauern stehen, gänzlich niederreissen und dem Erdboden gleichmachen. Das Muttergottesbild, welches in einer Nische steht, wollte er zuerst wegnehmen und vernichten. Er fasste die Statue an, um sie von ihrem Standorte zu entfernen. So sehr er sich auch bemühte und anstrengte, er vermochte das Bild nicht vom Platze zu bringen, obwohl es nur in Holz geschnitzt ist und darum sehr leicht sein muss. Da erkannte der Förster, dass ein höheres Wesen ihm entgegen war, und er gab seinen Plan auf.

Um die Muttergottesstatue besser vor Witterungseinflüssen zu schützen, wurde sie mehrmals in der Nische links am Eingange untergebracht. Am andern Morgen fand man sie aber stets wieder auf ihrer früheren Stelle.

3. Leute von der Martertaler Mühle gingen nach Masburg zur Christmette. Da dieselbe schon nachts 12 Uhr begann, der Fahrweg aber weit und die Nacht kalt war, so wählten sie einen kürzeren Fusspfad, welcher sonst aber gern gemieden wurde, weil er verrufen war und als nicht ganz geheuer galt. Schon waren sie eine geraume Weile gegangen und mochten eine gute Strecke zurückgelegt haben, als sie glaubten, einen Ruf zu vernehmen. Sie stutzten und merkten

auf. Da sie aber nichts mehr hörten, setzten sie beruhigt ihren Weg fort. Aber nur einige Schritte taten sie, als plötzlich ein Männlein, glühend wie Feuer, seitwärts durch den Wald schwebte und auf den Fusspfad kam. Gesicht und Körperteile konnten die erschrockenen Leute gut unterscheiden. Funken sprühten von dem Männlein, welches, auf dem Pfade angekommen, eine Strecke entfernt vor ihnen ging. Ängstlich blieben die Leute stehen, um zu beraten, was zu tun. Die feurige Gestalt aber nahm ihren Weg weiter und die Leute gingen wieder hinter ihr drein. Ihren unheimlichen Führer voran, hatten sie fast das Ende des Waldes erreicht, als das Männlein immer kleiner ward, zu einem Fünkchen zusammenschrumpfte und verschwand. Eben wollten sie den Wald verlassen, da hörten sie über sich den Ruf: „Wohin gehört dieser Markstein?“ Der beherzteste der Männer wagte zu antworten: „Dahin, wo du ihn genommen hast“. Ein Stein sauste durch die Luft und fiel in geringer Entfernung von ihnen in die Erde. Zu spät kamen sie zur Christmette, und niemand von ihnen wagte mehr bei Nacht den Pfad zu gehen.

## II. Irrlichtsagen.

1. Die Eisenbahn lief noch nicht, und die Wege in der Eifel waren zudem schlecht, als ein Mann von Ulmen mit seinem Frachtwagen nach Mayen fuhr, um Waren einzukaufen. Mit hochbeladenem Wagen befand er sich auf der Rückreise, als ihn schon auf halbem Wege die Nacht ereilte. Es war Herbst und das Wetter regnerisch und stürmisch. Mühselig schleppten die Pferde ihre Last durch den aufgeweichten Boden. So kam der Fuhrmann bis in den Wald, welcher am südlichen Fusse des Berges liegt, den man das Höchst nennt. Immer stärker goss indes der Regen hernieder und immer grundloser wurde der Weg, auf dem die Pferde vergeblich festen Fuss zu fassen suchten. Voll Schrecken wurde der Mann auch bald noch inne, dass er von dem richtigen Wege abgewichen war. So konnte er in der Finsternis nicht mehr weiter, und er wusste nicht, was er tun sollte. In seiner Not begann er Gott zu bitten, ihm doch zu helfen, damit er wieder zu den Seinigen käme. Aber Mitternacht nahte, und noch

keine Hilfe war ihm geworden, so dass er befürchtete, die Nacht im Walde zubringen zu müssen. Da sah er plötzlich jenseits aus dem Walde Hochpochten einen grellen Lichtschein auftauchen, der, alles vor sich her beleuchtend, auf ihn zugeeilt kam. Bald erkannte er zwei Flämmchen, die vor den Pferden herflogen und so als Wegweiser dienten. Ausserhalb des Waldes angekommen, setzten sie sich auf die Hämmer der Pferde und blieben dort noch sitzen, als der Fuhrmann schon in seinem Hofe angelangt war. Wie er nun seine Pferde ausspannen wollte, sagte er zu den beiden Flämmchen, welche auch jetzt noch nicht wichen: „Fahrt nun hin in Gottes Namen. Dafür, dass ihr mir als Leuchte gedient und den richtigen Weg gezeigt habt, gebe euch Gott das ewige Licht“. Alsbald waren die Irrlichter verschwunden, und der Mann sah zwei weisse Gestalten, die ihm sagten, dass sie durch diese Worte und sein Gebet erlöst seien, aber schon länger als hundert Jahre auf ihre Erlösung gewartet hätten. Darauf schwebten die Gestalten immer höher und waren bald verschwunden.

2. Ein Knecht von der Maismühle bei Ulmen war mit seinem Fuhrwerk auf Kundschaft gewesen. Er war auf dem Heimwege und erst in der Gegend von Filz, als ihn die Nacht überraschte. Die Dunkelheit focht den Burschen aber nicht an, obwohl er noch durch einen tiefen Wald musste. Unheimlich begann es ihm aber doch zu werden, als ein Irrlicht auf ihn zugeflogen kam und in geringer Entfernung über seinem Kopfe schwebend ihn begleitete. In dem Glauben, dass das Irrlicht sich entferne, begann der Knecht zu beten. Lange schon hatte er gebetet, aber die unheimliche Begleitung verliess ihn nicht. Da nun das Gute scheinbar nicht half, so nahm der Knecht seine Zuflucht zum Bösen. Er begann zu fluchen und verwünschte auch das Irrlicht. Einen grässlichen Schrei ausstossend, flog dieses sofort von ihm und eine Stimme rief: „In diesem Walde, an jener Stelle steht ein junger Baum. Wenn dieser gross und dick geworden ist, wird er umgehauen und aus dem Holze eine Wiege gefertigt. Das erste Kind, welches in dieser Wiege gross gezogen wird, hat erst nach fünfzig Jahren die

Gnade mich zu erlösen So lange muss ich warten und darf mich niemanden zeigen. Wenn du aber noch zwei Vaterunser gebetet hättest, so wäre ich erlöst worden und von meinen Leiden befreit gewesen."

3. Es war zur Abendzeit, als vor vielen Jahren ein Postwagen auf einsamer Eifelstrasse dahinfuhr. Mut war keine hervorragende Tugend des Postillons, und Reisende, deren Gegenwart ihn hätte ermutigen können, waren nicht in der Kutsche. Ein leichtes Gruseln hatte ihn schon auf freier Heide überfallen; schaurig wurde es ihm aber gar, als er mit seinem Gespann in einen düstern Tannenwald einbog. Seine Angst steigerte sich selbst zum Entsetzen, als er ein Irrlicht seinem Gefährt zufliegen sah. Mit emporgesträubtem Haar sah er, wie das Flämmchen von einem Pferd auf das andere hüpfte und ihm näher rückte. In der Meinung, das Irrlicht entferne sich, begann der Postillon zu beten. Aber immer näher kam dasselbe und liess sich zuletzt neben ihm auf dem Bocke nieder. Kaum vermochte er zu atmen, und er wagte nicht, seine Pferde zu rascherer Gangart anzutreiben. Lange schon hatte sich der Postillon in dieser üblen Lage befunden, als er sich endlich seinem Reiseziele näherte. Nun wurde der Feigling frech, und die Gebete verstummten. Statt derselben kamen lästerliche Flüche über seine Lippen, und dabei schlug er noch mit der Peitsche nach dem Irrlicht. Jämmerlich schreiend flog dieses hinweg, und eine Stimme rief: „Hättest du nur noch ein Vaterunser gebetet, so wäre ich erlöst gewesen. So aber muss ich warten, bis hier an dieser Stelle eine Eichel gesetzt wird. Wenn dieselbe zu einem Baume herangewachsen ist, wird er umgehauen und aus dem Holze eine Wiege gezimmert. Das erste Knäblein, welches man in diese Wiege legt, wird ein Priester und durch die erste Messe, welche dieser Priester liest, werde ich erlöst werden."

Über die beiden letzten Erzählungen vergleiche die Anmerkung zu der Sage: „Die Jungfrau in der Ockenfelser Burg". Mitgeteilt von O. Schell im 1. Jahrgang, Seite 158 dieser Zeitschrift.

---

# Liebeszauber und Liebesorakel im Bergischen.

Von **Otto Schell.**

In seinem „Religionswesen der rohesten Naturvölker“ [1]) spricht sich G. Rosskoff über das Wesen der Zauberei im allgemeinen klar und bündig dahin aus, dass sich der Glaube an dieselbe bei allen Naturvölkern auf niederer Stufe finde.[2]) Damit ist über den tiefinnersten Wert der gesamten Zauberei auch bei unsern Kulturvölkern scharf aber treffend geurteilt. Als letzter Grund der Zauberei darf das Unvermögen des Menschen gelten, das Wesen und Wirken der Natur, namentlich ihren Einfluss auf das Menschenleben zu ergründen. Eine übersinnliche Macht, meist im Boden der Religion wurzelnd, geheimnisvoll in vielfach unverstandene Formeln gehüllt, soll dem Menschen die vorhin dargelegte Differenz lösen. Der Glaube an Zauberei ist darum einerseits ein Eingeständnis der menschlichen Schwäche und Ohnmacht, andrerseits ein unverstandenes Streben zu einer höheren Macht hin, und damit einschliessend einen Teil des religiösen Bedürfnisses, das allen Menschen innewohnt. Das Mittelalter sah beim deutschen Volke den Höhepunkt des Glaubens an Zauberei; die Hexenprozesse sind Beweis genug dafür.

Der Liebeszauber ist eins der interessantesten Kapitel der Zauberei und noch heute keineswegs ausgerottet.[3]) Die wenigen Beispiele, welche weiter unten aus dem Bergischen folgen, sind fast ausnahmslos dem heute noch herrschenden Volksglauben entnommen. Innig verwandt mit dem Liebeszauber sind die Liebesorakel. Der einsichtsvolle Weyer, der Vorkämpfer gegen den entsetzlichen Hexenwahn, mag zum Schlusse dieser einleitenden Worte das Wort erhalten,[4]) wenn er allen Liebeszauber für unsinnig und sündhaft hält, welcher

---

[1]) Leipzig 1880; Seite 130 ff.

[2]) Man vergl. dazu auch, was Edward B. Tylor. Die Anfänge der Kultur — deutsch von Spengel-Poske — an verschiedenen Stellen darüber sagt.

[3]) Das bezeugen allein die Schriften von Wuttke, Frischbier, Marsick etc. etc.

[4]) Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins XXI, 46.

sich nur wirksam in der Zerstörung der Gesundheit erweise. Kein anderes sicheres Mittel, führt er weiter aus, gebe es, Liebe zu erregen, als Sittenreinheit und alles, was sonst wohlgeartet und anständig sei.

1. In Mülheim an der Ruhr setzt man einen Frosch in einem durchlöcherten Schächtelchen einige Tage in einen Ameisenhaufen. Das zurückbleibende Rückgrat braucht ein Bursche nur mit dem Mädchen, dessen Liebe er erwecken will, in Berührung zu bringen, so kann es nicht mehr von ihm lassen.[5])

Im Dönberg und am Deilbach steckt man ebenfalls einen Frosch in einen Ameisenhaufen. Nach einigen Tagen kehrt man zurück und findet nur die Häkchen und Schäufelchen. Berührt ein junger Bursche mit ersteren das Mädchen, das er liebt, so kann sie nicht mehr von ihm lassen. Berührt er sie aber mit den Schäufelchen, so wendet sie ihre Liebe von ihm ab.

Ausführlicher beschreibt Wilh. von Waldbrühl (Rhingscher Claaf, Opladen 1869) diesen im Bergischen sehr verbreiteten Liebeszauber:

Man nimmt einen Höppeling (Frosch), legt ihn in eine Schachtel, in welche man Löcher bohrt, und setzt diese in einen Waldameisenhaufen. Dann wendet man sich schnell um und eilt weg, denn wenn man den Frosch schreien hört, wird man taub. Nach 8 Tagen holt man die Schachtel wieder, in welcher nur noch das Knochengerüst des Frosches sich vorfindet. Vor allem findet man ein auffallendes Schäufelchen und ein kleines Häkchen, welche man aus der Schachtel nimmt und sorgfältig aufhebt. Hat man nun ein Mädchen, dessen Liebe man gewinnen will, so berührt man sie mit dem Häkchen, dass sie es nicht fühlt. Dann ist es ihr angetan. Sie muss dem Burschen dann folgen und in allem zu

---

[5]) In andern Gegenden wird vielfach die Fledermaus als Liebeszauber verwandt (Pommern, Ostpreussen, Bosnien, Herzegowina, Marokko, Ungarn etc.); man vergl. dazu Zeitschrift des Vereins für Volkskunde IX, 249. Der Frosch tritt als Liebeszauber u. a. noch in Mecklenburg auf (Bartsch II, 57 ff., 353). Frischbier (Hexenspruch und Zauberbann S. 160) berichtet Ähnliches von der Eule.



Willen sein. Will man sie nicht mehr haben, so berührt man ihren Leib mit dem Schäufelchen, und sie geht ihrer Wege.

2. Das schwarze Pulver von dem Bovist (Lycoperdon bovista), welcher gern unter Eichen wächst, geben die jungen Burschen am Deilbach und im Dönberg den Mädchen, deren Liebe sie erwerben wollen, zu trinken. Hat das Mädchen diesen Trank genommen, dann folgt es dem Burschen überall und kann nicht von ihm lassen.

3. Johann Weyer erzählt im 5. Buch seines Werkes über Dämonen, Kap. 2, S. 307, „dass, um die Gunst der Weiber zu gewinnen, sogar Geistliche noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts auf Bergen und in Wäldern ‚den Teufeln' (den alten Heidengöttern) Opfer angezündet hätten".

4. Kanthariden oder spanische Fliegen gibt man als Tinktur oder Pulver dem zu geniessen, dessen Liebe man gewinnen will (Elberfeld).

5. Ein Mädchen, welches die Liebe eines Burschen gewinnen will, kleidet sich aus, bestreicht sich ganz mit Honig und wälzt sich dann im Hafer herum. Ein anderes Frauenzimmer kratzt diesen Hafer dann sorgfältig ab. Jene lässt dieses Getreide dann mahlen, backt davon Brot oder Kuchen, was sie dem Manne ihrer Wahl zu essen gibt, welcher nach dem Genusse in heftiger Liebe entbrennt.[6])

6. Kauft ein junger Bursche oder ein Mädchen einen irdenen Topf, doch so, dass weder Käufer noch Verkäufer ein Wort sprechen, dann können sie mit diesem Topf Liebeszauber üben. Sie gehen heim, setzen den Topf mit Wasser auf den Herd und werfen ein gewisses Kraut (welches, konnte ich nicht erfahren) hinein. Schwillt die kochende Masse in dem Topf schnell, so muss der oder die Geliebte schnell herbeilaufen. Kocht es langsam, so naht der Betreffende auch langsam. Aber innerhalb zwei Stunden muss er sich zeigen. Gewisse Tage sind nicht vorgeschrieben.

7. Ein anderer Liebeszauber geschieht mit der Körfges-

---

[6]) Man vergl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde I, 182 (3) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 166; Andree, Braunschweigische Volkskunde S. 297; Bartsch, Sagen usw. aus Mecklenburg II, S. 352 ff.; Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann S. 159 u. v. a.



wurzel (Zaunrübe, Bryonia alba). Legt ein Mädchen eine Scheibe davon in den Schuh, so war es dem, der mit ihr tanzte, angetan. Daher der Spruch:

„Körfgeswurzel en dem Schohn
Hät et manchem angedohn.“
(Rhingscher Claff, Fussnote auf S. 15.)[7])

8. Einst lebte zu Müllenbach im Oberbergischen ein alter Lehrer, welcher eine bildschöne Tochter hatte. Von nah und fern fanden sich darum die Freier ein. Vor allen Dingen bemühte sich ein junger Lehrer aus der Nachbarschaft um die Liebe des Mädchens. Da er fürchtete, ein anderer möchte ihn aus dem Herzen des Mädchens verdrängen, so geriet er schier in helle Verzweiflung. Er wandte sich an erfahrene Leute und klagte ihnen seine Not Man lehrte ihn nun, in der Matthiasnacht eine Schüssel mit Wasser auf sein Schlafzimmer zu stellen und ein Handtuch daneben zu legen. Um 12 Uhr werde dann das Mädchen erscheinen, sich waschen, abtrocknen und wieder verschwinden. Der junge Mann befolgte genau die empfangenen Vorschriften, und es ereignete sich alles genau so, wie man es ihm gesagt hatte. Er führte später dieses Mädchen auch heim.[8])

9. In der Matthiasnacht gingen die Mädchen früher an einen Quell, zündeten Lichter um denselben an und warfen Kränze von Wintergrün und Efeu, aber auch von Stroh, in denselben. Dann umtanzten sie den Quell unter Absingung alter Lieder und schritten rücklings herzu und erhaschten einen Kranz. Fassten sie einen grünen Kranz, so blühte ihr Glück im Schosse der Zukunft; ein Strohkranz aber deutete ihnen kommendes Unglück an. So berichtet Montanus.[9]) Dieser Brauch dürfte in der bekannten Verfügung des grossen Kurfürsten für die Grafschaft Mark vom Jahre 1669 verdammt

---

7) Man vergl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, S. 166.

8) Man vergl. Kuhn, Westf. Sagen, S. 123 ff. Auch in Lieberhausen wendet man dieses Verfahren an, aber hier erscheint der Bräutigam, wenn das Mädchen ein Licht, eine Waschschüssel mit Wasser und ein Handtuch zur Stelle hat.

9) Volksfeste, S. 22.

werden, wenn davon die Rede ist, dass auf Matthiasabend Blätter ins Wasser gelegt werden.[10])

10. Ein weit verbreitetes und bis auf unsere Tage herabreichendes Pflanzenorakel haftet am Johanniskraut (Sedum telephium). Junge Leute, die ein Liebesverhältnis angeknüpt hatten, suchten die Stärke und Dauer desselben dadurch zu ergründen, dass sie zwei Exemplare von dieser Pflanze in eine Mauer pflanzten. Wuchsen dieselben auf einander zu, so bildete eine Heirat den Abschluss des Verhältnisses.[11]) Schon der grosse Kurfürst von Brandenburg verbot durch eine kulturhistorisch hochbedeutsame Verfügung vom 18. Juli 1669 für die dem Bergischen benachbarte Grafschaft Mark „Johanniskraut oder Donnerlauch auf Johannistag in die Wände zu stecken“. Diese Verordnung spricht auch davon, dass Johanniskränze oder -Kronen angehangen würden. Montanus (Volksfeste, S. 35) berichtet von einem Tanzen unter der Johanniskrone und weist diesen Gebrauch ausdrücklich dem Rheintale zu.

11. In der Umgegend von Elberfeld pflanzten junge Leute, wenn sie um das Liebesverhältnis anderer wussten, am Johannistage zwei braune Kohlstauden und benannten diese mit den Namen der Liebenden. Derjenige nun, dessen Staude sich beim weiteren Wachstum von der andern abneigte, löste das Verhältnis. Wuchsen hingegen beide Pflanzen aufeinander zu, so wurde ein Paar daraus.[12])

12. In der Silvesternacht suchen die Mädchen den Stand ihres Zukünftigen zu ermitteln, indem sie geschmolzenes Blei durch einen Schlüsselkamm in eine Schüssel mit kaltem Wasser giessen (das sogen. Bleigiessen). Aus der Form der sich bildenden Bleistücke glaubt man das Handwerksgerät des kommenden Freiers erschliessen zu können. Auch in Wipper-

---

[10]) Zeitschrift des Berg. Geschichtsvereins XI, 83 ff. Namentlich als Liebesorakel resp. Liebeszauber dürfte dieses Verfahren angewendet worden sein. In vielen Gegenden tritt die Andreasnacht an die Stelle der Matthiasnacht.

[11]) Man vergl. Am Urdh's Brunnen, Jahrg. 1882, Heft 6; Kuhn, Westf. Sagen, S. 174 ff.

[12]) Man vergl. dazu meine Abhandlung im Archiv für Religionswissenschaften IV, 332 ff.; ferner in dieser Zeitschrift I, 55 (Beiträge zum Baumkultus im Bergischen).

fürth giessen die jungen Mädchen in der Silvesternacht Blei. Eine Kundige muss aber zugegen sein, welche die Formen zu deuten vermag. Namentlich glaubt man hier, den Vornamen des Freiers erschliessen zu können. Auch in Hülsenbusch, am Deilbach und im Dönberg ist das Bleigiessen mit dem Schlüsselkamm gebräuchlich.

13. In Hülsenbusch stellt sich das Mädchen vor den Ofen, um den Zukünftigen zu schauen, und zwar in der Silvesternacht.

14. In Homberg bei Ratingen stellt man sich in der Silvesternacht um 12 Uhr auf einen Kreuzweg; dann erfährt man, ob man demnächst Glück oder Unglück zu erwarten hat. Begegnet einem dann ein junges Mädchen resp. ein junger Mann, so hat man Glück zu erwarten; ein erscheinendes schwarzes Gespenst verkündet hingegen Unglück.

15. In der Silvesternacht lässt man mehrere Nussschalen mit kleinen Lichtern in einer Wasserschüssel schwimmen. Jedes Licht bedeutet eine bestimmte Person. Treffen sich zwei Nussschalen, so werden die betreffenden Personen ein Paar.[13])

16. Werden zufällig 2 Lichter auf einen Tisch gestellt, so ist eine Braut im Hause.

17. Wenn sich ein Mädchen beim Putzen nass macht, so bekommt es einen versoffenen Mann (Radevormwald).

18. Niessen beim Ankleiden verkündet der Jungfrau, dass sie bald Braut wird.

19. Ein jetzt unverstandenes Kinderspiel war ehemals ein Orakel junger Mädchen, dazu bestimmt, den Stand des Zukünftigen zu erfahren. Kinder nehmen eine Blüte der weissen Wucherblume (Chrysanthemum leucanthemum) und singen, indem sie eine weisse Strahlenblüte nach der andern ausrupfen:

Edelmann, Bêdelmann, Kôpmann, Paschtuar,
Schnieder, Schuster, Dreckelsmajuar.

Das wird so lange fortgesetzt, bis keine Strahlen mehr vorhanden sind (Goethe's Faust).

20. Von den heimischen Blumen hat die Maassliebe (Bellis perennis) zu allen Zeiten hierzulande als Orakel ge-

---

[13]) Man vergl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XIV, 280.

golten. Man zupft ein Blatt nach dem andern aus dem weissen Blütenkranz und spricht dabei: Sie (Er) liebt mich von Herzen, mit Schmerzen, über alle Massen, kann von mir nicht lassen, ein wenig, gar nicht (man vergl. dazu Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, X, 227).

21. Ferner darf man das Ziehen von Gras- oder Strohhalmen, das Suchen eines vierblättrigen Kleeblattes und vieles andere hierher zählen.

---

## Lippische Kinderlieder.

Von K. Wehrhan, Elberfeld.

(Fortsetzung von Heft II, 1905.)

### VI. Allerhand Sprachscherze.

227. Wörter und Sätze zu schnellem und wiederholtem Nachsprechen.

Wer sich dabei verspricht, ist dem Hohngelächter der übrigen Mitspieler ausgesetzt. Die zugleich eine nützliche Sprech- und Zungenübung abgebenden Wörter und Sätze werden auch wohl zu Pfänderspielen verwendet. Von passenden und gebrauchten Wörtern führen wir an (jedes ungefähr zehnmal schnell hintereinander zu sprechen!): Mettwurst; Wurst; Kohltopf usw. Verschiedene Sätze sind:

228. Fritz fing frische Fische,
Frische Fische fing Fritz.

229. Braunes Bier brauen Bierbrauerburschen,
Bierbrauerburschen brauen braunes Bier.

230. Snüderšeer šnitt šarp.

231. Spitzken sprang in Kanzlers kutzken [Dimin. v. Kutsche].

232. Hitze hat sie, sagt sie, hätt' sie,
Kühlung braucht sie, sagt sie, tät' sie.

233. Ein konstantinopolitanischer Dudelsackpfeifer geht ums konstantinopolitanische Rathaus herum. (Dreimal in einem Atemzuge zu sagen.)

234. Wenn mancher Mann wüsste
Wer mancher Mann wär
Gäb' mancher Mann manchem Mann
Manchmal mehr Ehr.

Diese Alliteration ist weit bekannt und schon 1465 in der Literatur nachweisbar (Böhme a. a. O. S. 301).

235. Ein Gespräch zum Nachsprechen. Zwischen je zwei Worte wird „sagte sie“ = „see sə“ eingeschoben, im ferneren Verlauf des Gespräches hier nur durch einen Gedankenstrich markiert:

χun dach, see sə, will, see sə, sǫ̈i, see sə, wall — seu — χeut — süin — un — lainən — müə — eerə — botterkernən —?

jo — dat — will — ek — wal — deun —, öwwər — sǫ̈i — es — niχ — χanz — rǫ̈jjən —; wenn — sǫ̈i sə — rǫ̈jjən — makən — will —, dann — kann — sǫ̈i sə — wal — krüijen —,

na — lǫ̈iwər — χo — ek — noər — annərn — nowərskən —; adjüs — dankə —!

236. Dies ist der kleine hölzerne Mann,
Dies ist der Schlüssel des kleinen hölzernen Mannes,
Dies ist das Schloss des Schlüssels des kl. h. M.,
Dies ist die Tür des Schlosses des Schlüssels usw.
Dies ist das Haus der Tür des Schlosses usw.
Dies ist der Mann, dem gehörte das Haus der Tür usw.
Dies ist die Frau des Mannes, dem gehörte usw.

Die Sätze können beliebig fortgesetzt werden und sind auch beim Pfänderspiel im Gebrauch. Einige ähnliche Strophen sind im folgenden mitgeteilt:

237. Sätze zu schnellem Nachsprechen:

Dies ist der hölzerne Mann,
Dies ist das Haus des hölzernen Mannes,
Dies ist die Tür des Hauses des hölzernen Mannes,
Dies ist das Schloss zur Tür des Hauses d. h. M.,
Dies ist der Schlüssel zum Schloss zur Tür d. H. d. h. M.,
Dies ist die Maus, die benagt hat den Schlüssel zum Schloss usw.,
Dies ist die Katze, die gefressen hat die Maus, die benagt hat den Schlüssel zum Schloss zur Tür des Hauses des hölzernen Mannes.

238. Herr N. N.!
Ich hatte eine Mütze,
Eine Pelzmütze,
Eine doppelt gefütterte Fuchspelzmütze.
Herr N. N. lässt sagen,
Dass er der echte, rechte doppelt gefütterte Fuchspelzmützenmacher N. N. sei.

239. Guten Tag, gnädiger Herr!
Ich, gnädiger Herr,
Komme vom gnädigen Herrn,
Um Ihnen, gnädiger Herr, zu sagen,
Dass unsere Katze blitzblaue Augen,
Donnergraue Haare,
Meergraue Vorderfüsse,
Aschgraue Hinterfüsse
Und einen kugelrunden Schwanz hat.

240. Knipp, knapp, Knäbelein,
Beiss mich nicht ins Bein hinein!
Lach' mir nicht!
Spott' mir nicht!
Zeig' mir deine Zähnchen nicht.

Durch Kitzeln an dem Knie sucht man den andern Mitspieler zum Lachen, zum Zeigen der Zähne zu bewegen.

241. Dies ist der Schlüssel zum Garten,
Worauf drei Jungfrau'n warten.
Die erste hiess Binka,
Die zweite hiess Bibeljabinka,
Die dritte hiess Zezeknickknackknabeljababelja-bebeljabibeljabobeljabubeljabinka.
Da nahm Zezeknickknackknabelja usw. -bubelja-binka einen Stein
Und warf Bibeljabinka ans Bein;
Da weinte Binka.

242. Dies ist der Schlüssel zum Garten,
Worauf drei Jungfrau'n warten;
Die erste hiess Zib,
Die zweite hiess Zibziblib,
Die dritte hies Zibziblibziblemene. —
Dies ist der Schlüssel zum Garten,
Worauf drei Herren warten;
Der erste hiess Schack,
Der zweite hiess Schackschabrack,
Der dritte hiess Schackschabrackschwadronika. —
Schack heiratete die Zib,
Schackschabrack heiratete die Zibziblib,
Schackschabrackschwadronika heiratete die Zibzi-blibziblemene.

243. Sätze mit absichtlich verdrehter Wortstellung.

Das Kind soll diese Sätze richtig stellen und den Unsinn entfernen. Das macht den Kindern viel Vergnügen und ist zugleich bildend. Wer beim Pfänderspiel, bei dem diese

Sätzchen auch verwandt werden, den Satz logisch bildet, muss ein Pfand geben.

Voriges Jahr im Handschuh verlor ich meinen Herbst.
Ich ging drei Tage finden als ich ihn suchte.
Da kam ich an ein grosses Guck und lochte da hinein,
Da sassen drei vornehme Stühle auf einem sehr hohen Herrn.
Da nahm ich meinen guten Tag und sagte: „Schönen Hut, meine Herren!
Da bring ich drei Pfund Strümpfe auf ein Paar Garn,
Sie sollen morgen fertig werden, dass ich sie heut noch anziehen kann.“

244. Sprachscherze, in der Betonung liegend:

Ich sass an meinem Schub- fen- ster- chen
Und dachte an mein Vor- der- be(e)n;
Da kam ein kleines Ges- pen- ster- chen
Und zupfte mich am Rock- är- me(h)l.

Schnell hersagen mit deutlicher Skandierung!

245. Ein Satz, der sich nicht reimt, den man beim Lesen aber zu einem reimenden machen soll:

Lieber N. N., von mir weichen
Willst du wirklich ?
Guter Freund —
Nimmermehr verlass ich dich!

Man lese die Interpunktionszeichen mit!

246. Sauerkraut-Latein, d. h. Sprachscherze, welche niedergeschrieben das Aussehen lateinischer Sätze haben, aber harmloses Deutsch enthalten (Böhme a. a. O. S. 303).

Immo filamentum. (Im Hof fiel lahm' Ent' um.)
Di curante bissivil. (Die Kuh rannte, bis sie fiel.)
Distinquentum. (Dies Ding wend' um! = Name für Drehkreuze, die einen engen Weg sperren.)

247. Die Geheimsprachen.

a. Die „B“-Sprache, welche darin besteht, dass der Vokal und die etwa nachfolgenden Konsonanten jeder Silbe wiederholt werden mit Voransetzung eines b, was den Kindern Vergnügen bereitet, dem Uneingeweihten unverständlich klingt, dabei zur Schärfung des Ohres und der Zunge dient. Diese Sprache ist auch (s. Böhme 304) unter den Kindern in Hessen, Oldenburg und dem Vogtlande gebräuchlich, wo auch noch andere, die H-, die Nef-, die Bo-, die

Bei-, die O- und die Erbesen-Sprache angeführt sind. In Lippe ist mir erstens die B-Sprache bekannt geworden. In dieser heisst z. B. der Satz: „Du bist ein dummer Junge“ folgendermassen: „Dubu bibist eibein dubummeber Jubungebe“. Doch soll auch die Erbsen- oder Erbesen-Sprache in den sechziger Jahren gesprochen sein.

b. Die „H-F“-Sprache. Die Silbe eines Wortes wird dabei folgendermassen umgebildet: man setzt „h“ mit dem Silbenvokal voran, dann die ganze betr. Silbe, dann noch einmal den Silbenvokal, dann folgen noch „f“, der Silbenvokal und dahinterstehende Konsonanten der Silbe. Rot heisst demnach: „horotofot“; Bild: „Hibildifild“ usw.

248. Was die Kinder gern in ihr Buch schreiben (Federproben, auch Tintehornphrasen genannt):

N. (Taufname) bin ich genannt,
N. (Ortsname) ist mein Vaterland,
Am (Datum) bin ich geboren,
Wer's Buch find't, ich hab's verloren.

249. Dieses Buch, das ist mir lieb,
Wer es stiehlt, der ist ein Dieb.
Wer es mir aber wiedergibt,
Der ist mir lieb.

250. Dieses Buch hab ich gekauft,
N. N. bin ich getauft.

251. Schulreim.

6 mal 6 ist 36,
Ist der Lehrer noch so fleissig,
Und die Kinder noch so dumm,
Kehrt der Lehrer 'n Stecken um
Haut die Kinder um und um.

## VII. Ansingelieder aus verschiedenen Jahreszeiten.

Am Neujahrstage ziehen die Kindern einzeln und zu mehreren von Haus zu Haus in der Nachbarschaft und sagen:

252. Ek χrattəliər juff äuk ten nijjən joər
χəsundhǫit un laŋət libən.
Niu möjjə müə äuk ən dickən appəl gibən!

253. Preust nüjoər!
χəsundhǫit un laŋet liben,
mött mü 'ən düjəntən (dicken) kreŋəl χibən.

Die Fastnacht wird vom Volke in Lippe fast nicht mehr gefeiert. Nur einen Spruch konnte ich dazu aufzeichnen:

254. Fassəlobənd, Fassəlobənd aŋəfaŋən,
Heda! muttər, mettwost haŋən!
Heda! hönner, śwart un witt
Də juff (euch) half śock ǫ̈jjər ś . . .
ǫ̈int es niχ, twǫ̈i es wat,
giwət us drǫ̈i, dann χo wüə patt.

Gebräuchlicher ist schon das Sammeln an Ostern, wo nicht nur Eier, sondern auch allerlei Materialien zum Osterfeuer gesammelt werden. Besondere dabei gebräuchliche Reime sind mir nicht aufgefallen, nur ein auf Ostern bezügliches Lied ist mir bekannt geworden:

225. Wenn 't äustərn es, wenn 't äustərn es,
Dann ślacht müən taitə 'n bock,
Dann spinnt müənə mömmə
Dann wöərkt [webt] müijn = müion faər [Vater]
Dann gifft [krüəj' ək] ən nüjjən rock.

An Pfingsten werden überall die Pfingsteier gesammelt unter Absingen von Liedchen:

256. Rund, rund, rund, rund klowərnblatt,
lot't ən wat, lot't en wat!
lot't us niχ te laŋə stoən
wüə möt't näun huiskən foidər [weiter] goən
van hüər bet na Köllən,
Köllən es nä wüidər hen,
mött't näu jümmər maiər hen
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10 —
elm wi wüə inn 'ə pannən śloən,
twelwə sall upp ən diskə stoən —
Krüijə wüə niu ən Öχ?

257. Wüi witt dən heərn hultijeərn [huldigen]
χiwət ən wat!
lot't ən wat!
lot't ən niχ teu laŋe stoən,
wü witt näu ən huiskən foidər goən,
van hüər bet na Köllən;
Köllən es näu wüidər hen,
Do kommt näu jümmər majjər hen:
ǫ̈inə — twǫ̈i,
twǫ̈i — drǫ̈i,
drǫ̈i — vǫ̈ər,
usw. bis

elwə — twelwə,
twelwə wi wüə innə pannən ŝloən,
lot't us niχ teu laŋə stoən!
lǫiwə fruwwə, χiff us wat!

Bei erfolgreichem Bitten heisst es danke; umgekehrt bekommt die Frau nichts Gutes zu hören.

Das Lied wird von Knaben und Mädchen, zuweilen auch von jungen Leuten an Pfingsten gesungen, um Eier einzusammeln, die später gemeinsam verzehrt werden.

Pfingstumzüge sind noch ziemlich häufig. Man kennt auch in der Gegend von Detmold noch den Namen „Pfingstochse" (s. Kuhn, Westfälische Sagen II; Böhme, Kinderlied usw.), doch nur als ein dem Metzger überlieferter, besonders feister Ochs, der mit Mai, d. h. mit Birkenlaub reichlich geschmückt, im Triumph von den Metzgergesellen eingeholt, von den Kindern begleitet und noch vor wenigen Jahren in Detmolder Zeitungen durch ein eigens verfasstes Gedichtchen eines humorvollen Fleischermeisters angekündigt wurde. Mailaub spielt in Lippe eine sehr grosse Rolle an Pfingsten. Die Häuser werden im Innern und vor der Haustür noch heute festlich damit geschmückt; junge Mädchen erhalten in der Pfingstnacht Maibäume von ihren Burschen vor die Tür oder vor das Fenster gepflanzt.

258. Wü witt, wü witt kristoljən jarən
giwət us wat,
lot't us wat!
lot't us niχ teu laŋə stoən
möt't näu 'n huiskən foidər goən
van hüər bet na Köllən,
Köllən es näu foidər hen,
kommt näu jümmər maiər hen
ǫinər — twǫi,
drǫiər — vǫər,
füiwər — sess,
sibənər — acht,
nijənər — tǫjjən,
elmən wi wüə innə pannən ŝloən.
Hut (gejauchzt), anöinkə näu ǫinə!

Die meisten Lieder werden noch am Martinsabend gesungen z. B.

259. Wir treten hervür,
Vor unsere Tür,
An diesem heiligen Abend. Guten Abend.
Wer uns was gibt
Und nicht vergisst,
Der kriegt eine goldene Krone.
Die Krone, die reicht
So weit, so weit
An diesem heiligen Abend. —
Dieses (Herr N. N.) ist ein guter Mann,
Der manchem auch was geben kann;
Er gibt uns Äpfel und viele Nött (Nüss)
Wir geben unsern Dank dafür heute Abend.
Guten Abend!

Fragment eines anderen Martinsliedes:

260. Süntə märtən, χeut mann,
de us wal wat χibən kann —
— — — — — — — — —
Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch
Gebratenen Fisch,
Ein Gläschen Wein,
'n Stück Zucker drein,
Das soll dem Herrn seine Mahlzeit sein
Auf diesem, auf diesem Theater.

261. Süntə märtən, χeut mann,
de us wat vərtellən kann.
də äppəl un də biərn,
də nöttə χoət na miərn (oder: näu met)
lǫivə fruwwə, χiff us wat!
lot us niχ teu laŋə stoən,
wü witt näu 'n huiskən foidər goən,
van hüər bet na Köllən.
Köllən es niχ wüit van hüər.
χiwət, χiwət, χiwət.
dat wüə laŋə liwət;
χiwət us ən nott (Nuss)
de ŝloə wü inn'n pott;
χiwət us ən wannot (Walnuss)
de ŝloə wü inn'n käulpott.
Vijjəlinə, vijjəlanə,
wie schön ist die Dame;
vijjəlinə, vijjəlanə,
wie schön ist der Herr!
wenn də ŝlöttəl klappərt,
kräijə wü wal ən appəl,

wenn də šlöttəl kliŋet,
wert et us wal wat briŋən.
Klipp, klapp, reusənblatt,
lǫiwə fruwwə, χiff us wat!

Variation einzelner Zeilen:

də appel un də biərn,
də χoət wal miərn;
də nöttə un rosinən
də könn wüə wal timən usw.

oder: də äppəl un də biərn
də häw wüə doch seu χeərn.

Statt Köln heisst es auch Deppel = Detmold.

Bei erfolgreichem Bitten heisst es hier ebenfalls: danke! anderenfalls:

Süntə märtən šwewəlsticken . . . . . .

262. Süntə Märtən, χeut mann,
de et näu wal deun kann.
də äppəl un də biərn,
də nöttə mach eck χeərn.
Lǫiwə fruwwə, giff us wat
lǫtt us niχ teu laŋə stoən
wü mött't näu ən huiskən foidər χoən,
van hüər bet na Deppəl.
Deppəl es nä wüit van hüər:
vǫrəntwintiχ stunnə.
wenn də šlöttəl klappərt,
krüijə wü wal 'ən appəl;
wenn də šlöttəl kliŋət,
werd sə us wal wat briŋən.

263. Ich stand einmal vor dem Herrn N. N. seiner Tür,
Da stand der Herr N. N selber davür,
Auf diesem, auf diesem Triater.
Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch,
Gebratenen Fisch,
Ein Gläschen Wein
Mit Zucker darein,
Das soll dem Herrn N. N. seine Mahlzeit sein
Auf diesem, auf diesem Triater.

264. Das Hermanns- oder Arminslied.

Hermən, sla lärmən,
lait pipən, lait trumən (oder: sla pipən, sla tr.)
də kaisər will kumən
met hammər un staŋən,
will Hermən uphaŋən. —

Un Hermən sloχ (oder: sla) lärmen,
sloχ pipən, sloχ trumən,
də fürstən sind kumən
met oll eerən mannən,
hätt Varus uphaŋən.

Diese beiden Strophen stimmen nebst der dazu gehörenden Melodie im grossen und ganzen mit der bei Böhme 331 wiedergegebenen Fassung überein. Böhme bringt das Lied aus Dortmund aufgezeichnet. Vor ca. 20 Jahren habe ich es noch selber häufig im Verein mit gleichaltrigen Genossen mitgesungen, besonders oft auf dem ziemlich langen Schulwege. Bis um 1500 soll es, wie Böhme mitteilt, als Kinderlied zum Empfange des Sommers im sächsischen Hessen (in der Diemelgegend), im Paderbornschen, Ravensbergischen, im Bistum Minden und in Westfalen gelebt haben. Lippe liegt zwischen den ebengenannten Landesteilen, und dort habe ich es, wie gesagt, in den 80er Jahren noch selber mitgesungen. Ich wüsste aber nicht, dass es in meiner Heimat nur als Ansingelied für den Frühling oder den Sommer bekannt ist.

Vgl. Fr. Bahlmann, Münsterische Lieder und Sprichwörter in plattd. Sprache, Münster 1896 S. 30. J. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Ausgabe, Bd. I S. 294, Bd. III S. 106. Erk-Böhme, Liederhort III S. 166 ff. Weitere Strophen aus der Gegend von Rinteln s. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I S. 291, 360.

## VIII. Kinderpredigten, Kettenreime, fromme Reime, Verschiedenes.

265. Ein Huhn und ein Hahn,
Die Predigt geht an;
Ein Hahn und ein Huhn,
Die Predigt ist nun;
Eine Katze und eine Maus,
Die Predigt ist aus.

266. Ein Huhn und ein Hahn,
Die Predigt geht an;
Ein Kuh und ein Kalb,
Die Predigt ist halb;
'ne Katze und Maus,
Die Predigt ist aus;

Geht alle nach Haus
Und haltet einen Schmaus;
Habt ihr was, so esst ihr was,
Habt ihr nichts, vergesst ihr das;
Habet ihr ein Stücklein Brot,
Teilet ihr es mit der Not;
Habet ihr ein Brosämlein,
Streut es aus den Vögelein.

267. Ich bin der Herr Pastor
Und predige euch was vor —
Von Katzen und von Mäusen
Und allen guten Gäusen,
Und wenn ich nicht mehr weiter kann,
So fang ich wieder von vorne an.

268. Kettenreim.

Der Wind, der weht,
Der Hahn, der kräht,
Der Fuchs sitzt auf dem Baume,
Da fällt die gelbe Pflaume,
Ich sprach, er sollt' mir eine geben,
Er sprach, er wollt' mir Steine geben,
Da nahm ich meinen Stock
Und schlug ihn auf den Kopf;
Da rief er: Bruder Jakob!
Jakob, Jakob, lass mich leben,
Ich will dir alle meine gelben Pflaumen geben.

269. „Frau Meier, Frau Meier,
Was kosten die Eier?"
„Sie kosten 'n Dreier."
„Frau Meier, Frau Meier,
Das ist mir zu teuer!"

270. Lieber N. N., ich will dir was sagen:
Die Katze hat 'n Magen,
'n Magen hat die Katze;
Du bist 'ne alte Fratze!

271. Kindergebet (Eine grosse Menge frommer Reime sind ursprünglich aus dem Volksmunde hervorgegangen):

Ich bin klein,
Mein Herz ist rein,
Soll niemand drin wohnen
Als Jesus allein.

272. Lieber, lieber Nikolas,
Bring uns kleinen Kindern was!
Lass die grossen laufen,
Die können sich selber was kaufen.

273. Wir dürfen hier auch folgendes etwas sehr profan klingende Reimchen nicht übergehen:

Lieber Gott, ich bitte dich,
Verlass mich nicht bei Tische.
Und gib, dass ich zu jeder Zeit
Das grösste Stück erwische.

274. Abendsegen.

(Kindergebet vor dem Schlafengehen.)

Abends, wenn ich schlafen geh',
Vierzehn Engel bei mir stehn,
Zwei zu meiner Rechten,
Zwei zu meiner Linken,
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füssen,
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich weisen
In das himmlische Paradeischen.

Variation:

Abends, wenn ich schlafen geh',
Sechzehn Engel bei mir stehn usw.
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die um mein Bette stehn
Und zwei, die mit mir zum Paradiese gehn.

Dieser Spruch ist nach Böhme 313 in ganz Deutschland verbreitet.

275. Bitte an das Christkind.

Christkindchen, komm in unser Haus,
Schüttle deine vollen Taschen aus,
Stell das Hopppferdchen (oder Schimmelchen) [untern Tisch,
Dass es Stroh und Hafer frisst.
Stroh und Hafer frisst es nicht,
Zuckerstuten kriegt es nicht.

276. Liebes Christuskindelein.
Bring' mir was auf's Tellerlein,
Ich will fromm und artig sein.

277. Die Lebensalter.

Fünf Jahr ein Kind,
Zehn Jahr ein Knabe,
Zwanzig Jahr ein Jüngling,
Dreissig Jahr ein Mann,
Vierzig Jahre wohlgetan,

Fünfzig Jahre Stillestand (geht's Alter an)
Sechzig Jahre geht's Alter an, (nicht mehr kann)
Siebzig Jahre Greis,
Achtzig Jahre weiss,
Neunzig Jahre Kinderspott,
Hundert Jahre Gnad' vor Gott.

In ähnlicher Fassung in fast ganz Deutschland bekannt. Vgl. J. Grimm, Rede über das Alter der Menschen, Berlin 1864. (Vgl. Böhme 713.)

---

# Volksetymologie und Volkskunde.

Von Dr. Esser, Malmedy.

---

In der Kapelle des zur Bürgermeisterei und katholischen Pfarre Reuland (Kreis Malmedy) gehörigen Weilers Alster befindet sich die Figur eines Heiligen, den die Bauern der näheren und weiteren Umgegend bald Schwindel, latinisiert Schwindelinus, oder Schwindeler, bald Schwimmel oder Schwimmeler nennen und unter dem einen oder andern dieser Namen betend und opfernd anrufen gegen Schwindel (eiflerisch Schwimmel), Kopfschmerzen und Ohnmachtsanfälle.

Erkundigungen haben ergeben, dass es sich um den heiligen Suindbert handelt, einen gebornen Angelsachsen, der den Friesen das Christentum vermittelt hat und am 1. März 713 auf der Rheininsel Kaiserswerth gestorben ist.

Aus der ursprünglichen vollen Namensform Suindbert oder Schwindbert sind im Laufe der Zeit zuvörderst die oben aufgeführten Kurznamen Schwindel und Schwimmel hervorgegangen und zwar aus der einstämmigen Kürzung Schwind- die Verkleinerungsform Schwindel, und aus der zweistämmigen Kürzung Schwindb-, die sich zu Schwimm- gestalten musste, die Verkleinerungsform Schwimmel; diese beiden Schmeichelformen finden sich dann auch in der Rheinprovinz als Familiennamen. Die mit dem Suffix -er weitergebildeten Namensformen Schwindeler und Schwimmeler kommen dagegen, soviel mir wenigstens bekannt ist, als

heutige Familiennamen nicht vor; offenbar wollte man mit diesen neuen Bildungen auf -er den Heiligen ausdrucksvoller als denjenigen bezeichnen, der den Schwindel bezw. Schwimmel zu vertreiben und zu heilen imstande ist [1])

Es darf nun wohl die Frage aufgeworfen werden, wie man dazu gekommen ist, den heiligen Schwindbert als Helfer gegen Schwindelanfälle, Ohnmachten u. dergl. in Anspruch zu nehmen? Das Nomen, womit das Volk den Heiligen schmeichelnd belegte, wurde zum Omen; aus dem Namen glaubte man mit Sicherheit zu ersehen, dass sein Träger von den mit Schwindel oder Schwimmel[2]) (vertigo capitis, scotôma) Behafteten erfolgreich anzurufen sei: Der Name des Heiligen stimmte ja mit der Krankheitsbezeichnung vollständig überein. In anderen Fällen genügte es schon, um einen Heiligen für eine Krankheit in Anspruch zu nehmen, wenn sein Name nur ähnlich lautete, wie das betreffende Übel. So gilt bei uns, um bekannte Beispiele anzuführen, der h. Valentin als Helfer gegen die fallende Krankheit oder Fallsucht (mhd. der vallend siechtuom), der h. Donatus als Beschützer gegen Donner und Blitz, der h. Mamertus als Arzt für Frauen mit schlimmer Mutterbrust; die Franzosen verehren den S. Génou (d. i. Gendulfus) gegen die Kniegicht, la goutte aux genoux, und den S. Maclou (d. i. Marculfus) contre les clous (Blutschwären); die Wallonen endlich glauben durch die Sainte Jennefîve (Genovefa, französisch Geneviève) von der Gelbsucht (jaune fièvre, d. i. wall. jeune fîv) befreit werden zu können und in dem S. Hâlin (d. i. Hadelin) einen zuverlässigen Helfer zu haben für krummbeinige (wall. halé) Kinder.

---

[1]) Die Bildungssilbe -er wird gebraucht für die Ableitung von Substantiven (Schwindel, Schwimmel) zur Bezeichnung einer Person nach ihrer Tätigkeit oder Beschäftigung.

[2]) Vgl. Deutsches Wörterbuch von Grimm IX, 2654, 1, a) unter Schwindel, und 2617 unter Schwiemel, wofür in der Eifel Schwimmel gesprochen wird; das Adjektiv schwimmelig (d. i. schwindelig) findet sich in dem Idiotikon von Schmitz (Sitten und Bräuche des Eifler Volkes I. 231 a).



# Kleinere Mitteilungen.

## Westfälische Osterbräuche.

Von **Karl Prümer.**

In verschiedenen westfälischen Städten war es Brauch und ist es vereinzelt auch heute noch, durch das Blasen eines Chorals vom Turme den Ostermorgen zu begrüssen. Eine zweite kirchliche Ostersitte, die auch heute noch besteht, war und ist die, dass nach dem Nachmittagsgottesdienste der Küster in den Turm stieg und baierte, d. h. er schlug mit dem Klöpfel der Glocke in kurzen Intervallen an diese, wobei er sich eines Seils bediente, welches am Glockenklöpfel befestigt war. In Dortmund wurde von Ostern bis Jacobi an jedem Sonn- und Festtage nachmittags mit kurzen Pausen eine Stunde hindurch gebaiert. Der Küster, welcher am 1. Ostertage nachmittags zuerst mit dem Baiern begann, erhielt in Dortmund einen Scheffel Getreide. Um diesen zu erringen, gingen die Küster den Pfarrer der jeweiligen Gemeinde an, recht frühzeitig Amen zu sagen, denn unmittelbar nach dem Amen durfte der Küster mit dem Baiern beginnen.

Wie anderwärts, so hat sich auch hier der altgermanische Brauch der Osterfeuer erhalten, obgleich sich schon der grosse Kurfürst gegen diese „heidnische Unsitte“ scharf ausgesprochen hatte, allein dieses half nichts, denn dem Volke pflegen die Gewohnheitsrechte heiliger zu sein, als die geschriebenen. Ein edler Wetteifer bestand namentlich auf den Dörfern darin, möglichst das grösste Osterfeuer zu haben. Die Dorfjugend zog von Haus zu Haus, sammelte Stroh und Holz und sang dabei: „Halau, Halau ’n Schöppken Strauh füör’t Pôschfüer.“ Nicht selten wurde auch das angesammelte Holz von der Jugend des Nachbardorfes nächtlicherweile entwendet, wodurch es wiederholt zu blutigen Fehden kam.

Den Kindern brachte der „Osterhase“ bunte Eier, die in Gärten und auf den Stadtwällen versteckt wurden. Auf den Marktplätzen standen Händler, welche bunte Eier feil hielten, und das junge Volk erstand solche, um damit zu „kippen“. Der, dessen Osterei beim Kippen zerschlagen wurde,

musste es dem Gewinner abgeben. Aber die Mogelei war auch hierbei schon in alten Zeiten im Schwang, denn der eine oder andere Bursche versuchte den Partner mit einem hölzernen Ei zu überlisten, aber wehe ihm, wenn die Sache ruchbar wurde, Allesamt fielen sie über den Missetäter her, nahmen ihm sämtliche Ostereier und zerbläuten ihm so gründlich das Fell, dass ihm schliesslich die hohe Obrigkeit zur Hilfe kommen musste.

In Westfalen hiessen die Tage der Osterwoche: Blo-en Mondag (an diesem Tage war es Sitte, in den katholischen Kirchen den Altar mit einem blauen Tuche zu bedecken), schäiwen Dienstag, krummen Gonsdach (Wodanstag) grünen Donnerstag (siehe Eychmans Erklärung Viridis, ein grunender, der dâ ôn sunde ist, grun), am grünen Donnerstag wurde frisches, grünes Gemüse gegessen, Karfreitag, niederdeutsch: stillen Fridag, Pôschowend (vermutlich aus dem Hebräischen pâsach [Verehrung der Erstgeburt] übernommen.)

---

## Westfälischer Aberglauben, bezüglich Freien und Hochzeit.

Von **Karl Prümer.**

Wenn die Braut die Katzen nicht gut fütterte, gab es am Hochzeitstage Regen. (Die Katzen sind der Göttin Frigg geweihte Tiere, friggen = freien.) Wer seine Auserkorene unter dem Haselnussstrauch traf, bekam leicht das Jawort. Heiratete Bruder und Schwester in einem Jahr, gab es Sterben und Verderben. In der Silvesternacht giessen die Mädchen Blei ins Wasser. Der Buchstabe, welcher sich bildet, ist der Anfangsbuchstabe vom Vornamen des zukünftigen Bräutigams. Dem Marienblümchen oder der Wucherblume wurden die Blätter ausgerissen, und es wurde dabei gesagt: Er liebt mich, von Herzen, mit Schmerzen, ein klein wenig, gar nicht. Die Worte, welche zum letzten Blatt gehörten, waren die Orakelworte. Mädchen setzten einen Marienkäfer (Herguotsvüögelken) auf die Spitze des Zeigefingers und zählten dabei: 1 Jahr, 2 Jahr, 3 Jahr usw. In dem Jahr, bei dessen Nennung der Marienkäfer die Flügel ausbreitete

und davonflog, fand die Hochzeit des Mädchens statt. Ein junges Mädchen pflanzte Donnerkraut (sedum telephium) in einen Topf und sprach dabei den Namen eines jungen Mannes aus, den sie im Herzen trug. Gediehen die Pflanzen und umschlangen oder umrankten sie sich, wurde der Geliebte ihr Bräutigam. Befinden sich zufällig drei brennende Lichter oder Lampen auf dem Tisch, so bedeutet dies: es ist eine Braut im Hause. Blüht ein Baum zur Unzeit im Garten, so weilt im Hause des Gartenbesitzers eine Braut. Ein Mädchen, welches das Schüsselwasser kochen lässt, oder welches die geformte Butter anschneidet, bekommt in sieben Jahren keinen Mann. Schleppt ein Mädchen einen Zweig der wilden Rose am Kleide nach, so bedeutet dies, dass ihr Bräutigam bereit steht und sie in nächster Zeit heiraten wird. Die Mädchen gehen am Weihnachtsabend in den Hühnerstall und klopfen das Geflügel wach; kräht ein Hahn, so werden sie noch im Laufe eines Jahres Hochzeit feiern, gackert aber ein Huhn, ist innerhalb Jahresfrist an keine Hochzeit zu denken. So viele Mal ein Kuckuck ruft, so viele Jahre muss ein Mädchen auf die Hochzeit warten. Wenn die Näherin, welche die Aussteuer oder das Brautkleid näht, sich beim Nähen wiederholt in den Finger sticht, so bedeutet dieses ein besonderes Glück für die Braut. Viele Scherben bei der Hochzeit, viele Tränen, sowie das Zerreissen des Brautschleiers sind ebenfalls Zeichen des Glücks. Wenn sich Braut und Bräutigam vor dem Altare die Hände reichen, bekommt der in der Ehe die Oberhand, dessen Daumen oben liegt. Versucht's, ihr Brautleute!

---

## Ein Beitrag zur „Kindtaufe in Westfalen“.

Von **Karl Prümer**.

Ein recht alter westfälischer Brauch ist es, ein Kind vor dem „Hol“, dem Kesselhaken am Herd, zu taufen, denn diese Stätte war eine geweihte. So lange das Kind nicht getauft war, musste ein Licht brennen, damit der Böse ihm nichts anhaben konnte. Namentlich musste es vor Leuten

mit einem „bösen Blick“ gehütet werden. In katholischen Orten durfte das Kind nicht ungetauft zwei Freitage erleben, andernfalls sollte es geistersichtig, d. h. ein „Späukenkiker“ werden.

Zur Taufe gab es meist Kaffee oder Bier, auch wohl süssen Branntwein. Bei diesem häuslichen Tauffest bediente häufig der Vater des Täuflings die Gäste, welche der Wöchnerin beim Weggehen ein Geldgeschenk in den Schoss warfen. Der Pate verabreichte gleichfalls ein Geldgeschenk oder ein Kleidungsstück für das Kind.

Bei derartigen Tauffeierlichkeiten wurde nicht selten über Gebühr getrunken, so dass sich die Tugendwächterin, die hohe Obrigkeit, veranlasst sah, besondere Gesetze dagegen zu erlassen.

Eines davon d. d. Münster lautet also:

„Woferne die Kraemfraw (Kramfrau = Wöchnerin) so woll bey der tauff alss ausgang einen zech, es sey an Brandewein, Bier oder ander gedrenck, vor der predig anstellen undt der weiber sich etliche vollsauffen, soll die Kraemfraw so woll alss die Vollsaufferin vor haupts acht Reichssthaler zur straeff geben.“

---

## Das Furren.

### Ein Namenstagsbrauch aus dem Siebengebirge.

Von **Dr. Jos. Müller.**

In meinem Heimatsorte Aegidienberg (Siebengebirge) ist eine ästhetisch nicht gerade schätzenswerte Namenstagssitte unter der männlichen Jugend bis zum halbreifen Burschen heimisch: das furren. Von den Eltern, Geschwistern, von pętχən und jǫ̈ǫ̈t, ja auch von lieben Freunden wird das Namenstagskind „gebunden“ (dial. jəbonən oder jəboŋən) d. h. beschenkt, gewöhnlich mit einem Backwerk (węk oder reiwęk u. ä.) oder gar einem neuen Kleidungsstück. Die Spielkameradschaft und die Schulgenossen dagegen fürchtet an seinem Ehrentage der Gefeierte, ja er sucht deren Nähe ängstlich zu meiden. Denn wird der Namenstag bekannt,

dann stürzen sich die lieben Kameraden mit dem Rufe: dę̨ę̨ pitər het hök namantstaax, dę̨ę̨ mos ę̨vər jəfurt wę̨ę̨dən! auf den Beglückten; rasch ist er von kräftigen Händen gefasst und trotz allen Sträubens, Schlagens und Stossens wird er „übergelegt“ (üvərjəlę̨ę̨χ), so dass. die Vorderseite nach unten gekehrt, die Rückseite bequemen Spielraum für die Absichten der Peiniger bietet. Und nun muss er folgende Prozedur über sich ergehen lassen: Dort, wo dat hinəš (der Hintere) die natürliche Furche bildet (fuuər), fährt die Schmalseite einer kräftigen Knabenhand in einem fort hin und her, zieht der Furche entlang (macht also furren*). Dieses Furren geschieht nach Belieben solange, bis alle Teilnehmer ihr Mütchen gekühlt haben oder bis die Kraft des jəfurtən dem Treiben ein Ende bereitet.

So sehr ist diese Sitte (oder Unsitte?) eingewurzelt, dass sie einen Hauptspass der lieben Jugend bildet. Mit List und Eifer wird dem Namenstagskind opjəpas, opjəluuərt, um ja nicht dieser Freude zu entbehren. Ja selbst ältere Leute erlauben sich den „Jungen“ gegenüber diesen Spass, und gar unter erwachsenen Burschen findet sie noch kräftige, freilich oft in Roheit ausartende Übung.

Ob diese Sitte importiert (etwa aus dem Soldatenleben?) ist, lässt sich nicht entscheiden; jedenfalls ist aus den Belustigungen der Jugend das „Schlagen aus Spass“ nicht wegzudenken. So muss der Neuling bei kindlichem Spiele erst „eingeweiht“ (auch enjəweeχ) werden, bis er würdig der Teilnahme ist, dem mit neuem Anzuge Geschmückten muss der šniidər usjəpetš werden. Die Kinder geben sich als letzten Nachtgruss beim Verlassen der Strasse dat lę̨tsχən, dən naaxsdę̨kəl (den letzten Schlag) usf. So gehört zur Jugend das mutwillige Schlagen als notwendige Zugabe.

---

*) Das Verbum furren ist nur für diese Namenstagssitte gebräuchlich, während es in wörtlicher Bedeutung „Furchen auf dem Felde ziehen“ ausser Gebrauch gekommen ist.

## Schäälen Zacheies.

Von **Dr. Jos. Müller.**

Wohl jeder Rheinländer hat schon die Ausdrücke „šęęlən, kromən, šeevən tsaxęiəs“ gehört. Um körperliche Minderwertigkeiten, äussere Unordnung eines mantskęęrlts (Mannskerls) zu bezeichneu, auch allgemein zum Ausdruck der Missachtung dienen diese Ausdrücke. Woher die allgemeine Verbreitung? Die fremde, „gelungene“ Namensform allein kann sie nicht bewirkt haben; vielmehr besitzen die mit šęęlən tsaxęiəs Titulierten ein anschauliches Urbild in dem rheinischen Kirmesmann, der auch an manchen Orten Zacheies benannt wird, besonders im rip. Flachlande der linken Rheinseite und in der Nordeifel. Während der Kirmes prangte er als Festsymbol in Gestalt einer bekleideten und bunt ausstaffierten Strohpuppe hoch auf einer Stange vor dem Hauptwirtshause des Dorfes. So war es noch in 60er, 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts.[1]) Mancherorts wurde der Zachaeus nach Beendigung der Kirmes vors Dorf getragen und dort verbrannt.[2]) Die symbolische Beendigung der Kirmes an anderen Orten wurde gefeiert durch Vergrabung eines abgenagten Schinkenknochens.[3])[4]) Jedenfalls ist die Aufmerksamkeit der Vereinsmitglieder auf noch vorhandene Reste dieser Kirmesgebräuche zu lenken, wobei auch die Vergangenheit zu berücksichtigen ist. Denn wenn auch noch mancherorten ein Vergraben der Kirmes stattfindet, ja eigens zu diesem Zwecke eine Strohpuppe[5]) angefertigt wird, so scheint die Aufstellung des Zachaeus während der Kirmes fast ausser Gebrauch. Woher hat der Kirmesmann seinen Namen? Es ist alte Sitte, den Strohpuppen Namen beizulegen. So führt in den Kreisen Rheinbach und Jülich (auch in Langewehe und Dülken) der Fastnachtsstrohmann den Namen Eeętsənbęęr

---

[1]) s. M. Fuss in Picks Monatsschr. V, 113, 114.

[2]) z. B. in Bürvenich bei Zülpich (vergl. M. Fuss ebenda).

[3]) z. B. zu Glehn in der Eifel.

[4]) Über das Begraben der Kirmes s. weiter Picks Monatsschr. IV, 549 und 740.

[5]) z. B. in Wolsdorf bei Siegburg.

(Erbsenbär), in Jülich selbst hiess er Lazarus, in Merzenich bei Düren heisst er Zacheies[6]), in Köln wurde noch zu Zeiten Firmenichs in der Karwoche ein Strohmann als Judas verbrannt[7]), in Pier führte er den Namen Lucas Thiesgen (Matthias)[8]), in Dülken wurde zur Zeit Norrenbergs[9]) „Bruder Bacchus“ zu Ende der Kirmes begraben, in Saarlouis hiess die Fastnachtspuppe mardingras[10]) usf. Beim Kirmesmann Zachaeus liegt jedenfalls biblische Reminiszenz vor; denn auf das Kirchweihfest (dedicatio ecclesiae) fällt die Pericope vom Zachaeus bei Lucas, Kap. 19[11]). Mag auch heute der Kirmesmann Zachaeus nicht mehr allgemeinster Verbreitung sich erfreuen, ja fast ausgestorben sein, in den Schimpfausdrücken wird er noch lange im rheinischen Volke weiterleben.

---

## Die Pek.

Aus dem Siebengebirge. Von **Dr. Jos. Müller.**

Die Pek ist der Überrest einer Birne oder eines Apfels.*) Mit dem Rufe: Pek wider wek! au wẹn? wendet sich der Junge, welcher eben seine Birne oder seinen Apfel verzehrt hat, an einen zunächst stehenden, worauf dieser mit dem Rufe antwortend: au dẹn! einen ferner stehenden als das Ziel der wegzuwerfenden pek mit dem Finger bezeichnet. Nun wird genau gezielt, und obgleich sich der durch den Ruf Gewarnte dem Wurfe zu entziehen sucht, selten verfehlt die pek ihr Ziel. Besonders zur hoondərbirəntsek (Hühnerbirnenzeit [Frühbirne]) wird dieses Pekwerfen zu einem Saisongebrauche, und selten wandert dann eine birəpek unbenutzt zur Erde.

Wer weiss den Gebrauch zu erklären?

---

6) s. Josef Koulen, Heimatliche Volkstümer aus der Weihnachts-, Oster- und Pfingstzeit. Rhein. Geschichtsbl. V, 359, 360.

7) Firmenich, Völkerstimmen I, 458.

8) Koulen a. a. O. S. 360.

9) N., Chronik der Stadt Dülken, S. 110.

10) Stephinsky in Picks Monatsschr. V, 255.

11) Stephinsky a. a. O. V, 255.

*) ketš bedeutet das Kerngehäuse.

## Der unglückbringende Hase.

Von **Theodor Ehrlich**, Laubach.

Längst schon ist sie verschwunden, die Moltermühle im Wiesentale zwischen Rennfuss und Beuren, und kein Stein zeigt mehr die Stelle an, wo sie ehedem gestanden.

Mancher Mord und sonstige Greueltaten mehr sollen sich in früherer Zeit dort zugetragen haben. Darum schien die Mühle auch verflucht, und wirklich ging es nicht mit rechten Dingen daselbst zu. Gepolter und unheimliches Geschrei schreckten die Bewohner zur Nachtzeit häufig auf. Eine ganze Anzahl Pächter schon hatten ihr Glück in dem verrufenen Hause gesucht. Aber ihr Vieh fiel, und die Mühlsteine sprangen, und bettelarm hatten alle die Unglücksmühle verlassen müssen.

Immer, bevor sich ein Unglück zutrug, hatte man in der Nacht vorher einen grossen Hasen gesehen, der, nur auf drei Beinen humpelnd, behutsam die Mühle umkreiste, ihr aber nicht zu nahe kam. Der dreibeinige Hase und kein anderer musste daher der Unglückbringer sein. Ihn darum zu beseitigen, entschloss sich der letzte Pächter. Vom Fenster überm Mühlrade hatte er mit einem Gewehr bewaffnet den unglückbringenden Hasen schon manche Nacht erwartet. Da kam er eines Abends geradewegs auf das Fenster zu gehumpelt. Rasch legte der Müller an und drückte ab. Doch vom Hasen prallte die Kugel zurück, und zu Tode getroffen sank der Mann zu Boden, während unter höhnischem Gelächter der Hase verschwand.

Niemand wollte nach diesem grausigen Ereignis die Mühle mehr bewohnen, und so verfiel sie denn bald und verschwand ganz.

---

## Umfrage über kriminellen Aberglauben.

1. Manche Leute glauben, ein Meineidiger werde nicht entdeckt, wenn er gewisse mystische Mittel anwende, z. B. wenn er beim Schwören den linken Arm auf dem Rücken halte, oder das Innere der Schwurhand dem Richter zukehre,

oder die Eidesformel verstümmele, oder wenn er Sand im Stiefel habe, usw. Ist dem Leser darüber etwas bekannt?

2. Ist darüber etwas bekannt, dass Diebe oft am Tatort ihre Notdurft verrichten? Aus welcher Gegend? Weshalb geschieht das? Auf den Tisch, ins Bett oder wo? Werden die Exkremente zugedeckt? Tun dies nur Gewohnheitsverbrecher? Kennt man den Ausdruck „Wächter“, „Nachtwächter“, „Wachtmeister“, „Posten“, „Schildwache“, „Hirt“, oder einen analogen deutschen oder ausländischen Ausdruck für menschliche Exkremente? Aus welcher Gegend? Was ist nach Angabe des Volkes, der Verbrecher und der Einsender der Sinn dieser Bezeichnungen?

3. Kennt jemand irgend einen Aberglauben, der zu einem Diebstahl Anlass geben könnte?

4. Kennt jemand irgend einen Aberglauben, der einen Diebstahl verhindern könnte, z. B. dass schwangere Frauen nicht stehlen dürfen, weil sonst ihr Kind ein Dieb würde, oder dass man an bestimmten Tagen nicht stehlen dürfe oder auch an gewissen Orten nicht, oder nicht gewisse Gegenstände, weil man sonst Unglück hätte?

5. Ist der Verbrecheraberglaube bekannt, dass man etwas am Tatort zurücklassen müsse, wenn man verhindern wolle, dass man entdeckt wird?

6. Ist etwas über die „Religiosität“ der Verbrecher bekannt? Fand man bei ihnen Himmelsbriefe, gingen sie zur Kirche, beteten sie, glaubten sie an einen Gott usw.? Vertrauten sie auf den Beistand Gottes bei ihren Taten oder auf den eines bestimmten Heiligen? Hielten sie geweihte Gegenstände für Talismane, z. B. eine geweihte Kerze, eine Hostie usw.? Glaubten sie, durch die Beichte ein leichtes Mittel zu haben, um sich wieder zu entsündigen, usw.?

7. Glaubt das Volk, dass die Zigeuner Kinder rauben? In welcher Gegend? Ist so etwas wirklich vorgekommen?

8. Ist „das 6. und 7. Buch Moses“, „die geistliche Schildwacht“, „Faust's Höllenzwang“, „das Romannsbüchlein“ oder ein anderes derartiges „Zauberbuch“ im Volk verbreitet? Ist durch den Glauben des Volkes daran schon Unheil angerichtet?

9. Ist irgend etwas darüber bekannt, dass Kaninchenpfote und Bohnen (Fiesolen) als Verbrechertalismane gelten? Oder sonst etwas über ihre abergläubische Verwendung?

10. Welche Heilmittel hat das Volk gegen Epilepsie? Hält man insbesondere das Blut eines Hingerichteten für wirksam? Gilt der Epileptische als vom Teufel besessen?

11. Ist ein konkreter Fall bekannt, wo durch Wahrsager oder Kartenlegerinnen irgend ein Unheil angerichtet ist, z. B. ein Selbstmord, Familienzwistigkeiten, Verbrechen usw. verursacht?

12. Ist der Glaube bekannt, dass schwangere Frauen nicht schwören dürfen, weil das zu erwartende Kind sonst viel mit dem Gericht zu tun hätte? Aus welcher Gegend? Sind Fälle bekannt, wo aus diesem Grund die Aussage verweigert ist?

13. Glaubt man, dass Päderastie, Sodomie oder Unzucht mit Kindern oder Jungfrauen Geschlechtskrankheiten heilen könne?

Auch jede andere derartige Mitteilung wird mit Dank verwertet werden können.

Cöpenick bei Berlin. Dr. Albert Hellwig.

Antworten werden durch Vermittlung der Schriftleitung dieser Zeitschrift erbeten nach Elberfeld, Arminiusstr. 5.

---

## Ein Kuhhirtenreim aus Kühlsen.

De Sunne geiht unner:
Dat gifft meu kein Wunne'r.
Dei Mond kümmet an
Mit gollen Papëier.
De Eckern sind lank,
De Bieren sind blank.
De Kögge sind satt,
Hädd Milk in Titte.
Höi, na Hius!

**Schäferreim.** (Ebendaher.)

Aprill
Iss den Lämmern ehre Fill,
Un diärn Allen ehre Daud,
Un dänn hald de Duiwel de Schäpers auk

Kühlsen. Wilhelm Oeke.

**Symbole bei Verkäufen.** In einem Kaufbrief (betreffend den Beckeshof Rützkausen) vom 23. Juni 1567 heisst es: „Mit Hand, Halm und Mund“. Auch „Mattage“ kommen in dieser Urkunde vor. O. S.

**Der Strohwisch** diente auch im Bergischen lange Zeit als Bierwisch, d. h. ein solcher zeigte an, dass in dem betreffenden Hause Bier verzapft wurde. Heute dient er noch regelmässig als Warnungszeichen, wenn ein Dach ausgebessert wird, und als Vogelscheuche in Gärten und Feldern. O. S.

**Um rechtzeitig aufzuwachen,** spricht man am Abend:

Heilger St. Vith (St. Veith)!
Weck meck tur Tît,
Nitt tu früh
On nitt tu spät,
Wenn de Klock drei Uhren schlêt.

Auch tritt man etwa dreimal unten gegen das Bett, wenn man um drei Uhr aufstehen möchte.

(Ort?) O. S.

Eine Magd wurde auf folgende Art in den Dienst eingeführt: Von der Hausfrau wurde sie dreimal um den Kesselhaken gezogen; das war ein sicheres Mittel, das Gesinde treu zu machen. Whn.

Ob eine Frau eine Hexe war, erfuhr man auf folgende Weise: Zwei einander gegenübersitzende Personen streiten dafür und wider, ob die betr. Person eine Hexe sei. Zuvor wird das 53. Kapitel aus Jesaia aufgeschlagen, ein Schlüssel eingelegt und das Buch so gebunden, das dieses an dem Schlüssel hängt und bewegt werden kann. „Nach welcher Seite sich nun das Gewicht minder oder mehr hindrehet, je nachdem ist das Weib eine Hexe.“ Whn.

---

# Berichte und Bücherschau.

Th. Imme, Die Ortsnamen des Kreises Essen und der angrenzenden Gebiete. Essen, G. D. Baedeker, 1905. 72 S. 70 Pfg.

Zu den Überlieferungen der Vorzeit, die in unseren Industriegebieten schwerer als anderswo bedroht sind, gehören die Ortsnamen. Aus allerlei Gründen (Eingemeindungen, Anlage grosser Betriebe u. dergl.) treten viele von ihnen mehr und mehr zurück oder verschwinden gänzlich. Sie zu sammeln, zu bewahren und wissenschaftlichen Gewinn aus ihnen zu ziehen, gehört daher auch zu den dringenden Aufgaben der Volkskunde. Für das Volk selbst sind die Ortsnamen immer von Interesse gewesen. Das zeigen ja schon die mehr oder minder ernst gemeinten Deutungen solcher Namen und die sie umrankenden Sagen, von denen unsere Sammlungen voll sind. Im Munde des Volkes haben sich öfters Namensformen erhalten, die älter sind als die von den schriftlichen Urkunden überlieferten. Manche erinnern an verschwundene Tiere und Pflanzen, auch der alte Götterglaube hat hier und da seine Spuren in ihnen hinterlassen.

Die vorliegende Schrift will die Ortsnamen eines engeren Gebietes (immerhin werden über 400 Namen herangezogen,) nach ihrem Ursprung ordnen und deuten. Das geschieht mit erfreulicher Besonnenheit und gewissenhaft ruhigem Urteil. Es ist viel Fesselndes in dem kleinen, billigen Hefte zu finden. Wir können es allen unseren Mitgliedern, und zwar den westfälischen sowohl wie den rheinischen, aufs beste empfehlen. Sartori.

Alois John, Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen. (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, geleitet von Prof. Dr. Adolf Hauffen, Bd. VI). Prag, J. G. Calve, 1905. — 458 S. und 1 Karte. — Preis 6 Kronen = 6 Mark.

Ein sehr weitschichtiger, in sechsjähriger Sammeltätigkeit der Prager Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen zusammengehäufter

Stoff wird uns hier übersichtlich und wohlgeordnet von einem kundigen und erprobten Volksforscher vorgelegt. Er entstammt dem nordgauischen Sprachgebiete in Böhmen, und seine Verarbeitung soll — als erster Versuch dieser Art — die innere Zusammengehörigkeit der Bewohner jenes Gebietes im gesamten Volkstum erweisen. Das Werk zerfällt in folgende Abschnitte: I. Das festliche Jahr. II. Geburt und Taufe. III. Die Hochzeit. IV. Tod und Begräbnis. V. Landwirtschaftliche Gebräuche. VI. Volksmeinungen und abergläubische Anschauungen. VII. Volksaberglaube und Volksmedizin. VIII. Volksrecht. IX. Sprichwörter und Redensarten. X. Nahrung. XI. Namen. Dazu als Anfang einige Proben von Volkshumor. Namentlich die Abschnitte VII, VIII und X bieten manches, was in andern solchen Sammlungen zu fehlen pflegt. Aber auch in den übrigen Teilen des Buches wird man verhältnismässig oft auf Einzelheiten von besonderem Interesse, seltnerem Vorkommen, eigentümlicher Auffassung und aufklärendem Werte stossen.

Sartori.

Idel, Wilhelm, Irmgard von Berg. Dramatisches Gedicht. Zweite wohlfeile Ausgabe. Elberfeld 1905. 95 S. kl. 8°. 1 Mk.

Das dem bergischen Volke gewidmete Werk behandelt eine bergische Sage und darf sich darum auch bei den Mitgliedern und Freunden unseres Vereins einer freundlichen Aufnahme versichert halten. Übrigens sei auf den diesem Hefte beiliegenden Prospekt verwiesen. S.

Wörterbuch der Eupener Sprache von August Tonnar und Wilh. Evers, mit sprachvergleichenden Worterklärungen von Wilh. Altenburg. Eupen, Verlag von Carl Braselmann (Mitglied unseres Vereins). VIII und 268 S. 3.— Mark.

Wörterbücher, welche uns in den Dialekt einer räumlich beschränkten Gegend einführen, sind in erster Linie für diese bemessen; aber sie bilden auch gleichzeitig Bausteine für die Sprache ganzer Volksstämme und gewinnen dadurch

ganz erheblich an Bedeutung. In dem Vorwort bemerken die Verfasser darum mit Recht: „Eupen. an der äussersten westlichen Grenze Deutschlands gelegen, bildet einen gesonderten Sprachkreis; seine Mundart ist von den anderen rheinischen Mundarten sehr verschieden und eigenartig. — Wir glauben durch das vorliegende Werkchen dem grossen deutschen mundartlichen Sprachennetz eine Endmasche des westlichsten Deutschlands angefügt und dadurch der Sprachforschung einen Beitrag geliefert zu haben."

Grade für die Gegenwart dürfte es angemessen sein, auf das Werkchen nochmals hinzuweisen, da die Sprachforschung, wie unsern Lesern bekannt sein wird, grade im Rheinlande in ein neues Stadium getreten ist. O. S.

Dütschke, Dr. G. Beiträge zur Heimatkunde des Kreises Schwelm. Heft 7. Das Museum des Vereins für Heimatkunde. 1. Hausbau sowie Hausgerät der Mark. 2. Eine Altmärkische Stube. Schwelm 1906.

Auch in diesem Heftchen bietet der Verfasser mancherlei Anregendes und liefert damit einen wertvollen Beitrag zur Heimkultur, welche noch vieler solch eifrigen und einsichtsvollen Förderer bedarf. In diesem und jenem Punkte kann man trotzdem abweichender Meinung sein. Ob z. B. Solingen als Zentrum der bergischen Banweise, welche auf der Schieferüberkleidung ruht, genannt werden darf, ist doch sehr fraglich.

O. S.

Riägenbogen. Siewen Geschichten van Ludwig Schröder. Essen (Ruhr) 1906. Preis broschiert 2.— Mark geb. 2.60 Mark. 141 S. 8°.

Zu den bekanntesten Dialektdichtern Westfalens gehört unstreitig Ludwig Schröder, dessen Namen durch seine „Chronika van Saust" und sein Westfalenbuch vor allen Dingen bekannt geworden ist. In seinem neuesten Werk „Riägenbogen" schildert er die Leute seiner Heimat in geradezu meisterhafter Weise. Das sind Westfalen von echtem Fleisch und Blut, diese urwüchsigen Menschen mit all ihren Fehlern, aber auch ihren beneidenswerten Vorzügen, nament-

in unsern Tagen. Die Soester Mundart verleiht dem Buche durch die völlige Beherrschung, mit welcher sie der Dichter anwendet, einen besondern Reiz. Schwierigkeit erregt das Lesen nicht, auch nicht bei denjenigen, die diese Mundart nicht beherrschen. Darum können wir das prächtige Buch von ganzem Herzen empfehlen. O. S.

Kreuzberg, P. J., Pfingstgebräuche an der unteren Agger. — Rheinische Geschichtsblätter VII. 1904. Nr. 12. S. 371—375.

— — Blüten der Volkslyrik von der unteren Agger. Ebenda. VIII. 1905. S. 49–60.

Zwei hübsche volkstümliche Beiträge unseres Mitarbeiters, die besonders das Volkslied zu Ehren bringen. Die erste Arbeit enthält ein längeres Pfingstlied, die zweite sechzehn Volkslieder. Whn.

Erzählungen des Cäsarius von Heisterbach. (1170–1240.) Beitrag zur Kulturgeschichte, Sitten- und Sagenkunde der Hohenstaufenzeit. Aus dem Lateinischen von M. Bethany. Kötzschenbroda und Leipzig. H. F. Adolf Thalwitzer. 64 S. kl. 8°. 0,25 Mark.

Die Werke des Cäsarius von Heisterbach, eines durch seine Schriften zu den bedeutendsten Mitgliedern des Cisterzienserordens gehörenden Mönches, sind nur den wenigsten zugänglich. Eine Reihe von Schriften ist verloren gegangen oder ruht im Staube der Bibliotheken, einige wenige nur, allerdings die wichtigsten, sind im Druck erschienen, unter denen der Dialogus miraculorum — die Wundergespräche — wohl am bekanntesten geworden ist. Aber nicht minder sind die Erzählungen des Cäsarius von Wichtigkeit und besonders für den Forscher der Volkskunde, der zu den heutigen Erscheinungen des Volkslebens und der Volksseele nach Analogien in alter Zeit sucht. Wie fruchtbar Cäsarius als Erzähler war, beweisen uns seine 949 Erzählungen, von denen in dem kleinen Heftchen allerdings nur eine bescheidene Auswahl — 45 — gegeben werden konnte. Aber schon diese kleine Reihe zeigt uns die Vielseitigkeit der Erzählungen;

wir lernen in Höhen und Tiefen das Leben der Hohenstaufenzeit kennen; wir kehren in die Behausung des Dorfpfarrers ein und besuchen die Kurie des Papstes, wir halten uns am Hofe des Kaisers und in der Hütte des Bettlers auf; wir besuchen die Klöster und finden auf der Landstrasse den wandernden Mönch, den Arzt, den Sänger und die Weltdirne. Vor allem sind die Erzählungen für die Sagenkunde wichtig; gar manche schöne deutsche Volkssage finden wir schon im Cäsarius, gar mancher Zug des Volkslebens ist schon damals in derselben Weise in die Erscheinung getreten, in der er sich uns heute darbietet. Manche Erzählung konnte der Forscher der Volkskunde wohl entbehren, manche mutet ihn heute etwas drastisch an, — sie müssen aus ihrer Zeit heraus beurteilt werden — doch wird er mit Freudigkeit die recht brauchbare und gelungene Übersetzung begrüssen. Wir hoffen, dass durch diese kleine Auswahl die Anregung zur Herausgabe aller 949 schon übersetzten Erzählungen gegeben wird, damit die Erzählungen und so auch die mühsame Arbeit des Übersetzers ihre volle Wertschätzung finden. Whn.

Vom Stamm der Eiche. Westfalenbuch. Herausgegeben von Carl Hülter. Essen, G. D. Baedeker 1901. Geb. 3.— Mark. 298 S.

Ein hübsches Werkchen, zu dem eine Reihe von Mitarbeitern aus Westfalen manch vorzüglichen Beitrag geliefert hat, an dem auch der Folklorist nicht vorbeigehen wird, ohne Genugtuung zu empfinden. Für den Dialektforscher bieten verschiedene mundartliche Erzählungen willkommenes Material; einige Skizzen und Sagen führen uns mitten in das Gebiet der Volkskunde hinein. Jedenfalls spiegelt das Buch in klarer Weise echte westfälische Stammesart wieder.

Whn.

Kares, Dr. Otto, Poesie und Moral im Wortschatz mit besonderer Berücksichtigung der deutschen und englischen Sprache. Ebenda. Geb. 3.50 Mark. 199 S.

Zwar nicht mehr neu und nicht besonders unser Gebiet berücksichtigend, dürfen wir doch auch an dieser Stelle auf das den Freunden des deutschen Volkstums gewidmete Buch hin-

weisen. Es will in allgemein verständlicher Weise auf die mannigfachen Berührungspunkte hinweisen, welche zwischen dem Wortschatze unserer Sprache einerseits und der Poesie und Moral andererseits stattfinden. In anregender Form wird die poetische, moralische und nationale Bedeutung unsers Wortmaterials nachgewiesen. Whn.

Ritter, Hermann. Von der Höhe. Eifeler Skizzen und Erzählungen. E. Piersons Verlag. Dresden und Leipzig. 207 S. 8°. 3.— Mark.

Die dreizehn kleinen Skizzen und Erzählungen führen mitten ins eigentümliche Leben der Eifel ein und bieten vor allem Schilderungen der Natur und des Menschenlebens. Während einige durch zu langgezogene beschreibende Darstellung ermüden, sind einige recht flott geschrieben, besonders diejenigen, in denen der Verfasser seine Stoffe mitten aus dem abwechslungsvollen Volksleben genommen hat.

Whn.

Ferner sind eingegangen — Besprechung vorbehalten —:

Wolfschläger, Dr. Kaspar, Erzbischof Adolf I. von Köln als Fürst und Politiker 1193 bis 1205. Münsterische Beiträge zur Geschichtsforschung, herausgegeben von Dr. Aloys Meister. Neue Folge VI. Coppenrathsche Buchhandlung, Münster i. W. 1905. 8°. 112 S. Preis?

Detmer, Dr. Heinrich (†) und Dr. Robert Krumbholtz. Zwei Schriften des Münsterschen Wiedertäufers Bernhard Rothmann. Mit einer Einleitung über die zeitgeschichtlichen Verhältnisse. Dortmund 1905. Fr. Wilh. Ruhfus. LXX und 132 S. 8°. (Enthält die beiden folgenden in plattdeutscher Sprache verfassten Schriften: „BEkentnisse van beyden Sacramenten Doepe unde Nachtmaele der predicanten tho Munster. MDXXXIII“ und „Van erdesscher unnde tytliker gewalt. Bericht uith Gotlyker schryfft. Munster MDXXXV.“)

Heusler, Andreas und Wilhelm Ranisch. Eddica Minora. Dichtungen eddischer Art aus den Fornaldarsögur und anderen Prosawerken zusammengestellt und eingeleitet. Dortmund 1903. Fr. Wilh. Ruhfus. CX und 160 S. 8°.

---

Buchdruckerei A. Martini & Grüttefien, Elberfeld.

# Zeitschrift
des Vereins für
# rheinische und westfälische Volkskunde.

3. Jahrgang. 1906. Zweites Heft.

## Zur Bedeutung der Wörter raitmeister, hauberg und jahn im Siegerlande.

Von K. J. Ley, stud. phil., Irmgarteichen (Kreis Siegen).

Das Siegerland, seit 1815 die äusserste Südspitze der Provinz Westfalen, gehörte von alters her zur ehemaligen Grafschaft Nassau-Dillenburg. Das Land ist ein Gebirgskessel zwischen den Systemen des Westerwaldes und der Rothaar, auf allen Seiten von hohen Randgebirgen umgeben und nur nach Süd-Westen hin geöffnet. Von hier aus wird die Besiedelung erfolgt sein; in wirtschaftlicher Hinsicht unterhielt die Bevölkerung während des ganzen Mittelalters fast nur Beziehungen mit dem Süden und Westen. Daher wird es zu erklären sein, dass im Siegerlande Sitte, Tracht und vor allem Sprache grundverschieden sind von denen Westfalens. Die Nordgrenze des Siegerlandes ist zugleich die Scheide zwischen dem Mittel- und Niederdeutschen. In sprachlicher Hinsicht gehört das Siegerland zu dem sogen. Rheinfränkischen.

Wichtige Nahrungsquellen für den Siegerländer waren von jeher Bergbau, Hüttenwesen und Haubergswirtschaft. Unter den technischen Ausdrücken der beiden letztgenannten Erwerbszweige fallen uns besonders auf „Reit- oder Raidtmeister, Hauberg und Jahn“. Sie nehmen im Siegerlande eine Bedeutung an, die wir in keinem anderen deutschen Gebiete wieder finden. Ganz eigenartig ist die Bedeutung des Wortes Raitmeister; Hauberg kommt nur hier allein vor, das Wort Jahn, das man zwar in vielen deutschen Gauen kennt, hat im Kreise Siegen seine eigene Bedeutung. Diese drei Worte seien im Folgenden einer näheren Betrachtung unterworfen.

## I. Raitmeister.

In den ehemaligen Zünften der Eisenmassenbläser und Hammerschmiede, der Stahlmassenbläser und Stahlschmiede im Fürstentum Siegen unterschied man einerseits Zunftgenossen, die das Handwerk mit der Faust erlernt hatten und betrieben, nämlich Bläser und Schmiede, anderseits solche, die nur Handel mit den von den ersten verfertigten Produkten trieben; diese letzten nannte man „Raitmeister".

Nach Grimm ist reiten oder raiten = computare = rechnen, bezahlen. Lexer deutet raiten abs. und trans. als zählen, rechnen, berechnen: „man reitet von Christes gepurt"; raitemeister ist Vorsteher des Rechenamtes oder Stadtrechner. Die nhd. Schriftsprache hat das Wort ganz aufgegeben, der Stamm ist nur mehr erhalten in „bereit". Im ahd. geht reiten zurück auf „reiti = paratus, got. garaidjan, griech. διατάττειν. Im mhd. ist überall raiten oder reiten = rechnen, berechnen, abrechnen, zählen. Im Schwabenspiegel 212 § 2 heisst es:

„owê, swer sus mit gelte scheidet von der welte
der muoz dem wirte reiten mit Sorge âne beiten."

Beim schwäbischen Dichter Hugo von Langenstein, Matina: „und tuot im denn ein klain zil baiten und darnach bald mit ihm raiten". In vielen Städtechroniken kommt ausserdem raiten = rechnen oder bezahlen vor.

Nach Schmeller 2, 170 ist in der Bergmannssprache raiten = Rechnung ablegen über den Grubenhaushalt, raitung = Rechnung oder Rechenschaft. Vergl. Mathesius, Sarepta: „denn vur dir bestehet kein mensch in seiner raitung, ein armer bergkmann, haspelzieher, ertzpocher, schmeltzer oder hüttenarbeiter und was sonst mit raitung zu tun hat". Bei G. Mauritius: „sechzig gulden hast bei mir verzehrt
die raitung bringts zahls unbeschert".

Dieselbe Bedeutung Rechnung hat das Wort in den Zusammensetzungen reitbrief, reitbouch, reitholz, reittac u. a.

Im Ostfriesischen[1]) ist rêden = parat, fertig machen, rüsten, zurüsten, ausrüsten, instandsetzen, in Ordnung bringen.

---

[1]) J. ten Doornkat Koolmann: Wörterbuch der Ostfriesischen Sprache. Norden 1879—84.

Eine Nebenform dazu ist redden = zurechtmachen, das Iterativum dazu reddern = ordnen. Das Adjektivum rêde meist rêe und rê, rêi, reje, flekt. rêer, rejer, rêste und rêiste = bereit, fertig, bei der Hand, z. B. „hê steid rê um mit to gân". rê! Kommandoruf des Kapitäns an die Matrosen, das Schiff zu wenden oder umzulegen. Reede ist der Ort, wo die Schiffe zur Ausfahrt fertig gestellt werden. Im Osnabrückischen Lande ist rée (= rede) geld = bares Geld und: „et mäk sik rêe" = es macht sich bezahlt, lässt sich in bares Geld umsetzen. Daselbst gab es auch Redemaier. Es waren die Inhaber höriger Haupthöfe, die den Gutsherrn den übrigen Hörigen gegenüber bei Auflassungen und dergl. zu vertreten hatten.

Heinsius[2]) führt noch andere Bedeutungen für reiten und die dazu gehörigen Worte an. So ist Reite = Rinne, durch welche das Erz in den Hüttenwerken in den Pochkasten rollt, reitel, nd. wreil = dicker Stock, mit dem man die Stricke um die Waren, oder die Ketten um einen mit Holz beladenen Wagen fest zusammenzieht.

In der Forstwirtschaft bedeutet Reitel einen jungen Baum, der zur Fortpflanzung stehen bleibt. Reitrat = Rechnungsrat, Reitmeister = Rechenmeister. Abweichend von Grimm, Lexer und Doornkat Koolmann ist nach Heinsius 1. reiten = mit sein, mitreisen an einen entfernten Ort (mit Wagen oder Schiff); 2. reiten = mithaben, reitend von einem Orte zum andern schaffen.

Der erste Zunftbrief für die Siegerländer Massenbläser und Hammerschmiede vom Jahre 1492 ist nicht mehr erhalten, im zweiten, vom Dienstage nach dem hl. Ostertage 1516, werden im Artikel 7 schon Bestimmungen für die Raitmeister getroffen. Massenbläser waren diejenigen, die den Eisenstein verhütteten und in „massas" (= grosse, ungeformte Klumpen) gossen. Hammerschmiede waren solche, die diese noch ungeläuterten „massen" zu Schienen, Stangen, Ankern und dergl. schmiedeten. Raitmeister endlich waren Zunftgenossen, die den Eisenstein auf den Gruben aufkauften und denselben den

[2]) Th. Heinsius: Volkstüml. Wörterbuch der deutschen Sprache. Hannover 1819.

Massenbläsern verkauften, oder auch solche, die Handel mit Roheisen trieben, d. h. den Bläsern die Massen abnahmen und damit die Schmiede belieferten; die weitaus grösste Mehrzahl der Raitmeister waren diejenigen, die den Handel des fertigen Eisens vermittelten. Alljährlich zogen sie mehrere Male auf die grossen Messen in Frankfurt, Worms und zu den oberländischen Städten. Die Bedeutung „Vorsteher des Rechenamtes“ oder „Stadtrechner“ wird also hier gar nicht in Betracht kommen können, zumal die Raitmeister als solche mit der Verwaltung der Zunftgeschäfte nichts zu tun hatten.

Jährlich wurden zwei Vorsteher der Zunft gewählt (Alt- und Jungmeister), die mit der Verwaltung der Geschäfte betraut wurden, solche konnten aber gewählt werden aus dem Kreise der Massenbläser, Hammerschmiede oder Raitmeister.[3]) Ein Massenbläser oder Hammerschmied konnte zugleich auch Raitmeister sein, denn wer als solcher die Zunft gewinnen wollte, musste entweder das Handwerk mit der Faust erlernt haben, oder aber im Besitze von 6 Hütten- oder 2 Hammertagen sein. Im letzten Falle war der Raitmeister dann Hütten- oder Hammerbesitzer, der das Handwerk nicht selbst betrieb, sondern als Verleger von Lohnschmieden seine Arbeit verrichten liess. Im Laufe der Zeit wurden die Raitmeister durch den Segen, der aus dem Handel erspross, die kapitalkräftigeren und setzten sich allmählich in den Besitz sämtlicher Hütten- und Hammertage, sie wurden die eigentlichen Gewerken, und die Massenbläser und Hammerschmiede spielten ihnen gegenüber nur mehr die Rolle der Lohnarbeiter.

Im bergischen Lande, besonders in der Solinger Gegend, gab der Schmied der Waffe die Form, der Schleifer das Aussehen, der Ätzer und Vergolder die Verzierungen. Den Griff lieferte der Kreuz- oder Knaufschmied, die Scheide der Schwertfeger; der Reider oder Reidmeister endlich setzte alle Teile zusammen und machte die Waffe für den Verkauf bereit.

Von einer derartigen Arbeitsteilung war im Siegerlande niemals die Rede und hier können wir unter Raitmeister nur einen Händler verstehen, der den Eisenstein oder das Roheisen, hauptsächlich aber das Schmiedeeisen

[3]) Zunftbriefe im Staatsarchiv zu Münster i. W. von 1516, 1616, 1728.

im Handel vertrieb, es bedeutet also „Eisenhändler“, der anfangs zuweilen, später aber stets zugleich auch Hütten- oder Hammerbesitzer war. Ob Raitmeister aus dem bergischen Lande entnommen ist, lässt sich schwerlich entscheiden, da die Siegerländer Industrie ebenso alt, wenn nicht älter als die der Solinger Gegend ist. Der Gebrauch des Wortes Raitmeister für Eisenhändler im Siegerlande wird aus folgendem Umstande zu erklären sein. Da die Raitmeister den Handel mit Eisenstein, Roheisen und sogar auch der Holzkohle fast ganz in den Händen hatten, werden sie in jedem Jahre auch die Preise für diese Materialien berechnet und festgesetzt haben, wie denn auch alle Raitmeister vor jeder grossen Messe sich zu einigen hatten über den Preis, für den sie ihre Ware auf dem Markte loszuschlagen gedachten[4]).

## II. Hauberg.

Nach J. ten Doornkat Koolmann bedeutet ostfr. hau: 1. Hieb, Stoss, Schlag, Biss, z. B. „he hed dr n goden hau ut dân“, ferner Wunde. 2. hau = Abhauen, Schneiden, Mähen usw. von Getreide, Gras, Holz u. dergl. in der Bedeutung Ernte, oder auch in der Bedeutung des Einhauens oder Einbeissens ins Essen. z. B. „hê sitt in de vulle haue“ = „eine gute Ernte haben“ oder so situiert sein, dass man hauen und schneiden kann, wo man will = „eine gute Schüssel vor sich haben“, „im Überfluss leben“. Im got. ist es hawi, ahd. hawi, hewi, houwe, hau, mhd. houwe, höuwe, hou, heu, altfr. ha, hai, hê, nld. hooi, as. houwe, ags. heg, hig, engl. hay, an. hey, mhd. houwe, hawe = Haue, Hacke. hauen = schlagen, klopfen, schneiden, mähen, hacken usw.

[4]) Nachträglich finde ich in einer Aufzeichnung der Gewohnheiten der Siegener Stahlschmiedszunft aus dem 15. Jahrhundert reyden = einen Lohnschmied dingen und beschäftigen, es heisst daselbst:

> Item wers sache eyner queme uss fremdem lande vnd wolde by vns vmb lone smyde de en solde nymand reyden er thede das mit der bruder willen.

Vergl. v. Achenbach: Aus des Siegerlandes Vergangenheit I S. 40. Diese Bestimmung bezog sich auf jene Eisenhändler, die Besitzer von Hütten- oder Hammerwerken waren und als Verlagsherrn von Lohnschmieden ihre Materialien verarbeitee liessen.

Das Wort geht zurück auf Wurzel ku, im Sanskrit allerdings nur in der Bedeutung sonare, gemere belegt, woraus sich indessen leicht die Bedeutung Stoss, Schlag, Hau usw. entwickeln konnte; lit. kowâ = Kampf, Streit, Schlacht, kslv. kowa, kuja, kowati hauen, oder es geht zurück auf Wurzel sku, skasecare, scam töten, verletzen.

In den Marschländern Schleswig-Holsteins bedeutet nach Heinsius Hauberg ein mit einem hohen Rohr- oder Schilfdache versehenes Gebäude, das zugleich Wohnhaus, Stall und Scheuer ist. In späterer Zeit erst wird das Wort diese Bedeutung angenommen haben und ursprünglich wohl nur einen Heuschuppen bezeichnet haben. Abgesehen von dieser Bedeutung existiert das Wort „Hauberg" nur im Siegerlande und den angrenzenden Gebieten und scheint eine Bildung des 15. Jahrhunderts zu sein. Nach Philippi, Siegener Urkundenbuch, Einleitung XIX, ist das Wort zuerst in einer Urkunde von 1498 erwähnt. Ohne Zweifel kannte man den Begriff schon in früheren Jahrhunderten unter der Bezeichnung: hulze, holze, busche, gegenüber dem Hochwalde = howalde oder walde. Aus Grenzbeschreibungen von Dorfgemarkungen im Siegenschen lässt sich als sehr wahrscheinlich annehmen, dass im 14. Jahrhundert die Scheidung zwischen Hoch- und Niederwald schon bestand, wie sie heute noch besteht. In einigen Urkunden wird der Niederwald auch im Gegensatze zum Hochwalde erwähnt:

Am 8. Mai 1325 erhalten Philipp und Konrad von Bicken vom Grafen Heinrich von Nassau Güter zum Hainchen als Lehen: „it sie an walde, an holtze, an velde . . . usw.[5])

Am 9. Mai 1342 verkauft Wilhelm von Amelungisdorf Güter in Eiserfeld an den Grafen von Nassau, es heisst daselbst: „als wir hatten an holtze, an walde, an velde . . . usw.[6])

Graf Otto von Nassau verkauft 1345 Güter an den Erzbischof von Köln, unter diesen: „ . . . busche, wald ind veld, wasser ind wede."[7])

Mit diesen Bezeichnungen „holtze" und „busche" kann

---

[5]) Philippi, Siegener Urkundenbuch S. 101.

[6]) Ebenda S. 149.

[7]) Ebenda S. 177.

nichts anderes gemeint sein als Hauberg. Wenn die Haubergswirtschaft in jener Zeit auch noch in erster Entwicklung stand, so wurde sie doch im Siegerlande allerorts betrieben; über ihre Entstehungszeit sind die Meinungen verschieden[8]), sicher ist, dass die Betriebsart in frühe Jahrhunderte zurückreicht. Einerseits lieferte der Hauberg der weit verbreiteten Industrie das einzige Brennmaterial in der Holzkohle, anderseits war er Brotschrank für eine relativ sehr dichte Bevölkerung, die bei dem mageren und steinigten Boden ihren täglichen Unterhalt in dem Ackerbau allein nicht hätte finden können. Wenn nun im verflossenen Jahrhundert Steinkohle und ausländische Gerbhölzer die Rentabilität der Haubergswirtschaft arg eingeschränkt, ja fast ganz untergraben haben, so wird dieselbe doch noch von einem sehr grossen Teile der Bevölkerung neben anderen Erwerbstätigkeiten betrieben.

Die Hauberge sind Niederwaldungen, deren Holzbestand sich hauptsächlich aus Eichen und Birken, daneben auch aus Erlen, Hainbuchen, Ahorn und Haseln zusammensetzt. Das grösste Gewicht wurde allzeit auf die Schonung des Eichenholzes gelegt, weil dieses neben Kohle auch zugleich Lohe für die Gerbereien lieferte. Daneben durfte die Birke nicht ausgerottet werden, weil man ihrer Reitel zum Einbinden der Holz- und Lohbürden bedurfte.

Alle 16 bis 20 Jahre wird das Holz mit Ausnahme der Eichenreitel bis auf den Wurzelstock abgehauen, sodann der Rasen mit einer Haue oder Hacke losgeschält, getrocknet und verbrannt. Die Asche dient als Dungmittel für eine einmalige Winterroggensaat. Bis in die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts wurde, neben dem Roggen, auch noch Buchweizen (im Siegerlande „Heidlof“ genannt) in den Hauberg gesäet. Die Wurzelstöcke schlagen wieder aus und zwischen den jungen Loden gedeiht recht üppig die Besenpfrieme, die im Siegerlande „Ginster“ genannt wird. Ist diese Pfrieme nach 3 bis 4 Jahren fruchttragend geworden, so wird sie abgetrieben und als Streu benutzt; ihr Same fällt aus und ruht im Boden, bis er nach abermaligem Abtriebe des Holzes,

---

[8]) v. Achenbach: Die Siegerländer Haubergsgenossenschaften. Bonn 1865.

nach 15 Jahren zum Keimen kommt. Nach Entfernung der Pfrieme, wird dem Bestande noch eine 3 bis 4 jährige Schonung zuteil, dann gibt der Boden dem Vieh (Rindern und Schafen) eine fette, saftige Weide bis zur nächsten Abholzung. Der ganze Betrieb ist ein genossenschaftlicher. Jeder Besitzer hat an dem, einer Gemeinde oder Genossenschaft zubehörigen ungeteilten Gesamteigentume, welches man allgemein mit „Hauberg" bezeichnet, einen ideellen Anteil. Zwecks Bearbeitung ist dieser Komplex in 16, 17, 18, 19 oder 20 Teile = „Haue" „Schläge" oder „Schaaren" geteilt. In jedem Jahre wird ein Hau abgetrieben. In diesem wird dann jedem Teilhaber, entsprechend der Grösse seines ideellen Anteiles, ein Gebiet zur Abholzung und Besamung zugewiesen. Diesen Teil, der jährlich von der Genossenschaft bearbeitet wird, nennt der Siegerländer ebenfalls „Hauberg" oder auch „Hau" oder „Berg" allein. Am verbreitetsten ist die letzte, abgekürzte Form „Berg". Hierbei ist in der Siegerländer Sprache genau zu unterscheiden: zwischen Berg = Hauberg und Berg = Erzgrube. So geht der Siegerländer z. B. „in den Berg", um auf waldigen Höhen Holz zu fällen, und er geht „auf den Berg", um aus tiefem Schachte Erze zu bergen d. h. zu fördern.

Grimm und Sanders kennen das Wort „Hauberg" in ihren Wörterbüchern gar nicht. In A. F. C. Vilmars: Idiotikon von Kurhessen, Marburg 1883, in Ludwig Schmidts: Westerwäldisches Idiotikon, Hadamar 1800, wird es vergeblich gesucht. In der Eifel, an der Saar und im Odenwald, wo eine ähnliche Niederwaldwirtschaft betrieben wird, hat man dafür andere Bezeichnungen wie: Hackwälder, Lohhecken u. dergl. Nach M. Lexer, Mhd. Wörterbuch, ist im Mhd. „hauberg" in keiner Form belegt. Hauberg ist demnach eine Bildung des 15. Jahrhunderts im Siegerlande und bedeutet daselbst:

1. den gesamten Niederwald des ganzen Landes,
2. den Komplex, der als Eigentum einer Genossenschaft angehört,
3. den Teil, der von dieser Genossenschaft im Laufe eines Sommers gemeinschaftlich bearbeitet wird.

## III. Jahn.

J. und W. Grimm führen in ihrem Wörterbuche folgende Bedeutungen an:

Schweizerisch: jân = jahn = jon m. = vorgesteckter Raum für eine Feldarbeit. Tirolisch: jahn = Strich noch stehenden Getreides. Fränkisch: jahn = gohn = eine in die Länge sich erstreckende Fläche bei der Arbeit, in Feld, Wiese oder Weinberg. Hessisch: jahn = langgestreckte Fläche, die man beim Gras- oder Getreidemähen vornimmt. In der Winzersprache bedeutet jahn ein Stück Reben, das von einem andern durch einen Graben getrennt ist. Vilmar, Idiotikon von Kurhessen: jâne = Reihe, Linie, z. B. im Kornschnitt, Heumähen u. dergl. So bedeutet „im jâne stehen“ in der Reihe stehen von Bäumen und Menschen. Im Thüringischen gone, gonmeister ist der Knecht, der das Mähen besorgt. Jânig = der Reihe 'nach. Im Hessischen wird es auch oft jône und im Schmalkaldischen jûne gesprochen und ist durchgängig femininisch. Im Osnabrückischen gêne und im Münsterlande geine = Reihe gemähten Grases. Im oberdeutschen Forstwesen bedeutet jahn (wie Schwade beim Getreide) in langen Reihen hingelegtes, abgehauenes Holz. Im Mhd. ist jân stm. = Reihe, Reihe gemähten Grases oder Getreides. Vergl. „Mariengrüsse“, herausgegeben von Pfeiffer in Haupts Z. 8, 274—98: „dâ endet sich der rîme jân“.

Das mhd. jân wird mit französ. gagner in Zusammenhang gebracht, dieses hängt mit dem altfrz. gaaigner, mit dem altspan. guadanar = mähen zusammen. Der Ausdruck würde demnach auf einem Fremdworte beruhen und das mhd. jân eine Erweiterung des älteren Sinnes erfahren haben. Dieser Deutungsversuch, von Grimm schon angezweifelt, entbehrt jeglicher Haltbarkeit. Die Etymologie des Wortes ist dunkel. Doch viel eher als mit frz. gagner lässt sich jân in Verbindung bringen mit „Gang“. Gehen, laufen, in Bewegung sein = got. gaggan, ahd. gân, kân, gên, mhd. gân, gên, as. und ags. gân und gangan, wird fast allseitig auf Wurzel gâ zurückgeführt und dabei angenommen, dass die Form gangan durch Reduplikation entstanden ist, wie wahrscheinlich auch der Flussname „Ganges“. Gang bedeutet neben Bewegung,

Lauf usw. auch Weg, Pfad, schmale Gasse. Erzgang, ein schmaler Streifen Erz, der das Gebirge durchzieht, Fuchsgang, ein schmaler, enger Weg, der den Fuchs zum Kessel seines Baus führt, in gleicher Weise redet man vom Gang des Maulwurfs, der Ratte u. a. Wildgang, ein schmaler Pfad, den Rehe von und zu ihrer Weide gehen. Das aufgespannte Gewebe am Webstuhl wird, je nach der Feinheit der Fäden, in 30—40 schmale Streifen von je 40 Fäden eingeteilt, die man allgemein Gänge nennt. Bei allen diesen ist stets die Vorstellung des „Langgestreckten, Schmalen“ wie beim Jahn.

Nach Heinsius ist jân der leere Raum, den ein Gras- oder Getreidemäher hinter sich lässt, und der eine lange, schmale Bahn vorstellt. Im Thüringischen ist jân = Reihe von Bäumen oder Gewächsen, dann auch gleich einer Reihe gehauenen Holzes, weshalb die Holzhauer daselbst auch Jahnhauer heissen. Im Hennebergischen sind Jähne Striche vermessenen Holzes, das zum Abhauen bestimmt ist. Diese letzte Bedeutung kommt der im Siegerlande gebräuchlichen am nächsten.

Wie bereits oben erwähnt, ist der Siegerländer Hauberg Genossenschaftseigentum; Privateigentum kommt sozusagen gar nicht vor. Der einer Genossenschaft zubehörige Haubergskomplex von 16—20 Hauen ist in 3—12 Stammjähne eingeteilt. In diese gleiche Anzahl von Jähnen, in die der ganze Komplex eingeteilt ist, wird nun auch in jedem Jahre der abzutreibende Hau eingeteilt. Entsprechend seinem ideellen Anteile am Ganzen wird dann jedem Interessenten im Hau 1, $^1/_2$, $^1/_4$, $^1/_8$, $^1/_{16}$ Jahn usw. als Privateigentum für 2 Jahre zur Abholzung und Besamung zugeteilt. In bezug auf den einer Genossenschaft zubehörigen ganzen Komplex ist der Jahn ein Flächenmass von beliebiger Gestalt und Grösse, in bezug auf den Hau ist der Jahn die der Grösse des Haus entsprechende Fläche, die dem Interessenten zur Bearbeitung zufällt, der im ganzen Komplexe einen Jahn als ideelen Anteil besitzt. Soll ein Hau zwecks Abholzung geteilt werden, so wird erst sein Flächeninhalt, und darnach die Grösse eines Jahnes festgestellt. Ist in dem Hau überall gleichmässiger Holzbestand, so ist die Teilung eine einfache; die Unregelmässigkeit des Holzbestandes verlangt aber über-

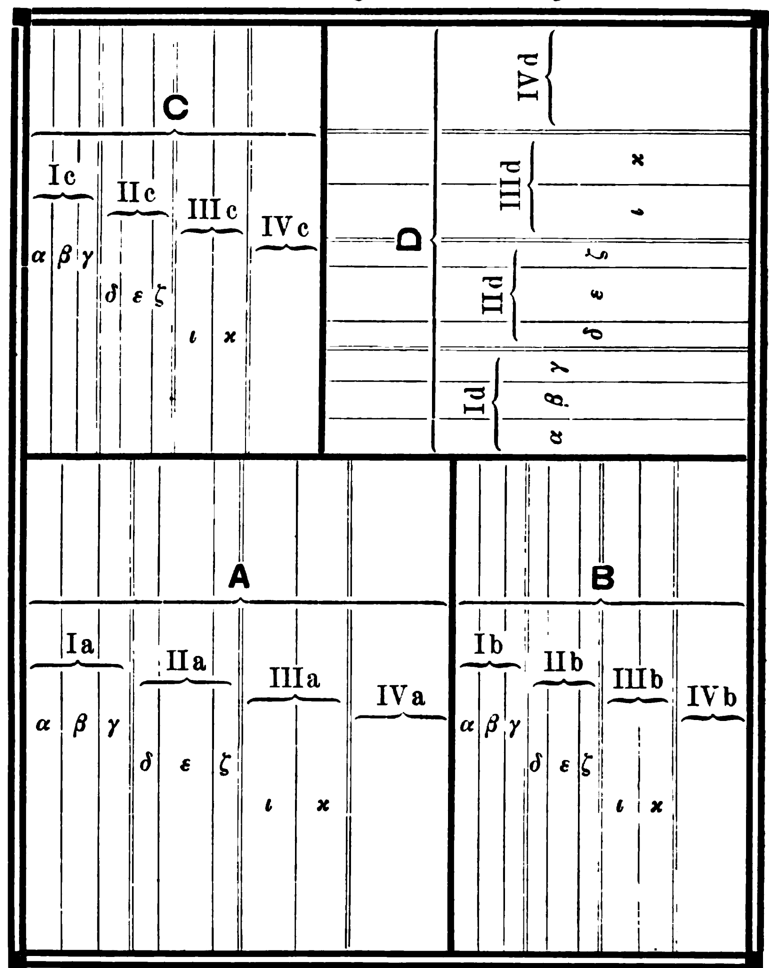
all zuerst eine Teilung in Parzellen. Jede Parzelle wird dann in die gleiche Anzahl von Jähnen eingeteilt. Je nachdem die Parzellen liegen, unterscheidet man: Spaltjähne, Trummjähne und Wersch- oder Querjähne. Da die einzelnen Interessenten, infolge der Teilung des väterlichen Erbes, nicht Besitzer eines ganzen Jahnes sind, wird jeder Jahn wieder in Unterabteilungen zerlegt, diese nennt man „Haine". In einem Hau stellt der Jahn eine langgestreckte schmale Fläche dar, die einem oder mehreren Interessenten zur Bearbeitung zugewiesen ist. Hier hat der Jahn stets lange schmale Gestalt. Im ganzen Haubergskomplexe dagegen wird auf Gestalt und Form keine Rücksicht genommen, hier kommt der Jahn nur als Flächenmass in betracht und zwar auf dreifache Art:

1. Wo eine genaue Vermessung stattgefunden hat, wird der Jahn angesehen als ein Flächenmass von bestimmtem Rutengehalt.
2. In anderen Gemeinden wird der Jahn angesehen als eine Summe Geldes. Der alte Rädergulden ist grundlegend geworden. Er enthielt 24 Albus oder 192 Pfennige. Danach wurde der Jahn bestimmt und eingeteilt in 24 Albus oder Weisspfennige, jeder Weisspfennig in 8 Pfennige. Diese Einteilung ist die gebräuchlichste.
3. Bei anderen Gemeinden endlich bestimmt man den Jahn nach einem gewissen Getreidemass. Dieses ist hergeleitet von dem Roggen, den man jährlich in einen Hau säen kann. Grundlegend ist das jetzt noch im Siegerlande allgemein gebräuchliche Getreidemass, die „Meste" (30 Pfund Roggen oder 20 Pfund Hafer; bei qualitativ durchschnittsmässiger Ernte im Siegerlande enthält dasselbe Gefäss, welches mit 30 Pfund Roggen gefüllt wird, 20 Pfund Hafer). Eine Meste enthält 8 Becher, 16 Mesten geben ein Malter. Gewöhnlich werden mit einer Meste Saatkorn 40 Quadratruten Hauberg besäet.

Die Bedeutungen für das Wort Jahn im Siegerlande decken sich also keinesfalls mit denen in anderen deutschen Gebieten. Im Siegerlande versteht man unter Jahn:

1. ein Flächenmass von stets langgestreckter Gestalt und beliebiger Grösse, die abhängig ist von der Grösse der Parzellen eines Haues, der jeweilig bearbeitet wird;
2. ein Flächenmass von beliebiger Gestalt und bestimmter Grösse, nach welchem ein ganzer Komplex bestimmt wird. Je grösser der Komplex und je geringer die Anzahl der Stammjähne, um so grösser sind letztere und umgekehrt.

**Schema zur Einteilung eines Haubergs in Jähne.**



Der ganze Hauberg oder Hau, bezeichnet durch doppelt fette ‖ Umrandung, in natura durch Mark- oder Grenzzeichen, ist hier eingeteilt in 4 Jähne, weil die Grösse des ganzen Komplexes durch 4 Jähne gegeben ist. Vorstehende Figur bezeichne den 18. Teil des Komplexes, oder den Hau, der in einem Sommer bearbeitet wird. Zwecks Einteilung unter die einzelnen Interessenten, deren in diesem Falle 9 sind, bezeichnet durch griechische Buchstaben, ist wegen unregelmässigen Holzbestandes der Hau in 4 Parzellen A, B. C, D eingeteilt, diese sind bezeichnet durch fette | Striche, in natura durch Holzpflöcke. Jede Parzelle ist eingeteilt in 4 Jähne I, II, III, IV, hier bezeichnet durch doppelt feine ‖ Striche, in natura durch Jahnpflöcke. Da nun nicht alle Interessenten Besitzer eines ganzen Jahnes sind, werden die einzelnen Jähne, in den Parzellen sich entsprechend, wieder in Unterabteilungen, die sogenannten „Haine" geteilt, diese sind hier angedeutet durch feine | Striche und griechische Buchstaben, in natura durch Pflöcke, die sogenannten „Hainzeichen". Der Jahn Ia Ib Ic Id gehört 3 Interessenten, ist also in 3 Haine α, β, γ eingeteilt, ebenso der Jahn IIa IIb IIc IId in δ, ε, ζ, der Jahn IIIa IIIb IIIc IIId ist nur für 2 Interessenten in 2 Haine geteilt ι, κ und der 4. Jahn bleibt ungeteilt, weil ein Interessent am ganzen Komplex den ideellen Anteil eines ganzen Jahnes hat. In jeder einzelnen Parzelle sind alle Jähne gleich gross und gleich dicht mit Holz bewachsen. In A und B sind Spaltjähne, in C Trummjähne, die Jähne in D nennt man „Quer- oder Werschjähne".

---

# Kinderlieder und Kinderspiele.

Gesammelt in Hünxe bei Wesel.

---

## I. Kreisspiele.

1. Eck un doj, wej send nit schoj (scheu),
Wej send en par Noberwiewer,
Die Koffijmöll, die Koffijmöll
Verdreijt so männegen Stüwer.

2. En Pertjen op den Drapp,
Margen ös et Sonndag,
Dann rijen de Heeren,
Met de bonte Kleeren,
Dann rijen de Frauen,
Met de bonte Mauen (Ärmel),
Dann rijt der Ackersmann,
Met sin Pertjen dr' achter an.

3. Herr Edelmann reitet zum Tore hinaus,
valdri, valdra, valdralala.
Eine Schäferin weidet ihre Lämmer aus.
Herr Edelmann setzte sein Hütchen ab
Und sagte der Schäferin guten Tag.

Schäfersfrau: Herr Edelmann setzen Sie's Hütchen nur auf,
:[: Ich bin ja nur eine Schäfersfrau. :]:
Edelmann: Wenn du auch nur eine Schäfersfrau bist,
:[: So will ich meinen Sohn zum Manne dir geben. :]:
Schäfersfrau: Deinen Sohn zum Manne, den will ich nicht,
:[: Der ist ja nur ein Bösewicht. :]:
Edelmann: Wenn mein Sohn ist ein Bösewicht,
:[: So musst du sterben vor Gericht. :]:
Schäfersfrau: Herr Edelmann, schenken Sie mir mein Leben.
:[: Ich will ihnen all' meine Lämmer geben. :]:
Edelmann: All' deine Lämmer, die will ich nicht,
:[: Und du musst sterben vor Gericht. :]:
Schäfersfrau: Herr Edelmann, schenken Sie mir mein Leben,
:[: Ich will Ihnen 1000 Taler geben. :]:
Edelmann: Tausend Taler, das ist kein Edelmannsgeld,
:[: Und du musst sterben, wann mir's gefällt. :]:

4. Im fröhlichen Kreise, im fröhlichen Sinn,
Wenn's eine verschwindet, kommt's andre in den Sinn.
Errate, errate, errate, wer's ist. —
Freundin, du hast falsch geraten,
Komm, verbessere deine Taten,
Komm und rate noch einmal.
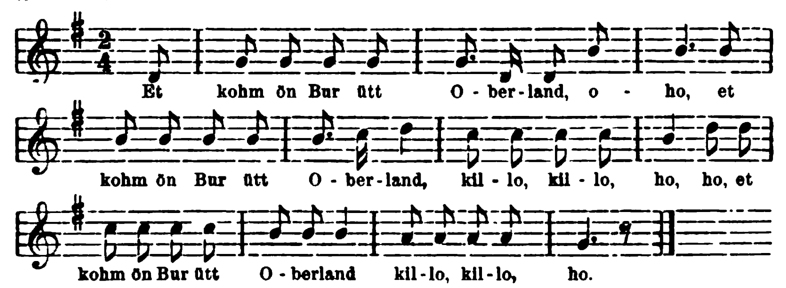
5. Wollt ihr wissen, wie der Bauer,
Wollt ihr wissen, wie der Bauer

a. Seinen Hafer aussät?
Seht so, so tut der Bauer,
Seht so, so tut der Bauer,
Wenn er seinen Hafer sät.

b. Wenn er seinen Hafer mäht.
c. Wenn er seinen Hafer drischt.

d. Wenn er seinen Schnaps austrinkt.
e. Wenn er sein Geld bezahlt.
f. Wenn er aus dem Wirtshaus kommt.
g. Wenn er sein Weibchen schlägt.

6. (Kreis, darin 2 Mädchen, 1 Mann und sein Esel; der Esel hat ein Tuch auf den Rücken und wird durch den Kreis geführt).




Mädchen: Et kom en Bur üt Oberland, kilo, kilo, ho,
Der führt seinen Esel an der Hand, hoho,
Der führt seinen Esel an der Hand, kilo, kilo, hohoho,
Kilo, kilo, ho.
Da ging er zur Frau Schneiderlein, hoho,
Da ging er zur Frau Schneiderlein, kilo, kilo, hohoho,
Kilo, kilo, ho.

Mann: Ach, machen Sie mir dies Kittelein, hoho
(vergl. oben)
In einer Stund' muss es fertig sein, hoho
(vergl. oben).

Frau: Ich hab's gemacht im Sonnenschein, hoho
(vergl. oben).

Mann: Warum denn nicht im Mondenschein, hoho
(vergl. oben).

Mädchen: Da ging er zu Frau Hannebeck, hoho
(vergl. oben).

Mann: Wie steht ihm dieses Kittelein? hoho
(vergl. oben).

Frau: Das steht ihm wie ein Türkenschwein, hoho
(vergl. oben).

7. Rundgesang:

Woll'n Sie weisse Frauen haben,
Müssen Sie bares Geld bezahlen.
Nehmen Sie, nehmen Sie, welche woll'n Sie haben?

Mädchen:

Diese, diese will ich nicht, diese, diese mag ich nicht,
Diese will ich haben. —

8. Hänschen sass im Schornstein und flickte sich die Schuh,
Da kam ein schönes Mädchen, und setzte sich dazu.
Hänschen, wenn du freien willst, so freie doch an mir,
Ich hab noch einen Taler, den schenk ich dir.

9. Tuck, tuck, tuck, min Hünderkes,
Wat dont gej op onsen Hof?
Gej plöckt mej all de Blümkes af,
Gej makt et mej de groff.
Mamma, de sall well kiewen (schelten),
Papa, der sall well sslohn.
Tuck, tuck, tuck min Hünderkes,
Wu sallt ons Kender gohn?

10. Herum den Baum, herum den Baum,
Mit Gold und Silber beschlagen;
Wer hatte das getan? Wer hatte das getan?
Dem König seine Tochter.
Wo kriegen wir sie denn? Wo kriegen wir sie denn?
Der letzte muss bezahlen.

11. Es kamen zwei dicke Kartoffeln heran, ade, ade, ade,
Was sollen wir mit den Kartoffeln tun? ade, ade, ade,
Ist euer Vater nicht zu Haus? ade, ade, ade,
Was soll er denn zu Hause tun?
Er soll ein kleines Brieflein schreiben.
Was soll denn in dem Brieflein stehn?
Dass N. N. die Braut soll sein.
Wer soll denn ihr Bräut'gam sein?
Das soll wohl N. N. sein.
Jetzt haben wir die Braut,
Sie ist getraut;
Mit 70 Jahr, mit 80 Jahr,
Sie heisst Viktoria.

12. Annemarie hätt' Muss gestohle
In de Pastor sinne Gaden.
Pastor de gong no Cöln,
Un woll se dor verklage,
Annemarie, de wor so bang,
Sprong vör Angs in de Koffijkann.

13. Schön Hannchen in der Mühle,
Sie sang und sprang ins Grüne,
Und sang ein Lied dazu.

Kaum hat sie ausgesungen,
Da kam ein Herr gesprungen,
Ein Ritter stolz und fein.
„Was machst du da?“
„Ich mache ein Geschmeide,
Von Samt und von Seide,
Von Perlen und von Gold“.
„Hast du auch noch Eltern?“
„Ach nein; ich habe keine;
Ich bin so ganz alleine,
Früh nahm sie mir der Tod“.
„Nun komm, mein liebes Hannchen,
Und lass uns einmal tanzen.“ Vidralala.

14. Es war einmal ein kleiner Mann, hei, juchheidi!
Der hatte eine grosse Frau; hm, hm, hm!
Die Frau, die wollt zum Tanze geh'n, hei, juchheidi!
Der kleine Mann wollt auch mitgehn, hm.
Allein, du bleibest mir zu Haus,
Und wäschest mir die Schüsseln aus! —
Allein zu Hause bleib ich nicht,

Und als die Frau vom Tanze kam,
Ach, lieber Mann, was hast getan?
Ich habe mir die Welt besehn,
Und hab die Schüsseln lassen stehn.
Da holt die Frau den Besenstiel,
Und schlug dem Mann ein Loch in den Kopf,
Da kroch der Mann ins Butterfass,
Und wenn du herauskommst, kriegst du was.

15. Gestern Abend war Vater Michel da,
Vater Michel, der war da,
Vater Michel in dem bunten Rock,
Der tanzte wie ein Ziegenbock.

16. Schnidderwepphipp, Schnidderwepphopp,
Wor hest doj din Scheer?
In de Kuhstall, in de Pettstall,
Dor sück se dej wer.

17. O Popp, wor geht de Sonn op?
O Popp, wor geht se nehr?
Dat düt se alle Märgen, vor Anna öhre Dör.
Anna ös de Rose, se bleujt den ganzen Dag,
Van Selver on van Gold.
Un wenn de Schnur gebrocken ös,
(oder: Un wenn dat Gold verloren geht),
Wer gefft öhr dat denn wer?

Dat sall well Wellem N. N. duhn,
Denn hett dat Gold noch mehr.
Wellem, wat wes de met Anna duhn?
Se kann net spennen of neijen, [vör,
Se hett son werken (von Werg) Scholduck (Schürze)
Dor kann m' en Tau van dreijen,
Swatte, swatte Schüntjes (Schühchen),
Brunne, brunne Höskes (Strümpfe)
Die send so beloten,
Do kann man van Nacht bej schlopen.
Schönstes Mädchen, das ich kenn,
Dat sall well Anna N. N. senn.

18. Mädjen, plöck dej Kränsekrutt (zum Kranz),
Tukunft Johr bös doj de Brutt;
Kränsekrutt, dat plöck eck nit,
Eck sin jonk on hierot nit.
Bös doj jonk on hierots nit
Sin eck stolz on nöhm dej nit.
De Moder geng met de Hond noh de Märt (Markt)
Dorför koff se Kantenwerk (Spitzen).
Hondert Daler, an bares Geld,
Wonnen för ene Kant getellt.
Der Vader sagg met gut Verzun (Façon):
Et kös ock wat gelender duhn.
De Moder sagg: Dat möt so sen,
Et ös en enzeg Döchterken.

19. Als ich einmal reiste, da reist ich nach Jerusalem,
Da war ich die Kleinste, die Kleinste im ganzen Land,
Herren und Damen standen drausen vor der Tür,
Wollten mich beschauen, ich armes Murmeltier.
Murmeltier muss wählen, wählen, wen es will:
Hast falsch gemacht, hast falsch gemacht, darum wirst du ausgelacht.
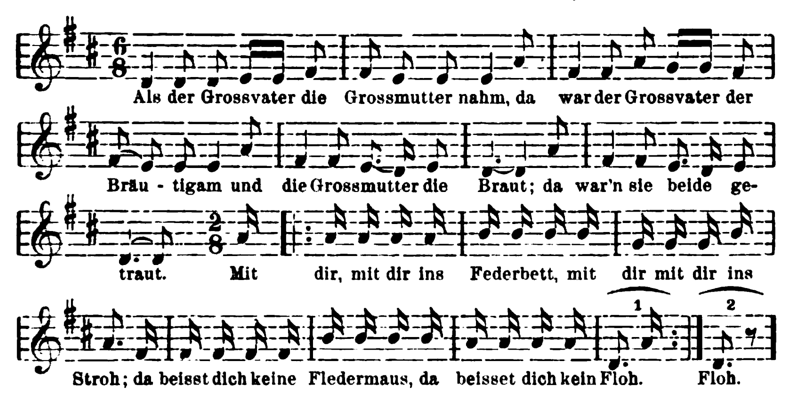
20. Kenderkes, Kenderkes, kommt no Hus!
Moder, Vader, rupt noch es.
Sall eck met dat Stöckske kommen? Jo oder Ne?
Wo bös doj hen gewes? No min Bestemoder.
Wat hes doj dor gedohn? Et Kend geweg.
Wat hes doj dorför gekrege? En Plätzken.
Wo hes doj dat gelote? Half opgegeten, half en den Dreck geschmeten.
(oder: Wat hes doj dorför gekrege? Ein Daler.
Wo hes doj den geloten?
Half heb ick em de Engelkes gegewe,
Un half heb ick em dej metgebrach.)
Gohn mer; jag mej äwer nit de Tückskes.

21. Ens, dä kom der en Frejer gegohn,
Denn hat en sijen Hut opstohn,
An jede Sitt en Plümme derför.
Die Dochter liep geswent för de Dör;
Die Moder kreg de Pann bej de Hand,
Dat wor den Frejer rech nor den Tant
(Zahn, Geschmack)
De Dochter snej et Speck derin,
Dat wor den Frejer rech nor den Sinn.
Un es sej wollen hen trauen gohn,
De Schenk, den moss op den Toffel (Tisch) stohn,
Un es sej wollen hen slopen gohn,
Die mossen sej bei et Bett ingohn. —

22. In einer Grube liegt ein Ball; die Knaben stehen umher; der Spruch geht rund:

Habakuk — Schneck schnack schnuck —
Kont verbrannt — In wat van Hand?
In mine Hand.

Der, auf den dies letzte Wort fällt, greift nach dem Balle und ruft, während alle anderen weglaufen: Stand! Jeder bleibt stehen. Der Ballwerfer versucht, einen zu treffen.




23. Aftellstöckskes:

a. Ich und du, Müllers Kuh, Müllers Esel, das bist du.

b. Sot en Düwken op dat Dak,
Het seck bold kapot gelach;
Tin, ·twentig, detig, vetig, fiftig, sesstig, sewentig, achtig, negentig, hondert.
Du bist davon frei.

c. Min Vader woll en Perd beslohn,
Wuvel Nägel sallen dortu gohn? (Es wird eine Zahl
Du bist davon frei. [angegeben.)

d. Ohne, dohne, dott, quente, quante, gente, fott.

e. Ohne, dohne, Tintenfass.
Geh zur Schul und lerne was,
Wenn du was gelernet hast,
Steck die Feder in die Tasch.
Bauer, bind den Pudel an,
Dass er mich nicht beissen kann,
Beisst er mich, verklag ich dich,
Tausend Taler kost es dich.
Ein, zwei, drei, du bist davon frei.

I. Rojstöckskes (Rätsel):

a. Kikeriki sät onse Hahn,
Trock seck de Stewels met Sporen an
On geng dormet hen freijen
No Nommero dreien:
Nommero dreien sliep,
Die Kuh sott bej et Für on spann,
Dat Kalf log in de Wieg on sang,
De Hond, de kennt (kernen) de Botter,
De Katt, de fegt de Schöttel,
De Flärmus kehrt öhr Hus
Met öhre lange Flögels,
De Schwalf, de drug den Dreck herut:
Sind dat kenn Dutzend Löges?

b. Holder kabolder geng öwer den Sölder,
Hat de Mull voll Menssenfleiss.
Roj ös, wat ös dat? (Holzschuh.)

c. Kromm on Scheef, wor west doj hen?
Kahlkopp, wat frogs de dorno?
Eck senn nit so döck kahl geschoren,
Es dej de Fott ös tugefroren. (Wiese und Bach.)

II. Wiegenlieder und Koselieder, Kniehoppser.

1. Bim, bam, beier,
De Köster mag kein Eier.
Wat mag hei dann?
Speck en de Pann,
O du verleckerte Köstersmann.

2. Hopp, sopp, söllen,
De Köster op et Föllen,
De Paster op de bonte Kuh,
Dat geht no Rommeln (Sapsöllen) tu.
Rommeln ös gesloten,
De Slöttel ös debroken,
Wej wollen öm wer loten maken,
Van Selver on golde Platen,
Van Lenderkes (feiner gewebte Bänder) on Benderkes
Van all de leckre Dengerkes.

3. Heija, popeia, slohn Hünderkes dod;
Leg se int Pöttjen. dann wonnen se nit grot;
Dann leggen se genn Eikes on freten genn Brot.
Heija, popeia, slohn Hünderkes dod.

III. Fingerspruch:

(1) Dümmeling, (2) Fengerleng, (3) Lange Raw, (4) Kotte Knaw, (5) Weg-hopp Hänsken öwern Tun;
den (5) haut Holt kott, den (4) stockt an, den (3) rührt de Papp, den (2) scheppt op, on den (1) decken, den fret alles op.

IV. Beim Fliegenlassen des Marienkäfers:

Liewe Heerswörmken flieg;
Din Vader ös im Krieg;
Din Moder ös im Pommerland,
Pommerland ös afgebrannt;
Liewe Heerswörmken flieg.

V. Spruch:

Hermen schleit Lärmen,
Schleit Piepen, schleit Trummen,
Franzosen sind kummen,
Mit all öre Mannen,
Wulln Hermen ophangen.

VI. Wenn die Dorfjugend das Holz zum Osterfeuer zusammenholt:

Onser Posfür ös so kolt (od. Onser Pössen),
Gewt ons doch en büssken Holt (od. en bettjen),
Gej könnt oj ock bij wärmen (od. könnt oj der ock bij wärmen),
Lot oj doch erbärmen (Gott sall sech erbärmen);
En Büssken min of mehr,
Wij dunnt et jo tu Gottes Ehr (dunnt ons doch tu Gottes Ehr).
Lot ons doch so lang nit stohn,
Wej mötten noch en Hüsken wijer gohn.

VII. Alliteration:

a. Mölder, moss mej moj (gut) Mehl mahlen, min Moders Mad mot mej morgen moje Mecken (= Stuten, Weissbrot) maken.
b. Wej Wasswiewer wollen well wette Wäss wassen, wenn wej wössen, wor wärm Wasswater wär.

---

# Mutter und Kind in den Weistümern des Mosellandes.

Von Lic. theol. **Markgraf**, Leipzig-R.

In abgelegenen Gegenden südlich und nördlich der Mosel, von der Nahe bis zu den Nordabhängen der Eifel, vom Rhein bis zur Alzette, an der Luxemburg gelegen ist, hat sich bis auf unsere Generation im Volksleben ein Stück Mittelalter erhalten. Nicht bloss Tirol und Altbayern, nicht bloss deutsche Gegenden im Norden haben mittelalterliches Volksleben treu erhalten, wie L'Houet, der jüngste gründliche Erforscher deutsch-bäuerlichen Volkstums meint,[1]) auch das Gebiet, das wir hier kurz als Moselland bezeichnen wollen, kann sich dessen rühmen.

Dieses Motiv treibt uns dazu, die Moselbauern alter Zeiten anzuschauen. Wollen wir sie kennen lernen, sie unter dem Gesichtspunkte moderner Volkskunde beobachten in ihrem Leben, ihren Sitten, ihrem Empfinden, wie sie sich bekunden bei Schwangerschaft und Geburt, gegenüber der Jugend und ihrem frohen Spiele, dann sind die einzige unmittelbare Quelle fast nur die Weistümer, das vermeintliche ländliche Volksrecht. Das vermeintliche sage ich; denn durch Jakob Grimms Hervorkehren des rechtlichen Gesichtpunktes ist dieser Irrtum entstanden. In Wirklichkeit geben die Weistümer dem ernstlich Forschenden doch hie und da wertvollen Aufschluss auch über das sonstige Volksleben. Freilich kann man zuweilen hundert Seiten lang durch dürre Wüste wandern, aber schliesslich erreicht man doch eine fruchtbare Oase.

---

[1]) Zur Psychologie des Bauerntums. Tübingen 1905.

Das Wenige, das die Weistümer an Ertrag liefern, will ein Kenner derselben im Folgenden darbieten. Es sind meist kurze Notizen, keineswegs darauf berechnet, späteren forschenden Geschlechtern Aufschluss über das Volksleben zu geben. Nur beiläufig werfen sie einen erleuchtenden Strahl in das Dunkel der Vorzeit; und es bleibt der Kombination des Historikers überlassen, das nur umrissene Bild abzurunden. Das gilt sogleich vom Ersten, was wir über die Vorgänge bei der Geburt eines Kindes erfahren. Das Weistum von Alflen an der Untermosel (1499) sagt nebenher: Hat eine Kindbettsfrau ein Tönnchen Wein, so mögen ihre Nachbarn mit ihr trinken und mit ihr bezahlen. Wir wissen sonst, dass sich die Nachbarinnen bei der Geburt eines Kindes im Hause einfanden, teils helfend, teils schmausend. Aus diesem Weistum gewinnen wir das Bild einer fröhlich zechenden Nachbarschaft, welche sich mitfreute und nach bäuerlicher Art bei dem freudigen Anlass ihrem Leibe gütlich tat. Wir ersehen aber auch, dass dem Kindesvater die ohnehin beträchtlichen Unkosten allein zu tragen nicht zugemutet ward. Die nachbarliche Gesinnung und Hilfe betätigte sich dadurch, dass die Nachbarschaft die Kosten für den vertrunkenen Wein selbst bestritt. Und wo sich die nachbarliche Gesinnung so rücksichtsvoll erwies, da haben die Nachbarn wohl auch sonst sich hilfreich erwiesen, besonders durch Lieferung von Naturalien, gekochten Speisen und dem nötigen Geschirr, soweit dies nicht im Hause selbst vorhanden war.

Besonderer freundlicher Rücksicht erfreute sich die Mutter vor und nach der Entbindung, die Schwangere und die Kindbetterin. Oft wird ausgesprochen, dass man das starke natürliche Gelüsten der Schwangeren nach besonderer Speise befriedigen muss. Schon das uralte Weistum von Rommersheim (1298) untersagt bei Strafe alles Fischen in den Bächen der Abtei (Prüm) und der Vogtei von Schöneck; die Herrschaft behielt sich dieses Recht vor. Nur eine Ausnahme wurde gemacht: Die Schwangere und die Kindbetterin darf fischen, „mit einem Fuss im Wasser und dem andern auf dem Lande“. Das Weistum von Galgenscheid an der Untermosel (1460) bestimmt die Grenzen eines Bezirkes, in

dem niemand ohne Erlaubnis der Herrschaft von Schöneck fischen oder stricken oder einiges Wild fangen darf. Nur die eine Ausnahme wird gemacht: Wenn eine Frau schwanger ginge mit einem Kinde und des Wildes gelüstet, die mag einen Mann oder Knecht ausschicken, des Wildes soviel greifen und fahen, dass sie ihren Lüsten gebüssen möge. Nach dem Weistum von Coenen am linken Saarufer (1508) durften die Leute aus dem am rechten Ufer gegenüber liegenden Filzen, wenn das aus der Gemeinde von nöten war, gegen eine jährliche Gebühr von 10 Schilling eine Reuse benutzen; besonders wird dabei daran gedacht, dass man für Kranke oder für schwangere Frauen Fische brauchen könnte. In Zozenheim (Hunsrück, vor 1500) wird dem Bäcker Auftrag erteilt, der Sitte gemäss, er solle der schwangeren Frau, wenn sie backen will, den Teig kneten und in das Backhaus führen und der Frau daselbst einen Sessel mit einem Kissen darstellen. In Münstermaifeld wurde, wer nicht zum Sendtag erschien, gepfändet. Auch hier wird des Falles gedacht, dass die Frau des Straffälligen schwanger oder Kindbetterin sein könnte und hinzugefügt: Jedoch soll die Pfändung also bequem geschehen, ob eine schwangere Frau ging oder in dem Kindbett sässe, dass sie nicht ein Schrecken davon bekäme und Unrat daraus entstünde.

Ähnlichen Inhaltes sind sonst die Stellen, welche der Kindbetterin gedenken. In Schöneck (Eifel) durfte Wein nicht verzapft werden, bevor ihn die Schöffen, die Ortsbehörde, geprüft und aufgetan hatten. Nur zweierlei vermochte diese Satzung zu ignorieren: Das Begehren des Herrn oder einer Kindbetterin. In Herbizheim (Saargegend, 1458) genoss der Mann der Kindbetterin den Vorzug, dass er bei Landgeschrei nur soweit mitzuziehen brauchte, dass er nachts wieder zu Hause war. Für die Kindbetterin durfte der Hofmann in Wetteldorf (Eifel) straflos fischen. Oft[2]) kehrt die Bestimmung wieder, dass im Hause einer Kindbetterin vom Zinshuhne nur der Kopf genommen wird; das übrige,

---

[2]) Vgl. die Weistümer von Crittenach und Obermennig (Hochwald), Dommershausen um 1580, südöstlich von Treis an der Mosel, Niederprüm 1576 (Eifel), Kobern an der Mosel, vor 1585.

also die Hauptsache, bleibt dem zinsenden Haushalte; und in Holzheim (1593), zwischen Gemünd und Münstereifel, wird offen ausgesprochen, dass das Haus der Kindbetterin von der Entrichtung des Rauchhuhns befreit ist. Der Zinshafer sollte so gütlich erhoben werden, dass sich die Kindbetterin nicht erschreckte.[3]) Auf gewissen Grundstücken und sonstigen Lokalitäten wie Hofgütern, Schöffenhäusern, Brücken u. a. m. ruhte in der Zeit der mittelalterlichen Rechtsunsicherheit das Privileg der „Freiheit". Dort fand der flüchtige Verbrecher Schutz vor den Verfolgern, meist für 45 Tage. In Wormeldingen (1597) nun, einem Luxemburgischen Orte, waren alle Häuser der Kindbetterinnen mit diesem Privileg auf 45 Tage ausgestattet.

Es wäre also ganz verkehrt, in dieser Hinsicht von Rohheit oder Gefühllosigkeit zu reden; der Bauer des Mittelalters hatte gewiss eine rauhe Schale, aber in dieser ebenso gewiss einen guten Kern, ein gutes Gemüt.

Über die Tauffeier schweigen die Weistümer, auch die kirchlichen, die „Sendweistümer", so gut wie vollständig. Einige kirchliche Bräuche nur, die mit der Taufe zusammenhängen, werden erwähnt. Die Sendweistümer von Barweiler und Olef (1546, beide in der Eifel) setzen als Taufgebühr für ein unehelich geborenes Kind die Höhe von 6 Albus fest; das letztere sagt ausserdem, der Pastor solle in diesem Falle die Taufe nicht verweigern. In Barweiler ging am Gründonnerstag der Pastor samt dem Küster „mit der alter tauff" von Haus zu Haus durch das ganze Kirchspiel und teilte das Taufwasser aus; jeder Haushalt gab dabei dem Pastor 2, dem Küster 1 Ei.

Mit Schulunterricht war die ländliche Jugend nicht geplagt; die Weistümer gedenken seiner überhaupt nicht.[4]) Welches Los sonst den Kindern beschieden war, wie sie ihr Dasein verbrachten, darüber geben unsere Quellen öfters Aufschluss. Sie arbeiteten für die Eltern; sie holten Holz

---

[3]) Esch-Hetzerad vor 1561.

[4]) Näheres über die Entwicklung des Volksschulwesens im Mosellande siehe bei Markgraf, Das moselländische Volk in seinen Weistümern. 1906. S. 49 ff.

aus dem Walde, sie halfen, wenn der Vater pflügte; sie fuhren den mit Kohle beladenen Wagen; sie hüteten das Vieh. Jugendlicher Übermut machte sich früher ebenso wie in unsern Tagen geltend. In Müllenbach (Hocheifel) konnte (nach der geschriebenen Schulchronik) die Schuljugend den Winterlehrer einmal aus dem Unterrichtslokale hinausjagen. Die Naturfeste gaben Gelegenheit zu fröhlicher Ausgelassenheit. Der Hof auf dem Karthäuserberg in Moselweiss gab am Johannistage den Kindern und den gedingten Knechten des Ortes ein Fest. Die Knechte schossen; Feuer wurde im Busche angezündet; mit hartem Käse und Brot wurden sie bewirtet; fünf Kuchen wurden von 50 Eiern hergestellt. Auch 2 Mass Wein und 6 Weisspfennige gab man ihnen. Beim Schlusse der Heuernte tanzte das junge Volk um einen Heuhaufen, den sie dann als Lohn behalten durfte (Gillenfeld). Ebenda erhielten am Gerichtstage die Kinder Gebäck, hergestellt aus Teig im Werte von 6 Heller. Dieses wurde in 12 Teile zerlegt und den Kindern von den Lehnleuten in Gillenbeuren geschenkt zum Zeichen, dass die letzteren in den Hof von Gillenfeld gehörten. Nach dem Weistum von Idenborn und Falscheid erhielten die Kinder, wenn an Gerichtsstätte, unter der Linde, ein Gutsverkauf vollzogen wurde, für 4 Pfennige Weissbrot „zu zeugnuss", d. h. um den Vertrag in aller Form rechtskräftig zu vollziehen. In Bockenau hatten die jungen „Knechte und Knaben" das Recht, am Abend des Walpurgistages im Walde Holz zu holen, offenbar um damit ein Maifeuer anzuzünden. Im Bezirke des Hochgerichts Alflen hatten die Kinder Anspruch auf Holz für das „Königsfeuer", das am Niklastage begann.

Die Weistümer geben nach der ihnen eigenen Weise diese Bestimmungen kurz, knapp, sachlich. Sie wollten einst nichts weiter als allgemein bekannte Sitten fixieren und für die Zukunft festlegen. Aber es ist nicht schwer, mit Hilfe der Phantasie die skizzierten Sittenbilder zu ergänzen, und auszumalen, wie allgemein liebevolle Rücksicht gegen das Weib im Zustande der Schwachheit herrschte und allenthalben sich die Jugend frohem Spiele hingab.

Die Moselbauern alter Zeit gönnten also der Jugend

ihr Recht auf Frohsinn und Spiel. Aber das nicht allein. Wie man auf die Schwangeren und Kindbetterinnen besondere Rücksicht nahm um des Kindes willen — einer der besten sittlichen Vorzüge des deutschen Bauernvolks —, so traf man auch Bestimmungen zum Wohle des hilflosen Kindes in den ersten Lebenstagen. In Ransbach (bei Saarbrücken) sagt im Jahre 1532 das Weistum: Die Frau soll erst ihre Kinder versorgen und dann zur Fronarbeit kommen; abends darf sie zeitiger heimgehen, damit sie Kind und Vieh versorgen kann. Nach dem Weistum von Walmünster (1497) kann die Frondienst verrichtende Mutter ihr Kind mitbringen und ihre Magd, die das Kind hütet. Und diese empfangen von der Herrschaft dieselbe Kost wie die andern Fronarbeiter. In Wiltingen (Saargegend) musste der Müller, wenn die Frau, die mahlen liess, zu den Kindern heimgehen wollte, einstweilen die Mühle schliessen und der Mutter den Schlüssel mitgeben, damit sie „ihre Notdurft und ihre Kinder bestellen“ konnte. Konnte dem Bauer, der zur Mühle kam, nicht sofort gemahlen werden, so musste einstweilen wenigstens soviel Getreide gemahlen werden, dass der Mann seinen Kindern einen Kuchen backen konnte, damit sie nicht Hunger litten. In Ravengirsburg (Hunsrück) lieferten die Hofleute am Zinstage zusammen 84 Weisswecken. Aber jedem wurden zwei zurückgegeben, „dass er seine Frau und Kinder mit erfreue“.

Die Beispiele freundlicher Rücksichtnahme auf die Kinder liessen sich leicht vermehren. Die Weistümer von Buch (Hunsrück), Lenningen (bei Luxemburg) und Langsur (Obermosel) liessen sich noch anführen; aber etwas wesentlich Neues besagen sie nicht. Deshalb will ich nur noch die späteste Nachricht mitteilen, aus dem Weistum von Hünsdorf (Luxemburg) im Jahre 1607. Dort wird Witwern und Witwen gestattet, kürzere Zeit im Frondienst zu arbeiten, damit sie morgens und abends Kind und Vieh versorgen können.

Bekanntlich wurden früher die beiden Geschlechter sehr verschieden gewertet. Noch jetzt tritt diese Auffassung bei den Sachsen Siebenbürgens, die aus dem Mosellande stammen und alte deutsche Traditionen treu bewahrt haben,

deutlich zutage. Sie nennen die Tochter das arme Würmchen, den Sohn Leibeserbe. In zwei Weistümern erkennen wir noch diese verschiedene Wertung. In Alflen (1507) und in Steinecken (1506) wurden der Frau, die einen Sohn gebar, zwei Frontage, bei der Geburt eines Mädchens aber nur einer erlassen.

Die liebevolle Rücksicht auf die Kinder und Mütter ist einer der sympathischsten Züge im bäuerlichen Rechte. Man kann sich nur schwer vorstellen, dass dieselben Bauern, die den Verbrecher oft grausam zu Tode quälten, so gemütvoll sein konnten. Um so mehr verdient es hervorgehoben zu werden, dass die Bauern einst diese Punkte für so wichtig erachteten, dass sie ihnen in ihren Weistümern Ausdruck gaben. Wer den deutschen Bauern des Mittelalters für ganz gemütlos hält, tut ihm bitter Unrecht. Das zeigt nichts so deutlich wie die hier angeführten Stellen aus den bäuerlichen Weistümern des Mosellandes.

---

# Hundert emsländische Pflanzennamen.

Gesammelt von **H. Schönhoff**, Münster i. W.

---

Literatur: 1. Flora des Emslandes. Von Dr. Conrad Hupe. Vierter Jahresbericht über die höhere Bürgerschule zu Papenburg. Pap. 1878, S. 3—53. — Fünfter Jahresbericht. 1879, S. 3—18. — 2. Über die Bodenbeschaffenheit des Emslandes. Von H. Brandi. Meppen 1867, S. 4, 24 u. a. a. O. — 3. Pflanzen- und Fruchtbenennungen im Emslande. Von H. Abels. Korrespondenzbl. d. Vereins für Niederd. Sprachforschung, Bd. X, 1885, S. 59.

Zur Bestimmung der Pflanzen sind ausser eigenen Sammlungen benutzt: die Angaben von Hupe und Abels (s. o.); Ndd. Pflanzennamen (Vest Recklinghausen) von G. Lugge, Ndd. Korr.-Bl. XVIII, 1894/95, S. 11—13; Ten Doornkaats Ostfries. Wörterbuch; ders. im Ndd. Jb. XI, S. 111 ff.; mdl. Mitt. d. Herrn Joh. Schwenke in Ahlen.

1. Bääveske:[1]) Zitter-Pappel, Populus tremula. — Hupe Nr. 222, 1.

---

[1]) ei ist als e + i zu lesen, nicht wie hd. ei = a + i; ää wie hd. ä in „Gerät“; ä ist kurzer oder langer Vokal, der zwischen a und e klingt.

2. *Backpruume: Zwetsche, Prunus domestica. — Hupe 64 Anm.
3. Bickbääre: Heidelbeere, Vaccinium Myrtillus. — Hupe 156, 1.
4. *Bitterkässe: Gartenkresse, Lepidium sativum. — Hupe 16 Anm.
5. Botterbloume: Gemeine Kuhblume, Taraxacum officinale. — Hupe 150, 1.
6. Botterkärne: Gelbe Teichrose, Nuphar luteum. — Hupe 7, 1.
7. Braom: Besen-Pfriemen, Sarothamnus scoparius. — Hupe 52, 1. — Mit dem „Braombessem“ wird die Küche ausgefegt, während der „Riisbessem“ (von Birkenreis) die Tenne reinigen muss; Töpfe und Fässer säubert man mit dem „Bössel“ (Heidbesen, in Meppen „Beckenwiip“ genannt).
8. Brinkgres: Jähriges Rispengras, Poa annua. — Hupe 276, 1.
9. Brümmesbääre: Gemeine Brombeere, Rubus fructicosus. — Hupe 67, 2.
10. *Bruunsteert: Fuchsschwanz, Amarantus caudatus. — Hupe 210 Anm.
11. Bubbelkes: Weisse Seerose, Nymphaea alba. — Hupe 6, 1.
12. *Buckesbääre: Schwarze Johannisbeere, Ribes nigrum. — Hupe 89 Anm.
13. Buddeln oder wilde Rouse: Hundsrose, Rosa Canina. Hupe 72, 1.
14. *Buuskool: Weisskohl, Brassica oleracea; „rooen Kool“ (Ahlen, Kr. Aschendorf: „blauen Buuskool“) „Rotkohl“ — Hupe 23 Anm. — Der eingemachte Weisskohl heisst „Suurmous“.
15. *Danne, fiine: Edeltanne, Picea. — Hupe 288, Anm. Danne, graove: Rottanne, Pinus Abies. — Hupe 288, 2. — Das Holz der Rottanne heisst „grainen Holt“ (zu graien: grünen, gedeihen).
16. Docke: Teichrohr, Arundo Phragmites. — Hupe 268, 2.
17. Donnerloof (Papenburg, b. Hupe, 1878, S. 25): Breitblättrige Fetthenne, Sedum Telephium. — Hupe 89, 1.

18. Doofnettel: Taubnessel, Lamium. — Hupe 191.
19. Döörn: Gemeine Stechpalme, Ilex Aquifolium. — Hupe 161, 1. — Von den Blättern wand man Kränze zu kirchlichen Festen.
20. Dopphaide: Gemeine Heide, Calluna vulgaris. — Hupe 159, 1.
21. Dräspel: Ackerlolch, Lolium remotum. — Hupe 285, 2.
22. Dreiblät: Bitterklee, Menyanthes trifoliata. — Hupe 162, 1. — Die Wurzeln wurden gegen den Husten gebraucht.
23. *Dreigunne: Dragun-Beifuss, Artemisia Dracunculus. — Hupe 153 Anm. — Küchenkraut, wurde besonders in Bohnensuppen gebraucht.
24. Dullwottel: Gemeiner Wasserschierling, Cicuta virosa. Hupe 93, 1.
25. Duusenttacken: Schafgarbe, Achillea Millefolium. — Hupe 134, 1. — Die Kinder suchten die Pflanze und brachten sie zur Apotheke, wo sie an Stelle der Zahlung „Houskouken" (Lakritzen) bekamen.
26. *Elbääre: Rote Johannisbeere, Ribes rubrum. — Hupe 89 Anm. — Daneben auch witte Elbääre „weisse Johannisbeere".
27. Else: Schwarze Erle, Alnus glutinosa. — Hupe 224, 1.
28. *Fläsknappel: Flaschenkürbis, Cucurbita lagenaria.
29. *Frangenwottel (b. Hupe, 1878, S. 7): Grüne Nieswurz, Helleborus viridis. — Hupe 5 Anm.
30. Fuulbäärnboom: Faulbaum, Rhamnus frangula. — Hupe 51, 2.
31. Füüre: Kiefer, Pinus sylvestris. — Hupe 288, 1.
32. Gäälkensaot, auch wilde Röüven: Gebauter Leindotter, Camelina sativa. — Hupe 16, 1. Von dem Samen wurde Öl zum Brennen gemacht.
33. Gäste, wilde: Hühner-Fennich, Panicum crus galli. — Hupe 263, 2.
34. Geeske: Gemeiner Gersch, Aegopodium Podagraria. — Hupe 95, 1. — Von den Blättern kochten manche Leute eine Art Kohl.
35. Giinbääre: Himbeere, Rubus idaeus. Hupe 67, 1.
36. *Goldbloume: Gebräuchliche Ringelblume, Calendula

officinalis. — Hupe 153 Anm. — Der Saft wurde bei Schnittwunden auf den Finger geträufelt.

37. *Hännep: Gemeiner Hanf, Cannabis sativa. — Hupe 216 Anm.
38. Haoverflööe (Ahlen), in Lathen Lüüse genannt: Dreiteiliger Wasserdost, Bidens tripartitus. — Hupe 131, 1.
39. Houtbääre (Geeste, b. Hupe, 1878, S. 22): Hügel-Erdbeere, Fragaria viridis. — Hupe 68, 2.
40. *Huuslook: Dach-Hauslauch, Sempervivum tectorum. — Hupe 89 Anm. — Galt als Heilmittel gegen Taubheit.
41. Kärmsewottel: Gemeiner Kalmus. Acorus Calamus. — Hupe 240, 1. — Die Leute nehmen beim Besuch von ansteckenden Kranken (z. B. bei Nervenfieber) die Wurzel in den Mund, um sich vor Ansteckung zu schützen.
42. *Kastainge: Gemeine Rosskastanie, Esculus Hippocastanum. — Hupe 45 Anm.
43. Keiskes: Rundblättrige Malve, Malva rotundifolia. — Hupe 43, 2.
44. Klatten: Klette, Lappa. — Hupe 141. — Die Wurzel wurde gegen den Veitstanz gebraucht.
45. Klöckskes: Rundblättrige Glockenblume, Campanula rotundifolia. — Hupe 155, 1.
46. Klööwer, münsterl. Klaower: Klee, Trifolium. — Hupe 56.
47. Krammesbäärnboom: Vogelbeerbaum, Sorbus aucuparia. — Hupe 75, 1.
48. Krunsbääre: Kronsbeere, Vaccinium Vitis Idaea. — Hupe 156, 2.
49. *Kruuper: Zwergbohne, Phaseolus vulgaris. — Hupe 53 Anm.
50. Kruutbäärntuun: Gundelrebe, Nepeta Glechoma. — Hupe 190, 1. — Die Blätter wurden von einigen zur Erbsen- und Bohnensuppe verwandt.
51. Kwääke: Quecke, Triticum repens. — Hupe 283, 1.
52. Lilla: Gemeiner Efeu, Hedera Helix. — Hupe 114, 1.
53. Luusemelle: Gänsefuss, Chenopodium. — Hupe 210.
54. Maone, in Ahlen Maonkappe: Mohn, Papaver. — Hupe 8.
55. *Melle: Garten-Melde, Atriplex hortense. — Hupe 210 Anm.

56. Nachschaar oder wilde Tüffelkes: Schwarzer Nachtschatten, Solanum nigrum. — Hupe 173, 2.
57. *Nääg elkes oder Pinksterbloume: Gemeiner Flieder, Syringa vulgaris. — Hupe 161 Anm.
58. Nääte (fem. sing.): Gemeine Hasel, Corylus avellana. — Hupe 219, 1.
59. *Pääskappel: Gemeiner Pfirsich, Persica vulgaris. — Hupe 64 Anm. — Mit der Frucht ist im 18. Jahrh. zugleich der Name aus dem Münsterlande nach Lathen eingeführt worden; msterl. Pääsk geht auf mndd. persik zurück, während im emsl. ein *Peersk zu erwarten stände.
60. Pioon: Blaue Molinie, Molinia coerulea. — Hupe 277, 1. — Mit dem „Pioonbessem" wird die Asche am Herd zusammengefegt; vgl. Braom, Nr. 7.
61. Possem: Gemeiner Gagel, Myrica Gale. — Hupe 225, 1. Der Busch hat einen widerwärtigen Geruch, weshalb die Hausfrau ihn in die Betten legt, um Flöhe daraus zu vertreiben.
62. *Prunkers: Türkische Bohnen; s. oben Kruuper, Nr. 49.
63. Püüskes, in Ahlen Moorpüüskes oder Möörkers: Wollgras, Eriophorum. — Hupe 257. — Aus den weissen, wolligen Blumenköpfen werden Kränze auf Fronleichnam gewunden.
64. Rait: Kopfriet, Schoenus. — Hupe 255.
65. Riishaide: Sumpf-Glockenheide, Erica Tetralix. — Hupe 160, 1.
66. *Roobeite: Rote Beete, Beta vulgaris. — Hupe 210 Anm.
67. *Rööve: Rübe, Brassica Rapa. — Hupe 23 Anm. — Man unterscheidet a. Mairööve, davon rooe R. „Sommerrübe"; lange R. „weisse Rübe"; b. gääle Härströöve „Winterrübe".
68. *Runkelrööve, von Fresenburg bei Lathen emsabwärts Mangelwottel: Runkelrübe, Beta vulgaris. — Hupe 210 Anm.
69. Rüske: Gemeine Binse, Juncus effusus. — Hupe 254, 1. — Zu Stühlen und Dochten (für Tran- und Öllampen) benutzt.
70. *Sammetbloume: Kranzlichtnelke, Lychnis coronaria.

71. Sandhaaver (Hupe, 1879, S. 12): Sandrohr., Arundo arenaria. — Hupe 268, 1.

72. Segge: Segge, Carex. — Hupe 258. — Im Emslande gibt es 37 verschiedene Arten dieser Gattung.

73. *Selve: Echter Salbei, Salvia officinalis. — Hupe 187 Anm. — Die Salbeiblätter in süsser Milch gelten als gut für den Magen und gegen Leibweh.

74. Siide: Flachs-Seide, Cuscuta epilinum. — Hupe 167, 3.

75. Slabbergres: Mannagras, Glyceria fluitans.—Hupe 281, 1.

76. *Smaalloof (Ahlen): Schnittlauch, Allium schoenoprassum. — Das erste Grün wird in die Suppe getan, später auch zwischen Kartoffeln.

77. Smölkes: Gemeiner Weissdorn, Crataegus oxyacantha. — Hupe 74, 1.

78. Sneiball: Gemeine Schlinge, Viburnum Opulus. — Hupe 118, 1.

79. Speckwottel (b. Hupe, 1878, S. 40): Gebräuchliche Wallwurz, Symphitum offizinale. — Hupe 169, 1.

80. Spelge: Eierpflaume, Prunus domestica. — Hupe 64 Anm. — Mndd. spelling, mhd. spillinc und spinlinc „gelbe Pflaume“, verwandt mit alts. spinela „crinalis acus“ (St. Petrier Bibel- und Mischglossen b. Wadstein 86, 5), mndd. spelle „Nadel“, und beides urverwandt mit lat. spīna „Dorn“.

81. *Steckbääre (Heede: Krüüsbääre): Gemeine Stachelbeere, Ribes Grossularia. — Hupe 89 Anm.

82. Steifmöüerkes, wilde: Hunds-Veilchen, Viola canina. — Hupe 24, 5.

83. Stoorkesbloume: Wasser-Schwertlilie, Iris Pseudacorus. — Hupe 247, 1.

84. Suckerai: Gemeine Wegwarte, Cichorium Intybus. — Hupe 145, 1. — Die Zichorie, auch „Sucksack“ genannt, bildete im 18. Jahrhundert in Meppen den Gegenstand eines blühenden Handels, vgl. Diepenbrocks Gesch. d. Amtes Meppen, S. 614 ff. In Lathen nannte man sie nach dem Namen des dortigen Zichorienbrenners auch wohl scherzhaft „Rüskenhinnerk“.

85. **Süürken**: Kleiner Sauerampfer, Rumex Acetosella. — Hupe 211, 8.

86. **Swiinebloume**: Wiesen-Dotterblume, Caltha palustris. — Hupe 5, 1.

87. **Swiinsbössel** (b. Hupe, 1879, S. 6): Krötenbinse, Juncus bufonius. — Hupe 254, 8.

88. **Träömsel**, in Ahlen **Krüllkes** genannt: Kornblume, Centaurea Cyanus. — Hupe 142, 2.

89. ***Tüffelkes** (Lathen und emsabwärts), **Tüffelken** (Sögel), **Tuffeln** (Haren), **Eeräppel** (Börger): Kartoffel, Solanum tuberosum. — Hupe 173 Anm.

90. **Uneit**: Acker-Schachtelhalm, Equisetum arvense. — Hupe 289, 1. — Während es die Pferde gern fressen, wird es von den Kühen verschmäht; daher auch der Name un-ēt „ungeniessbar".

91. **Wääe**: Weide, Salix. — Hupe 221. — Eine recht schwanke Weidengerte, die durch langes Liegen im Wasser geschmeidig geworden ist, wird in Ahlen „Dreijaoren-waotersuuger" genannt und von den Knaben mit Vorliebe beim Prügeln verwendet.

92. **Wäänträäämblär**: Grosser Wegerich, Plantago maior. Hupe 209, 1. — Die Blätter werden auf den wunden Fuss gelegt, um ihn offen zu halten, wenn er eitert.

93. **Waatergell**: Feld-Spark, Spergula arvensis. — Hupe 35, 1.

94. ***Weite, Boukweite**: Buchweizen, Polygonum Fagopyrum. — Hupe 212 A. — Buchweizen, der auf den Mooren gebaut wird, heisst „Moorweite"; Buchweizen anbauen heisst dort „boukweitken".

95. ***Wichterkes**: Kriechenpflaume, Prunus insititia. — Hupe 64 Anm.

96. **Wille Wilgen**, d. i. wilde Weiden: Floh-Knöterich, Polygonum Persicaria. — Hupe 212, 4.

97. **Windelwääe** (Ahlen), in Lathen **Winne**: Ackerwinde, Convolvulus arvensis. — Hupe 166, 1.

98. ***Wittweite**, in Ahlen **Waite**: Gemeiner Weizen, Triticum vulgare. — Hupe 283 Anm. — Weizen wird

im Emslande beinahe gar nicht angebaut; deshalb wurde in Ahlen die Bezeichnung dafür aus der msterl. Mundart entnommen (waite, mndd. wēte, alts. hwēti), da aus Münster von den dortigen Kornhändlern in den 40er und 50er Jahren der Weizen bezogen wurde.

99. Wormkruut, wilde: Rainfarn, Chrysanthemum vulgare. — Hupe 137, 1. — Es wurde auf Wasser gesetzt und galt als gut für den Magen.

100. Wottel: Gemeine Möhre, Daucus Carota. — Hupe 107, 1. Spielarten: a. „Tapp- oder Sommerwottel", kurz, rot; b. „Härstwottel", lang, gelb, in Münster „Stückwoardel" genannt.

**Anhang.**

Einige ausländische Gewürze und Früchte.

a. Aolewei: Aloe soccotrina, als Abführungsmittel beliebt.

b. Beschaoten Näöte: Muskatnuss.

c. Kamiin: Kümmel, wurde beim Wurstbrot verwendet. — Vgl. ndl. komijn, aus dem lat. cumīnum.

d. Seimesblär: Sennesblätter, von der Kassie, als Abführungsmittel benutzt.

---

# Das Burscheider Pfingstlied und anderes.

Von **Dr. Fassbender**, Altona.

Was das von Schwander im 2. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 248 aus Sonnborn mitgeteilte Rommelsdöppenlied (so heisst es in B., von „rummeln") anbelangt, so scheint es aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt:

1. Zeile 1 und 2 haben augenscheinlich Verwandtschaft mit einem Kindertanzverschen:

Leiendäker (od.: Kafup, kafup) em linge Kiddel,
Mǫən kütt de Schnider widder,
Mät dem Keng en Bötzchen (Hemchen usw.)

Die Mutter hält das Kind stehend oder auch sitzend an den Händen auf dem Schosse und lässt es dazu „fuppen".

2. Zeile 3 und 4 scheinen aus der Fortsetzung des eigentlich mit Zeile 5 anfangenden Fastnachtsliedes zu stammen, von denen ich noch beibringen kann:

1. Fasselǫəvend kütt herān,
   Spille mer op der Büssen. (Büchse = Rommelsdöppen?)
   Alle Mädcher krijen en Mann,
   Ech on och ming Söster.
   Refrain: Zem Schlenderdiderdender.

2. Fasselǫəvend kütt herān,
   Welle mir de Frau (de Mann?) opsetzen. (Das heisst?)
   Frau, hesstet Geldchen?
   Hättset nit, dann zältset (kritset) nit,
   Fäldeder durch de Fengern nit.

Dieser Teil des von Schwander Mitgeteilten könnte von uns Burscheidern als „Rommelsdöppenlied" bezeichnet worden sein, denn dieses wunderbare „Musik"-Instrument wurde besonders auch Fastnacht gebraucht. Es mag im Bergischen auch wohl zu anderen Zeiten des bäuerlichen Schweineschlachtens gespielt worden sein, jedenfalls ist es in ganz Europa und sicher darüber hinaus verbreitet gewesen. Auf einer Reihe von Bildern der holländischen Malerschule ist der „Rappelpot", wie er dort heisst, dargestellt. Man vergl. dazu: H. Leuss, Zur Volkskunde der Inselfriesen, Globus, Bd. 84, S. 223. — In Spanien heisst das Ding La Zambomba und wird in Madrid besonders zur Weihnachtszeit benutzt. (Vergl. dazu Globus, Bd. 88, S. 30 f., Arauzadi, Weihnachtliche Tonwerkzeuge in Madrid.)

Das Rommelsdöppen wird hergestellt, indem man einen 15—20 cm weiten, oben etwas ausgekragten irdenen Topf mit einer Membrane von nasser Schweinsblase glatt überspannt. In die Mitte derselben hat man vorher ein Glied von einem starken Roggenhalme (beide Knoten bleiben am besten daran, jedenfalls der an der anzuheftenden Seite, weil dann der Faden besser hält, an der anderen aber auch, weil dann der Halm grössere Festigkeit hat) oder ein feines, je nach der Weite des Topfes etwa 25—30 cm langes Riedstöckchen mit dem einen Ende eingebunden. An den Stock

schneidet man an dem Ende, mit dem er in der Haut sitzen soll, ein kleines Knöpfchen*). — Bei der Zambomba scheint nach der Abbildung unter der Membrane der grösseren Haltbarkeit wegen noch ein kleiner Pflock durch das Stäbchen gesteckt zu werden. In B. geschah es nicht, ebensowenig habe ich gesehen, dass zur Zierde an der Spitze des Stöckchens noch ein kleines Fähnchen befestigt war. -- „Gespielt“ wird, indem man im Takte des Gesanges an dem Halme mit der vollen Hand kräftig herauf und herunter streicht, nachdem dieselbe angefeuchtet worden ist, was natürlich durch kräftiges Hineinspucken geschieht. Die „Musik“ erinnert in etwa an das bekannte Hm-ta-ta der Begleithörner unserer Strassenmusikbanden, nur dass das Rommelsdöppen immer nur eine Tonart und nur zwei Taktzeiten kennt: Herauf und herunter.

Ende der sechziger Jahre wohnten wir in Geilenbach bei Burscheid, wo besonders im Frühjahre zur Fastnachtszeit viel armes katholisches Volk (B. war damals fast rein evangelisch), Frauen und Kinder aus Blecher, wo sonst auch der Mittelpunkt der Jelǫəchslück—Jelǫəchsjongen war, und weiterhin aus den „Bergen“, wo noch viel Armut war, am Hause vorbeizog. Aus einem der von ihnen zur Rommelsdöppenbegleitung gesungenen Lieder ist mir noch im Gedächtnis:

Da kam der Jong wall für de Düer,
Da juckte dem Hären sein Weib herfür.

Es wurde damals dem Bettelvolke häufig Brot gegeben und zwar ein oder mehrere „Rongseröm“ (ringsherum = volle Brotscheiben, mit der Brotmaschine abgeschnitten), dicker oder dünner, je nach der Mildtätigkeit des Gebers. Kamen sie gegen Abend den Berg herunter aus Burscheid zurück, hatten sie meist alle Bettelsäcke voll dicker Brotscheiben gepackt, und Jungen und Mädchen spielten dann wohl zur Unterhaltung „Pǫ̈hlcheschiəssen—nǫhjagen“ damit, ein Spiel, das gewöhnlich mit handtellergrossen Eisenplatten vollführt wird: der erste wirft seine Platte etwa 10 m auf dem Wege voraus, der zweite muss sie zu treffen suchen. — Berüchtigt

*) Die Beschreibung des Rommelsdöppens aus Rheinbach bei Bonn (Zeitschr. I, S. 122) muss auf einen Irrtum beruhen.

war auch der Dank, der dem Geber wohl wurde: Laut und innig: „Der liebe Gott“, dann weggehend leise „sall öch widder ne Steen en de Wech lejen, dadder Hals on Been zerbrächt“.

Beim Vorüberziehen ging es ohne Schimpfen der Strassenjugend und der Bettelkinder gewöhnlich nicht ab: „Luttesche Deckkopp!“ „Katollesche Seckpott!“, mit welcher Reihenfolge der Grüsse natürlich nicht gesagt sein soll, dass die Bettelkinder immer zuerst geschimpft hätten.

Aranzadi (a. a. O.) gibt übrigens die Abbildung und Beschreibung noch eines anderen Instrumentes, das ich anfangs der siebenziger Jahre einmal in B. im Gebrauche gesehen habe, der Madrider Rabel, „einer Stockgeige aus einer Darmsaite, die mit einem Ende über eine Tierblase geht und am anderen Ende mit einem Wirbel gespannt wird. Gespielt wird mit einem Bogen“. — Die ehemalige „Paffrath'sche Kapelle“, eine Familie Paffrath, deren Mitglieder ein ganzes Tanzorchester ausmachten und auf allen Bällen der Umgegend spielten, „machten Fastnacht einmal einen Dollen“ und zogen von Wirtshaus zu Wirtshaus, zu ihrem eigenen und anderer Leute Vergnügen spielend. Dabei hatten sie sich selbst ein solches Instrument zurecht gemacht: „En Backsplickter“ oder „en Schangßerämmel“ war oben mit einer Schraube versehen, die Saite unten am Kopfe an einem starken Nagel befestigt und dazwischen an einem Ende über eine luftgefüllte Tierblase sozusagen als Steg geführt. Es ist eine Art „Trummscheit“ und früher vielleicht häufiger im Gebrauche gewesen. — Auf den kleinen Hofkirmessen spielen bei der Tanzmusik wohl noch immer die zwei Rindsrippenstücke, die zwischen die drei mittleren Finger der rechten Hand geklemmt werden, als Rassel mit und die hölzerne Giebelwand des Saales ersetzt die grosse Trommel.

3. Zeile 9—12 sind Teile des jedes Jahr am Martinstage noch wiedergesungenen Mäətesmessenliedes:

1. Mäətesmesse, juəde Mann,
2. Dä oss jätt bedure (od. bedue? = beschenken?) kann.
3. Äppelcher on de Biercher,

4. Nösscher hüre metterzu.
5. Frau, lōf de Trabberop,
6. Tāss en den Hotschelesack,
7. Tāss nit dernäver,
8. Sōss wüədet och jätt jäven. (!)
9. Jäf jätt, halt jätt,
10. Ange Jǫər och widder jätt.

Pause. Dann mahnend:

11. Frau, lǫət oss nit lang mih stǫnn,
12. Mi hant noch wick on breet ze jǫnn,
13. Hifandänne bess üver de Rhing,
14. Mǫhn da müsse mer drüver sinn,
15. Hifandänne bess üver de Wupper,
16. Mǫhn da müsse mer drüver fuppen.
17. Fupp! Fupp! Fupp!

Pause, dann in Erwartung, mahnend, hochdeutsch:

18. Hier wohnt ein reicher Mann,
19. Der uns was geben kann.
20. Ewig soll er leben,
21. Selig (gedankenlos auch: Ewig) soll er sterben
22. Und den Himmel erben.

Dann, nachdem Geschenke ausgeteilt sind:

23. Dä N. N. ess ne juəde Mann,
24. Dä jütte Jongen (Kengern) watte kann.

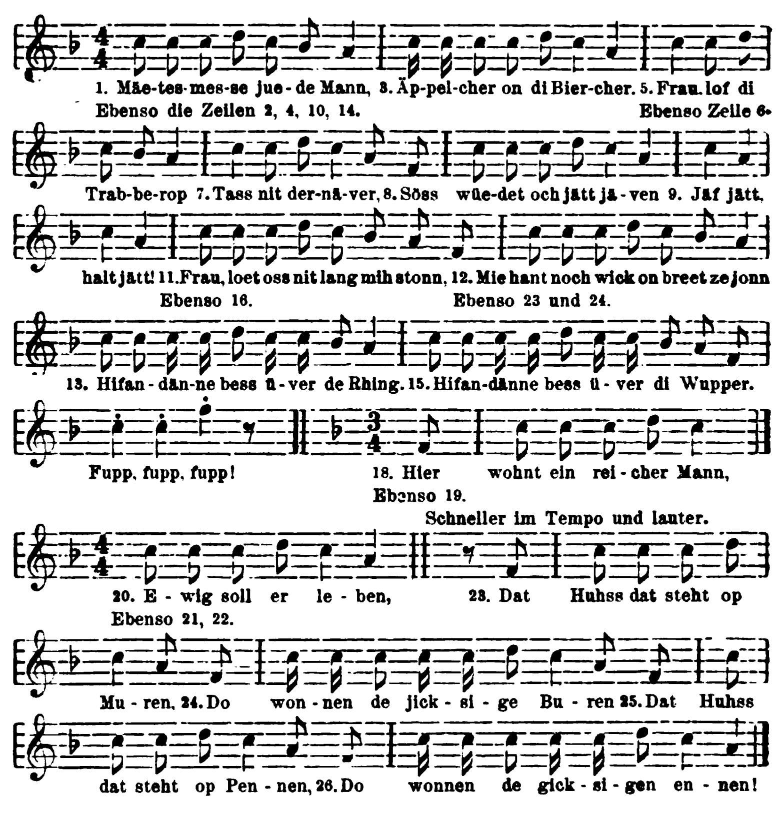
Wenn keine Geschenke gegeben werden, anstatt Zeile 23—24:

25. Dat Huhss, dat steht op Müren,*)
26. Hi wonnen de jicksige Büren.
27. Dat Huhss, dat steht op Pennen,
28. Hi wonnen de Jicksigen ennen.

Zeile 6 ff. lauten auch, je nach dem Hause, vor dem man singt,

6. Tāss en de Schorrestehn,
Wo de Wüəschte hangen.
Tāss nǫ de langen,
Lōəss de kuəten hangen.

*) Des Reimes wegen. Mauern = Muəren. Ursprünglich ist aber wohl dieses gemeint.




Die Zeilen werden alle recht flink heruntergesungen und immer von mehreren, so dass sie sich zur Begleitung des Rommelsdöppens nicht eignen. Dieses ist eher Begleitinstrument von Sologesang oder von nur ganz wenigen, da es sonst leicht übertönt wird.

4. Die beiden letzten Zeilen sind offenbar ein Teil des alten bergischen Pfingstliedes, von dem ich auch nur mehr beibringen kann:

Frau, jätt oss dat Peissei,
Feierrosenblümelein!
(Oder: Rosen und drei Blümelein!)
Dat schlommer en de Pann enzwei
Ei, du wäckeres Mädelein!

Früher zogen die jungen Burschen die ganze Pfingstnacht von Haus zu Haus „dat Peissliət“ singend (ohne

Rommelsdöppen!) und Eier sammelnd. Es gab Anlass zu allerhand Lust und Scherz, aber auch zu allerhand Unfug. Wollte jemand keine Eier herausrücken, rasselten sie wohl so lange an der Haustür, bis der sie schliessende „Penn", ein Holzkeil, der durch eine auf dem Pfosten sitzende Öse gesteckt wurde, (Hausschlösser gab's nicht überall) innen herausfiel und sie dann im Erdgeschoss allerhand Allotria trieben. Das gab dann Anlass zu Schlägereien, Anklagen wegen Hausfriedensbruch usw., abgesehen von sonstigen nächtlichen Ruhestörungen „friedlicher Bürger", so dass das Peisseiersingen ganz und gar verboten wurde. Doch ist es bis auf den heutigen Tag immer noch erlaubt, „wenn sie sich nicht kriegen lassen". Einer meiner Altersgenossen aus der Elementarschule, Wilhelm Lichtenberg aus Strässchen, brach in einer Pfingstnacht, als er vor dem verfolgenden Gensdarm über eine Hecke springen wollte, das Genick. — Von Pfingstmaiensetzen habe ich nie etwas gehört.

Hier in Hamburg-Altona schmückt sich am Tage vor dem Feste alles mit Birkenreisern, die Haustüren, die Wirtsstuben, die Eisenbahnlokomotiven, die Elektrischen usw. Ein Pfingstfrühspaziergang gehört hier mit zu einer ordentlichen Feier. Tausende und Abertausende ziehen schon vor und mit der Sonne hinaus in die weiteren und näheren Vororte, wo bei schönem Wetter ein unglaublicher Trubel herrscht. In allen Biergärten fängt je nach der Lage schon um 3 bis 4 Uhr das Frühkonzert an. Die Kehrseite der Medaille ist nur, dass man, wenn vormittags etwa um 10 bis 11 Uhr der Rückstrom einsetzt, unglaublich vielen blassen, übernächtigten Gesichtern, namentlich auch von Kindern begegnet und den ganzen Tag über recht vielen „dunen", da manche sich zusammentun, Wagen und Pferd mieten, natürlich alles hübsch mit Pfingstmaien besteckt, und ein tüchtiges Bierfass auf Schritt und Tritt mitnehmen. —

Es ist hier noch etwas anderes mit dem Frühaufstehen verbunden, was am besten der Eingang einer kleinen Erzählung von Albert Rolf-Hamburg zeigt: Hans um Pfingsten. „Wer morgen am längsten schläft, wird ausgelacht und heisst Hans um Pfingsten," hatte die Mutter am Abend vorher gesagt,

und die alte Nachbarin hatte geheimnisvoll hinzugesetzt: „der verschläft sein ganzes Leben lang die Zeit und verträumt immerdar sein Glück.“

Am Pfingstmorgen aber war er es gewesen, der noch im Bette lag und sich schlaftrunken die Augen rieb, als die anderen lachend und spottend in das Schafzimmer gestürmt kamen und ihn umtanzten. Sein jüngster Bruder schleppte eine Schale Wasser herbei, und unter Jubel und Geschrei wurde er auf den Namen „Hans um Pfingsten“ getauft. —

In B. ist davon nichts bekannt, eine ähnliche Taufe aber an einen anderen Tag geknüpft, den 21. Dezember, St. Thomas, der die längste Nacht hat. Wer an diesem Morgen zuletzt aus dem Schlafzimmer herunterkommt, wird feierlich mit einer Schlafmütze gekrönt und das ganze Jahr bis zum nächsten 21. Dezember als „Schlǫəf-Tommes“ geneckt.

---

# Sagen und Geschichten von Mesenich an der Mosel.

Von **St. Weidenbach**, Andernach.

---

## Der Schiffer an de Ley.

Zwischen den beiden Moselorten Senheim und Mesenich befand sich ein schroffer Schieferfelsen, die „Ley“ genannt. Sie schied beide Gemarkungen voneinander.

Kein Wunder, wenn die früher abwärts kommenden Schiffer an dieser Stelle den hl. Nikolaus, ihren Schutzpatron, dessen Bildnis in einer Nische des vorspringenden Felsens stand, um Hilfe anriefen. Ja, noch vor einiger Zeit, als der schreckliche Felsen schon gewichen, fuhr kein Schiffer an dem unterhalb erbauten Heiligenhäuschen, in dessen Vordermauer über der Türöffnung die Statue des hl. Nikolaus Aufstellung fand, vorbei, der nicht daselbst Mütze oder Hut abzog und dem Heiligen seinen Gruss entbot. Waren Schiffer unten im Schiffe beschäftigt, so kamen sie an dieser Stelle herauf und grüssten durch Abnehmen der Kopfbedeckung ihren Schutzpatron, um dann wieder ihre unterbrochene

Arbeit aufzunehmen. Kein Wunder, wenn früher die Schiffer bei Hochwasser auf dem Deck niederknieten und gelobten, in dem nahen Kapellchen (das dadurch reichliche Einkünfte genoss) unterhalb des Felsens eine Kerze oder sonst eine Gabe darzubringen, denn gar manches Schiff ist zerschellt an dem harten Schieferfelsen, gar mancher Schiffer hat hier seinen Tod gefunden oder ihn in Armut und Not zurückgelassen, denn gleich unterhalb des Felsens begann eine starke Strömung, die heute noch den aufwärtsfahrenden Dampfern grosse Mühe macht. Wie mag das erst früher gewesen sein?

Einstens, bei Hochwasser, kommt ein Schiffer mit einer wertvollen Ladung bergab, dieser gefährlichen Stelle zu. Schon sieht er klopfenden Herzens das Unglück vor Augen, denn mit aller Gewalt treibt ihn der reissende Strom diesem Riffe entgegen und unrettbar muss sein Schiff mit der kostbaren Ladung an dem harten Felsen zerschellen. Da lässt er in seiner Angst das krampfhaft umfasste Ruder fahren, wirft sich auf die Knie, hebt die Hände gegen das Bild des hl. Nikolaus und ruft mit dem Schweisse auf der Stirne: „Heiliger Nikolaus, wenn du mich jetzt errettest, so opfere ich dir eine Kerze, so dick wie ein Schorbaum" (der Schorbaum, heute noch allen Segelschiffern wohlbekannt, dient u. a. zu folgendem: Wenn das Schiff Gefahr läuft, an dem Lande, Felsen usw. widerzustossen, so wird dieser Schorbaum gegen das Land, den Felsen, gerichtet, auf dem Schiffe schnell mit einem Taue festgemacht und somit das Schiff von dem Lande, Felsen, abgehalten). Auch der Schiffsknecht war niedergesunken, denn durch die starke Strömung versagte der Schorbaum seine Dienste. — Kaum hatte der Schiffer das Gelöbnis gemacht, siehe da! wie ein Wunder dreht sich das Schiff dicht vor der Ley herum und treibt gar bald ganz ruhig im schönsten Fahrwasser. Darob grosses Erstaunen des Schiffers, des Schiffsknechtes und der in Senhals zuschauenden Leute. Jedoch schon in kurzer Zeit hatte der Schiffer sein Versprechen vergessen, und in seinem Übermute und seiner Freude ruft er, als er an dem Kapellchen vorbeitreibt, sich zu demselben hinwendend: „Niklösche, no kriegst

de nit esu lang", wobei er den einen Zeigefinger über das erste Glied des andern legte. Aber der hl. Nikolaus lässt seiner nicht spotten. Gleich unterhalb Mesenich, wo er schon so oft gefahrlos vorüber gefahren ist, wird das Schiff mit übernatürlichen Kräften so gegen den Riverberg geschleudert, dass das Schiff in einigen Augenblicken im Wasser mit Mann und Maus verschwunden ist. Nur mit der äussersten Mühe und Not gelang es dem Schiffsknechte, schwimmend das Land zu erreichen.

## Der „Telliger-Mann".

Das Kelterhaus in der Kirchstrasse, früher dem Joh. Ad. Fuchs, jetzt dem Friedrich Andres gehörig, war ehedem einem Manne von Briedern bei der Teilung zugefallen. Er verkaufte dasselbe der „Gemeinde" Mesenich, welche das Haus zur Wohnung des Viehhirten einrichten liess. Eines Tages kam der Mann von Briedern nach Mesenich, um das Kaufgeld in Empfang zu nehmen. Ein anderer Briederner Mann hatte dieses in Erfahrung gebracht. Sofort ging er gegen Abend an den „Telliger Bach" (ein kleines Bächlein, das die beiden Gemeinden voneinander trennt), um dem Manne bei seinem Heimwege aufzulauern. Nun führten aber zwei Wege von einem Orte zum andern: der untere, auf derselben Stelle, wo der jetzige Hauptweg ist, war so breit, dass man nur mit einer Handkarre herfahren konnte; der obere war nur ein schmaler Fusspfad, der von dem jetzigen Pfarrhause hinter den dortigen, neuerbauten Häusern und dem Schulhause in Mesenich her direkt an dem „eisernen Herrgott" vorbei und über den unteren „Wackholder" auf Briedern zu führte. Der Bösewicht wusste nun nicht, welchen Weg der andere, von Mesenich kommend, einschlagen würde. Um dieses zu erfahren, spannte er eine Kordel über den unteren Weg bis zu dem oberen Pfade. In der Dunkelheit konnte der nichts ahnende Mann die Schnur nicht sehen, musste dagegen stossen und somit dem Auflaurer vermelden, dass er den unteren Weg komme. Bald darauf kam denn auch wirklich der Mann den unteren Weg, hatte aber aus irgend welchem Grunde das Geld nicht erhalten und somit nur

„1 Batzen“ in der Tasche. Der Räuber fiel über den Menschen her und ermordete ihn mit einem Weinbergspfahle. Enttäuscht untersuchte er alle Kleider, und als er nur das eine Geldstück vorfand, nahm er einen Zettel und schrieb darauf die Worte: „Um 1 Batzen ermordet“. Diesen Zettel befestigte er an des Ermordeten Hut und steckte denselben auf einen Pfahl. Dann schleppte er sein Opfer zur Mosel und warf es hinein. Aber der Leichnam wollte nicht forttreiben, er kam zum Lande zurück. Von neuem hineingestossen, warf ihn das Wasser immer und immer wieder ans Land, „die Mosel wollte den Leichnam nicht aufnehmen“; erst gerade vor Briedern, an der Schiffbauerei, trieb endlich die Leiche ab.

Der Mord blieb ungesühnt und der Täter unbekannt. Jahre vergingen, die nächsten Verwandten des Ermordeten waren schon ins Grab gesunken. Da lag ein Mann von Briedern auf dem Sterbebette „und konnte nicht zum Sterben kommen“. Endlich liess er eine Frau aus dem Dorfe rufen, welche die Schwägerin des Ermordeten war. Als diese in das Sterbezimmer trat, fragte sie den Sterbenden: „Seid Ihr an dem Morde meines Schwagers beteiligt?“ Der Sterbende nickte mit dem Kopfe und in demselben Augenblicke hauchte er seine Seele aus.

Seit dieser Zeit geht der Mörder abends glühend an „der Telliger-Baach“ umher und der „Telliger-Mann“ soll nachts schon gar manchem Wanderer in die Quere gekommen sein. Er ist nicht bösartig, sondern sucht nur die Leute zu erschrecken. Furchtsame Leute atmen noch heute erleichtert auf, wenn sie nachts glücklich an „der Telliger-Baach“ vorbei sind und den Kindern dient der Telliger-Mann heute noch als Abschreckungsmittel durch den Ruf: „Der Telliger-Mann kriegt dich“, oder „der Telliger-Mann holt dich!“

## Der Eid.

Die Einwohner von Mesenich waren wegen eines Weideplatzes hinter dem Wachholder mit den Bewohnern von Briedern in Streitigkeiten geraten. Es kam zum Prozesse zwischen den Bürgern beider Gemeinden. Ein Einwohner

von Briedern sollte durch einen Eid bekräftigen, dass das Stück Weideland den Ortseinwohnern von Briedern, also auch teilweise ihm gehörte. Diesen Schwur sollte er auf dem strittigen Weideplatze leisten. Zur festgesetzten Stunde fanden sich die Abgeordneten der beiden Orte auf besagtem Grundstücke ein. Der Eidleistende aber hatte vorher aus seinem eignen Felde oder Garten „Grond“ (Erde) genommen und in seine Schuhe gestreut. Darauf hatte er seine Schuhe wieder angezogen und war ruhigen Mutes zur verabredeten Stelle gegangen. Aufgefordert, den Eid zu leisten, schwur er unverfroren und mit fester Stimme: „Ich schwöre, dass ich auf meinem eigenen Grund und Boden stehe“. Frohen Mutes zogen darauf die Briederner heim mit dem Bewusstsein, durch diesen Eid den Prozess und somit die Weide gewonnen zu haben.

Allein: „Der Verrärer (Verräter) schläft nitt!“ Die Sache kam heraus, und es wurde der Prozess wieder „anhängig“ gemacht. Der Ausgang desselben war jetzt ein ganz anderer; der Eidleister wurde wegen Meineid schwer bestraft (welche Strafe er erhalten, konnte ich nicht in Erfahrung bringen) und der Weideplatz der Gemeinde Mesenich zugesprochen, in deren Besitz er heute noch ist. Nur ist derselbe umgerodet zu Ackerland, und jeder Bürger bebaut heute noch sein Gemeindestück im „Hofgrowwe“ (Hofgraben). Die alten Leute sagen daher jetzt noch von einem Menschen, der einen zweifelhaften Eid geleistet hatte: „Der hot auch Grond en de Schoh g'dohn“.

## Der dreibeinige „Hoas“ (Hase).

Zwischen der Hauptstrasse des Oberdorfes und dem „Beel“ neben dem Hause der Witwe Isaak Wolf, heissen die Gärten des Johann und Joseph Deis heute noch die Peädsweid (Pferdeweide). Daselbst stand vor etlichen Jahren ein steinernes Kreuzchen, das aber heute verschwunden ist. An „heiligen Abenden“, d. s. Abende vor hohen Festtagen, lief über diese Weide der „dreibeinige Hoas“. Bald lag er ruhig auf dem Wege oder auf der Weide, oft sich weit ausstreckend, bald hockte er daselbst oder erschreckte die Vorübergehenden

durch die tollsten Sprünge. Kein Mensch konnte über denselben wegschreiten, aber auch kein Jäger wäre so kühn gewesen, diesen „Hoas“ zu schiessen, hätte ihn aber auch nicht treffen können. An andern Abenden kam er nicht zum Vorschein, tat auch nie jemand etwas zuleide. Seitdem in den letzten Jahren die Mauern um die Gärten aufgeführt sind, ist der Hase verschwunden.

## Der eiserne Herrgott.

Wenn man aus dem Orte nach dem Wach- (oder Wack-) holder hinaufgeht, so heisst am Ende der Weinberge eine Stelle „Am eisernen Herrgott“. Der Name rührt von einem kleinen, etwa handgrossen, eisernen Kreuzchen her, das daselbst an einer Eiche befestigt ist. Die Leute wissen davon zu erzählen: An dieser Stelle ist vor langen Zeiten ein Mann totgeschlagen worden; nach anderer Erzählart soll dort „jemand etwas passiert sein“. Zum Andenken daran liess man daselbst ein hölzernes Kreuz errichten, auf dem das kleine eiserne Kruzifix befestigt war. Nachdem das Holz verwittert war und somit das Kruzifix nicht mehr halten konnte, befestigte man letzteres an einer dabei stehenden jungen Eiche, die dasselbe dann später mit ihrer Rinde und ihrem Holze ganz umschloss. Jahrzehnte dachte man an das Kreuzchen nicht mehr. Erst als die alte Eiche gefällt und das Holz zu „Wingertspölen“ gerissen und gespalten wurde, fand sich das Kruzifix wieder. Man trug es wieder auf seinen alten Platz und befestigte es abermals an einer jungen Eiche, und nicht manche Jahre werden vergehen, so hat die emporstrebende Eiche es wieder ganz eingehüllt mit ihrem Holze.

## Die Erbauung des Brauweiler-Hauses.

Im Jahre 1088 schenkte die Königin Richenza dem Kloster Brauweiler u. a. auch den Ort Mesenich mit allen Gerechtsamen und Gefällen. Die Abtei besass daselbst ein Haus mit Kellerei, in welche die Bürger den Teiltrauben abliefern mussten. Zu dem „Brauweiler-Haus“ sahen die Einwohner mit gemischten Gefühlen empor, zumal oft der Hofmann nicht „ganz fein“ mit den Leuten umging. Dieses

Abteigebäude oder der Zehnthof steht mitten im Dorfe, merkwürdigerweise so, dass die sonst gerade Strasse um dasselbe herumbiegt. Hören wir, was den Leuten noch jetzt von der Erbauung dieses Zehnthofes, der noch heute das grösste Gebäude von ganz Mesenich ist, in Erinnerung ist.

Das alte „Brauweiler-Haus“ genügte nicht mehr den Anforderungen, weshalb man begann, ein neues an derselben Stelle zu errichten. Der „Brauweiler“ (Hofmann) wollte aber hinter seinem Hof einen schönen, geschlossenen Garten haben, in den nicht alle Leute „hineinaffen“ könnten. Um dieses erreichen zu können, musste man aber das Wohnhaus mehr hinaus (auf die Mosel zu) in die dort führende Strasse rücken. Ohne auch nur die Mesenicher zu fragen, begann man die Fundamente mitten in die Strasse zu graben; ja, man wies die Leute einfach um die Fundamente herum. Da die Einwohner aber damit nicht zufrieden waren und drohten, den Klageweg beschreiten zu wollen, so sagte ihnen der „Brauweiler“: „Wenn die Mesenicher einen Gulden haben, so haben wir deren 100, und wenn die Mesenicher 100 Gulden haben, so haben wir deren eine ganze Schubkarre voll.“ Hierdurch eingeschüchtert, liessen es die Bewohner ruhig geschehen, dass das neue Haus in die Strasse weit hineingebaut wurde, und nahmen ihren Hauptweg an den drei Seiten um das Haus herum. Das so erbaute Haus steht heute noch so; die oberen Stockwerke sind am 17. Februar 1888 abgebrannt, wurden aber wieder aufgebaut. Am Giebel prangt, wenn auch durch den Brand etwas beschädigt, das schöne Wappen der Abtei Brauweiler als Zeichen vergangener Zeiten.

## Der „Djabel“ im Kelterhause.

Durch den Hof von dem „Brauweiler“-Wohnhause getrennt, stand das „Kelterhaus mit den 7 schweren Traubenkeltern“, wohin die Leute ihren „Zehnten“ oder „halben Trauben“ usw. abzuliefern hatten. Dass es in diesem Kelterhause von Zeit zu Zeit „nicht gar geheuer war und zuweilen spukte“, war schon jahrhundertelang bekannt. Wie nun noch zur Franzosenzeit das Klostergut aufgehoben wurde,

gewann diese „Geschichte“ an Mächtigkeit. Beim Einrücken der Franzmänner nahmen diese selbstredend von dem grössten und schönsten Hause mit den reichen Kellerschätzen Besitz und stellten ihre Pferde in das Kelterhaus. Aber bald verspürten auch sie den nächtlichen Spuk in dem Kelterhause und waren morgens oft schweisstriefend. Kein Franzose hätte es bei noch so viel versprochenem Gelde gewagt, nach Eintritt der Dunkelheit das Kelterhaus, ihren jetzigen Pferdestall, zu betreten, denn der „Djabel“ (diable = Teufel) sei darinnen. Als sich dieser „Djabel“ immer mehr und mehr bemerklich machte, da entschloss sich eine Frau, die unter dem Namen „Schoofts-Wäsche“ im ganzen Orte bekannt war, recht fromm lebte und jeden Abend an die Heiligenhäuschen beten ging, das Gespenst zu bannen. Nachdem sie sich eines Morgens recht von ihren Sünden gereinigt, dann die hl. Kommunion empfangen und den ganzen Tag mit Fasten und Beten zugebracht hatte, begab sie sich des Abends allein in das Kelterhaus. Was dort vorgegangen, wie sie nach Bullay gekommen ist, kein Mensch hat es je erfahren.

Nur der dortige Fährmann erzählte später, dass diese „Schoofts-Wäsche“ nachts gekommen sei und hätte von ihm verlangt, über die Mosel gesetzt zu werden. Der „Ferge“ habe den Nachen nehmen wollen; die Frau aber verlangte, dass er die Ponte nehmen müsse, was er schliesslich denn auch getan habe. Aber kaum sei diese Frau auf die Ponte gekommen, so sei das Fahrzeug so tief eingesunken, dass das Wasser fast in die Ponte gekommen sei. Noch nie habe der Ferge eine so schwere Last übergesetzt und noch nie mit solchen Gefahren die Mosel überquert, wie diesmal, so dass ihm der Angstschweiss auf der Stirne geperlt habe und er durchnässt gewesen, als er das jenseitige Ufer mit knapper Not erreichte. Nachdem er sich dann dreimal bekreuzte und die Frau die Ponte verlassen und diese wieder aus dem Wasser in die Höhe gegangen sei, habe er erleichtert aufgeatmet und gesagt: „Das war etwas Übernatürliches.“

Die „Schoofts-Wäsche“ kehrte erst nach einigen Tagen wieder nach Mesenich zurück. Kein Mensch hat je erfahren,

wo sie die Tage gewesen ist. Der „Djabel“ aber war seit diesem Tage aus dem Kelterhause verschwunden.

### Der Flurbegang.

Noch vor 35 bis 40 Jahren versammelten sich am Gründonnerstage auf ein gegebenes Glockenzeichen die Schulkinder des Ortes vor der Kirche. Einzelne Gemeinderatsmitglieder führten nun die Kinder an der „Hochheitsgrenze“ entlang, d. h. er ging mit ihnen an der ganzen Grenze der Gemarkung vorbei, damit die Kinder dieselbe genau kennen lernen sollten. Kam man dann wieder ins Dorf zurück, so erhielt jedes mit dabei gewesene Schulkind einen Weck. Später unterliess man diesen „Flurbegang“; die Kinder versammelten sich an dem Tage bei dem Glockenzeichen in der Kirche und beteten den Rosenkranz, worauf sie dann vor der Kirchtüre einen 3 Pfg.-Weck bekamen. Das Geld für diese Wecken rührte von einem Vermächtnisse her. Da die Zinsen dieses Vermächtnisses nicht mehr hinreichten, einem jedem Kinde einen Weck zu verschaffen, so unterliess man das Austeilen derselben und verwendet nun das Geld zu anderen guten Zwecken.

---

## Volksgebräuche in der Karwoche und um Ostern an Rur und Maas.

(Selfkant und Limburg.)

Von **Franz Kapell**, Eschweiler.

Religion und Leben sind bei dem Tun und Lassen der stillen Grenzbewohner aufs engste miteinander verbunden; das tritt in der ernsten Fastenzeit so recht hervor. Am Palmsonntag weiht die Kirche den „Paumwösch“ (Palmbüschel). Vorher haben die Kinder in Bruch und Heide „Rut“ geschnitten, nämlich die schlanken, rotbraunen Zweiglein des Rautenstrauches; oder die Mutter hat von einem armen, zerlumpten Pötbröker (Putbroək, eine im Holländischen gelegene Sumpfstrecke) Kinde für einige Pfennig ein Sträusslein er-

standen. Dazu kommen „Paumə“, flaumweiche, graugrüne Weidenkätzchen, die, mit glänzendgrünem „Boschboom“ (Buchsbaum) eingefasst, einen prächtigen Strauss bilden: Paume, Rut und Boschboom. Die Kinder, die den „Paumwösch“ zur Weihe tragen, erhalten drei farbige „Pöscheier“ für ihre Mühewaltung. Darum haben wir uns in der Jugend um diese Ehre gestritten. Selbstbewusst schritten die daher, die zwei segnen lassen konnten, einen zweiten von „Pätərüəm, -möən, Üəm, Tant, Bestəvadər af Beəsch“ (Patohm, Patin, Ohm, Tante, Grossvater oder Grossmutter). Die mit zwei Sträussen stolzierenden Knaben sicherten sich also, abgesehen von dem üblichen Anteil, ein halb Dutzend Ostereier. Am Nachmittage oder in den Ostertagen geht der Vater „Paume stäkə“; er steckt in jeden Acker, in Wiese und Garten ein Reislein. Es gilt als heilsam Mittel gegen Hagelschlag und Misswachs; natürlich wird dem Gebet der Kirche und dem eignen vertraut, nicht dem Zweiglein. Als günstiges Zeichen wird das angesehen, wenn ein Reis im Acker Wurzel schlägt und lustig wächst, gleichsam als Anzeichen nahenden Segens. Sorgfältig wird es in den Garten verpflanzt. Auch Zimmer, Scheune und Ställe erhalten ihr Palmzweiglein. Frommer Sinn erhofft Schutz und Schirm für Menschen und Vieh, Haus und Hof. In manchen Häusern ist es Sitte, einige Reislein „ennət Wiwatəschpöttschə“ (Weihwasserbecken) zu stecken. Wird ein Kranker versehen, so stellt man ein Buchsbaumzweiglein, gewöhnlich aus dem Palmbüschel, in ein Glas mit Weihwasser, damit der Priester mit demselben den Kranken besprenge. Derselbe Brauch wird da geübt, wo ein Toter „obbət Schoof“ (aufgebahrt) liegt. Sowie jemand kommt, ihn zu sehen, betet er ein Vaterunser für seine Seelenruhe und besprengt ihn zuletzt mit Weihwasser. In Limburg, z. B. in Venlo und Roermond, bringen die Kinder ebenfalls die „palm-bessems“ (Palmbesen) zur Kirche. Dort huldigen noch hin und wieder die Bauernburschen der Sitte, an Hut oder Mütze ein geweihtes Palmzweiglein zu stecken. Am Palmsonntage 1793 zogen die österreichischen Soldaten durch Valkenburg mit Palmzweigen am Tschako. (Welters „Feesten, Zeden“ S. 38). Aus geweihten Palmbüscheln des Vorjahres

wird die Asche gebrannt, aus der am Aschermittwoch der Priester das Aschenkreuz macht.

Die Karwoche heisst „im Selfkant“ (westlicher Vorsprung des Kreises Heinsberg in die holländische Provinz Limburg) „de goə Wäk, de Kaarwäk, de stell Wäk“ (gute, Kar-, stille Woche); in Limburg auch wohl Judas-, Pilatus-, hooge-, pijnweek. Die Bauern behaupten, dann herrsche gewöhnlich schlechtes Wetter. Den Namen „stille Woche“ soll sie von Kaiser Konstantin haben, der den Bauern jede Arbeit während derselben verbot. Am stillsten sind die letzten drei Tage. Zwar sind sie keine Feiertage, aber ernst und still geht der Bauer seiner Arbeit nach und vermeidet Lärm und Geräusch; ein Friedhof mit stummen Besuchern scheint der Selfkant, vornehmlich am Karfreitage, „op goə Vrideg“. Wohl jeder besucht, wenn möglich, mehrmals die Kirche. Kein Orgelton, kein Glockenklang erschallt, jeder fröhliche Ton ist jäh abgerissen; nur die Rasseln schnarren. Die Glocken sind nach Rom zum Papst, hört die Jugend von den Eltern; und mancher Blick wird zu den engen Schallöchern emporgesandt, deren schräge Schallplatten indes jeden Einblick verwehren. „Wat dont die e Ruəm (Rom)?“ „Bäe (beten). Sall ech dech enz Ruəm kiekə lötə?“ „Joə!“ Und an Kopf und Ohren hob uns der Vater hoch, dass uns Hören und Sehen verging. „Hästə Ruəm gesienə?“ „Näə.“ „Worömm häs tä och de Ooghe tugemackt?“ Ob uns damit gezeigt werden sollte, wie weit der Weg sei, wie hoch man steigen müsse, wie mühsam und beschwerlich also die Fahrt sei; ich glaube es. Aber nur einmal lief man so an. „Winniə kommə de Klökkə trück?“ „Om Pösche“ (Ostern). Die Leute werden mit „Kleppe“ und „Rauspele“ zur Kirche gerufen; von jeher war dies Sache der Jugend, vor allem der Messdiener. Das Lärmen der Rasseln, Schnarren und Klappern ersetzt den Dorfbewohnern Morgen-, Mittag- und Abendglocke. In Cörrenzig (Rur) erscheint pünktlich eine Knabenschar, die sich frühzeitig an der Kirche versammelt hat, geführt von den ältern Jahrgängen, und ruft singend mit eigenartigem steigenden Interwall in unaufhörlicher Wiederholung: „Morghensklóck, Medáach, Ovendsklóck“, eine halbe Stunde vor dem Gottes-

dienst: „Eschtə Moəl“ (Zeit des ersten Läutens, wenn es Zeit ist), „Zesáamə“ (d. h. Zusammenläuten mehrerer Glocken als Zeichen des Gottesdienstanfanges). In ehernem Gleichschritt und Gleichklang trabt die sonst so muntere Knabenschar ernst und gemessen durch alle Strassen, von einem Ende zum andern. Bemitleidet und missachtet ist der Knabe, der keine Rassel sein eigen nennen kann. Wer sich kein solches immerhin kostspieliges Lärmgerät leisten konnte, begnügte sich mit einer Klapper. Das erstrebte Ideal blieb freilich eine schnarrende Holzrassel, deren Handgriff in einem Kammrädchen endigte, worüber eine starke Holzfeder, befestigt an einem handlangen Holzstück, beim Schwingen schnarrend hinfuhr. In Weert und Thorn (Maas) ass man am „witten donderdag“ (Gründonnerstag) mittags die „discipelen-“ oder „apostelensoep“ (Suppe), in die „twaalfderlei“ (zwölferlei) Kraut kam. Wer zuerst den Löffel in die Schüssel steckte, hiess der Judas (Welters, S. 38). Die limburgischen Bauern glauben, es gebe gute Frucht, wenn sie am „goeden vrijdag“ geweihtes Wasser an die Obstbäume giessen; wenn es an diesem Tage regnet, steht ein gutes Jahr in Aussicht.

Am Karsamstag, „goə Sodeschdeg“ (guter Satertag), kommen die Glocken von Rom wieder und bringen die „Pöscheier“ mit. Die Kinder werden hinausgeschickt, um nach ihnen auszuschauen und mit aufgehaltener Mütze oder Schürze etwa unterwegs herabfallende Eier aufzufangen. Aber von Glocken und Eiern zu ihrem Leidwesen keine Spur. In Limburg werden Eier hinter Sträuchern, im Gras, unter dem Zaun verborgen und nach langem Suchen endlich glücklich gefunden und jubelnd vorgezeigt. Vom Osterhasen kennt unsere Jugend nichts.

In meiner Heimat werden die Eier am „Pöschsondeg“ (Sonntag) gefärbt; nach „autvränksche Maneer“ (altfränkischer Sitte) nahm die Mutter die schon lange sorgsam aufbewahrten Zwiebelschalen, die die Eier so hübsch gelbrot färbten; sie verschmähte die bunten, fremden Farben. Andächtig sahen wir zu. Mitunter machten wir uns das Vergnügen, mit Rüböl ein Wort oder Sprüchlein drauf zu schreiben, das beim Sieden mit der Zwiebelschale zu hübschen gelben Linien

verschwamm. Im Limburgischen verziert man die Eier wohl mit einem Christuskindchen oder Lamm Gottes; der Brauch bezieht sich auf das in alter Zeit bestehende Verbot des Genusses von Eiern während der 40tägigen Fasten. Früher wurde alle Welt mit Ostereiern beschenkt, heute holen Pfarrer, Küster und Messdiener noch ihre Ostereier ab, je drei; wir trugen sie in unserer Jugend auch dem Lehrer; vielerorts haben heute noch die Mühlknechte dieses Recht; es wurde und wird von allen bereits zu Anfang der Karwoche ausgeübt, zumeist am Montag. Die Messdiener, an andern Orten auch die übrigen Knaben, beanspruchen die Eierspende für das von ihnen gegebene Schnarrenzeichen an Stelle von Glockengeläute vor dem Gottesdienste. Der gewöhnliche Satz betrug drei Eier, in Ermangelung solcher Geld. Der Erlös wurde später an herkömmlich bestimmtem Orte nach ebenso althergebrachter Abstufung verteilt. Osterfeuer gibt es nicht mehr an der Grenze, wohl werden noch „de Vauste utgebrannt" (die Fasten ausgebrannt), nämlich durch das aus dem Stein geschlagene Feuer an der Kirchtür durch den Priester. Die Bedeutung liegt darin, dass jetzt gleichsam die Dornenkrone, also Kummer und Leid, verbrannt, dass Entbehrung und Entsagung jetzt ein Ende haben.

Die Jugend holt bei den Verwandten ihre Pöscheier, besonders bei den Paten. Es wird damit gekippt und getippt, wer das stärkste habe. In meiner Jugend kippten Burschen und Knaben noch draussen auf dem Kirchplatze um Gewinn. Wem ein Loch in die Schale geschlagen wurde, der verlor sein Ei. „Jəsch opper Kopp, dann oppə Vott." Wem beide durchschlagen waren, der verlor sein Ei an den andern; sonst war man quitt. Mitunter genügte ein Loch. Wir liessen mehr Spielraum, wir „roddelten" auch noch, d. h. prüften die Stärke der Seiten. In Sittard riefen die Knaben dabei: „Een Ei, det es geen Ei, et twedde, det es een hauv Ei, et dridde, det es e gaunz Ei, en het verde, det es e Pöschei." (Ein Ei, das ist kein Ei; das zweite, das ist ein halb Ei; das dritte, das ist ein ganzes Ei; das vierte, das ist ein Paaschei.) So auch in Venlo; es hiess auch wohl kürzer in Limburg: „Een ei is geen ei, het tweede ei det is een ei, en het derde ei is het ware paaschei."

Allenthalben setzt man dem Besuch Ostereier vor. Selbst in den Wirtshäusern „herbergə“ werden den Gästen Ostereier nebst Brot und Salz vorgesetzt. In Buggenum (Limburg) bestand noch in den achtziger Jahren der Brauch, dass die Wirte von der Zeit nach der Vesper bis Abend eine Tafel für alle Gäste gedeckt hatten; darauf prangte ein zubereiteter Schweinekopf nebst Brot und Eiern. Am Abend wird der Tisch abgeräumt und den später kommenden Gästen „een Koppel Eier“ (2 Eier) angeboten.

Die letzten Ostereier werden „om Brookə-Pŏschə“ (weisser Sonntag) gekocht und verzehrt, aber ungefärbt, weiss, der Bedeutung des Tages gemäss.

Um Ostern beginnt auch ein beliebtes Spiel der halbwüchsigen Knaben: „krütz-vlaakə“ (Kreuz = Vorderseite der Münze, vlaak = Rückseite), in Limburg „schreumke“ oder „schreefje“ genannt. Sie werfen Ein- oder Zweipfennigstücke (Zentĕ) nach einem Striche. Wer am nächsten liegt, fängt an. Der betreffende Knabe nimmt alle Münzen, schüttelt sie in der hohlen Hand durcheinander und wirft sie in die Höhe. Die Kreuz zeigen, sind sein. Die übrigen wirft der zweitnächste usf. Oft rät der Werfende, was er gewinnen will, „krütz“ oder „vlaak“. Ein Spiel, für das wir all unsere sauern Pfennige opferten.

---

# Eifeler Sprichwörter und Redensarten.

Von **Heinrich v. d. Ihren,** Duisburg.

---

Die hochdeutschen Wörter und die Endungen en, em, er und el behielten ihre Schreibart.

| | | |
|---|---|---|
| Längen | = aa, oo, ee, ää, ie. | Bsp. Woasser (Wasser) |
| Halblängen (abgestossen) | = ah, oh, eh, ih. | „ geliehrt (gelehrt) |
| Kürzen | = ll, nn, mm, rr. | „ geschlaff (geschliffen) |
| Überkürzen (unbetont) | = ə = e | „ annərə (andere) |
| Ausklingende n, m, l | = n-n, m-m, l-l wie in konnte, Ampel | |
| Offenes e = ä | = ę | Bsp. hęn (er) |
| Offenes o = oa | = ǫ | „ mǫtt (mit) |
| $e^{i}$ | = e-i | „ Bre-i (Brei) |
| $o^{u}$ | = o-u | „ Ho-us (Haus) |
| $o^{uw}$ | = ouh | „ wouh (wo) |

## I. Aus Ihren, Kreis Prüm.

1. Et ǫss besser, alles jęęss ǫss wih alles jesǫǫt.
2. Watt mər dən Dręck mijh rihrt, watt hęh mijh stenkt.
3. Dęh jelǫfft wellt sen-n, dęh muhss səch aan ə Stęrəwə[1]) jęn-n.
4. Wouh kee Riggder[2]) ǫss, dǫ ǫss och keen Diggder[3]).
5. Mər dǫrəf net hopsa sǫhn, bǫss mər ihwer d'Baach ǫss.
6. Mər soll səch net ouszihgen, bōss mər schlǫhfe jeht.
7. Dən Erspahrer ǫss ihwer dən Erwen-ner.
8. Węn-n seng Schuhn net schmärrt, schmärrt dəm Lędderman-n[4]) də Jęldbeggdel[5]).
9. Besser jele-iert ǫss wih jefe-iert.
10. Besser Mecke jefangen, ǫss wih mihssig jangen.
11. Besser jeblǫhsen, ǫss wih də Mon-nd verbrannt.
12. Węn-n zum Strǫck jebǫǫren ǫss, dęn-n erse-ift net.
13. Węn-n ennər dər Bank soll le-ijen, də ke-nt net drob.
14. Węn-n zum Kiddel jebǫǫren ǫss, ke-nt net zum Rǫck, on-n wǫn-n hęn-n d'Stofft be-im Schneggder[6]) hat.
15. Ohwen hui, ennə fui.
16. Vill Jeschrei on-n winnig Woll.
17. Besser, ə Steck Bruggt[7]) ǫn-n dər Teisch, ǫss wih ən Fędder ob dəm Huht.
18. Besser, schlecht jefahren, ǫss wih jrouhssartig jangen.
19. Dęn-n d'Jleck hat, fährt d'Brout ǫn-n d'Kirəch.
20. Ehnem kalwen d'Oossen[8]), dəm annəren d'Kih nǫch net.
21. Schwarz jebǫǫren, ǫss all Weische verlǫǫren.
22. Də Wolləf verlihrt seng Hǫhr, ähwer net seng Nuppen[9]).
23. Firr d'Jęld krecht mər dən Zocker ǫn-n d'Tut jedǫǫn.
24. Jihder ehne seggt[10]) aa senge Birrə, wǫn-n dęn-n annərə Leggden hirr re-if sen-n.
25. Klehn on-n wacker bocht ə juhden Acker.
26. Węn-n səch net satt fresst, lęckt səch och net satt.
27. Ehne jrouhssen Hęhr be-isst dęn-n annəren net.
28. Hęhrekääch[11]) on-n Millerschwen-ng soll mər lǫhssən, wouh sə sen-n.
29. Klehn Kǫnner on deck Le-ihs[12]) maachen dən Narre we-ihs.
30. d'Jon-ngtomm[13]) ǫss jęckig. [weise = klug.
31. Schuhsterfrähcher[14]) on-n Schmidspęhrdcher muhssə loggter[15]) bahrbəs[16]) jǫhn.

32. Mər hat də Stank firr dən Dank.
33. Et ǫss besser zweemǫhl verbrannt, ǫss wih ehnkihr[17]) erkahlt.
34. d'Lihf[18]), dih ǫss jrouhss, sə fällt əsouh juht ob ən Kihflapp[19]), wih ob ən Rouhs[20]).
35. E Kalləf, dat juht se-ift, brocht net vill zu frę̨ssen.
36. Et ǫss kee Schaad ə souh jrouhss, ət ǫss ə klehnen Notzen dərbe-it.
37. O-us əm Bo-uer ǫss jęnger[21]) ən Hęhr jemaat, ǫss wih o-us əm Hęhr ə Bouer.
38. Dǫrəfjongen on-n fręmm Honn lijhsst mər jǫhn.
39. En juht Kremm[22]) jeht net emm.
40. Jəlechə Vih beleckt səch, sǫht dən De-iwel zum Kǫllə-briher. (Köhler.)
41. Kǫnnerwęrək jett Kǫnnerjaaren.
42. Węh sęlwer ne-isst hat, jett sęhle satt.
43. Vill Hänn maachen jęng ən Enn.
44. Die louhs[24]) Fihss[25]) jęn-n och jefangen.
45. Fescher on-n Jähger sen-n anner Leggs[26]) Specherfähger.
46. Besser, duggt[27]) gebǫss ǫss wih duggt geleckt.
47. Virr dəm De-iwel kaa mər səch hihden[28]), ähwer net virr bijhse[29]) Leggden.
48. Węn-n uhsem Herrjǫtt ən ahrəmə Man-n schellig ǫss, muhss himm ən och jęn-n.
49. Wǫn-n ən ihrligə[30]) Męnsch ihwer ən Breck jeht, kaan den De-iwel nǫch drenner setzen.
50. Də Beddler hat jrahd əsouh juht 365 Dǫhg zu verzęrren, wih də Rechə.
51. Ihrlich währt am langsten, węll et aam winnigstən je-brocht jett.
52. En Ehsel doocht ne-isst zum Patrouillen jǫhn.
53. Mər jeht besser be-i də Bäcker, ǫss wih be-i dən Dokter.

---

[1]) Sterben. [2]) Räter, Berater. [3]) Töter, Mörder. [4]) Lederhändler [5]) Geldbeutel. [6]) Schneider. [7]) Brot. [8]) Ochsen — Kühe. [9]) Naupen. [10]) sieht. [11]) Pastorsköchinnen. [12]) Läuse. [13]) Jugend. [14]) Schusterfrauen und Schmiedepferde. [15]) lauter = immer. [16]) barfuss. [17]) einmal. [18]) Die Liebe. [19]) Kuhfladen. [20]) Rose. [21]) schneller. [22]) Krümmung. [23]) Kinder-werg — Kindergarn. [24]) klugen. [25]) Füchse. [26]) anderer Leute Speicher-feger. [27]) tot. [28]) hüten. [29]) bösen. [30]) ehrlicher.

## II. Aus Weinsheim, Kreis Prüm.

1. Vill Menn[1]) seh jeschwenn[2]) ähwel dər De-iwel holl dih vill Zänn.
2. Ehne reift də Stehn, dən annərə wirrəft sə.
3. Mər muhss eent sǫhn on daat annərt och.
4. All Legg[3]) seh juht, wah mər ne-isst matt hən zu duhn hat.
5. Amm Bännel[4]) vamm Saak muhss mər sparren, amm Keggel[5]) ahss et zu späht.
6. Waat matt dər Vijhelinn (Vijouhl) gewonnə jett, jeht matt dər Fleet verlorren.
7. Eh Wandbeggel[6]) ass nach lang kee Jęldbeggel.
8. Wǫ Jęld ass, ass der De-iwel, wǫ keent ass, ass hən zweemohl.
9. Dər De-iwel sche-isst ob kehne klehnen Hoof, węll kehn Plaaz drob ass.
10. Węęn ət Jęnn[7]) muhss ǫhfwǫhrden, ass en arrəmə Maan.
11. Wann də Mo-us dəs Męll saat ass, dah schmęcht ət batter.
12. Wann də Schwen-ng reht jefręęss hann, stouhssen sə də Kemp[8]) emm.
13. Nǫh allem Fallə lihren də Kanner jǫhn.
14. Mər muhss kehn ahl Vijhel matt Kǫhf[9]) wellə fänken.
15. Də Legg bejęhnen səch, də Bęrəg ble-iwe leijen.
16. Et ass besser ən haalef E-i, ass wih ən leddig Schall.
17. Jədellig[10]) Schǫhf jǫh vill ann ə Staal, onjedellig nach mijh; die klammen alt ob əneen.
18. Et Waasser verdirrəft də beste Kaffee.
19. De Kaich[11]) jęh vamm Lecke saat.
20. Daat ass ən schlecht Mo-us, diə nemmen ee Lauch hat.
21. Dęh kehn Jedaanken hat, muhss Been hann.
22. Də Kaazen lihren ət Mo-uhsen net, bass sə Jong hann.
23. Węh kehn Hon-nd kann hahlen, dęh soll ə Meppchen hahlen.
24. Mər muhss duhn, wih diə annərə, dah jeht ət ehnem och, wih den annəren.
25. Juht jeklǫopt[12]) ass haaləf jeschlaff (bei der Sense).

26. Dęh schrappt[13]) ət matt ehner Haand hərbe-i, on matt dər annərer wirrəft hən et əwęęg.
27. Klehn onn deck, zu allem Jescheck, jrouhss onn schlaank, jǫǫr ke Staand.
28. Węęn dən Nammə „Wolləf" hat, behählt hən, on wann hən och alt ə Schohf ann də Staal bräächt.
29. Em Besoffənə soll ən Wǫhn Hei[14]) o-us də Fihsse jǫhn.
30. Hęęt mər zweemǫhl zu bauen onn zweemǫhl zu stęrəwə, mər mihch ət jihdeskihr annəsch.
31. Warrəmen Daamp ass besser ass wih kahlen Nęhwel[15]).
32. Dęęn esouh aalt jett wih ən Kuhh, lihrt all Daag zu.
33. En Strepp ob ər Hedləschbrǫhch[16]) ass jerahd esouh juht, wih ən Grihf[17]) ob ər Jromper[18]).
34. Rouht[19]) Hǫhr on Irdəllenholz[20]), die wǫǫssen ob kehnem juhde Boddem.
35. Dęh juht schmiert, dęh juht fiert.
36. Dęck[21]) setzt ən juht Beih[22]) ann ər klehner He-ip[23]).
37. Ob də Kanner kah mər səch net verlǫhssen, ən jong Kaaz brängt keess[24]) ər ahler jętt.
38. En Schlęck[25]) ken-nt əsouh schetzig[26]) zum Jǫhr, ass wih ən Hahsen.
39. Ob Frauleggskränkten[27]) on Honnslämmden[28]) stellt mər net vill.
40. Krijhen[29]) Huhhner on fletə[30]) Mädcher on daanze Paafen, dih soll mer ǫhfschaafen.
41. Et ass besser be-im Klähger[31]) ass wih be-im Jebähger[32]).
42. Węh net fällt, brocht och net obzustǫhn.
43. Węh jett, waat hən hat onn deet, waat hə kann, ass wert, daat hə lęfft
44. Wǫh ne-isst ass, dǫh brennt de Spahss[32]).
45. E leddig[34]) Schaaf[35]) bręngt Onvertraag[36]).
46. Węęhn nett wellt ho-uhse[37]) matt sengen[38]), muhss ho-uhsen matt anner Leggs Schwengen[39]).
47. Waat dən ehnen net maag, ass dem annəren ən juht Saach.
48. Mannichmǫhl jett Lomp[40]) firr Lack[41]) Birəgen[42]).
49. Bestadden on stęrəwen brängt vill Wihrwahr an ət Ho-us.
50. Węęn am letzten dǫ ass, krecht ət Jrompərəslaand all.

51. En jonge Maan on ən ahl Mǫhd jett ən rehchə Stǫht[43]).
52. Es ass nǫher Ho-ut wih Hemm[44]).
53. En bəsoffənə Mon-nd sprecht də Jron-nd[45]).

---

[1]) Mund im Plural. [2]) geschwinde. [3]) Leute. [4]) Bändel, Band, oben. [5]) unterer Teil des Sackes. [6]) Windbeutel. [7]) geben. [8]) Tröge. [9]) Kaff, Spreu. [10]) geduldig. [11]) Köchinnen. [12]) geklopft, gedengelt. [13]) schrapt, scharrt. [14]) Heu. [15]) Nebel. [16]) Heidekornbrache. [17]) Fettstückchen, die Griebe. [18]) Kartoffel. [19]) rotes. [20]) Erlenholz. [21]) Oft. [22]) Bienenschwarm, Volk. [23]) Bienenkorb. [24]) keinmal, niemals. [25]) Schnecke. [26]) schnell. [27]) Frauenkrankheiten. [28]) Hunde-Lähmungen. [29]) krähende. [30]) flötentende. [31]) Klager, der sich beklagt. [32]) Prahlhans. [33]) Spiess, das Ende, das Letzte. [34]) leerer. [35]) Schrank. [36]) Streit, Zwietracht. [37]) hausen. [38]) seinen. [39]) Schweinen. [40]) Lump. [41]) Lack = Lump. [42]) Bürge (ein Lump für den anderen Bürge). [43]) Staat. [44]) Hemd. [45]) Grund.

## III. Vergleichende Nebeneinanderstellung von Sprichwörtern aus Ihren und Weinsheim.

Dęn ahrəmə Man-n leggt[1]) ihwerall ennen, be-im Jrompərəsętze ke-nt hęn-n ǫhwen ərlahst[2]).

Dęn arrəmə Maan le-it ihweraal ennen, be-im Jrompərəsääze ke-nt hən ohwən dər langst.

Dęh veraat[3]) wellt sen-n, muhss səch bestaaden[4]).

Dęę verǫǫcht wellt səh, muhss səch bestadden.

Wǫh mər vaam Wolləf schwätzt, setzt hən hǫnner dər Heck.

Wah mər vamm Wolləf schwäätzt, setzt hęęn hanner dər Hęęk.

Liet jelaaden on-n schetzig[5]) jefahren fährt də Besch fǫrt.

Liecht jeladden on-n schetzig jefarrə fiert də Besch fort.

E Bo-uer, dęn-n ob d'Jaad[6]) jeht, schihsst səch d'Fett vaan dər Zopp əwęęg.

En Bo-uer, dęęn ob də Jǫǫcht jeht, schihsst səch ət Fęęt vann der Zopp əwęęg.

Węh weggt[7]) jeht, muhss weggt hǫnnęsch[8]) kun-n.

Węęh we-it jeht, muhss we-it hannesch kunn.

Mər kaan dən Ehsel aan də Burren dre-iwen, ähwer[9]) net duun drǫnken.

Mər kann dən Ehsel ann də Borren dre-iwen, ähwel net duhn dranken.

d'Kǫnner on d'Jęcken sǫhn d'Wǫhricht[10]).

Də Kanner o-n də Jęęken sǫhn də Wǫhrheet.

Hätten on-n Hatten, datt wǫhren zwing[11]) ahrəmer Männ.
Hääten on Haaten, daat wǫhren zwijhn arrəmer Männer.

E juhde Mijher[12]) hat seng Sęhssen[13]) loggter[14]) scharrəf.
En juhde Mähder hat seng Sęhnssel lo-uhter scharrəf.

[1]) liegt. [2]) vorbei, entlang. [3]) verachtet. [4]) heiraten. [5]) schnell. [6]) Jagd. [7]) weit. [8]) zurück. [9]) aber. [10]) Wahrheit. [11]) zwei. [12]) Mäher. [13]) Sense. [14]) lauter = immer.

## IV. 53 Redensarten.

Der Fleissige „jeht mǫtt dən Huhhnərə schlǫhfen on-n steht mǫtt də Vijhelen[1]) ob", „ijh uhser[2]) Herrjǫtt d'Schuhhn aan hat" „on-n ernährt səch ob əm plackige[3]) Stehn".

Der Faule arbeitet „wih ən aajebonnənen Ooss[4])" on-n „erhengərt be-i ər Hǫtt[5]) voll Bruggt;" „hęh ken-nt ǫhgends[6]) net schlǫhfen on-n mǫrges net ob, ǫss fo-ul on-n jelott[7])" on-n „ken-nt ob kehne jrihne Zweeg." „Də Judd[8]) hat həm ob d'Box[9]) gesputzt[10])" on-n „ob dəm Jacken seh Sonnəflęcken."

Der Tölpel „sprengt wih ə Ble-ivouhel[11]);" „də Jacke steht həm wih der So-u[12]) ə Saddel[13])" on-n „passt həm wih ən Fo-ust[14]) ob ən O-uh[15]);" „hęh behählt də Kallərwerstrǫck[16]) se-i Lęhwə lank" on-n „verlihrt d'Kallərwerzänn och net."

Der Dumme „kaan hickstens[17]) nǫch ən Insektəpollərwer erfǫnnen;" „versteht əsouhvill vaam Lijhərə[18]) wih əh Wolləf vaam Heifręęssen;" „ən ǫss əsouh domm, dat hə billt[19]). „Ob der Strǫhss[20]) jǫhn d'Huhhner aan həh pecken" on-n „d'Schohf aan həh be-issen;" „həh weess ne-isst vaan Te-iten[21]) on-n Blǫhsen." Ob man ihn belehrt oder nicht „oss eenduun[22]), jrahd, oss wie wǫh mər ǫn-n ehn Hand sputzt on-n klatscht et ǫn-n dih annər."

Der Kluge „hijhert[23]) d'Kriebs[24]) ǫn-n dər Baach niehsten[25])" on-n „weess, wouh d'Kromm[26]) hǫnner dər Heck le-it" on-n „Barthel d'Mostert[27]) helt;" hən „hat emmer ən Deckel firr ob d'Deppchen" on-n „jett loggter se-i Neckelchen[28])." „Hęnn hat mijh Leggd jesien[29]) ǫss wih Kirəchtier[30])."

Der Kranke „hijhert də Kuckuck net mih sǫngen“ on-n „seggt d'Burəg[31]) net mih brihen[32]);“ „emməsoss[33]) ǫss dən Duggd[34]) on-n dęh kǫǫst[35]) hęn-n d'Lęhwen[36]).“ „Hęn-n hat də Lęffel nidder jelaat.“ Hat „d'Schwijhermuhder d'Huhfe-isen[37]) verlǫǫren“ „on-n d'Seel[38]) jǫh jelǫhssen:“ dah „kre-ischt dən Ehdem[39]) odder d'Schno-uer[40]) mǫtt ehnem O-uh[41]) on-n laacht mǫtt dəm annəren“ on-n „ənzennt[42]) səch wih ən Ehsel, dəmm də Sack əntfällt.“ d'Schwijhermuhder hat sie „ob dər Muck[43]) jehatt on-n kruch[44]) sə net mih ǫn-n də Juck[45])“.

Der Hinterlistige „schmärrt ehnem Hunnig emm də Mon-nd on-n Dręck drǫn-n;“ „hən-n ǫss net Schäfchə, wih həh Woll dreet“ „on-n verjonnt[46]) ehnem alles vaam Huhhn, ähwer nemme keen E-i.“ „Węh be-i himm ə juhde Rǫht[47]) sihcht[48]), jeht en Brǫhtwuscht[49]) ǫn-n ən Honnsko-ull[50]) sihchen, on-n węn-n həm jętt Wichtiges verzällt, jeht be-i dən De-iwel bechten[51]).

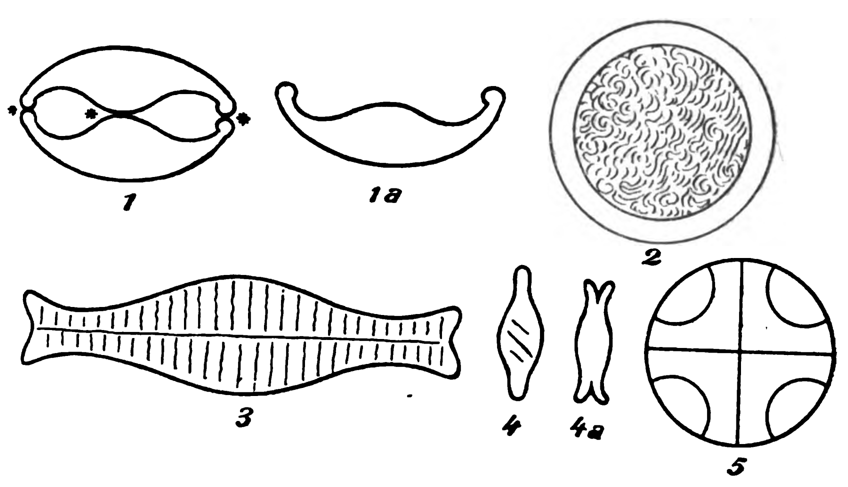
Der Kleine „ǫss net jihden Daag jewaass;“ „həh wuhss wih ən Noss ǫm-m Schreng[52]);“ „jett hən alt, dah wäässt hęh wih ə Kihschwanz[53]), dat oss honnen erahwen[54]).“ „Mǫtt Jewalt konnt hęh friher ən Jeess[55]) hǫnnen eremm[56]) setzen“ on-n „ən Vijhelinn aan əm Eeche-bohm[57]) zərschlǫhn,“ ähwer net seng Frau an d'Stel-l-hahle[58]) kre-ijen, wǫn-n hęn he-i on zədǫh[59]) besoffen heem kuhm. „Seng Lęhwer[60]) huhng[61]) aan dər Sonnseggt[62]) on-n wǫhr dahfirr[63]) loggter drechen[64]) on-n senge klehne Boch hat jrouhss Ecken;“ wǫhren „d'O-uhen nuh jrousser wih də Boch“, dan-n dronk hən dəs blǫhgen[65]) Zwieren[66]) zu vill on-n kruhch[67]) ehnen drihwer. Wǫhr hən ə nietern[68]). „dah muhch[69]) hən ə Gesiet[70]), wih ehnen, dęh firr ahl Schold[71]) aagehǫl-lt wǫhr“ oder „se-i Schätzche ver-lǫǫren hat.“

---

[1]) Vögeln. [2]) unser. [3]) kahlen Stein. [4]) Ochse. [5]) Kiepe. [6]) abends. [7]) ein Feinschmecker. [8]) Jude. [9]) Hose. [10]) gespuckt (d. h. ein Loch in der Hose). [11]) Bleivogel. [12]) Sau. [13]) Sattel. [14]) Faust. [15]) Auge. [16]) Kälberstrick. [17]) höchstens. [18]) Lernen. [19]) bellt. [20]) Strasse. [21]) Tuten. [22]) einerlei. [23]) hört. [24]) Krebs. [25]) niesen. [26]) längliches Beil. [27]) Senf. [28]) Nickelchen = 5 ℛ︎. [29]) gesehen. [30]) Kirchtürme.

[31]) Burgfeuer i. d. Eifel. [32]) brennen. [33]) umsonst. [34]) Tod. [35]) kostet. [36]) Leben. [37]) Hufeisen. [38]) Seil. [39]) Eidam. [40]) Schwiegertochter. [41]) Auge. [42]) betrübt sich. [43]) auf dem Strich, mag nicht leiden. [44]) kriegt, bekam. [45]) Hühnerstall, ins Gehege, Vertrauen. [46]) vergönnt. [47]) Rat. [48]) sucht. [49]) Bratwurst. [50]) Hundestall. [51]) beichten. [52]) Schrein, Lade, Schrank. [53]) Kuhschwanz. [54]) hinten herunter. [55]) Geiss, Ziege. [56]) hinten(her)um. [57]) Eichbaum. [58]) Stillschweigen. [59]) hie und da, he-i on zedoh. [60]) Leber. [61]) hing. [62]) Sonnseite. [63]) dafür, deshalb. [64]) trocken. [65]) blauen. [66]) Zwirn (Schnaps). [67]) kriegt, erhielt, bekam. [68]) nüchtern. [69]) machte. [70]) Gesicht. [71]) alte Schuld.

---




# Mittelrheinische Gebildbrote.

Von **Theodor Ehrlich,** Sayn bei Bendorf.

Nr. 1 ist ein Gebildbrot, welches in Adenau (Hocheifel) hergestellt wird. Es wird das ganze Jahr hindurch gebacken und führt den Namen Boobeschenkel (Bubenschenkel). Dieses Gebäck besteht aus zwei symmetrischen Teilen, die an den mit * angedeuteten Stellen lose zusammengebacken sind und vor dem Verspeisen an diesen Stellen auseinandergebrochen werden. 1a stellt einen halben Boobeschenkel dar.

Nr. 2 ist ein kuchenartiges Backwerk aus der Mitteleifel und wird Fladden (Flāden) genannt. Der Fladden ist kreisrund und hat einen erhöhten Rand. Die Oberfläche dieses Gebäcks wird mit einem Birnobstbrei versehen, der auf folgende

Weise hergestellt wird: Im Ofen getrocknete Birnen werden aufgekocht und dann durch die Seihe geschlagen. Der so gewonnene, kaffeebraune Brei wird mit Zucker und Zimmet vermischt und auf den Fladden aufgetragen, nur der erhöhte Rand bleibt frei. Dieses Kuchengebäck wird an Festtagen hergestellt; auch den Dreschern wird vielfach damit aufgewartet.

Nr. 3 stellt ein Gebildbrot dar, welches als Neujahrsweck fast am ganzen Mittelrhein bekannt ist. Die Grösse ist verschieden; meist kostet solch ein Weck 50 Pfg. Besonders in Landorten besteht die festeingewurzelte Sitte, solche Neujahrswecke zu Neujahr dem Patenkinde als Geschenk darzubringen. Als eine gröbliche Verletzung der Patenpflichten wird die Nichtverabfolgung des Neujahrsweckes betrachtet. Neben dem Namen Neujahrsweck führt dieses Gebildbrot im Kreise Adenau auch die Benennung „Gensdarm". In Sayn bei Koblenz ist dieses Backwerk unter dem Namen Eierweck bekannt. Dieser Eierweck wird in Sayn nicht nur zu Neujahr, sondern auch an Namenstagen zu Geschenkzwecken gebraucht. Der Neujahrsweck weicht immer mehr dem Kranze, besonders ist dies in grösseren Orten der Fall.

Nr. 4 und 4a sind Spitzwecke; sie werden das ganze Jahr hindurch in vielen Ortschaften am Mittelrhein gebacken und kosten 5 Pfg. und 10 Pfg. Am Main tritt dasselbe Gebäck unter dem Namen Stutzweck auf.

Nr. 5 ist ein Neujahrsplatz aus Niederbreisig. Er ist halbkugelförmig und wurde wenigstens früher zu Neujahr in dem angegebenen Orte gebacken. Ein ganz ähnliches Gebildbrot aus feinerem Weissbrotteig wird in der Vordereifel als Festtagskuchen (Platz) auf den Tisch gebracht.

Auch in rheinischen Kasernen sind schon Backwaren von besonderer Form und Benennung zu finden. So bieten in Trier die Kantinenwirte stangenartige, mit Korinthen durchsetzte Gebäcke feil, welche der Soldatenwitz wohl der Gestalt wegen „Blendgänger" (Blindgänger sind unkrepierte Artilleriegeschosse) nennt. Dasselbe Gebäck wird in Koblenz von den Marsjüngern „Schängel" genannt. („Schängel" ist von Jean abgeleitet und in Koblenz der Name für die Eckensteher und Gelegenheitsarbeiter.)

Gebildbrote in Bendorf bei Koblenz sind ausser den schon erwähnten Neujahrswecken und Neujahrskränzen, folgende:

a. Hase (pl.; sgl. Has; dem. Häsje),*) Juffere (Jungfrauen; sgl. Juffer; dem. Jüfferche) und Ditze (Kinder; sgl. Ditz = Kind; dem. Ditzje = Kindchen), welche für Nikolaustag und Weihnachten gebacken werden.

b. Fastenbrezel im Preise von 5 Pfg., welche nur zur Fastenzeit hergestellt werden. Bevor die Fastenbrezel gebacken werden, kocht man sie in Aschen- oder Salzlauge. Dadurch werden die Fastenbrezel knusperig und erhalten eine glänzend braune Farbe. Häufig ist auf den Brezeln Kümmel und Salz eingebacken.

c. An Fastnacht gibt es Nauze (pl.; sgl. die Nauz), welche den Berliner Pfannenkuchen ähnlich sind und ausser vom Bäcker auch von den Hausfrauen selbst bereitet werden.

d. Hörnchen. Dieselben haben Hufeisenform und sind das ganze Jahr hindurch erhältlich.

In Höhr**) werden allsonntäglich von den Bäckern Gebildbrote zum Verkauf ausgeboten, welche Flechten genannt werden. Diese Flechten haben die Gestalt eines Zopfes, der in der Mitte breit ist und sich nach beiden Enden hin verjüngt.

---

## Peters-Kuchen.

Von Hofrat **Dr. M. Höfler**, Bad Tölz.

Der St. Peters-Stuhlfeier-Tag ausserhalb Rom, Festum cathedrae Petri — 1421 sinte Pieters dach in die Zelle (= sella, Stuhl); 1474 sant peters stůlung; 1574 sinte Pieters dach in Zulle (vermutlich angelehnt an sulle = Februar als Seelen-Monat; s. Weinholds, Monatsnamen 55) wurde besonders vom Volke am Niederrhein gefeiert.

Um die Bedeutung dieses dort volksüblichen Festtages zu würdigen, muss vorausgeschickt werden, dass in der Zeit

*) sgl. = Einzahl; pl. = Mehrzahl; dem. = Verkleinerungsform.

**) Höhr, der Provinz Hessen-Nassau angehörend, ist der Hauptort des Kannenbäckerlandes und liegt hart an der Grenze des Bezirkes Koblenz, ungefähr zwei Stunden von Bendorf und noch näher bei Vallendar.

vom 17. bis 21. Februar die alten Römer ein allgemeines Totenfest, die Parentalia, feierten, deren letzter Tag Feralia hiess (s. Döllinger, Heidentum und Judentum I. 541; Neue Jahrb. f. klass. Altertum VIII. 1905 S. 194). Dasselbe ging dem altrömischen wirtschaftlichen Neujahr unmittelbar voran. Die alten Römer speisten dann die beim Jahreswechsel einkehrenden Seelen der Ahnen (parentes) mit Broten und sonstigen Gerichten ab; dies bezeugen die Ovid'schen Fast. II. 565: „Nunc animae tenues et corpora functa sepulcris

Errant, nunc positu

pascitur umbra cibo“; dies ist ein bekannter Neujahrsbrauch (s. Zeitschrift für Österr. V.-K. 1903 S. 187). Die römische Kirche musste diesen volkstümlichen Feiertag unter dem Namen der Caristia mitfeiern, und so ward dieses Fest zum „Festum Petri epularum“, weil es an die Stelle der Totenschmause der Heiden eingesetzt wurde. Petri Stuhlfeier (ausserhalb Rom*) d. h. das Fest der Inthronisation des Apostels St. Peter (St. Peterstag in der sella) war die kirchliche Form der römischen Parentalia und Caristia. Schon 567 feierten die Christen im alten Gallien diesen St. Peterstag; sie kamen zur Messe und nahmen das Abendmahl, brachten aber dabei zugleich ihren Toten Speisen dar; von der Messe heimgekehrt, verzehrten sie die den Toten geweihten Speisen und begingen die alte Opfermahlzeit um des heilsamen Opfersegens (für die neue Aussaat?) teilhaftig zu werden (Jahn, Opfergeb. 116; Lippert, Christentum 268). Auch die alten Friesen des VIII. Jahrhunderts brachten an diesem altrömischen Neujahrstage dem Wêda (= Wode) auf einem heiligen Wodansberge ein feierliches Opfer dar, an dem der Seelenanführer Wodan selbst mitzehren sollte (Herrmann, Deutsche Mythol. 340).

Dieser Tag hat auch sonst noch verschiedene volkstümliche Benennungen: Im Niederdeutschen Peterstag, als man den plog utwerpet (Grotefend 68) (= Beginn der Pflug- oder Saatzeit); Peterstag ter couder messe (im Luxemburgischen); St. Peterstag am stul, Stultag, setelinge, St.

*) „Petri cathedra Romae, am 18. Januar tritt für das Mittelalter ganz in den Hintergrund“. (Grotefend.)

Peterstag in der fasten, vor vaschang, by vastavende, im Glenz, im Hornung, Peterstag als he gehoget, gekrönt, gekathedert, gestült ward, als he pawes wart, als hy uterwelt is to einem pavese (Papstwahltag), Peterstag binnen selle, der verhoginge (= Erhöhung usw.). Das Breslauer Monatsgedicht (XV. Jahrh.) sagt vom Märzmonate: „Yn dyssem monde der lencze uns entspringet an sinte Petirstag, wenn man dy messe synget“ (Weinhold, l. c 49). In Dänemark war am „pœjersdag“ der Dienstantritt der Ê-halten (Feilberg, Danske Bondeliv I. 317). Nach Meyer, Badisches Volksleben 75, war der Peterlistag der erste Tag des (früheren) Gemeindejahres; auch in Dortmund war an diesem Tage die Ratswahl für ein neues Gemeindejahr (Zeitschr. f. rhein. u. westf. V.-K. 1906 S. 51). In Schleswig wird an demselben schon das Abendbrot bei Tageslicht gegessen, aber das Abendwirken hört auf; der Tag selbst heisst dort Petri-thing (vom Frühlings-„Herrengeding), auch St. Peters Zech: in Westfalen: St. Peter in den ût-dagen, entsprechend dem süddeutschen Auswärts, d. h. den Tagen, in welchen die Aussenarbeit beginnt mit neugedingtem Dienstpersonal. Im Bergischen wechselte an diesem neuen Wirtschaftstage im Frühjahre das Gesinde seinen Dienst (Zeitschr. d. Berg. Gesch.-Ver. XI, 86); kurzum, man sieht, dass innerhalb der römischen Rheingrenzen vorwiegend ein neues Wirtschaftsjahr begann; auch die römische Kirche feiert nach dem Winterschlusse am 23. Februar den Frühlingsanfang, und der folgende Matthiastag (24. Februar) ist wie St. Sylvester vor dem Neujahrstag und St. Thomas vor Weihnachten (altes Neujahr) ein Lostag, wie auch der 22. Februar selbst (Wudtke § 96). Am St. Peterstag früh wurde in Westfalen 1668 durch Schlagen auf die Haustüren der sog. Schwellenvogel (Hausdämon in Gestalt einer Madenlarve, die sich zum fliegenden Falter, Lichtvogel, entpuppt), ein im Simmentale durch Niederlegen von Weihnachts-(= Neujahrs)Brot mit Raute und Salz an der Türschwelle verscheuchter Krankheitsdämon aus seinem Nistplatze im Türholze ausgetrieben (s. Bauernregeln von F. Oberleitner 1766 S. 145; Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch II. 167; Praetorius, Blocksberg 117; Zahler, Krankheiten im Volksglauben 44;

Lippert, Christentum 597); darum heisst auch (nach Grotefend 69) St. Peterstag Vogelgeniste (an dem die Frühlingsvögel zu nisten anfangen), „so allermenleiche ze wasser gat“ (wenn die eisfreie Schiffahrt wieder beginnt) (Grotefend 82, 69). 1348 findet sich (nach Friedreich, Symbolik 258) das Datum „St. Peterstag als man (Meer-)Rettig weiht“. Dieser Meerrettig (ahd. meri-ratih), der in Süddeutschland „Kreen“ genannt wird (mhd. Krene zu altfries. krene = Geruch; er sollte durch seinen scharfen beizenden Geruch vor allem Gifte sichern), ist eigentlich ein Oster- oder Frühjahrsgericht, das in Bayern noch zur kirchlichen Speiseweihe auf Ostern gebracht wird; er hat also einen alten einheimischen Volksbrauch hinter sich, der sich an die Frühjahrszeit knüpft.

Dem bisher Angeführten entsprechend kann es also nicht auffallen, dass am Rhein ein St. Peterskuchen oder St. Petri-Pfannkuchen als eine Art Neujahrskuchen noch volksüblich ist; ersterer ist ein (wie Z. d. V. f. rh. u. westf. V.-K. 1906 S. 51 angegeben ist) hartes Flachgebäck aus Mehl und Honig, kreisrund, 12—13 cm im Durchmesser, also ein Honigfladen, wie er auch beim germanischen Neujahrsfeste üblich war bezw. ist; er ist sicher durch das altrömische wirtschaftliche Neujahr auf diese Frühlingszeit festgelegt gewesen. Der Thüringische Kräppel, der auf St. Peterstag dort üblich ist, ist vermutlich ein in der Pfanne hergestelltes Schmalzgebäck (vielleicht ein Faschingskrapfen): im übrigen Deutschland hat dieser Tag keine besonderen Gebildbrote aufzuweisen; denn der Henneberg'sche Scheidewecken, den die ausscheidenden Dienstboten erhalten, ist vermutlich eigentlich nur ein zeitlich verlegtes Lichtmess- oder Neujahrsgebäck.

Über die am 17. und 19. Februar in der Schweiz üblichen Susanna- oder Theodulbrote, alte Toten- bezw. Armen-Spendebrote muss an anderer Stelle berichtet werden.

Das altfriesische Wêda-Fest dieses Frühjahrstages kann kaum anders als durch römischen Kultureinfluss in bezug auf die zeitliche Fixierung erklärt werden, der sich längs des schiffbaren Rheins fortgesetzt hatte; in dieser örtlichen Ausdehnung finden sich auch die Spuren des altrömischen Neujahres auf germanischem Boden am längsten erhalten.

# Kleinere Mitteilungen.

## Drei Erzählungen aus Volksmund.

Aus der Koblenzer Gegend mitgeteilt von **Georg Löcher**-Sayn.

I.

Es war vor vielen Jahren, als ein Mann nachts von Weissenthurm nach Bassenheim wanderte. Gern hätte er sich seine Pfeife angezündet. Da er aber nur ungeschnittenen Tabak bei sich führte, so musste er auf dieses Vergnügen verzichten. Sein Weg führte ihn durch die „Kettger Holl“, wo rechts und links in der Böschung viele Eichenstümpfe standen. „Aha“, denkt der einsame Wanderer, „hier kannst du ja deinen Rollentabak schneiden“, tritt an einen der Eichenstümpfe und zerschneidet auf demselben den Tabak. Eben wollte er seine Pfeife mit dem zerkleinerten Tabak füllen, als der Stumpf sich bewegte, grösser wurde, die Gestalt eines ihm bekannten Verstorbenen annahm und mit hohler Stimme sprach: „Sieh, wie du mir den Kopf zerschnitten hast; wärest du nicht ein so guter Freund von mir gewesen, so müsstest du auf dem Fleck sterben.“ Kaum waren diese Worte verklungen, so schrumpfte die unheimliche Gestalt wieder zum Stumpfe zusammen.

Schweisstriefend langte unser Wanderer zu Hause an. Er wagte es nicht mehr, in der Dunkelheit und allein an dem verzauberten Stumpfe vorbeizugehen.

II.

In der Nähe des Dorfes Heimbach liegt das mit einer Ringmauer umgebene Gut Rommersdorf, von welchem ein Weg nach dem eine halbe Stunde entfernten Gladbach führt. Ein anderer Weg, der von Heimbach nach dem Wölbersberg geht, kreuzt den vorigen in unmittelbarer Nähe des Gutes. An dem Kreuzungswege stehen zwei sehr alte Lindenbäume und ein Kastanienbaum.

Einstmals nun kam ein Mann in der Geisterstunde vom Wölbersberg her. Als er an den Kreuzweg kam, sprang ihm plötzlich ein grosser, kohlschwarzer Hund auf den Rücken, der trotz aller Versuche nicht abzuschütteln war, aber auch

keinen Laut von sich gab. Die unheimliche Last musste der erschreckte Wanderer tragen bis an Heimbach. Hier verschwand der Hund ebenso plötzlich, als er auch erschienen war.

Dieses Vorkommnis wiederholte sich jedesmal, wenn einer in der Geisterstunde die Kreuzung passierte.

III.

Es war an einem Sonntag Nachmittag des Monats März, als ein Heimbacher Bauersmann nach dem am Kirchhofe vorbeiführenden „Burggraben“ ging, um dort auf einem ihm gehörigen Acker nach dem Stande des Kornes zu sehen. Als er die Ackerfurche, in welcher seine Tritte lautlos verhallten, entlang schreitet, vernimmt er plötzlich ein eigentümliches Geräusch. Er schaut nach der Richtung, von welcher her dasselbe zu ihm dringt, und sieht hier eine hohe Gestalt, die sich ihm anfangs langsam, dann aber allmählich mit immer schnelleren Schritten nähert. Der Bauersmann, die Gestalt scharf beobachtend, traut kaum seinen Augen, denn in derselben erkennt er einen vor ungefähr einem halben Jahre verstorbenen Nachbar. Lautlos schreitet derselbe an ihm vorüber, bis er in der Nähe des Kirchhofes plötzlich verschwindet. Als der Bauersmann sich von seinem ersten Schrecken erholt hat, eilt er sofort zum Pastor, dem er das Erlebte mitteilt. Der Pastor sagt ihm, er solle nur ja nicht den Namen des Erschienenen nennen, wenn er vielleicht die Geschichte einem anderen erzähle.

---

## Der verlorene Sohn.

(Mündlich aus dem Rietberg'schen.)

Von **Wilhelm Oeke**, Kühlsen.

Es war ein Bauer gewesen, der hatte einen Jungen gehabt, und dieser bummelte so herum, und es wurde nichts von ihm. Und da kriegt er's in den Kopf und sagt zu seinem Vater, er möchte sich wohl bei den Soldaten annehmen lassen. „Du und Soldat,“ meinte der, ob er denn wohl dächte, hinter der Trommel könnten sie Nichtstuer gebrauchen. Aber bei dem Jungen mochte anders nichts helfen, und er wurde den Gedanken nicht los. Eines Tages musst' er mit

alten Stiefeln zum Schuster, da bedacht' er sich nicht länger mehr, liess das Leder in einer Ecke stehn, schnitt sich einen tüchtigen Hagenstock und ging durch das Feld von dannen.

„Siehst du wohl," sagte der Vater, als er's hörte, „das hab' ich mir gleich gedacht; nun soll's mich auch nicht wundern, wenn er mir zu einer Zeit nackt und bloss wieder nach Hause kommt."

Der Junge wurde richtig Soldat. Da gab's Krieg, und er musste mit. Von den Offizieren wurden viele totgeschossen, und er machte sich 'raus mit Kommandieren, und da hat's nicht lange gedauert, so ward er Oberst. Als nun wieder Frieden war, da wohnte der Oberst in einem schönen Hause, und grade gegenüber wohnte die Königstochter. Die kriegte ein gutes Auge auf diesen Obersten und wurde ganz verliebt in ihn. Einst war in der Stadt ein grosses Fest, und der Oberst war hingegangen und die Königstochter auch. Bald kommt sie auf ihn zu und fragt ihn, ob sie nicht auch mal zusammen tanzen sollten. Er wurde erst ganz verlegen, aber das gab sich völlig, als sie ihn ein paarmal holte.

Ja, und was weiter? Sie wurden Mann und Frau, es war die reine Glorie. Als sie wohl ein Jahr verheiratet waren, da fällt's der Frau mal ein, und sie fragt ihn nach seiner Verwandtschaft, und sie wollten doch mal hinmachen in seine Heimat. Dem Manne kam das ganz verkehrt. Endlich willigt er ein, aber er müsste erst drei Wochen vorausreisen und wollte dann wohl schreiben. Der Oberst steckte gehörig Geld ein und trat die Reise an. Spät am Abend und von keinem erkannt traf er im Heimatsorte ein und nahm Quartier im Gasthause, da seine Angehörigen nach der Art der Landleute doch schon zu Bette gegangen waren. Gegen zwölf Uhr bumst was an die Tür der Schlafkammer, und eine grobe Stimme rief, er solle sofort aufmachen. Am Sprechen konnt' er hören, dass die Sache nicht stimmte, und schnell entschlossen springt er im blossen Hemde zum Fenster hinaus. Der Wirt selbst mit zwei Diebskollegen brachen darauf die Tür auf und hingen die feine Montierung des Obersten in einen Schrank hinter die alten Plunnen. Das Geld wurde geteilt.

Der verlorene Sohn im blossen Hemd war nun doch gezwungen, zu seinen Eltern hinüberzulaufen. Der Vater schmunzelte, dass seine Voraussagung eingetroffen war.

Andern Tags liess er seinem Sohne einen weissleinenen Anzug machen und tat ihn hinter die Schweine, wo er nur halbsatt kriegte.

Der Schweinehirt war bald wieder in der alten Gewöhnung, und sein Herrenleben kam ihm vor wie ein Traum. Als die drei Wochen um waren und die Frau keinen Brief erhalten hatte, wartete sie zuerst noch 14 Tage. Dann brach sie mit grossem Gefolge auf, kam in dasselbe Dorf und nahm Wohnung bei ihren Schwiegereltern, ohne sich zu erkennen zu geben. Der Oberst war bei den Säuen im Walde.

Am Abend nach dem Eintrieb soll er der Gesellschaft das Essen auftragen. Wie er nun seine Frau und die vornehmen Leute wiedersah, kamen ihm der alte Mut und Sinn zurück. Er trat ganz anders auf, teilte seinen Eltern alles mit und zog die Diebe zur Verantwortung.

Die alten Leute mussten nach dem Willen des jungen Paares ihr Werks verkaufen. Alle reiseten dann wohl und zufrieden nach der Königsstadt.

---

## De giftge Wörm
oder
## Wie de Rehbörger tau'ner Grafft kamen sünd.

(Hagenburger Mundart.)

In't Fröhjahr was't, et rögt sick äwerall
un't gräunt un't bläuht mit Macht;
de Hewen schüt't Paradies herdahl
un schmückt de Eerd mit groter Pracht.

Un in'er Eerd rögt sick dat Ungeziefer,
wat Minschen argert un sin Wark verstört;
et wäuhlt un graaft un graaft un wäuhlt mit Iwer,
bet et de Ogen up tau'n Hewen bört.

De Minschen ok wölt nich in Stuwen sitten,
sei freut sick, dat't sau prächtig is;
sei gaht sau allgemach bi lütten
in't Frie, wenn't ok dreckig is.

Uk Bangebüx, de tappere Snieder,
is Fründ van Godes frier Welt;
geiht in Gedanken jümmer wier,
denkt na, wi't Tüg hei woll behölt.

Up eis da stutzt hei: „Jes' Marie!
„dat Unglück wör tau grot för üsch!"
Hei kiekt un kiekt. — 'ne olle Wie
nich alltauwiet steiht in't Gebüsch.

„Ja, düsse ole, holle Wie! —
„För Jahren, wi as Wannerburß
„mit Sack un Pack eck tog in't Wie,"
(mit Eel un Bügelisen blos):

„Da heff eck't jümmer — Jes' Marie!
„jetz rögt't sick! — seggt, neemt jück in acht,
„ut düsser olen hollen Wie
„kümmt Unglück för üsch öwer Nacht.

„Den Anfang makt in jennen Tien,
„as eck wegtog, dat Wespennest;
„dat harr nix Godes tau bedüen
„un heff eck't jück schon jümmer seggt,

„neemt jück in acht! de Wespen brüden
„nix Godes ut. Nu heff't wi't jo!
„Wat fang eck an? Lat Sturm eck lüden?
„Raup eck de Schütten all tauhop?"

Wieldeß was in den Oort hei kamen,
kum drögen öhm noch sine Bein,
tau'n Rathus hett den Weg hei namen,
tau'n Glück kreg hei den Vagt tau seihn.

„Herr Bürgermeister! Bür-ger-mei-ster!
„Herr Gott, de Schreck bringt mi den Dod!"
„Nun Bangebüx, was ist? was schreit er?"
„Ach Gott, das Unglück is tau grot!

„Das Wespennest in'n Wienbome —
„för Jahren heff eck't schon gesagt,
„doch glaubten all, ich sei in'n Drome
„un hewwen all mi utgelacht;

„Doch habe ich in letzen Nächten
„die Eule immer hören schrein
„van'n Baume, un sau ganz mit Rechten
„konnt's nimmer in der Gegend sein.

„Datau sleek Schultens schwarte Kater
„allnächtlich na den Baume hin.
„Un wat denn, du allgüt'ger Vader,
„bedütt de helle Füerschin,

„de sick de letzten düstern Nächte
„in'n Wienbom hett laten seihn?
„Tau'r Strafe lett Gott de Gerechte
„den gift'gen Wörm up Eren teihn."

„Den giftgen Wörm?! Gevadder Snieder!" —
„Ja, ja, wenn eck't mi öwerlegg,
„de Wespen, Kater, Uhl un Füer —
„drut kamm de giftge Wörm torecht.

„Bi'r Warmniss is hei utekrapen;
„nu heit't, wi wi de Statt bewohrt!"
De Börger warden tausamen rapen,
'n Graben tögen sei üm den Oort.

Nu schall de Wörm woll buten bliewen,
denn öwer't Water kummt hei nich. —
As sei de Reddung sau bedriewen,
kümmt sei en Fohrmann tau Gesicht:

„Je, Lüe, sünd ji buten wesen?
„hefft min Podentke*) ji nich seihn?
„van'n Wagen heff'k sei fallen laten
„un lange is't noch nichescheihn."

„Podentke hen, Podentke her —
„de giftge Wörm krüppt up der Straten;
„neemt jück man düchtge Hülpe mee,
„wölt ji sei nich in'n Stiche laten."

Un Bangebüx, de tappere Snieder,
föhrt nu den groten Heertog an;
hei wiest de Lüe jümmer wier,
bett hei tau'r Wie kümmt heran. —

Da krüppt de Wörm: De tapperen Schütten
smiet't flink de Waffen in 'nen Dreck;
de Fohrmann kreg sien Wost tau faten
un dormit was de Wörm ok weg.

Scharwemels**) harr'ner ünnerseten
un harrn sei rögt un harrn sei böhrt,
un kennt 'n Buer nich sau'n Freten,
denn ward hei faken anneföhrt.

E. Gieseking.

*) Podentke = Blutwurst, in den Teil des Darms, an welchem der Blinddarm sitzt, gefüllt.

**) Scharwemels = Mistkäfer.

## Spruch, um rechtzeitig aufzuwachen.

Zu S. 90 Heft 1 des letzten Jahrgangs.

Heilijər zęnə Vit
roup mī morəjən vrū̃ de ręchstə tid,
nich tə vrū̃ on nich tə lāt (spät)
jəradə öm də tid
fīf (5) ūər.

Aus Frintrop bei Essen. Kreuzberg.

## Fastnachtsbräuche in Prüm [1]).

Am „fetten Donnerstag", dem Donnerstag vor Fastnacht, ziehen die Knaben der Stadt von Haus zu Haus, teils in kleinen Trupps, teils einzeln; sie gehen héišən. Dabei singen sie folgendes Liedchen:

Hier kommt ein kleiner König,
Gebt ihm nicht zu wenig,
Lasst ihn nicht zu lange stehn,
Denn er muss noch weiter zehn!

Hier wohnt ein reicher Mann,
Der uns vieles geben kann,
Selig soll er leben,
Selig soll er sterben,
Das Himmelreich erwerben.

Oft singen sie auch statt der ersten Strophe eine der folgenden Strophen:

he komt en jrusən hont,
ən ös net recht jəzont,
jęt əm e štök špęk
da jēt hę van dər dūər əwęg.

he kǫmt e klēn höntjen
et hēš ma[i] sönjən
jęt em jęt on lōt et jōn
et hat noch hönzər mī tse jōn.

Mit Ausnahme der vorletzten Strophe singen auch die Mädchen, die am Fastnachtssonntage heischen, die vorstehenden Verse. Als Gaben erhalten die Sänger Mutsən, Äpfel, Nüsse, Brötchen usw.

---

[1]) Vgl. C. Rademacher, Fastnachtsbräuche. Jahrg. I d. Zeitschr.

Die maskierten Kinder und Burschen singen auf der Strasse:

Bierbrei, Bierbrei zur Flöte
Mit seiner Kosterflöte!
Hanswurŝt hẹt ke[i] jẹld em beggel,
hanswurŝt ös en lomp.

Prüm (Eifel). Kreuzberg.

---

# Berichte und Bücherschau.

Leithaeuser, Julius. Volkskundliches aus dem Bergischen Lande. I. Tiernamen im Volksmunde. Teil 1. Beilage zum Jahresbericht des Reform-Realgymnasiums in Barmen. Barmen 1906. 24 S. 8°. 0.50 Mark. Zu beziehen durch den Verfasser oder durch die Lehrerbibliothek des Realgymnasiums in Barmen.

Das Heftchen, die volkstümlichen Tiernamen in alphabetischer Reihenfolge bis zum Buchstaben M (Milbe) behandelnd, ist ein neuer, dankenswerter Versuch, diese Überreste volkskundlicher Art zu sammeln und so vor dem Untergange zu schützen, zugleich auch eine wichtige Vorarbeit für das Wörterbuch der rheinischen Mundarten. Das vorliegende reiche Material ist unter fleissiger Mitarbeit einer Reihe von im Volksleben stehenden Männern, besonders von Lehrern, zustande gekommen, bedarf aber trotz grosser Reichhaltigkeit noch sicherlich mancher Ergänzung, weshalb wir eine weitere Mitarbeit jedem Freunde und Kenner volkstümlicher Sprache dringend ans Herz legen können. Wie reichhaltig der Stoff trotzdem schon ist, zeigt uns die Behandlung von etwas über 100 verschiedenen Tiernamen. Da auch der naturkundliche Unterricht eine Reihe Anregungen dem dargebotenen Material wird entnehmen können, wünschen wir dem Heftchen auch in weiteren Kreisen freundliche Aufnahme. Wehrhan.

Kisch, Dr. Gustav. Vergleichendes Wörterbuch der Nösner (siebenbürgischen) und moselfränkisch-luxemburgischen Mundart nebst siebenbürgisch-niederrheinischem Orts- und Familiennamenverzeichnis sowie einer

Karte zur Orientierung über die Urheimat der Siebenbürger Deutschen. Hermannstadt, Druck und Verlag von W. Krafft. 1905. 8°. 274 S. und 1 Karte (Rheinprovinz und Luxemburg). (A. u. d. Titel: Forschungen zur Volkskunde der Deutschen in Siebenbürgen. Im Auftrage des Vereins für siebenbürgische Landeskunde hrsg. v. Adolf Schullerus. 1. Heft. Preis 1.40 Kr.)

Bekanntlich ist ein grosser Teil der Bewohner Siebenbürgens und angrenzender Gebiete germanischen Ursprungs, gewöhnlich bezeichnet man sie näher als Sachsen. Nachdem vor fast 150 Jahren besonders Geographen auf die Verwandtschaft des Siebenbürger Sprachidioms mit dem Luxemburger aufmerksam gemacht hatten, bezeichnete Fr. Marienburg 1845 das heute mittelfränkisch genannte Sprachgebiet („zwischen Elberfeld, Krefeld, Aachen, Trier, Koblenz, Westerwald und Siebengebirge") als das Auswanderungsgebiet der Siebenbürger Sachsen. Die Forschungen wurden seit der Zeit eingehender, die Erfolge bestimmter, und heute bezeichnen die eifrigen Siebenbürger Sprachforscher (unter denen wir Keintzel. Kisch, Scheiner nennen) das Gebiet der moselfränkischen Mundart als die Heimat der Siebenbürger deutschen Sprache.

Trotz mancherlei Vorarbeiten, denen ja wegen der Entfernung der beiden in Vergleich zu bringenden Sprachgebiete besondere Schwierigkeiten im Wege stehen, liegt eine gründliche grammatische und lexikalische Untersuchung in der angedeuteten Richtung noch nicht vor. Das vorliegende Werk will nun zu der von demselben Verfasser schon vorhandenen Lautlehre ein (im Titel genauer bezeichnetes) Wörterbuch bieten. Der Verfasser ist ein gründlicher Kenner auch der moselfränkischen Mundart, die er in den letzten Jahrzehnten durch verschiedene Reisen in deren Gebiet eingehend untersuchte. Durch Einreihung der Orts- und Familiennamen in das lexikalische Verzeichnis erhält das Wörterbuch eigenartigen Wert, wenn auch das Hauptgewicht mit Recht auf die Umgangssprache gelegt ist. Die für die moselfränkische Mundart schon vorhandenen Wörterbücher (z. B. Büsch, Über den Eifeldialekt; Jardon, Grammatik der Aachener Mundart; Müller, Die Aachener Mundart; Schmitz, Sitten usw. des Eifeler Volkes; Wegeler, Koblenz in seiner Mund-

art, und manche andere) sind vergleichsweise reichlich herangezogen; wenn möglich, ist jedem siebenbürgischen Worte das entsprechende moselfränkische beigefügt, auch finden wir mancherlei weniger sprachlich, als für die Kunde von Sitte und Brauch interessierende Bemerkungen. Auch in der mit Hilfe der Sprache wiedergefundenen Heimat der siebenbürger Sachsen wird das Werk von allen Volkstumforschern, besonders den Philologen, willkommen geheissen werden; denn wie auf dem Gebiete der geschichtlichen Volkskunde überhaupt, so ist auf dem der Sprachwissenschaft der gegenseitige Austausch des Sprachgutes für die Lösung bestimmter Probleme von grösster Wichtigkeit. Wehrhan.

Euling, Karl. Die Priamel bis Hans Rosenplüt. Studien zur Volkspoesie. Heft 25 der germanistischen Abhandlungen, begründet von Karl Weinhold, hrsg. von Friedrich Vogt. Breslau, M. u. H. Markus. 1905. VIII und 583 S. gr. 8⁰. 12.— Mark.

Die von dem verdienstvollen Karl Weinhold begründeten germanistischen Abhandlungen bringen grammatische und literargeschichtliche Untersuchungen, berücksichtigen auch die Geschichte des Lebens unseres Volkes in seinen verschiedenen Stämmen und Zeiten. Wenngleich die vorliegende Arbeit in erster Linie auf literarischem Gebiet liegt, kommen aber auch die anderen der genannten Gebiete nicht zu kurz, im Gegenteil, es ist für alle ein so reiches Material geboten, dass es staunenswert ist. Nur ca. die letzten hundert Seiten handeln von Hans Rosenplüt, der übrige Raum ist der Zeit vor ihm gewidmet.

Der Verfasser entwickelt folgende Definition der fertigen, klassischen Priamel: Die Priamel ist eine im fünfzehnten Jahrhundert selbständige Gattung ursprünglich epigrammatischer Improvisation, die eine Reihe paralleler Einzelheiten in bestimmten Formen mit künstlerischer Absicht zu einer inneren Einheit zu verbinden sucht. Bei ihr läuft eine Reihe von Vordersätzen in einen zu ihnen insgesamt gehörigen, den Spruch wie mit einer epigrammatischen Spitze schliessenden

Nachsatz aus, z. B. Alter Weiber Minne, Junger Leute Sinne, Kleiner Rosse Laufen: Soll niemand teuer kaufen.

Nachdem unterscheidende Vergleiche der Priamel mit verwandten Gattungen gemacht sind, u. a. mit Prosasentenzen, Tiraden, Sprichwort, Gnome, Spottlied, Kinderreim, Schnaderhüpfel, Quodlibet, Rätsel, Epigramm, Madrigal, Ghasel, Sonett usw.. wird S. 40—62 der Name und S. 63—80 die Überlieferung der Priamel dargelegt, auch ferner die Weltliteratur herangezogen. Vor allem interessieren den Forscher des Volkstümlichen die Untersuchungen über die Priamel in der Volkspoesie, bei der auch der reiche Schatz rheinischer und westfälischer Volksweisheit herangezogen wird. Gerade dem Niederdeutschen ist neben dem niederländischen Elemente eine hervorragende Rolle in der Vertiefung des Denkens und der Veredelung der Empfindung zugeteilt, welche die bürgerliche Gesellschaft um das 14. Jahrhundert erlebt hat, und die Priamelliteratur hat einen bedeutenden Anteil daran: in ihm entbinden sich Witz, Humor und Satire und entfalten sich zu ungestörter Selbstherrlichkeit, eine unabsehbare Menge priamelhafter Verschen zieht durch die populäre Spruchliteratur seit jener Zeit, der auch der klassische Virtuose der Priamel, Hans Rosenplüt, angehört. Mit grossem Interesse wird auch der Folklorist die eingehenden, mit Beispielen reich belegten Darlegungen des Verfassers verfolgen, zeigen sie doch, wie jene in der Volkspoesie eine bedeutende Rolle spielende Dichtungsform, der Priamel, ihre historische Entwickelung genommen und einen glänzenden Höhepunkt erreicht hat, auch heute noch längst nicht verschwunden ist.

Wehrhan.

Eingegangene Bücher — Besprechung vorbehalten —:

August Meininghaus, Die Grafen von Dortmund. Ein Beitrag zur Geschichte Dortmunds. Dortmund, im Verlage des Historischen Vereins Dortmund. 1905. XI und 265 S. 8°. Mit Karte der Grafschaft Dortmund 1804. (Die Regesten S. 217 bis 248, aus den Jahren 1269 bis 1548 stammend, enthalten eine Reihe alter Sprachformen aus der Dortmunder Gegend.)

Mathäus Friderich, Wider den Saufftenffel. Nach dem ersten Drucke (Leipzig 1552) neu herausgegeben. Kötzschenbroda und Leipzig. H. F. Thalwitzer [1903]. 51 S. 16°. 0,30 Mark.

Joco-Serius, Allamodische Artzney-Affen. Nach der Ausgabe von 1710 (Frankfurt und Leipzig) neu herausgegeben. Ebenda. 56 S. 16°. 0,25 Mark.

Feldhaus, Franz Marie, Geschichte der grössten technischen Erfindungen. Mit zahlreichen Abbildungen nach den Originalen. Ebenda. 69 S. 16°. 0,60 Mark.

Alle drei Büchlein sind in der Kulturgeschichtlichen Bücherei erschienen, deren erstes Heft wir schon angezeigt haben und die sich u. a. zum Ziel gesetzt hat, Neuausgaben älterer, schwer zugänglicher, für die Entwicklung bedeutender oder für eine Zeitspanne eigentümlicher Druckschriften mit Einführungen und Anmerkungen und ferner allgemeinverständliche knappe Bearbeitungen kulturgeschichtlicher Vorwürfe herauszugeben. Der geringe Umfang der Heftchen lässt keine erschöpfende Darstellung erwarten, doch bietet das Gebotene, weil es nur gewisse Gebiete herausgreift, für den Laien des Interessanten manches. Für den Folkloristen sind die beiden erstgenannten in erster Linie von Wert, besonders Joco-Serius' „Allamodische Artzney-Affen", da wir darin eine Unmenge von volkstümlichen Heilmitteln angegeben finden, die um 1700 in Deutschland gebräuchlich waren, z. T. es heute noch sind. Das Heftchen „Wider den Saufftenffel" lässt uns einen Blick in das damals unter Landsknechten u. a. sehr verbreitete Laster tun und führt alle möglichen Gründe dagegen ins Feld. Beide Hefte sind in der ursprünglichen Orthographie gedruckt. Wehrhan.

---

☞ **Generalversammlung:** Sonntag, **1. Juli,** mittags 12 Uhr in **Köln**, Komödienstrasse 32—36 („Fränkischer Hof"). Tagesordnung: 1. Jahresbericht. 2. Rechnungsablage. 3. Vorstandswahl. 4. Verschiedenes. 5. Vortrag. — Um zahlreiches Erscheinen wird dringend ersucht.

---

Buchdruckerei A. Martini & Grüttefien, Elberfeld.

# Zeitschrift
des Vereins für
# rheinische und westfälische Volkskunde.

**3. Jahrgang.** **1906.** **Drittes Heft.**
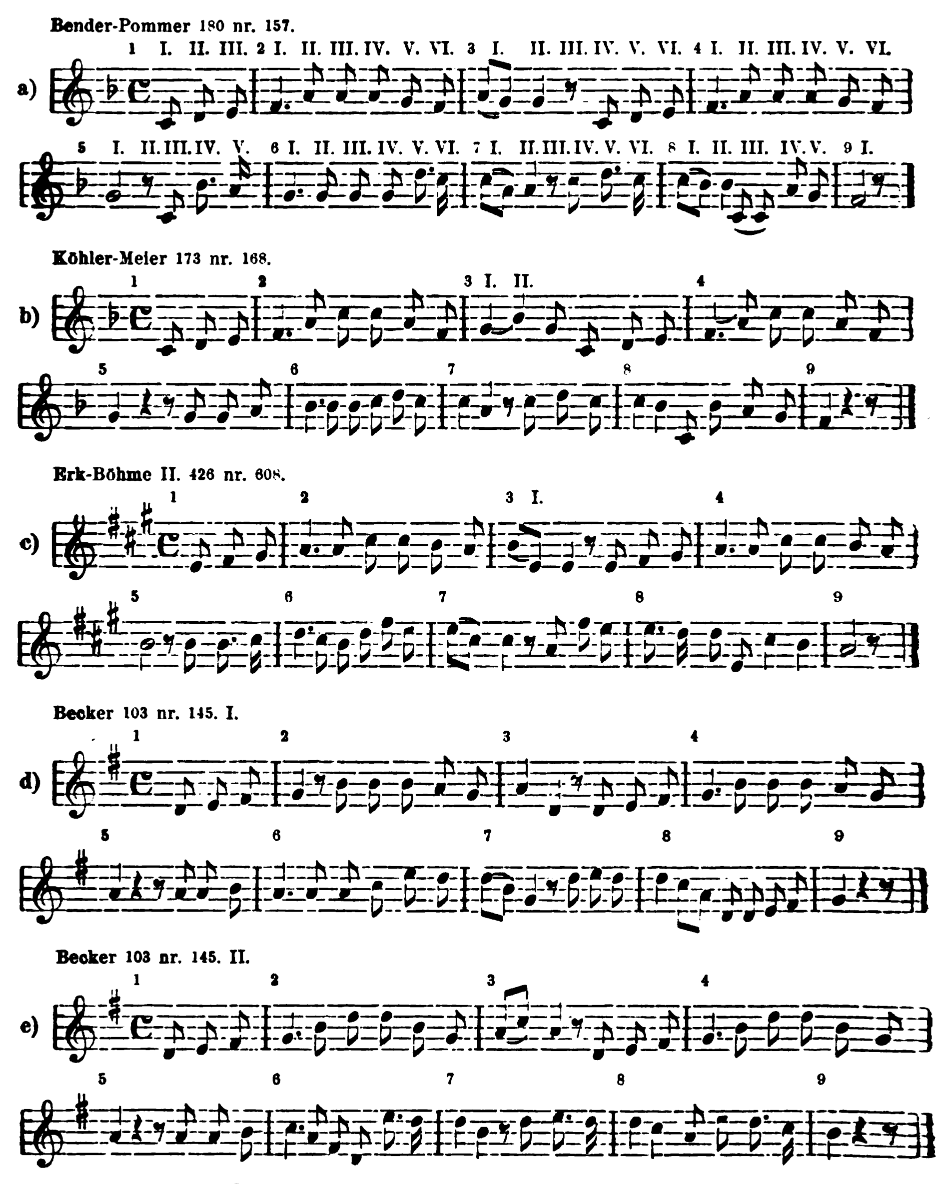
## Das Volkslied „Ich liebe dich, so lang' ich leben werde".

(Eine literar- und musikhistorische Studie.)

Von **E. K. Blümml** (Wien).

Der Verbreitungsbezirk dieses Volksliedes, (vgl. darüber auch John Meier, Kunstlieder im Volksmunde [1906] 71 nr. 450) oder besser gesagt volkstümlichen Liedes, liegt hauptsächlich am Rhein. Bisher ist es aus dem Elsass (Kurt Mündel, Elsässische Volkslieder [1884] 80 f. nr. 75; Erk-Böhme, Liederhort II. [1893] 427), aus Baden (Auguste Bender und J. Pommer, Oberschefflenzer Volkslieder und volkstümliche Gesänge [1902] 180 nr. 157 mit Melodie; M. E. Marriage, Volkslieder aus der badischen Pfalz [1902] S. 383), aus der Rheinprovinz (Kreis Saarlouis: C. Köhler und J. Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar [1896] 173 nr. 168 mit Melodie; Kreis Wetzlar und Sieggegend: K. Becker, Rheinischer Volksliederborn [1892] 103 f. nr. 145 mit 2 Melodien), aus Nassau und Oberhessen (Erk-Böhme, Liederhort II. [1893] 426 f. nr. 608 mit Melodie; E. H. Wolfram, Nassauische Volkslieder [1894] 481a) nachgewiesen, wozu dann noch ein Text aus dem räumlich ziemlich entfernten Steiermark (Ennstal) kommt, der weiter unten abgedruckt wird.

Es ist nun nicht uninteressant, zu zeigen, wie sich die einzelnen Texte und Melodien zueinander verhalten und welcher wahrscheinliche Urtext und welche wahrscheinliche Urmelodie allen Varianten zugrunde liegt. Den Beginn möge die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung der einzelnen Melodien bilden, zu welchem Zwecke dieselben zunächst zum Abdrucke gelangen sollen.




Auf Grund dieser übersichtlichen Zusammenstellung kann nun das Verwandtschaftsverhältnis der einzelnen Melodien tabellarisch festgelegt werden, wobei sich folgende Tabelle ergibt:

| Verhältnis | Takt 1 | Takt 2 | Takt 3 | Takt 4 | Takt 5 | Takt 6 | Takt 7 | Takt 8 | Takt 9 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| a : b | $a_1 = b_1$ | I. II. VI. | I. IV.-VI. | I. II. VI. | I. II. V. | V. VI. | $a_7 = b_7$ | $a_8 = b_8$ | $a_9 = b_9$ |
| a : c (Erhöhung um 4/2) | $a_1 = c_1$ | I. III. IV. V. VI. | I. III.-VI. | I. III. IV. V. VI. | I. II. V. | III. V. VI. | I. II. III. V. VI. | $a_8 = c_8$ | $a_9 = c_9$ |
| a : d (Erhöhung um 2/2) | $a_1 = d_1$ | $a_2 = d_2$ | I. III.-VI. | $a_4 = d_4$ | I. II. V. | I. II. III. V. VI. | I. III. IV. V. VI. | I. II. III. | $a_9 = d_9$ |
| a : e (Erhöhung um 2/2) | $a_1 = e_1$ | I. II. VI. | $a_3 = e_3$ | I. II. VI. | I. II. V. | II. V. VI. | $a_7 = e_7$ | I. II. (IV. V.*)) | — |
| b : c (Erhöhung um 4/2) | $b_1 = c_1$ | I. VI. | I. IV.-VI. | I. VI. | $b_5 = c_5$ | I. V. VI. | I. II. III. V. VI. | $b_8 = c_8$ | $b_9 = c_9$ |
| b : d (Erhöhung um 2/2). | $b_1 = d_1$ | I. II. VI. | I. IV.-VI. | I. II. VI. | $b_5 = d_5$ | V. VI. | I. III. IV. V. VI. | I. II. III. | $b_9 = d_9$ |
| b : e (Erhöhung um 2/2) | $b_1 = e_1$ | $b_2 = e_2$ | I. IV.-VI. | $b_4 = e_4$ | $b_5 = e_5$ | I. V. VI. | $b_7 = e_7$ | I. II. (IV. V.**)) | — |
| c : d (Erniedrig. um 2/2) | $c_1 = d_1$ | I. III. IV. V. VI. | $c_3 = d_3$ | I. III. IV. V. VI. | $c_5 = d_5$ | III. IV. V. VI. | I. III. V. VI. | I. II. III. | $c_9 = d_9$ |
| c : e (Erniedrig. um 2/2) | $c_1 = e_1$ | I. VI. | I. III.-VI. | I. VI. | $c_5 = e_5$ | I. V. VI. | I. II. III. V. VI. | I. II. (IV. V.*)) | — |
| d : e | $d_1 = e_1$ | I. II. VI. | I. III.-VI. | I. II. VI. | $d_5 = e_5$ | II. V. VI. | I. III. IV. V. VI. | I. II. | — |

*) Parallelvariante zu b., Differenz 2/2 u. 3/2. **) Parallelvariante, Differenz 3/2.

Anm. Die römischen Ziffern bedeuten die einzelnen Noten in den einzelnen Takten; eine Gleichsetzung heisst, dass der ganze Takt völlig dem andern entspricht, während dort, wo dies nicht der Fall ist, die römischen Ziffern anzeigen, was in je zwei verglichenen Takten gleich ist.

Aus dieser Tabelle ergibt sich dann eine Übereinstimmungstabelle, d. h. eine solche, aus der sofort die gleichen Takte zu ersehen sind. Auch ist darnach eine Gruppierung der einzelnen Melodien nach ihrer näheren Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit möglich:
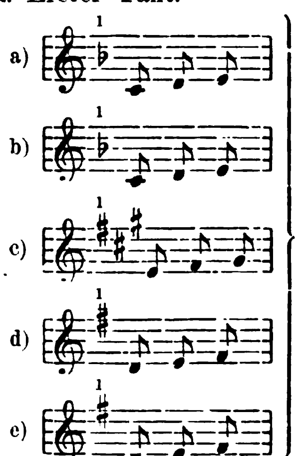
| Varianten | Takt 1 | Takt 2 | Takt 3 | Takt 4 | Takt 5 | Takt 6 | Takt 7 | Takt 8 | Takt 9 | Summe |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| a | 0 | 0 | 0 | 0 | — | — | 0 | 0 | 0 | 7 |
| b | 0 | ø | — | ø | 0 | — | 0 | 0 | 0 | 7 |
| c | 0 | — | ø | — | 0 | — | — | 0 | 0 | 5 |
| d | 0 | 0 | ø | 0 | 0 | — | — | — | 0 | 6 |
| e | 0 | ø | 0 | ø | 0 | — | 0 | — | — | 6 |
| Summe | 5 | 2 + 2 | 2 + 2 | 2 + 2 | 4 | — | 3 | 3 | 4 | |

Daraus folgt, dass a und b, da sie die meisten (7) Übereinstimmungen mit den andern Melodien zeigen, der Urmelodie am nächsten stehen, doch auch d und e mit je 6 Übereinstimmungen und c mit 5 Übereinstimmungen dürften davon nicht weit abstehen. Als nähere Verwandte erweisen sich nach dieser Tabelle a d gegenüber b e, während c mehr isoliert ist, jedoch Annäherung an d, also an den a-Typus, aufweist.

Nachdem so die Grundlinien gezogen sind, kann zur Herstellung der Urmelodie geschritten werden, wobei Takt für Takt eingehend erörtert werden muss. Als Taktart ergibt sich zunächst der 4/4 Takt, da alle vorhandenen Varianten diese Taktart aufweisen. Ich habe absichtlich nicht alles auf F-dur transponiert, sondern die einzelnen Melodien in ihrer Aufzeichnungstonart belassen.

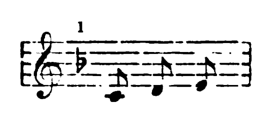
Die einzelnen Takte:

a. Erster Takt.

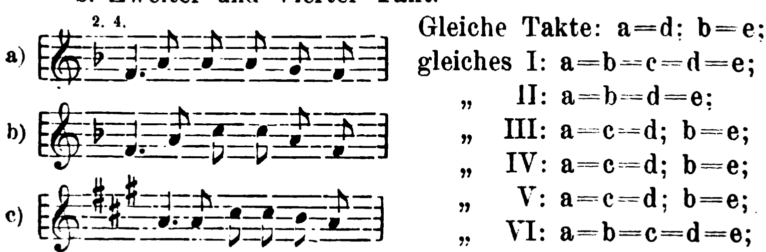



Da alle Varianten von a—e übereinstimmen, so wird a oder b genommen:
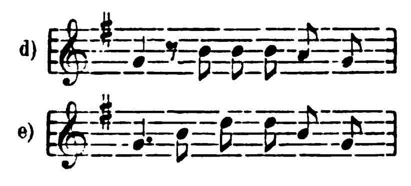
Erschlossener 1. Takt:



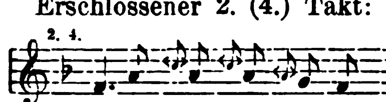

b. Zweiter und Vierter Takt.




Gleiche Takte: a=d; b=e;
gleiches I: a=b=c=d=e;
„ II: a=b=d=e;
„ III: a=c=d; b=e;
„ IV: a=c=d; b=e;
„ V: a=c=d; b=e;
„ VI: a=b=c=d=e;




Erschlossener 2. (4.) Takt:
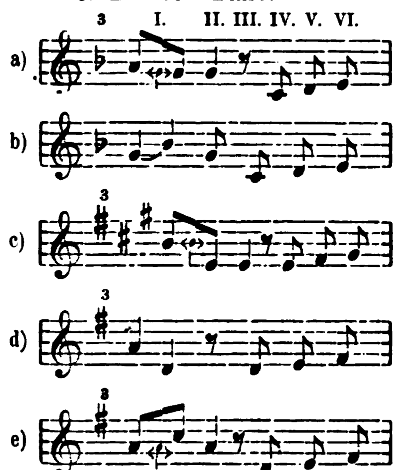



In I. II. VI. sind die Verhältnisse klar, hier treten die Werte von a (b) ein.

In III. IV. V. stehen sich acd und be gegenüber, hier entscheidet die Mehrheit; es tritt also der Wert von a (c, d) ein, in Klammer stelle ich den Wert von b (e) dazu.

ab (F-Dur) einerseits und de (G-Dur) andererseits, zeigen denselben Bau, indem b von a und e von d in III. IV. V. gerade um eine kleine Terz abstehen, sonst jedoch stimmen, wodurch in: b {c a f} und e {d h g} je ein Durdreiklang gebildet wird. c bleibt, bis auf II., im Niveau von a und d.
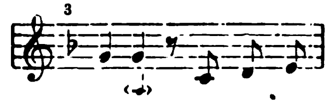
c. Dritter Takt:
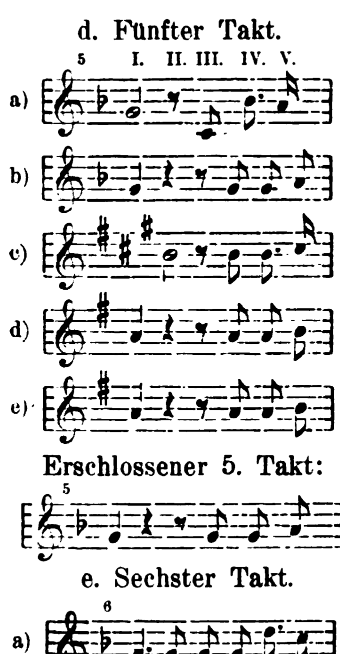



Gleiche Takte: a = e; c = d;
gleiches I: a = b = c = d = e;
„ II: a = e; c = d; b;
„ III: a = c = d = e; b;
„ IV.-VI: a = b = c = d = e.

In I. III. IV.-VI. treten die Werte von a ein. Zweifelhaft ist II., wo ae, cd und b sich gegenüberstehen. Da sonst in diesem Takte die Werte von a die besten sind, so sind sie wohl auch in II. einzusetzen, doch ist auch der Wert c (d), der einen Quintensprung nach abwärts vorstellt, wobei II. durch IV. beeinflusst wurde, zu berücksichtigen. b ist wohl aus einem ursprünglichen [Notenbeispiel] hervorgegangen, worauf das g an Stelle der Pause deutet und was auch das sonst immer verwandte e zeigt und stellt sich dann zu a.

Erschlossener 3. Takt:



d. Fünfter Takt.




Gleiche Takte: b c d e;
gleiches I: a b = c = d = e;
„ II: a = b = c = d = e;
„ III b = c = d = e; a;
„ IV: b = c = d = e; a;
„ V: a = b = c = d = e;

Da a in III. IV. abweicht, dieser Abweichung aber die vier anderen übereinstimmenden Fälle gegenüberstehen, so haben hier die Werte von b (c, d, e) einzutreten. Das III. in a kann unter Erinnerung an I. in a1 und IV. in a3 entstanden sein.

b) c) d) e)

Erschlossener 6. Takt:

6

gleiches I: a = d; b = c = e;
„ II: a = d = e; b; c;
„ III: a = c = d; b; e;
„ IV: c = d; a; b; e;
„ V: a = b = c = d = e;
„ VI: a = b = c = d = e.

Klar ist V. VI., wo die Werte von a einzutreten haben. Auch in I. II. III. sind die Werte von a einzusetzen, daneben aber in I. der Wert von b (c, e) in Klammer zu führen. Für IV. gilt der auf a reduzierte Wert von d, daneben ist aber der von a, da sonst immer a ausschlaggebend ist, in Klammer anzugeben.

Die einzelnen Varianten leiten sich nun daraus sehr einfach ab:
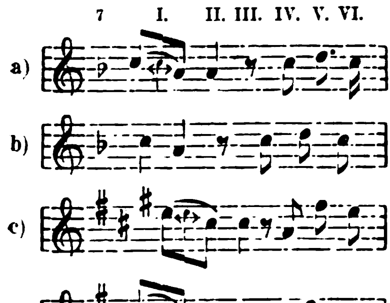
b geht aus der Grundform durch Erhöhung von I.—IV. um eine kleine Terz, ein Vorgang, den wir schon oben in Takt 2 (4) bei III.—V. in b gegenüber a beobachteten, hervor.
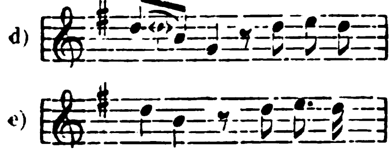
c geht aus der variierten Grundform:

 durch Angleichung von II. an I. hervor.

e behält I. II. aus der abgeleiteten Grundform (s. oben unter c) bei, nimmt jedoch in I.—IV. einen Dominantenaccord (c-e-g-b).

f. Siebenter Takt.
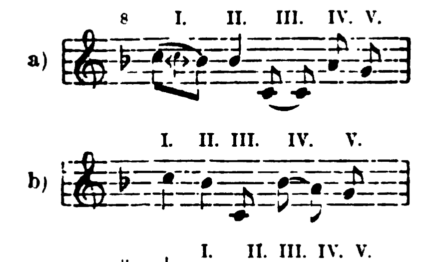
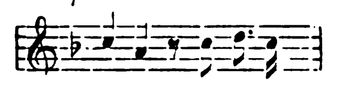






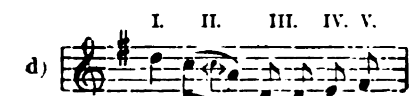
gleiche Takte: a = b = e;
gleiches I: a = b = c = d = e;
„ II: a = b = c = e; d;
„ III: a = b = c = d = e;
„ IV: a = b = d = e; c;
„ V: a = b = c = d = e;
„ VI: a = b = c = d = e.

Klar ist I. III. V. VI. mit den Werten von a, doch auch in II. und IV. kann, wegen der jeweiligen vier Fälle, der Wert von a gelten.
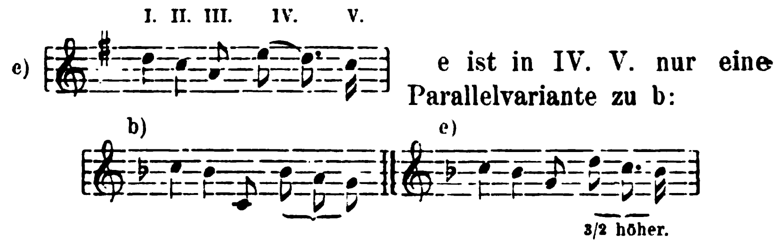
Erschlossener 7. Takt: 


g. Achter Takt.




gleiche Takte: a = b = c;
gleiches I: a = b c = d = e;
„ II: a = b c = d = e;
„ III: a b c d; e;
„ IV: a = b(e) c; d;
„ V: a = b(e) = c; d;




e ist in IV. V. nur eine Parallelvariante zu b:

Im erschlossenen Takt ist der Wert für e in III. in ‹›, der für d in IV. V. in [ ]; sonst sind, bei Reduzierung der Parallelvariante e auf b, in IV. V. stetige Werte.

Erschlossener 8. Takt:

b. Neunter Takt.




Gleiche Takte: a=b=c=d; abweichend e.
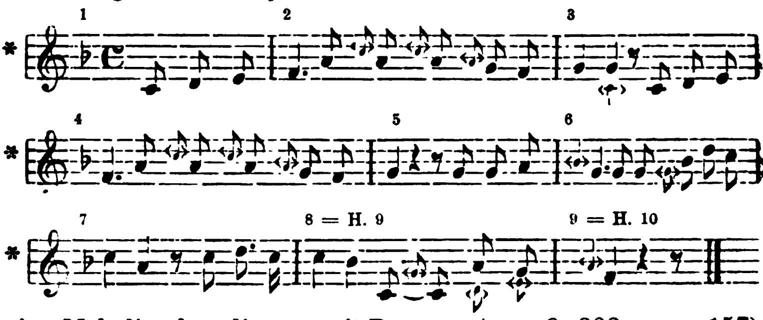
Es ist daher der Wert von a anzusetzen, der von e ist jedoch in ‹› beigefügt. Es endigen daher alle Varianten mit der Tonika, nur e mit einer grossen Terz.

Erschlossener 9. Takt:
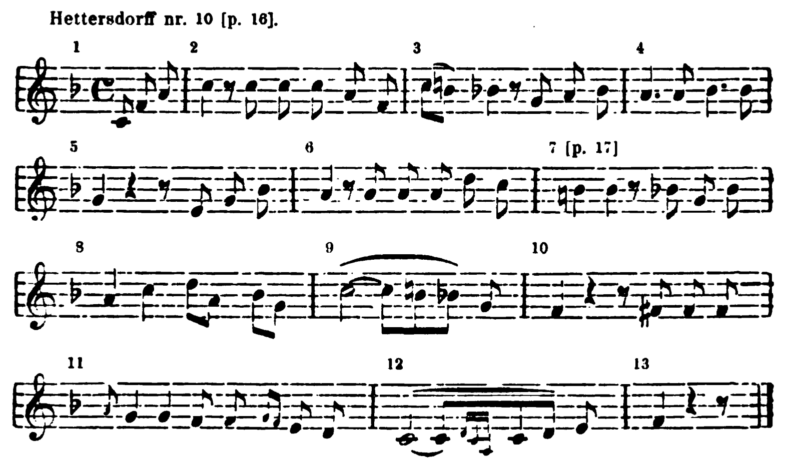





Somit ergibt sich folgendes als mutmassliche Grundmelodie:




eine Melodie also, die, um mit Pommer (a. a. O. 303 zu nr. 157)

zu reden, den charakteristischen Rhythmus der von herumziehenden Sängern vorgetragenen Mordgesänge zeigt.

Diese Melodie ist nun aus einer Melodie E. von Hettersdorff's hervorgegangen. Diese findet sich zuerst in E. von Hettersdorff, Sechs Lieder mit Begleitung des Forté-Piano und Guitarre, Bonn bei N. Simrock (vor 1816*) als Nr. 10 (Liebe um Liebe: Ich liebe dich, so lang' ich leben werde) auf S. 16 f. und möge hier abgedruckt werden:




Dass die Melodie von Hettersdorff die Quelle ist, zeigen deutlich die Takte 1, 2, 3 I.-III, 6, nur wiederholt dann das Volkslied in 3 IV.-VI. und 4 den Takt 1 und 2. Die Schlusstakte 8 und 9 des Volksliedes gingen aus Hettersdorff auf folgende Art hervor: Hettersdorff 8 wurde ausgelassen, von 9 wurde I. beibehalten und daran 12 II.-V. und 10 (13) I. angefügt, was besonders in d hervortritt, aber auch in a, b und c war dies der Fall, nur tritt hier in IV. V. von Hettersdorff 9 IV. V. ein, worauf Hettersdorff 10 I. folgte.

Nachdem die musikhistorische Seite unseres Themas erschöpft ist, können wir uns zur literarhistorischen Seite desselben, zum Texte, wenden.

---

*) Wird im „Handbuch der musikalischen Litteratur oder allgemeines systematisch geordnetes Verzeichniss der bis zum Ende des Jahres 1815 gedruckten Musikalien, auch musikalischen Schriften und Abbildungen" Leipzig 1817 auf S. 561 angeführt.



Während die Melodien doch beinahe alle in allem auf einen Typus zurückgeführt werden konnten, ist dies bei den Texten nicht so leicht möglich, denn dieselben sind äusserst variabel und zeigen mannigfache Verschiebungen und Kreuzungen, Auslassungen und Einschaltungen, so dass es schwer ist, die einzelnen Texte in Ordnung zu bringen. Es empfiehlt sich daher, eine eingehende Analyse jedes einzelnen Textes zu geben, um vielleicht auf diese Art doch zu einem, in seinen Grundzügen wenigstens, sicheren Urtext zu gelangen. Zunächst möge jedoch der Text zur Originalmelodie, den Hettersdorff, ohne Nennung eines Autors, bringt, hier Platz finden. Der Verfasser scheint Hettersdorff selbst zu sein, da bei allen übrigen vertonten Liedern (mit Ausnahme von Nr. 12) am Schlusse stets die Verfasser angegeben sind. Dieser Text ist dreistrophig und findet sich a. a. O. S. 16 f:

1. Ich liebe dich, so lang ich leben werde,
So lang dies Herz noch fühlt und schlägt.
Ich liebe dich, bis fern einst von der Erde
Die Lieb' uns bessere Früchte trägt.

2. Du liebest mich, gern tausch ich Rang und Ehre
Um einen süssen Kuss von dir,
Du liebest mich, wenn alles ich entbehre,
Gibt deine Liebe alles mir.

3. Wir lieben uns, mag unser Leben schwinden,
Die Liebe hüllt das Grab nicht ein,
Wir lieben uns und werden dort uns finden
Und ewig uns der Liebe freu'n.

Von Aufzeichnungen aus dem Volksmunde kommen, da Wolfram a. a. O. 481 a und Marriage a. a. O. 383 nur die erste Zeile anführen, folgende in Betracht:

1. B. P. = Text aus Oberschefflenz (Grssh. Baden) bei Bender-Pommer a. a. O. 180 nr. 157 mit 4 Strophen.
2. K. M. = Text aus dem Kreis Saarlouis (Rheinprovinz) bei Köhler-Meier a. a. O. 173 nr. 168 mit 5 Str.
3. E. B. = Text aus Nassau und Oberhessen bei Erk-Böhme a. a. O. II. 426 f nr. 608 mit 4 Str.
4. B. = Text aus dem Kreis Wetzlar und der Sieggegend (Rheinprovinz) bei Becker a. a. O. 103 f. nr. 145 mit 6 Str.

5. M. = Text aus dem Elsass bei Mündel a. a. O. 80 f. nr. 75 mit 5 und 7 Str.

6. e. b. = Text aus dem Elsass bei Erk-Böhme a. a. O. II. 427 mit 4 Str.

7. St. = Text aus dem Ennstal (Steiermark) 1851 (geschriebenes Blatt in meinem Besitz), mit 5 Str. Dieser Text möge hier abgedruckt werden:

1. Ich liebe dich, so lang ich leben werde,
So lang ein Herz in meinem Busen schlägt,
So lang ein Gott regiert auf dieser Erde,
Bis Gottes Engel einst die Toten weckt.

2. Und liebst du mich, so tausch' ich Rang und Ehre
Für einen einzigen Kuss von dir,
Denn was du gibst, kann mir mein Gott nicht geben,
Denn deine Liebe ist Seligkeit für mich.

3. O Mädchen, alles könnt' man für dich wagen,
Was nur zu wagen Menschen möglich ist,
Ja selbst den Tod könnt' ich für dich ertragen,
Denn die liebe, die einzige, die, du bist.

4. O Mädchen, Mädchen habe doch Erbarmen
Mit dem, der dich so innig, zärtlich liebt,
Der, um zu ruh'n in deinen sanften Armen,
Sein' Leib und Leben für dich gerne gibt.

5. Und dennoch flieht die Ruh' von meiner Seite,
Bis endlich gar der Mai im Herbst sich zeigt
Und dich zu seh'n an einer andern Seite,
Verzweiflungsvoll wird dann mein Schicksal sein.

Nunmehr kann zur Analyse der einzelnen Texte geschritten werden:

1. BP.: Str. 1 = EB. 1; B. 1; M. 1; eb. 1; St. 1;
„ $2_{1,2}$ = M. $4_{1,2}$; St. $2_{1,2}$; } contrahiert aus Urtext Str. 2b und 3 (siehe unten).
„ $2_{3,4}$ = St. $5_{3,4}$ = ca. KM. $2_{3,4}$ }
„ 3 = KM. 3; EB. 2; B. 4; M. 3, 6; eb. 2; St. 4.
„ $4_{1\text{-}3}$ = EB. $3_{1\text{-}3}$; B. $3_{1\text{-}3}$; M. $7_{1\text{-}3}$; eb. $3_{1\text{-}3}$; St. $3_{1\text{-}3}$;
„ $4_{4}$ = KM. $1_{4}$; B. $2_{4}$; M. $7_{4}$; St. $2_{4}$;
„ 4 = M. 7;

2. KM. Str. $1_{1,2}$ = BP. $1_{1,2}$; EB. $1_{1,2}$; B. $1_{1,2}$; M. $1_{1,2}$; eb. $1_{1,2}$; St. $1_{1,2}$;

„ $1_{3,4}$ = B. $2_{3,4}$; M. $4_{3,4}$; St. $2_{3,4}$;

„ $1_{3}$ = EB. $4_{3}$;

} contrahiert aus Urtext Str. 1 und 2b (siehe unten).

„ 2 = ca. M. 2;

„ 3 = BP. 3; EB. 2; B. 4; M. 3, 6; eb. 2; St. 4;

„ 4 = B. 5;

„ 5 = B. 6;

3. EB. „ 1 = BP. 1; B. 1; M. 1; eb. 1; St. 1;

„ 2 = BP. 3; KM. 3; B. 4; M. 3, 6; eb 2; St. 4;

„ 3 = B. 3; eb. 3;

„ $3_{1-3}$ = BP. $4_{1-3}$; B. $3_{1-3}$; eb. $3_{1-3}$; St. $3_{1-3}$;

„ $3_{4}$ = B. $3_{4}$; eb. $3_{4}$;

„ $4_{1-3}$ = B. $2_{1-3}$; M. $4_{1-3}$;

„ $4_{4}$ der am besten erhaltene Urtextrest der Gruppe a, denn hier Reim, während sonst Zerrüttung herrscht.

4. B. „ 1 = BP. 1; EB. 1; M. 1; eb. 1; St. 1;

„ $2_{1-3}$ = EB. $4_{1-3}$; M. $4_{1-3}$;

„ $2_{4}$ = BP. $4_{4}$; KM. $1_{4}$; M. $4_{4}$, $7_{4}$; St. $2_{4}$;

„ 2 = M. 4;

3 { „ $3_{1-3}$ = BP. $4_{1-3}$; M. $7_{1-3}$; St. $3_{1-3}$;

„ 3 = EB. 3; eb. 3;

„ 4 = BP. 3; KM. 3; EB. 2; M. 3, 6; eb. 2; St. 4;

„ 5 = KM. 4;

„ 6 = KM. 5;

5. M. „ 1 = BP. 1; EB. 1; B. 1; eb. 1; St. 1;

„ 2 = ca. 2 KM.;

„ 3, 6 = BP. 3; KM. 3; EB. 2; B. 4; eb. 2; St. 4;

„ 4 = B. 2;

„ $4_{1,2}$ = BP. $2_{1,2}$; St. $2_{1,2}$;

„ $4_{3}$ = KM. $1_{3}$; EB. $4_{3}$; B. $2_{3}$; St. $2_{3}$;

„ $4_{4}$ = BP. $4_{4}$; KM. $1_{4}$; B. $2_{4}$; St. $2_{4}$;

„ 5 = ca. eb. 4;

„ 7 = BP. 4;

„ $7_{1-3}$ = BP. $4_{1-3}$; EB. $3_{1-3}$; B. $3_{1-3}$; eb. $3_{1-3}$; St. $3_{1-3}$;

„ $7_{4}$ = BP. $4_{4}$; KM. $1_{4}$; B. $2_{4}$, St. $2_{4}$;

6. eb. Str. 1—3 = EB. 1—3 (s. oben).
„ 4 = M. 5.
7. St. „ 1 = BP. 1; EB. 1; B. 1: M. 1; eb. 1;
„ $2_{1,2}$ = BP. $2_{1,2}$; M. $4_{1,2}$;
„ $2_{3,4}$ = KM. $1_{3,4}$; B. $2_{3,4}$; M. $4_{3,4}$;
„ $3_{1-3}$ = BP. $4_{1-3}$; EB. $3_{1-3}$; B. $3_{1-3}$; M. $7_{1-3}$; eb. $3_{1-3}$;
„ $3_4$ und $5_{1,2}$ unbelegbar;
„ $5_{3,4}$ = BP. $2_{3,4}$.

Aus diesen Einzelanalysen lässt sich nun etwa folgender Urtext gewinnen:

1. Ich liebe dich, so lang ich leben werde,
So lang ein Herz in meinem Busen schlägt,
So lang ein Gott regiert auf dieser Erde,
Bis Gottes Engel einst die Toten weckt. (BP. 1).

BP. 1 = EB. 1 = B. 1 = M. 1 = eb. 1 = St. 1;
dazu auch KM. $1_{1,2}$.

2. Von dieser Strophe sind zwei Fassungen anzunehmen:

| | |
|---|---|
| a. Ja liebst du mich, vertausch ich nicht mein Leben | b. Ja liebst du mich, so tausch' ich Tod und Leben (Rang u. Ehre) |
| Ja nicht mit dem, der Kron' und Szepter trägt; | Um einen einz'gen Kuss von dir; |
| Was du mir gibst, kann nur ein Gott mir geben, | |
| Denn deine Lieb' macht Herz und Sinn bewegt. (EB. 4.) | Denn Seligkeit ist deine Liebe mir (nach St. 2). |

Zu a gehört noch B. $2_{1-3}$, während B. $2_4$ durch die Gruppe b beeinflusst ist. Zu b stellt sich BP. $2_{1,2}$; KM. $1_{3,4}$; M. 4; St. 2; diese Form ist aus Hettersdorff Str. 2 hervorgegangen.

3. O Schicksal, gib, dass wir uns wieder (immer) lieben,
Einem andern sollst du nicht mehr freundlich sein:
Denn sonst lieg' ich ja bald im Todesschlummer,
Verzweiflung stürzet mich ins Grab hinein (oder:
Verzweiflungsvoll wird dann mein Schicksal sein).

Ergibt sich aus KM. 2 - ca. M. 2, wozu auch BP. $2_{3,4}$ und St. $5_{3,4}$ gehören.

4. Ja alles, alles will ich für dich wagen,
Was nur den Menschen möglich ist;
Auch selbst den Tod will ich für dich ertragen,
So teuer mir auch selbst mein Leben ist. (B. 3.)

B. 3 = EB. 3 = eb. 3; dazu gehören auch: BP. $4_{1-3}$ = M. $7_{1-3}$ = St. $3_{1-3}$; nicht hierher gehören aber, des mangelnden Reimes wegen: BP. $4_{4}$ = M. $7_{4}$, denn das ist der Schluss von **2b** und von dorther eingedrungen.

5. Drum, liebes Mädchen, habe doch Erbarmen
Mit einem Jüngling, der dich innig liebt, —
Der dich so gerne hielt in seinen Armen,
Der Blut und Leben für dich, Teu're, gibt. (nach B. 4.)

B. 4 = BP. 3 = KM. 3 = EB. 2 = M. 3, 6 = eb. 2 = St. 4.

Was nun in den einzelnen Liedern noch folgt (B. 5 = KM. 4; B. 6 = KM. 5; M. 5 = ca. eb. 4), ist bloss Anhängsel, aus Abschiedsliedern herübergenommen und passt auch gar nicht recht zur Situation. Auf eine, sonst nicht weiter belegte Strophe scheint St. $5_{1,2}$ hinzuweisen. Von dem Text, den Hettersdorff bietet und der ihn auch wahrscheinlich zum Urheber hat, ist, wie man sieht, Str. 1 und 2 in unserem Texte vertreten und zwar 1 ziemlich genau in unserer Str. 1 und H. 2 in unserer Str. 2b; H. 3 ist ohne Entsprechung, es müssen daher unsere Str. 3—5 zuerst in einem fl. Bl. aufzufinden sein, das in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts (s. Erk-Böhme II. 427; Bender-Pommer 180 und oben Steiermark) mit einer von der Hettersdorffschen schon abweichenden Melodie ins Volk Eingang fand. Während Hettersdorff in seinen 3 Strophen eine gegenseitige, beglückende Liebe besingt, stellt unser Lied die Klage eines liebenden Jünglings an sein geliebtes Mädchen dar, ohne dass jedoch gesagt wird, dass er Gegenliebe findet.

---

# Schildbürgerstückchen und Ortsneckereien im Selfkant.*)

Mitgeteilt durch **Franz Kapell**, Eschweiler.

---

Der „Sęləfkąnt", in der Aachener Gegend „Sęnəfkank" genannt, steht im Jülicher Land im Rufe der Rückständigkeit. Man bezeichnet damit insbesondere den hammerähnlichen

*) Beitrag zu „Rheinische Schilda" von Dr. Jos. Müller, Trier (4. Heft 1904).

Vorsprung der Kreise Heinsberg und Geilenkirchen in die holländische Provinz Limburg (die Dörfer Saeffelen, Breberen, Höngen, Havert, Millen, Schalbruch, Isenbruch, Tüdderen, Wehr, Hillensberg, Süsterseel, Gangelt, Hastenrath u. e. a.), auch wohl den ganzen Grenzstrich ungefähr von Herzogenrath bis Erkelenz. Das „gelungene“ Bild ist vom Tuch hergenommen; am Taschentuch z. B. ist die gewebte Kante, die also nicht gesäumt zu werden braucht, „der Sẹləfkąnt“, d. h. der sich selbst Kante ist. Übertragen auf die Gegend und ihre Bewohner, hat man wohl die Entlegenheit und Abgeschlossenheit derselben zum Ausdruck bringen wollen, die weltfremd und unberührt vom pulsierenden Leben altfränkisch, ungehobelt, derb und unwissend bliebe. Zugegeben, dass diese Abgeschiedenheit in mehr als einer Beziehung ungünstig gewirkt hat, darf der Selfkant für sich den Vorzug beanspruchen, seine schlichte, einfache Art, Väterbrauch und -Sitte, seine ehrliche Offenherzigkeit und Derbheit auch heute noch bewahrt zu haben, wodurch er vorteilhaft gegen andere „aufgeklärtere“ Gegenden absticht. In geistlichen Kreisen heisst er scherzweise „das geistliche Mistbeet“, weil keine Gegend des Kölner Erzbistums so viele Geistlichen stellt, jährlich $^1/_8$ bis $^1/_{10}$ der neugeweihten Priester. Wie weit der Name „Selfkant“ in die Geschichte hinaufreicht, weiss ich nicht; ob er über die preussische Zeit (1815) hinaus schon gebräuchlich war, wo die Weṣtgrenze des Herzogtums Jülich sich ziemlich mit der heutigen preussisch-niederländischen deckte, konnte ich bisher nicht in Erfahrung bringen.

## 1. Die Gängelder Mūrepenn.

(Siehe 4. Heft der Volkskunde 1904 S. 282 von Dr. Jos. Müller nach H. Gierlichs.)

Im Volksmunde wird diese Begebenheit, wie jedem Selfkänter wohlbekannt, folgendermassen erzählt:

„Der Feind rückte plötzlich vor die Stadt Gangelt. Die Tore wurden eilig geschlossen, das Bruchtor an Stelle des abhanden gekommenen „Penn“ (Holzpflock) mit einer Möhre. Gangelt schlief ruhig. Am frühen Morgen wanderten die Gänse, die dort scharenweise gehalten wurden, wie alltäglich

zum Bruch. Aber das Bruchtor war zu. Da erspähte eine ihr Lieblingsfutter, die gelbe Möhre. Die war schnell herausgepickt, das Tor ging auf, die Gänse zogen schnatternd zum Bruch. Der Feind, aufmerksam geworden, gewahrte das offene Tor, rückte ein und überraschte die sorglosen Wächter. Seitdem heissen die Gangelter „de Mürepenn“. (Seltsam, die wachsamen junonischen Vögel, die Retter des Kapitols, verraten diesmal eine Stadt.)

Welters „Limburgische Sagen III. Teil, Feesten, Zeden“ teilt dies Schildbürgerstückchen ebenfalls in der mitgeteilten volkstümlichen Form mit (Gänse, nicht Ziegen).

Ferner erzählt der Volksmund: „Ein Geistlicher kam des Weges gegangen und fragte einen arbeitenden Bauersmann in der Nähe von Gangelt: „Ist es wahr, dass die Gänse in Gangelt den Murepenn aus dem Tore gefressen haben, und ihr deswegen „de Murepenn“ heisst?“ Der Bauer war ein Gangelter. „Häär,“ gab der wütend zur Antwort, „Ihr konnt vrüeh sīne, dət Ihr det gessleck Kleed aan hat, aungesch schlög ech öch de Knoke kort on kleen!“ (Herr, Ihr könnt froh sein, dass Ihr das geistliche Kleid anhabt, sonst schlüg ich Euch die Knochen kurz und klein!)

**2.** Die Birgdener heissen „de Perrenge“ (Perreng oder Perm = Regenwurm). Warum, weiss ich nicht.

**3.** Die Sövelder (aus Saeffelen) sind „de Boggesköke“ (Buchweizenkuchen). — Um Fastnacht, beim üblichen Ausritt der Bauernburschen, trabten etliche aus der Nachbarschaft durch Saeffelen, auf der Schulter an einem Besenstiel einen durchlochten Kuchen, um die Bewohner zu verhöhnen. Aber o weh! Die sind verdroschen worden. — Bei einer andern Gelegenheit, einem Sängerfest, erlaubte sich eine übermütige Sängerschar ebenfalls der „Boggesköke“ zu spotten. Da hat es schwere Hiebe gesetzt, und eine Anzahl Zylinderhüte ist jämmerlich zuschanden gegangen.

Die Redensart bezieht sich auf den in der ganzen Gegend beliebten Buchweizenkuchen; der Buchweizen gedeiht auf dem sandigen Lehmboden vorzüglich und wurde früher viel häufiger als heute angebaut. Inwiefern gerade Saeffelen sich durch diese Speise vor den benachbarten Dörfern auszeichnete, weiss ich leider nicht.

4. Berühmt ist ferner „et Küekhover Gaapstöckske“ (Kückhovener Gaffstückchen), ein Bierkrug, dessen Deckel man absichtlich offen stehen lässt. Wehe dem erwischten Übeltäter! — Die Linnicher Lukasgilde machte einen Ausflug und kam durch Kückhoven (Kreis Erkelenz). Übermütig hingen die Maler Heringe an die Telegraphendrähte und sperrten ihnen das Maul mit Schwefelhölzchen auf. Da war es aber Zeit, sich auf die Lappen zu machen. (Ursprung mir unbekannt.)

5. Haaren ist seiner „Hexen“ wegen berüchtigt; ein Volksspruch sagt: „Enn Haare es wohlgevahre, dō es geen Heck af geene Struk, do sprōngt een Hex erūt.“ (In Haaren ist wohlgefahren; da ist keine Hecke oder kein Strauch, woraus nicht eine Hexe springt.) „Dä stet te Haare ant Recht“ = er weiss sich nicht zu raten, noch zu helfen.

6. In Muvert (Montfort in Holl.-Limburg) war „gēē Wär“ (kein Wetter). Die „prozessie“ sollte „uutrekke“. Da schickte der Pastor den Küster hinaus, um nachzuschauen, wie das Wetter wäre. „Härr, ett ess gēē Wär!“ kam der Küster zurück. (Kein Wetter hat im Volksmund die Bedeutung kein gutes Wetter.)

7. In Höngen (Kreis Heinsberg) lebte ein alter Junggeselle. Den wurmte es, dass in der Allerheiligenlitanei „sīne Namenspatrūner“ nicht vorkam, und das ein so grosser Heiliger, Sanctus Arnoldus. Die Nachbarn gaben ihm den Rat, mal mit dem Pfarrer zu sprechen; er wäre ja gut dran, und es käme ihm auf ein fettes Kalb nicht an. Gesagt, getan. Er trug dem Pfarrer sein Anliegen vor und bekräftigte es mit dem fetten Kalb. Das 40 std. Gebet kam, und vor dem Hochamt wurde jeden Tag die Allerheiligenlitanei angestimmt. Nolles stand in gespannter Erwartung. Plötzlich singt der Pfarrer ernst, als wenn nichts wäre: „Sanctus Arnoldus!“ Der Küster ist baff; das hatte er noch nie gehört in der langen Amtstätigkeit; das stand doch nicht im Buch. Er schweigt und antwortet endlich nach langer Pause im Tone des „Ora pro nobis“: „Det stet neet drenne“. Der Pastor singt, ohne eine Miene zu verziehen, weiter: „Krieg ee Kauf, kries ett hauf!“ (Kriege ein Kalb, kriegst es halb!). Und

jubelnd antwortete der Küster unverzüglich: „Ora pro nobis!“ In der Dürener Gegend ist das Stückchen in Verbindung mit dem h. Wilhelm bekannt.

8. In Kempen (Rurkempen) hatte der Küster einstmals bereits Sonntag, der Pfarrer aber erst Samstag. Als sie sich nicht einigen konnten, beauftragte der Pastor den Küster, schnell nach Wassenberg zu laufen und zu sehen, was da in der Kirche wäre. Der Küster sprang hin und streckte eben den Kopf in die Wassenberger Kirche, als der Pastor das Requiem begann. „Aha, der Häär hät recht.“ Und eiligst rannte er heim über Graben und Bach; in einem fort murmelte er vor sich hin: „Räquiem, räquiem!“ Da machte er einen mächtigen Satz über einen Wassergraben — die Gegend ist sumpfig. — Er purzelte, und als er aufstand, hatte er sein „Räquiem“ verloren. Er schlug sich vor die Stirn, er legte den Finger auf die Nase, umsonst. „Dŏ hau ech dech, hie verlor ech dech!“ So murmelte er suchend. Ein Mann kam gegangen. „Köster, watt ess loss?“ „Dŏ hau ech ett, hie verlor ech ett“. „Hat Ihr gett verlore? Watt?“ — — Der Küster murmelte und grübelte und suchte weiter. Der Mann sprach, indem er seinen Rechen von der Schulter nahm: „Sall ech ens met derr Rääk kämme?“ „Haha, Rääk, Räquiem!“ Und spornstreichs eilte er weiter, der Kirche zu. Kopfschüttelnd sah der andere ihm nach, er zeigte mit dem Finger auf die Stirn und meinte: Dä hät se neet mi rechteg.“ (Der ist übergeschnappt.) (4. H. „Volkskunde“ S. 276 S. Wiesbaum!)

9. Von tollen Kirmessen, wildem Durcheinander, Raufen und Lärm heisst es: „Dŏ geng ett düre wie e Karke egen Kerk“. Ursprung: „Die Spanier richteten 1591 in Karken ein schreckliches Blutbad an. Erst waren sie, von Roermond ausziehend, auf einem Beutezuge von den Karkenern mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden. Diese befürchteten Rache, bauten eine Schanze an der Wolfhagener Mühle und hielten Wache. Allmählich liess ihre Aufmerksamkeit nach. Spanische Söldner, die ein fürstliches Brautpaar von Heinsberg nach Roermond geleiteten, bemerkten die Sorglosigkeit der Dörfler, und unvermutet überfiel die spanische Garnison von Roermond den Ort, nahm stürmend die Schanze und metzelte

das Volk nieder. Eine grosse Menge wurde in der Kirche, wohin sie sich geflüchtet hatte, erschlagen. Das Blut floss über die Stufen hinaus. Natürlich ging in der Kirche alles drüber und drunter, kurz und klein. Der Tempel war verwüstet, entweiht, geschändet, und zwanzig Jahre soll kein Gottesdienst mehr darin gewesen sein. Also war es sicher „düre e Karke egen Kerk“.

Eine tieftraurige Begebenheit (aufgezeichnet von einem Zeitgenossen, einem Bauersmann aus Karken) liegt mithin der nur scherzweise angewandten Redewendung zugrunde.

**10.** Ein Stückchen, das im ganzen Selfkant gang und gäbe ist, will ich in Selfkantplatt hiehersetzen: (Bocket.) ēnə būr hau ens e kauf[1]), dət wol net zūpə. hē wǭr ghrāt en dər štąl ǫn led öm ānə venjərə zūkə, du kǭm bəštūər[2]) nǭ öm. hę̄ vərtęldən-öm zi lēt. bəštūər zę̄t: „makd-öm šöt; dą zalət wāl zūpe!“[3]) dət haū e ghēnə ghęk ghəzacht. də būr wǭr šötəmestər. ąch dāch lātər[4]) trǫvə bəštūər ǫpə štrǭət. bəštūər vrǭghdən-öm: „züb-ət kauf?“ „ijǭə!“ zę̄tə būrə. „had ər öm šöt ghəmakd?“ „nę̄ə!“ „watąnə?“ „ech han öm də krūn[5]) ghəšǭrə.“

Zwei Alte stritten sich darüber, ob es ein Schaf oder Kalb gewesen sei. „ech zęk, ęt wǭrə kauf.“ „ən ech zęk, ęt wǭrə-nə hāməl.“

Die Anekdote ist urderb wie des Selfkänters ganzes Wesen.

**11.** Von einem, der sich im Wirtshause oder anderswo bei auffälligen Gelegenheiten breit hinpflanzt oder breitspurig auftritt, heisst es: „də zetǫ zū brēt wi vöchd.“ (Waldfeucht i. Kr. Heinsberg), eine Anspielung auf die selbstgefällige Art und das überstarke Selbstbewusstsein der Bewohner des ehemaligen befestigten Städtchens.

---

1) Kalb. — 2) Pastor. — 3) Die Schützenbrüder gelten allgemein als starke Trinker, wahrscheinlich wegen des häufigen, reichlichen Freibieres. „Hä sübbt wieeene schött!“ — 4) später. — 5) Krone = Scheitelhöhe, hier eine Anspielung auf die Tonsur des Geistlichen. Die Pfarrer galten bei den Bauern bis in die letzten Jahrzehnte als die einzigen Leute der Gegend, die Wein tranken; dazu verstieg sich der schlichte, däftige, sparsame Bauer nicht.



12. Über die Herkunft des Ortsnamens Obspringen (bei Waldfeucht) geht im benachbarten Haaren folgendes Stückchen: Ehemals stand an der Stelle des heutigen Dorfes nur ein Bauernhof. Arme Haarener Leute gingen jeden Winter dorthin dreschen. Die geizige „Halvəšə“ (Bäuerin, Frau des Pächters) kochte in dieser Zeit für die armen Drescher, die einen sprichwörtlichen Hunger entwickeln — „hē əsū hǫl wī ənə šūrədę̄šər“ (hohl = hungrig wie ein Scheunendrescher) —, schlechtes Essen, nicht einmal ląnjk ǫn mäghər, sondern wenig und schlapp; es fehlte an beiden Seiten, an Güte und Menge. Sobald die hungrigen Drescher zu Tisch gingen, sagten sie mit sauersüsser Miene zueinander: „dǭmet kǫnə wīr wal ǫpšprenje“. Nahte die Dreschzeit wieder, so hiess es deswegen bald allgemein: „ghont wər bau nǭ Opšprenje?“

13. Zu erwähnen wäre auch „rǭər on karkər wēınt“ (Braunsrather und Karkener Wind, d. h. Windschneider, Windbeutel).

14. Dass die holländische und preussische Grenzjugend wenig Freundschaft gegenseitig bekundet, dürfte wohl selbstverständlich sein. Wir schimpften die Holländer, die grossenteils keine Schule besuchten, und besonders in „Pōtbrōk“ (Putbroek, ein Dorf in der gleichnamigen Sumpfniederung zwischen Echt und Roermond) als halbwilde Wald- und Naturmenschen aufwuchsen: „hǫlęnjər, brǭbęnjər, šp̨ękvrę̄tər, kukūk!“ (Holländer, Brabanter, Speckfresser, Kuckuck!) Sie entgegneten mit: „rǫtə prǖš!“ (fauler, schlapper Preusse!)

Diese Proben selfkäntischer Schildbürgerstückchen und Ortsneckereien mögen fürs erste genügen. Die vorstehenden vermochte ich ohne weiteres aus dem Gedächtnisse niederzuschreiben, da ich sie als Knabe und Bursche hundertmale vernommen und wiedererzählt habe. Sie lassen sich bei einigem Nachforschen bedeutend vermehren.

Anführen will ich noch eine Anzahl Spitznamen, deren sich viele Dörfer in näherer und weiterer Entfernung von Rur und Maas erfreuen.

Die Bewohner von Stahe (bei Gangelt) schimpft man „Stǭer Sąnt“, weil dort viel weisser Sand (Dünensand) gegraben wird, den die Staher Fuhrleute mit der Karre in der

ganzen Gegend von Haus zu Haus feilhalten; man streut ihn in die frisch geschrubbten Zimmer. Ähnliches müssen sich die Einwohner des benachbarten Gilrath gefallen lassen, wo dieser Sand ebenfalls reichlich gefunden wird: „Gellrǫer Sąnthaase“. Da die Staher Fuhrleute mit alten, abgerackerten Gäulen ihren Sand von Tür zu Tür fahren, heisst in meiner Heimat ein unbrauchbar gewordenes, abgetriebenes Pferd „ēnə štöər zanthenjs“ (Staher Sandhengst). „dän kanə ānə zantkär španə“ (noch gut genug für die Sandkarre). Die von Grotenrath (Kr. Geilenkirchen) sind die „Heelapper“ (Heideabhauer), weil das Aushacken des ganze Strecken bedeckenden Heidekrautes, das wegen Mangels an Stroh zu Viehstreu, auch wohl als Brennstoff dient, dort gang und gäbe ist. Grotenrath, früher teils nach Teveren, teils nach Scherpenseel eingepfarrt, feierte Christi Himmelfahrt als besondern Festtag; wie eine Dorfkirmess. Das Fest hiess kurz und bündig „dər ūs“, d. h. unseres lieben Herrn Tag, den wir von altersher als unsern besondern Festtag feiern. Davon ging in der Umgegend die Rede: „lǫt ǫs nǭ ghrǫtərǭ ghǫnə, dǭ virən zə dər »ūs«, dǭ ghęfd-ət bǫkəskōkəvlā met ęrpəlskrütšə!“ (Lasst uns nach Grotenrath gehen, da feiern sie „dər ūs“, da gibt es Buchweizenkuchenfladen mit Kartoffelkraut! Darin liegt Spott und Hohn, da um Christi Himmelfahrt Dörrobst und Apfelschnitzel längst aufgebraucht waren, also keine Apfeltorten gebacken werden konnten.) Schaufenberg (bei Alsdorf) und Dürwiss (bei Eschweiler a. d. Inde) sind berühmt als „Kaafsäck“, also steife, feste Bauern; denn mit Kaaf bezeichnet man die Hüllen und Deckblättchen des Getreides, der Halmfrüchte, die beim Wannen (Reinigen) hinten herausfliegen und als Viehfutter und zum Füllen der Betten Verwendung finden. Die Einwohner von Höngen (Landkreis Aachen) sind die „Hünjer Köh“ (Kühe), d. h. plump und habsüchtig, ebenso „Hääler Köh“ (Hehlrath bei Eschweiler). Von letztgenanntem Orte ist folgendes Stückchen bekannt. In der ½12 Uhr-Messe im Aachener Münster, die bekannt ist durch ihr unendlich langes, bandwurmartiges Gesinge der Lieder der sogen. deutschen Singmesse, sang ein Hehlrather (eenə Hääler) im Schlussgesang (Nun ist das Lamm geschlachtet)

statt „Du bist bei uns zugegen", „Du bist aus unserer Gegend". Ein neben ihm stehender Aachener fragte ihn darob harmlos, woher er komme. „Uss Hääler." Darauf meinte der Aachener Schalk: „Nu weess ech ǫch, wu van dann use Häärghott ess" (aus Hehlrath). Dasselbe wird von der Erkelenzer Gegend erzählt. Als eitle Gecken gelten in der Stolberger Gegend die Leute von Weisweiler und Langerwehe (Kr. Düren) „Wiswiller Rään (Regen) enn Langerwier Wenk" (Wind).

Die Mausbacher heissen „de Wölleklǫss". Die Bewohner von Büsbach, Dorf, Freund usw., die ehemals zum Münsterland (Reichsabtei Cornelymünster) gehörten, sind „de Mönsterlänjer". Während der Büsbacher Sommerkirmess, die von der benachbarten Stadt Stolberg sehr besucht zu werden pflegt, ist Reisbrei das althergebrachte Lieblingsgericht. Darüber sagt der Volksmund: „Modder, düen der Knävel op de Düer, söns komme di pästelingse Stolberger un vrässe onz der Bri!" (Mutter, tu den Knebel [Wirbel, Riegel] auf die Tür, sonst kommen die porzellanenen [d. h. Händler] Stolberger und fressen uns den Brei!) Die Bewohner von Linden-Nausen (bei Höngen) erfreuen sich des Spitznamens „Klööse", weil St. Nikolaus ihr Pfarrpatron ist. Hastenrath (bei Eschweiler) hat sich den Beinamen der „Böeschknäpper" erworben, wohl weil die Bewohner nicht allzu redlich in den benachbarten grossen Waldungen Brandholz mausen sollten. Ferner werden sie „Krammetsvöggel" zubenannt; ihre Herbstkirmess führt den Namen „Krammetsvogelkirmess", die abgeschaffte Stolberger Frühkirmess war die Nesselkirmess oder Brennesselkirmess, vermutlich weil um diese Zeit des Jahres ausser den jungen Nesseln noch kein grünes Gemüse zu haben war. Die St. Martinikirmess in dem oben erwähnten Mausbach heisst die „Vrässkermess"; sie hat den Ruf, dass dort mächtig geschmaust wird. Ähnlich lautete im Selfkant eine tropische Figur „de vrät-zint-Märte" (Fress-Sankt-Martin), weil für die damit verbundene Kirmess ausserordentlich viel gebacken, also sehr viel gegessen wird. St. Tönes (bei Krefeld) gilt als „Süp-zin-Tüünes" wegen der angeblich starken Trinkgelage. In Teveren wird St. Antonius (17. Januar) ver-

ehrt. Ehemals verzehrten die Bauern an seinem Festtage halbe Schweinsköpfe, Schinken usw.; man sprach vom „Verəkəs Tünəs“ (Schweine-Ant.).

Andere der von Herrn Dr. Jos. Müller nach Schmitz, Gierlichs u. a. wiedergegebenen Streiche kehren im Limburgischen wieder. So gemahnen die sieben Schöffen zu Eis (Südlimburg) an die sieben klugen Schwaben; sie steckten vor und nach jeder Sitzung eine Faust in den weichen Grund und zählten die Löcher, dieweil der alte Schulze nie die Zahl 7 beim Abzählen erreichte. Sie beschlossen auch, ihre Kirche zu verschieben, weil sie zu weit ablag. In der überlangen Ratssitzung, in der dies Werk beschlossen wurde, schliefen einigen die Beine ein, so dass sie in helle Verzweiflung gerieten. Ein Schweinehirt machte der Not der weisen Mannen ein Ende, indem er mit einer Gerte zwischen sie fuhr, worauf sie erschreckt aufsprangen und glücklich ihre Beine wiederfanden. Als sie die Kirche verschoben, legten sie ihre Röcke an die andere Seite, um die Bewegung genau feststellen zu können. Ein Dieb stahl sie, und die hocherfreuten Ratsmannen meinten, die Kirche wäre über sie weggerutscht. Sie feierten fröhlich. Den Mond, den sie im Wasser des Baches sich spiegeln sahen, hielten sie für einen fetten holländischen Käse. Den konnten sie wegen der steilen Ufer und des tiefen Wassers nur erreichen, indem sie sich an eine Weide hängten, die schräg hinüberragte. Im Nu hing das gesamte Schöffentum von Eis am Weidenbaum, Jan, der Schmied obenan. Aber dem war die Last zu schwer; er konnte sich nicht mehr halten und wollte wie sonst mal kräftig in die Hände spucken. Und alle ertranken; daher gibt es in Eis keine Schöffen mehr. (Jos. Habets in Welters „Limburgsche Sagen“ I. S. 221/222.)

Was E. Gieseking im 2. Heft des 3. Jahrg. 1906 in seinem hübschen launigen Gedicht „De giftge Wörm“ erzählt, teilt mit unerheblichen Abweichungen Welters I S. 192/195 unter der Überschrift mit: „Weerter Heldenmoed of de Rogstekers“ (Weert in Holl.-Limburg bei Roermond). Ein Fischhändler brachte einen Stör aus Holland nach Roermond. Auf dem holperigen Pflaster des Städtchens Weert fiel der Fisch

von der Karre, ohne dass der Führer es bemerkte. Die braven Weerter hielten das unschuldige Tier für ein schreckliches Ungetüm und rückten ihm eben mit Mistgabeln, Dreschflegeln und ähnlichen Waffen zu Leibe, als der durch das Geschrei aufmerksam gewordene Händler seinen Verlust gewahrte und den Fisch lachend auf sein Fahrzeug legte.

Diese Übereinstimmung wundert uns weiter nicht, da die Limburger Bürger uns in Herkunft, Sprache und Sitte so nahe verwandt sind.

---

# Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden *)

Von **Paul Sartori.**

## I. Hexen, Werwölfe und andere dämonische Gestalten.

### a. Hexen.[1])

1. Kreuzwege im Walde, alleinstehende alte Bäume, Hohlwege, Teiche, Übergänge über Bäche waren Aufenthaltsorte für Hexen. Auch unheimliche Geschichten aller Art, namentlich von Bann- und Werwölfen, knüpfte man an solche Orte (Kr. Halle).

2. Am 1. Mai, wenn die Hexen nach dem Blocksberge ziehen, muss man auf einen Kreuzweg eine Egge legen und sich darauf setzen, dann kann man die Hexen auf Besenstielen und Ziegenböcken vorbeireiten sehen. Die oberste

*) Die königl. Regierung in Minden hat in den Jahren 1904 bis 1905 in ihrem Bezirk eine Umfrage nach volkskundlichen Überlieferungen veranstaltet, wobei die in unserer Zeitschrift I, S. 3 ff. abgedruckte Anweisung zugrunde gelegt worden ist, Der hauptsächlich von Amtmännern, Gemeindevorstehern. Geistlichen und Lehrern gesammelte Stoff ist in dankenswertem Entgegenkommen vom Herrn Regierungspräsidenten Dr. Kruse unserem Verein zur Bearbeitung überwiesen worden. Die hier begonnenen Zusammenstellungen beruhen ausschliesslich auf diesen Sammlungen.

[1]) Vgl. unsere Zeitschrift II, S. 82 ff. Dazu noch: Hartmann, Bilder aus Westfalen, S. 124 ff. Weddigen und Hartmann, Der Sagenschatz Westfalens, S. 177 (Hexentanzplätze), 329 ff.

der Hexen fährt in einem mit vier Ziegenböcken bespannten Glaswagen. Am andern Morgen bei der Rückkehr kann man alle Hexen erkennen (Ovenstädt, Kr. Minden). Oder: Man stellt zwei Eggen auf einen Kreuzweg und setzt sich darunter (Heimsen, Kr. Minden).

3. Wer in der Nacht auf Maitag an einem Kreuzweg unter einer Egge sitzt, kann den Marsch der Hexen zum Blocksberg beobachten. Ein Witzbold wollte das versuchen. Zufällig kam seine Frau, die Abendluft zu geniessen, in Begleitung ihrer Katze. Diese brummte und schmiegte sich um den Mann herum, als wollten alle drei zum Blocksberg wandern (Neuenknick, Kr. Minden).

4. Zwei Schwestern waren Hexen und ritten in der Mainacht zum Blocksberg, wollten aber ihre jüngste Schwester nicht mithaben. Sie sagten: „Stipp in, stipp an, aber keinerwärts an“, und dann ging es durch die grosse Tür und geradenwegs zum Blocksberg. Die Schwester hatte durch das Schlüsselloch geguckt und es falsch verstanden. Sie sagte: „Stipp in, stipp an, stipp allerwärts an“. Da kam sie ganz mürbe auf dem Blocksberg an (Heimsen, Kr. Minden).

5. Wo jetzt Tiemann Nr. 55 wohnt, soll früher eine Scheune gestanden haben, daher heisst der Ort noch „Schürenplatz“. Hier kamen früher jeden Abend um 12 Uhr alle Hexen des Dorfes zusammen und tanzten auf dreibeinigen Ziegenböcken. Die Hexen hatten die Gestalt von Tieren, die meisten waren schwarze Katzen (Südlengern, Kr. Herford).

6. Beim Tiemannschen Hause liegt eine dreieckige Wiese, die noch heute der Hexenplatz heisst. Hier haben die Hexen in der Walpurgisnacht getanzt. Einst ging in dieser Nacht ein Junge mit einem Mädchen dort vorbei. Der Junge blieb stehen und sagte zum Mädchen: „Siehst du deinen Hexenmeister dort tanzen?“ Sofort kamen die Hexen heran. Der Junge sprang über die Hecke bei Tiemann und wurde gerettet, dem Mädchen aber kratzten sie die Augen aus (Südlengern).

7. Die Einwohner von Fürstenberg (Kr. Büren) werden noch jetzt als „Hexenverbrenner“ geneckt. Dort soll früher

ein Hexengericht bestanden haben, und die Verurteilten sollen auf einem noch jetzt bekannten Platze verbrannt worden sein.

8. Auf zwei grösseren alten Grenzsteinen im Berge auf der Scheide zwischen Lübbecke und Gehlenbeck ist je ein Kreuz eingemeisselt und zwar auf der Lübbecker Seite. Die Sage geht, dass man den von Gehlenbeck kommenden Hexen durch die Kreuze den Weg nach Lübbecke unmöglich machen wollte.

9. Legt man einen Besen vor die Tür, so kann keine Hexe hinüber. Sie nimmt ihn darum auf, und daran kann man sie erkennen. Die Hexen behexen gewöhnlich durch Sachen, die sie entleihen. Kommt eine ins Haus, so schlägt man drei Kreuze, dann kann sie nicht schaden. Übrigens starb die letzte Hexe vor 15 Jahren (Heimsen, Kr. Minden).

10. Um das Brot gegen Hexerei zu schützen, wurde beim Anmengen des Teiges sowie beim Abschneiden des Brotes ein Kreuz gemacht (Heepen, Kr. Bielefeld).

11. Vor langen Jahren war in Südlengern (Kr. Herford) eine Frau, von der man sagte, dass sie dem Vieh etwas antun könnte. Eines Morgens waren bei einem Bauern den Pferden die Mähnen geflochten, und sie wollten nicht fressen. Da fiel dem Bauern ein, dass er der Hexe noch nichts von einer geschlachteten Kuh gebracht habe. Er schickte die Magd mit einem schönen Stück Fleisch hin. Abends stand der Bauer in der Häckselkammer, da kam die Hexe ganz leise ins Haus, trat vor den Pferdestall, murmelte einige unverständliche Worte und ging dann fort. Sogleich fingen die Pferde wieder an zu fressen.

12. Allgemein ist der Glaube, dass das Vieh des Landmannes leicht behext werden kann, und noch heute glauben viele, dass gewisse Menschen die Gabe besitzen, ihrem Vieh durch Berührung oder blosses Besehen oder geheime Zaubersprüche Schaden zuzufügen. Die Wirkungen sind Krankheit, Verweigerung der Annahme des Futters, Blauwerden der Milch u. dergl. Man nimmt dann seine Zuflucht zu Zaubersprüchen und solchen Menschen (Hexenmeistern, Teufelsbändigern), die durch Besprechen den bösen Geist bannen und im Ständerloch des Stalles zukeilen oder zupflöcken

(Kr. Halle). Auch Dill, im Stalle aufgehängt, hilft gegen Hexerei (Ovenstädt, Bierde, Kr. Minden).

13. Dem Heuerling N. in Friedewalde (Kr. Minden) gaben die behexten Kühe blaue, lange Milch, so dass er nicht buttern konnte. Auf Anraten eines Hexenmeisters stellte er eine Satte Milch auf den Kreuzweg des Dorfes. Wer die Satte anrührte oder umwarf, der hatte auch den Zauber auf seine Kühe übertragen. In Leteln bei Minden herrschte derselbe Brauch. Wenn die Milch dagegen rot gefärbt war, so musste die Kuh durch einen Astring (Knorren) von Eichenholz gemolken werden.

14. Blaue Milch von behexten Kühen wird in gute umgewandelt, wenn man eine Schale voll in der Geisterstunde von 12—1 Uhr auf einen Kreuzweg trägt und sich hütet, irgend einem zu begegnen und ein Wort zu sprechen (Ilvese, Kr. Minden). Behexte Milch, die nicht buttert, muss man im Butterfass in ein Nachbarhaus bringen und da buttern (Heimsen, Kr. Minden). Oder die Hausfrau stellt sich mit der Butterkarre auf einen Kreuzweg, wo die Hexen ihre Macht verlieren (Ostscheidt, Kr. Herford). Oder man holt einen Strohhalm vom Hause dessen, den man im Verdacht hat, die Milch behext zu haben, und tut ihn in die Butterkarre (Rahden, Kr. Lübbecke).

15. Wenn man von andern Leuten Milch geholt hat, so kann man nur dann ungefährdet vor Hexenspuk über die Strasse kommen, wenn man damit über einen Kreuzweg geht und etwas Salz hineintut, sonst ist sie giftig (Ovenstädt, Leteln, Kr. Minden). In Leteln wurde früher auch den Kühen beim ersten Austrieb auf die Weide ein schmales, mit Salz gefülltes Säckchen um die Hörner gebunden, um die Hexen abzuwehren.

16. Wenn die Kuh kalbt oder ein Schwein seine Jungen wirft, so darf kein Wort im Hause gesprochen werden, der eintretende Fremde wird mit keinem Worte begrüsst, auch darf ihm kein Stuhl angeboten werden, sonst müssen die neugeborenen Tiere, auch das Muttertier, sterben (Todtenhausen, Kr. Minden).

17. Wenn eine Kuh nach dem Kalben etwas zu saufen

bekommt, so wird eine Schere oder sonst ein Gegenstand von Stahl hineingeworfen gegen Behexung. Auch wird die melk gewordene Kuh mit Salz überworfen. Wird Milch von einer solchen Kuh über den Weg hin verkauft, so muss Salz hineingeworfen werden, damit bei der Kuh sich die Milch nicht verliert. Geht eine melk gewordene Kuh aus dem Hause, so wird ein Gegenstand von Stahl, etwa ein Beil, hingelegt, worüber sie gehen muss, um nicht behext zu werden (Eisbergen, Kr. Minden).

18. Um Behexung des Viehes zu hindern, legt man, wenn die Hexe kommt, zwei Strohhalme in Kreuzesform übereinander auf die Tenne. Oder man legt auf die Schwelle der Stalltür einen scharfen Gegenstand, Beil oder Messer (Rahden, Kr. Lübbecke). Auch neugekauftes Vieh muss über ein Beil in den Stall treten (Blasheim, Kr. Lübbecke; Ovenstädt, Kr. Minden).

19. Wer am 1. Mai etwas leiht, der hat Unglück im Viehstall (Rahden, Kr. Minden.)

20. Am Abend vor dem 1. Mai wurden an den Stalltüren drei Kreuze gemacht, damit die Hexen den Tieren nichts anhaben könnten (Kr. Herford). Auch sonst macht man an die Stalltür Kreuze von Kreide (Spenge, Enger, Kr. Herford; Brackwede, Kr. Bielefeld) oder von Holz und Eisen (Ostscheidt, Kr. Herford). Auch an den Stirnketten der Kühe bringt man kleine Eisenkreuze an (Ostscheidt. — Jöllenbeck, Kr. Bielefeld. — Kr. Halle). Auch wenn beim Buttern die Butter nicht kommen wollte, wurde an die Kuhkette ein Kreuz gehängt (Heepen, Kr. Bielefeld).

21. Vor etwa 60 Jahren starb im Amte Borgholzhausen (Kr. Halle) ein Mann, der nebenbei Kuhhandel trieb. Jede Kuh, die er kaufte und in den Stall brachte, musste am Eingange des Hofes über ein paar Strohhalme gehen, die kreuzweise übereinander gelegt waren. Auf den Eingang in den Stall wurde wieder ein Kreuz gelegt und an der Kette, mit der sie angebunden wurde, hing am Kopfstück ein aus Stahl geschmiedetes Kreuz.

22. Wenn ein Schwein behext ist, dass es nicht frisst, schneidet man ihm Haar ab, wirft es ins Feuer und sagt:

„Da, Hexe, dar zappele uppe“. Das wird dreimal wiederholt (Bierde, Kr. Minden).

23. Wenn die Ferkel früher nicht frassen, so glaubte man, sie seien behext, und ging mit ihnen zu einem Manne in der Nachbargemeinde Wüsten, der sie von den Hexen befreite. Jetzt ist man dahintergekommen, dass den Ferkeln die Zähne abgekniffen werden müssen, was denn auch immer geschieht (Exter, Kr. Herford).

24. Ein buntes Schwein kann nicht behext werden (Ovenstädt, Kr. Minden)[2]).

b. Werwolf.[3])

1. Zwei Eheleute kamen von einer Hochzeit in Päpinghausen. Plötzlich verschwand der Mann hinter einem kleinen Busche. Alsbald sah sich die Frau von einem Werwolf verfolgt, der fortwährend in ihren Duffert (roten Rock) biss. Die Frau suchte den Unhold durch Weissbrotstücke, die sie ihm nach und nach hinwarf, von sich fern zu halten. Die „Stutenplocken“ wurden von dem Werwolf gierig verschlungen. Als die Frau in die Nähe menschlicher Wohnungen kam, war er verschwunden. Bald fand sich auch der Mann wieder ein und wollte von dem Geschehenen nichts gesehen haben. Als beide in ihrer Wohnung angelangt waren und die Frau ein Licht anzündete, sah sie an den roten Wollfasern, die ihr Mann zwischen den Zähnen sitzen hatte, wer der Werwolf gewesen war (Dankersen, Kr. Minden).[4])

2. Eine Frau ging von Südlengern nach Kirchlengern (Kr. Herford). Auf der Brücke begegnete ihr ein Werwolf, der sie nicht vorbeigehen lassen wollte. Da fiel

[2]) Zu den Mitteln gegen Behexung des Viehes vergl. noch Kuhn, Westfäl. Sag. 2, S. 28, 62. Hartmann, Bilder aus Westfalen, S. 122 f. Hüser im Jahresber. d. Gymnas. zu Warburg, 1898, S. 9.

[3]) Vergl. unsere Zeitschr. 2, S. 85. Dazu noch Weddigen und Hartmann, Sagenschatz Westfalens, S. 112, 171 f., 324 ff. Aus dem Reg.-Bez. Minden werden noch Werwölfe erwähnt in der Ebenöde von Oeynhausen bis Vlotho und auf dem Wege von Enger bis zur Babilonie (in der Neujahrsnacht): Niedersachsen, 8, S. 90.

[4]) Vergl. Hüser, a. a. O. S. 9.

sie auf ihre Kniee und betete das Vaterunser. Sofort verschwand der Wolf.

3. Ein Schuster zu Lahde (Kr. Minden) war ein beherzter Mann und rühmte sich: „Ich fürchte mich vorm Deubel nich". Eines Abends ging er nach Hause. Im Felde stand ein Pflug im Acker, darauf sass der „Büxenwulf" mit drei brennenden Kerzen auf dem Hute. Der Schuster fasste seinen Knotenstock fester und ging auf das Ungetüm los. Als er aber zum Schlage ausholen wollte, flog der Stock aus seiner Hand, und mit einem mächtigen Satze sass der Büxenwulf auf dem Rücken des Schusters. Der konnte sich nicht von dem Ungetüm befreien und musste es die ganze Nacht im Felde herumschleppen. Am andern Morgen fand man ihn ohnmächtig am Eingange des Dorfes. Nach drei Tagen war er tot.

4. In der Gemeinde Heimsen (Kr. Minden) gibt es jetzt zwei „Böxenwölfe". Durch den neu zugezogenen hat der alte Ruhe. Sonst hätte er einen suchen müssen, der es von ihm lernte, oder er hätte nicht sterben können. So hatte der alte die Kunst auch von seinem Vater erst angenommen, als der in den letzten Zügen lag und nicht sterben konnte. Ein Böxenwolf trägt einen ledernen Riemen, durch den kann er sich in einen Hund oder in ein Fohlen ohne Schweif verwandeln. Des Nachts hängt sich der Böxenwolf den Wanderern hinten auf den Rücken und treibt sie wild umher. Von beiden Böxenwölfen werden genaue Einzelheiten erzählt, und ein Mädchen schlug den jüngeren mit der Begründung aus, sie nähme keinen Böxenwolf.[5])

### c. Hackelberg.[6])

1. Drei Tage vor und zwölf Tage nach Weihnachten zieht Hackelberg mit seinen Hunden umher und sucht in die Häuser einzudringen. Darum muss man die Türen stets geschlossen halten. Gelingt es ihm, in ein Haus zu kommen, so lässt er einen seiner Hunde am Feuerherde liegen. Dieser

[5]) Über den Böxenwolf s. Herz, Der Werwolf, S. 87 f.

[6]) Vergl. Kuhn a. a. O. 2, S. 6 ff. Weddigen und Hartmann, Sagenschatz Westfalens, S. 15 f., 371 f.

nährt sich von dem Rauch des Herdes. Im nächsten Jahre wird er von Hackelberg wieder abgeholt (Ovenstädt, Kr. Minden). Kolon Deerberg in Dankersen Nr. 15 hat ein Jahr lang einen von Hackelberg gebrachten Hund hinter dem Herde gehabt.

2. Hackelbergs Frau wollte an einem Weihnachtstage zum Abendmahle gehen. Ihr gottloser Mann aber sagte, er wolle seinen Teil am Himmel lieber verjagen. Zur Strafe dafür muss er in den dunkelsten Nächten des Jahres die Lüfte durchziehen (Dankersen, Kr. Minden).

3. Zwischen Weihnachten und Neujahr darf man das Haus nicht offen lassen, sonst kommt Hackelberg ins Haus mit sieben Hunden (Heimsen, Kr. Minden).

4. Hackelberg bringt Segen und Unsegen, je nachdem wie er einem Menschen gesinnt ist. So nimmt er z. B. dem einen das Geld ab, um einen andern, Bedürftigen, damit zu beglücken (Ilvese, Kr. Minden).

### d. Ewiger Jude.

Der ewige Jude heisst bei den Dorfbewohnern der „Laufjude“. In einem Dorfe bei Warburg trieb man mit einem alten, kindischen Manne, der ihn zu sehen wünschte, den Scherz, dass man ihn von einem Hause ins andere schickte. Wo er hinkam, wurde ihm gesagt, der Laufjude sei schon nach einem anderen Hause gegangen.

### e. Feuriger Drache.[7]

1. Wenn der „Schlingsteert“ (feuriger Drache, auch Langwams genannt) über jemandem in der Luft schwebt, dann werden seine Wünsche erfüllt (Bierde, Kr. Minden).

2. Zwischen Weihnachten und Neujahr schwebt Langwams in der Luft herum, so lang wie ein Windelbaum (Heimsen, Kr. Minden).[8]

---

[7]) Vergl. Kuhn a. a. O. 2, S. 26 f. Hüser a. a. O. S. 22.

[8]) In „Niedersachsen“ 2, S. 9 heisst es dagegen (aus der Mindener Gegend): „Den Wodan stellt man sich als wilden Jäger mit feurigem Schweif und kurzem Wams vor und nennt ihn daher auch wohl etwas despektierlich „Kortwämsken“.



3. Brände, deren Entstehung nicht zu erklären war, glaubte man früher vielfach durch „Heerbrand" verursacht, d. h. durch Sternschnuppen, die sich vor Zeiten einmal auf die betreffenden Häuser niedergelassen hatten. Sah daher jemand eine Sternschnuppe fallen, so ergriff er, um das Unglück wenigstens auf längere Zeit von seinem Hofe fern zu halten, sein Haupthaar und sagte dabei: „Heerbrand, stoh! seo vil Hoore, seo vil Johre!"

### f. Irrlichter.

Hatte sich jemand des Abends verirrt, so gab er den Irrwischen und Irrlichtern, die angeblich aus den Sümpfen aufstiegen, die Schuld, da er glaubte, diese in weiter Ferne sich zeigenden Lichter hätten ihn verführt und wären nur durch das Anzünden der Pfeife verschwunden.[9])

### g. Korndämonen.

1. Damit die Kinder sich nicht im aufwachsenden Korn umhertollen und es zertreten, werden sie bange gemacht mit dem „Tittewîf". Um Erbsenstehlen zu verhindern, wird bloss an den Erbsenbock erinnert Beide nehmen unartige Kinder mit (Friedewalde, Kr. Minden).

2. Kinder, die sich beim Blumenpflücken zu weit ins Korn wagen, reisst das Roggenweib an sich und verdirbt sie (Ostscheidt, Kr. Herford).[10])

### h. Mahr.

1. Es gibt Menschen, die sich nachts in ein tierartiges Wesen verwandeln. Im vergangenen Sommer bezeichnete

---

9) Feuer bricht den Zauber. „Geht man irre, so kommt das meist von einem bösen Geiste. Man soll dann auf irgend eine Weise Feuer machen, und sofort hört die Einwirkung desselben auf (Düdinghausen)". Hüser, a. a. O. S. 15 — Irrlichter machen sich davon, als einer Stahl und Schwamm nimmt und Feuer schlägt: Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes, 166. Stiftung eines ewigen Lichtes scheucht Irrlichter: Schönwerth, A. d. Oberpfalz, 2, S. 101. Man kann diese unschädlich machen, wenn man Schwefel oder Schwefelhölzchen bei sich trägt und ihnen zu geben verspricht: Grohmann, Abergl. a. Böhmen u. Mähren, S. 21.

10) Vergl. Wuttke, D., Deutscher Volksabergl. 53. Mannhardt, D. Korndämonen, S. 19 ff. (Hier die Bezeichnung Tittewîf aus der Harzgegend).

man in Lahde (Kr. Minden) öffentlich einen Mann, der als „Nachtmurd" sein Wesen treiben sollte. Er kam nachts durch verschlossene Türen in die Schlafzimmer, legte sich auf die Brust der Schlafenden und suchte sie zu ersticken. Die gequälten Menschen erwachten beim Morgengrauen, waren in Schweiss gebadet und konnten tagelang nicht arbeiten. Ein Büschel Jakobskreuzkraut schützt vor dem „Nachtmurd".

2. Wenn man das Schlüsselloch zustopft oder die Pantoffeln so vor das Bett stellt, als ob man aufstehen will, können einem die Nachtmorten (Nachtmarder) nichts anhaben. Sonst reitet der Nachtmorte auf einem und drückt einem den Hals zu (Heimsen, Kr. Minden).

### i. Zwerge.[11])

1. Allgemein war der Glaube, die in der Erde wohnenden Zwerge hätten ein besonderes Wohlgefallen an den neugeborenen Kindern der Menschen, nähmen in der Dunkelheit das Kind aus den Armen der Mutter und legten ihren eigenen Säugling, den Wechselbalg, hinein. Weil sie das Licht scheuen, erhellte man den Raum, in dem das neugeborene Kind sich befand, sorgfältig, und so macht man es in den meisten Fällen gewohnheitsmässig noch bis auf den heutigen Tag (Kr. Minden).

2. Unglück unter dem Vieh ist häufig darauf zurückzuführen, dass die aus dem Stalle in die Erde sickernde Jauche die unterirdischen Zwerge belästigt. Wechselt man die Stallungen, so ist das Übel vorbei (Seelenfeld, Kr. Minden).

3. Wenn ein Bäcker am Abend gesäuert hatte und am andern Morgen in die Backstube trat, so war das Brot fertig geknetet und in den Ofen geschoben. Er brauchte es nur herauszuziehen. Der Bäcker liess sich das gern gefallen und ermahnte seine Frau nur ja nicht neugierig zu sein. Da diese aber ihre Neugier nicht zügeln konnte, schlich sie sich eines Nachts leise zur Backstube. Da sah sie zwölf kleine

[11]) Zwerge im Minden-Ravensbergischen: Weddigen und Hartmann, Sagenschatz Westfalens, 12 ff.

Männchen fleissig bei der Arbeit. Als aber die Zwerge die Frau bemerkten, verschwanden sie auf Nimmerwiedersehen (Friedewalde, Kr. Minden).

---

# Die Wollindustrie zu Dudeldorf.

Von **J. Schreiber** in Trier.

## I. Die Wollspinnerstube.

Dudeldorf, ein 800 Seelen zählender Flecken der Vordereifel, im Kreise Bitburg gelegen, hat eine nicht unbedeutende Vergangenheit, die es neben dem Freiheitssinne seiner Bewohner einer für ihre Zeit bedeutenden Wollindustrie verdankte, die jedoch, weil blosse Hand- und Hausindustrie, unterging, als um die Mitte des 19. Jahrhunderts sich Maschinen- und Fabrikbetrieb alles Gewerbes bemächtigten. Die dürftigen Überreste derselben verdienen ihre Erhaltung, welche sie in der Ausstellung des roten Hauses zu Trier, wenn auch nur teilweise, gefunden haben, und mögen im Folgenden eines Schriftdenkmals gewürdigt sein.

Weber und Spinner bildeten in bürgerlicher Hinsicht eine vereinigte Korporation, deren Zunftbuch, welches bis vor wenigen Jahren erhalten war, Aufschluss über Zahl und Aufnahme der zünftigen Mitglieder, über Gewährung und Ursprung verschiedener Zunftrechte und Privilegien, sowie über Zubilligung von Darlehn und Unterstützungen an Mitglieder gab.

In kirchlicher Beziehung bildeten sie zwei getrennte Bruderschaften mit besondern Schutzheiligen, deren Standbilder sich bis heute in der Kirche vorfinden. Die Weber verehrten den heiligen Paulus als ihren Patron, weil die Apostelgeschichte erzählt, dass dieser zu Korinth sich als Zelttuchweber seinen Unterhalt erworben. Die Spinner dagegen hatten mit den Schuhmachern gemeinsam den heiligen Chrispinus als Patron, der eine kleine Garnwinde als Symbol in der Hand trägt, welche daran erinnern soll, dass die Christenverfolger dem Heiligen, der seines Zeichens ein

Schuster gewesen, die Därme auf eine Haspel gewunden hätten. Die Weber galten als die bedeutendere Klasse, wie sie überhaupt das Patriziertum des alten Städtchens darstellten; stolz und protzig schauten sie auf die Spinner herab und nannten sie „Pläckerten“, welcher Schimpfname bis heutigen Tages eine geringe, ärmliche Volksklasse bezeichnet. Dass ihnen diese das zu ihrem Gewerbe unentbehrliche Material lieferten, erhöhte deren Wert in ihren Augen nicht, gab ihnen vielmehr das Bewusstsein, dass sie als die Ernährer der Pläckmächer diese in gehörigem Respekt erhalten müssten. Wir folgen den Leuten einmal in ihre Werkstätten und treten zunächst in eine Spinnstube ein, um die primitive Einrichtung sowohl als das emsige Treiben daselbst in Augenschein zu nehmen. Der Raum ist so beschränkt, dass kaum Platz für ein paar Stühle übrig bleibt, denn die Spinnstube ist zugleich Wohnstube, in welcher alles, selbst der Tisch der handwerksmässigen Beschäftigung weichen muss. Derselbe ist länglich rund, mit einem schmalen Schnabel in einem drehbaren Charniere an die Wand befestigt und zum Aufhängen eingerichtet. Der zweibeinige Fuss hängt ebenfalls an einem Holzcharniere, so dass er am aufgehängten Tische, den ein hölzerner Vorreiber in die Höhe hält, glatt herunterfällt, beim Niederstellen dagegen eine breite, sichere Stütze gewährt. An der Wand vorbei befindet sich eine niedere, schmale Sitzbank, die während des Essens zwei Personen Platz gewährt, nach dem Abräumen und Aufhängen des Tisches den Pflöcknern, Pläckmächer genannt, als Werkbank dient. Von der Decke des Zimmers hängt der Lichtschwengel herab; in einer am Balken befestigten Holzrosette bewegt sich in wagerechter Drehung ein einarmiger Hebel, sehr leicht aus Holz gearbeitet, und ein sauber geschnitzter Träger, der sich beliebig verlängern und verkürzen lässt, hängt von demselben herab. In die unten eingestochene Öse wird mit ihrem Aufhängehaken die eiserne Öllampe, Oligsampel, eingehakt, um sie mittels der beschriebenen Einrichtung dahin zu schieben, wohin man das spärliche Licht der Rüböllampe zu konzentrieren für notwendig hält; denn die Winterabende werden regelmässig bis nach 10 Uhr, oft

sogar bis spät in die Nacht hinein für die Arbeit ausgenutzt. Ein in die Wand eingelassener gusseiserner Ofen, dem man gewöhnlich einen nicht aufreissbaren Stock oder Wurzelknorren durch den weiten Mund von aussen einschiebt, unterhält eine dürftige Wärme, welche durch das beim Kochen der Mahlzeiten gleichfalls von aussen angeheizte Takeneisen nur zeitweise etwas erhöht wird, falls nicht die Sparsamkeit so weit getrieben wird, das Ofenfeuer während der Kochzeit erlöschen zu lassen. Über der Takennische ist der sogenannte Takenschrank, welcher in wohlhabenden Häusern zuweilen Glasfüllungen besitzt und dazu dient, das bessere Tischzeug zur Schau zu stellen, hier jedoch hinter einer aus Gitterstäbchen gezimmerten Holztüre nur wenig wertvollen Hausrat birgt. Auch Pater Martin von Cochems Heiligenlegende und ein Bündel vergilbter Familienpapiere finden ihren Platz in demselben. Von Zimmerschmuck kann kaum die Rede sein; wenn solcher überhaupt im Hause anzutreffen ist, so findet er sich „ob der Kǫmer“, dem Schlafzimmer der Hausleute. Über der niedern Stubtüre, in welche, um dem abendlichen Besucher die Richtung zu zeigen, ein handgrosses rundes Glas eingesetzt ist, hängt ein etwa fusslanges, mit Bleiverzierungen überdecktes Holzkreuz, welches vor vielen Jahren wohl bei einer Volksmission oder auf einem Wallfahrtsmarkte erstanden und seitdem in Ehren gehalten wurde, da es mit einem besondern Haussegen belegt sein soll. Am Fenster der gegenüberstehenden Wand haben ein paar vergilbte Heiligenbilder und auf einem Eckbrettchen noch ein Gypsstatuett, den Namenspatron des „Hausmans“ vorstellend, Platz gefunden; alles andere gilt der handwerksmässigen Beschäftigung der Hausleute.

Mitten in der Stube wird die Schlumpbank aufgestellt; sie hat einen pultartigen Aufsatz, die eigentliche Schlump (de Bock), welcher mit hakenförmigen Zähnen aus Stahldraht bürstenartig besetzt ist. Auf der Bank sitzt rittlings eine stärkere Person und führt in zwei Händen eine dem Schlumppulte konforme grosse Drahtbürste, die Kratz (Krätsbischt) genannt. Ihr zur Rechten ist ein Haufen Wolle aufgestapelt, die, um sie leicht lösbar zu machen, mit Rüböl durchtränkt

ist. Eine Hand voll Wolle wird unten anfangend an den Hakenzähnen der Schlump aufgetragen, dann mit der Kratz kräftig darüber hergezogen, dass sich die krause Wolle in Fäden auflöst und ziemlich gleich auf beide Stücke verteilt. Den Drahtzähnen folgend hebt der Schlumper nunmehr die Wolle von beiden Teilen ab und legt die sich deckenden Platten links neben sich hin.

Dort sitzen auf der bereits beschriebenen Bank ein oder zwei weitere Familienglieder, welche in beiden Händen gestielte Drahtbürsten (Streichen) führen, die sie in entgegengesetzter Richtung übereinander hinziehen und aus der geschlumpten Wolle fingerdicke Röllchen formen, welche sie Pläck, Pflöcke, nennen und dem Spinner zur Hand legen.

An die rechtsseitige Stubenwand gelehnt ruht das Spinnrad auf einer niedern Bank, von welcher nur einseitig ein Gestellbrett emporragt, das an einer dünnen, sehr glatten Welle das ungefähr 120 cm hohe Schwungrad trägt. Eine elastische Schnur, (seet) Seite genannt, umspannt Rad und Spille, welch letztere zwischen zwei geflochtenen Strohbändern, die kurzweg flĭghten, Flechten, heissen, rotiert. Der Spinner ergreift linkshändig eines der bereitliegenden Wollpflöckchen, verbindet es, während seine Rechte das Rad in Schwung setzt, mit dem an der Spille haftenden Anfaden und zieht, indem er's über die Spitze derselben gleiten lässt, einen ca. 120 cm langen Faden daraus, während er erst langsam ein bis zwei Schritte rückwärts geht, dann den Faden auflaufen lassend wieder voranschreitet. Der Vorgang wiederholt sich in regelmässiger, ziemlich rascher Folge, bis der um die Spille aufgerollte Faden eine ansehnliche, birnförmige Spule bildet, die der Spinner sachte abstreift und auf die vor ihm stehende Bank oder aufs Fensterbrett setzt. „Schlauch“ wird eine solche Spule genannt, wohl weil sie wegen ihrer Durchbohrung einem Schlauche ähnelt, wahrscheinlicher jedoch, weil man in der Eifel jedes Abstreifen, das Abhülsen bei Krebsen z. B. mit „schlauchen“ zu bezeichnen pflegt. Eine solche Schlauch muss sehr regelmässig und fest aufgesponnen sein und dabei noch recht vorsichtig behandelt werden, damit sie nicht zu einer unentwirrbaren „Schluber“

zusammenfällt. Das zur Webkette bestimmte Garn muss eine entsprechend stärkere Drehung (e fẹsteren drọht) erhalten, während das Einschlag- und Strumpfgarn nur schwach gedreht wird, damit es besser flaumt und sich dichter zusammenwebt. Das Strumpfgarn wird noch auf dem Spinnrade gezwilligt, wobei die Schnur in Achterschlinge um die Spille gelegt wird, damit diese rückwärts rotiert und ein Aufdrehen des Garns verhindert wird. Zu Strümpfen verwendet man meistens das sogenannte schafgraue Garn, welches durch Zusammenschlumpen von naturschwarzer und weisser Wolle gewonnen wird.

Die geschilderte Spinnarbeit ist keine so anstrengende, dass sie nicht eine Unterhaltung gestattete, deren Kosten hauptsächlich die Pflöckner zu tragen haben, da sie ihrer Arbeit bei einigem Geschick nur geringe Aufmerksamkeit zuzuwenden brauchen. Aus diesem Grunde waren die Wollspinnerstuben, wie anderwärts die Flachsspinnstuben, von jeher die Heimstätten alter Sagen, vom Pfalzer- und Schọpermännchen, vom Pestflämchen usw. sowie vieler lustiger Geschichten, vom Niese Mäthes, vom weisse Kläschen usw., zugleich aber auch die Brutstellen mancher Schelmenstreiche. welche die Eigenbezeichnung „Neipetsigkeiten“ in Dudeldorf behaupten.

## II. Die Webkammer.

Gleichfalls sehr interessant, wenn auch vielleicht weniger unterhaltend, finden wir es in der Webkammer; dort werden die Spinnschlauche wieder aufgespillt und auf einen Rahmen gestellt, von welchem die Fäden durch ein zweireihig gelochtes Brettchen gezogen und spiralförmig auf- und absteigend auf ein drehbares Wurfgestell (de wèrbrọhm) gespannt. Die Stärke dieser Wurfkette bedingt die Breite des Tuches; sie wird an beiden Enden sorgfältig unterbunden und dann mit den Armen eingreifend zur Häkelkette eingezogen. Um das Garn zu glätten und so gegen die Reibungen des Webkamms unempfindlich zu machen, wird die Kette in Leimwasser gelegt, später an der Luft getrocknet und jetzt erst auf den Webstuhl aufgezogen.

Hierbei sitzt eine Person, die Kette vor sich liegend, am Sitzende des Stuhls und lässt dieselbe, nur langsam nachgebend, über die Querbalken desselben gleiten, während der Meister, den Leitkamm führend, dafür sorgt, dass sie sich glatt und ebenmässig auf den Garnbaum aufrollt, welcher von zwei starken Leuten mittels Hebels gedreht wird. Jetzt werden die Fäden angedrummt und die Knoten durch den Webkamm hindurchgezogen, was durch Schräghaltung desselben ermöglicht wird, worauf endlich das Weben beginnen kann. Ein Stück grobes Tuch, Esel genannt, muss für den Anfang an den Tuchbaum gespannt werden, bis sich das Gewebe um denselben gerollt hat und eignen Halt gewährt; ebenso muss der Esel am Schlusse aushelfen, wenn das Garn nicht mehr reicht. Da die Schnellerlade noch nicht erfunden und die ausserordentliche Breite des Gewebes ($1^5/_{10}$ bis $1^8/_{10}$ m) das rechts- und linkshändige Auffangen des Schiffleins, wie es bei den Leinwebern bräuchlich ist, nicht gestattet, müssen zwei Weber am Stuhle sitzen und die Schemel im Takte tretend, sich dasselbe gegenseitig zuwerfen.

Das roh gewebte Tuch wurde zu Unterbettzeug anstatt Barchent für Feder-, Haar- und Flockenkissen verwandt; meistens aber brachte man es zur Follmühle, welche dem Namen nach heute noch existiert. Dort wurde es mittels eingestreuten Tons und Stampfens in durchfliessendem Wasser entfettet und filzig gemacht, hierauf die herausgestampften Flaumfasern, welche als Bettflocken (flǫkebęt) Verwendung fanden, abgeschoren und mit Kardendistel apretiert. Dieses fertige, aber noch ungefärbte Tuch wurde Hosen-, Strumpftuch genannt, weil es meistens zu Nahtstrümpfen Verwendung fand, doch wurden auch Arbeitskleider daraus gefertigt.

Meistens wurde es jedoch in Indigo blau gefärbt: besseres Tuch, namentlich Militärtuch, wurde in der Wolle mittels der sogenannten Warmkippe gefärbt. Der Verkaufspreis war dem Werte des Tuches und dem damaligen Wollpreise entsprechend ein guter: 1,50 Mk. bis 3,00 Mk. die Elle (62 cm).

Von den über 100 Spinnern und zirka 30 Webern, welche 1840 das Zunftbuch noch aufwies, ist heute nur mehr

eine Familie vorhanden, die notdürftig noch einen Wollfaden spinnen kann.

Ausser Dudeldorf waren auch Manderscheid und Neuerburg in der Eifel Tuchproduzenten.

---

# Einiges über Schauspiele und Volksbelustigungen in Warburg in vergangener Zeit.

Von **Dr. Hüser.**

---

Die Auszüge aus alten Kameralrechnungen Warburgs enthalten auch die Beträge, die seitens der Stadt für die Aufführung von Schauspielen ausgegeben worden. So erfahren wir: Dem schuldiener (d. h. dem Lehrer) novi oppidi (der Neustadt) vor die Comedie divitis epulionis (also vom reichen Prasser) zu agiren gegeben 1 Mk. (1557.) — Als der altstädter schuldiener ein teutsch-Spiel von dem verlorenen Sohn auf der Rahtstube gespielt, den Actoribus zu Drinkgeld 1 Mk. gegeben. (1558.) — Den neustädter schülern, so die historie von dem David und Goliath agiren, gegeben 10½ sch. (15C5.) — Etlichen Knaben von Paderborn von dem stern, so den Magiern erschienen, ein Spiel gespielt. 6½ sch. 2 Dg. (1572.) — Denen von Volkmissen (Volkmarsen), da sie hier eine Comedie agirt, 1 Mk. — Etlichen Knaben von Dringenberg alhier Komedie agirt 6 sch. — Etliche Knaben von Niedermeissen ein Spiel gespielt 4 sch. (1579.) — Neben der „teutschen Comedie", für welche den scholaribus novae civitatis im Jahre 1559 10½ sch. gegeben wurden, geschieht aus demselben Jahre auch der Aufführung eines Stückes des klassischen Altertums Erwähnung: M. Liborii discipulis vor die Comedie Plauti Aulularia genant zu agiren geschenkt 10½ sch.

Belustigungen anderer Art boten die Schodüvel-, Bügel- und Schwerttänzer.

1. Schodüvel bedeutet Teufelsantlitz, Maske, Larve. (S. Lübben, Niederdeutsches Wörterbuch.) Schodüveltänzer waren also Tänzer in Masken. Es heisst u. d. J. 1540:

„In Fastnacht den Schodüveltänzern von Wehten und Wormeln gegeben $^1/_2$ Mk.“ Ob die Vorführungen bezw. der Umzug einen bestimmten Charakter gehabt, ist mir nicht bekannt. Der erwähnten Rechnungsnotiz folgt fast unmittelbar: „Drei Dohdenkasten schuddeuht genant haben unsere Herrn in dieser schrecklichen Zeit machen lassen und davon Mstr Adrian gegeben 7. Schill.“ Im Jahre 1539 nämlich waren vorzüglich im oberen waldischen Distrikte starke Überschwemmungen, auf welche eine grosse Teuerung und in den beiden folgenden Jahren pestartige Krankheiten erfolgten, die besonders in den Städten Brakel, Driburg, Nieheim und Steinheim und durch das ganze Bistum wüteten. (Bessen, Geschichte des Bistums Paderborn, II. Bd. S. 49.) Selbst wenn sich auch nachweisen liesse, dass Fastnacht 1540 die Pest in Warburg zahlreiche Opfer gefordert hätte, dürfte uns das Auftreten der Schodüveltänzer nicht wundern. Im Gegenteil wurden in schweren Zeiten Veranstaltungen, die zur Ablenkung der Gedanken und Erheiterung des Gemütes geeignet schienen, auch von der Obrigkeit getroffen und begünstigt. (S. d. folgende.)

2. Was die Bügeltänzer betrifft, so erscheinen sie in einer Rechnung von 1608: „Den Bügeldänzern von Wormeln gegeben 1 Mk.“ Bügel ist gleichbedeutend mit Reif, und der Bügeltanz war also von derselben Art wie derjenige, den die Schäffler oder Böttcher noch jetzt in München alle sieben Jahre am Dreikönigstage aufführen, ein feierlicher, mit Tanz verbundener Aufzug, angeblich zum Andenken an die Seuche von 1517, während der die genannten Handwerker einen öffentlichen Aufzug mit Musik zum Zwecke allgemeiner Ermutigung veranstalteten. Die Tänzer tragen bunte Reifen (Bügeln), vermittels derer sie allerlei Figuren bilden. (Konversationslexikon von Brockhaus unter Schäffler.)

3. Auf uralte Zeiten geht bekanntlich der Schwerttanz in Deutschland zurück, von dem Tacitus berichtet: „Es gibt nur eine einzige Art von Schauspielen, die bei jeder Zusammenkunft in derselben Weise vor sich gehen. Jünglinge, für die das eine Kurzweil ist, schwingen sich im Tanze zwischen den auf sie gerichteten Schwertern und Framen hin und her. Durch Übung hat man es zur Fertigkeit, durch

Fertigkeit zur Anmut gebracht, nicht um Verdienstes oder Lohnes willen. Für den äussersten Wagemut fühlen sie sich durch das Vergnügen der Zuschauer belohnt.“ (Tac. Germania 1. 24.)

Dass eine Art dieses Waffenspieles, wobei die Tänzer in allerlei künstlichen Windungen und unter Musikbegleitung sich bewegten, in einigen Gegenden Deutschlands (Hessen) bis ins 17. Jahrhundert sich erhalten (Anmerkung in der Ausgabe der Germania von Eduard Wolff), findet in den Warburger Stadtrechnungen insofern Bestätigung, als unter anderen 1609 „den Schwerttänzern von Everschütz (benachbartes hessisches Dorf) 6 Sch. gegeben wurden“. Spezialwerke über diesen Gegenstand, die mir nicht zu Gebote stehen, werden Genaueres bringen. Westfalen hat auch im Festhalten an dem alten Nationalspiele seinen Charakter bewährt. „Des hochwürdigsten Fürsten (nämlich von Paderborn) und Herrn Herrn Dietrich Adolph etc. Policeyordnuug von 1655“ (abgedruckt in: Hochfürstlich Paderbörnische Landes-Verordnungen mit gnädigster Erlaubnis usw. in einer Sammlung herausgegeben. Erster Theil. Paderborn 1785.) sollten manche Gebräuche, die zu Ausschreitungen geführt hatten, zum Opfer fallen. „. . . weilen dann auch an einigen Orten die Ackerknechte den Missbrauch haben, dass sie die einkommende Knechte mit ihren Peitschen durchs Rad jagen, es sei dann, dass solches mit Geld von ihnen abgekauft und ein Zech dafür ausgelegt werde, so wird solches auch hiermit verboten, und soll ein jeder, so darwider handelt, in Zwei Mark Straf verfallen seyn.“ — „Der Ämter Gilden und Bruderschaften Beysammenkunft soll des Jahres einmal bey jedem Amt und Bruderschaft, da es hergebracht, und zwar über zweyen Tage an einander nicht geduldet, auch also angestellt werden, dass es auf die gemeine Amts Umkosten, und nicht des Wirths Schaden ausgehe, die Rechnung auch vormittag des andern Tags und nicht bey absonderlicher Zeche vorgenommen werden, die dagegen handelnden Ämter und Bruderschaften aber sollen Unserm Fisko mit Zwölf Marken verfallen seyn. Die Mässig- und Ehrbarkeit soll auch dabey also beachtet werden, damit keiner die darauf

vorhin gesetzte Strafe absonderlich verwirkt, das Zechen derowegen, des Bierprüfens, des Schlachtens, des Lichtmachens, der Abrechnung bey den Aemtern und Gilden, Bruderschaften und anderen, soll hiemit gänzlich abgethan, noch auch der Wirth dafür anderwärtig gleich an Korn oder Gelde zu thun gehalten seyn, bei Straf" usw. — Die Zechen der Pfingst- und Maygeläge, der Johannisknechten, der Markgenossen, und was deren in Städten und Dörfern mehr bisher vorgegangen, sollen nunmehr auch bei gleicher Straf verboten seyn." — Dem Schwerttanze nun wird in diesen Verordnungen eine besondere Stellung eingeräumt: „Die Fastnachtsversammlungen der Ackerknechte, Handwerker Gesellen wie auch deroselben Umlaufen, Würste und Geld sammeln, Mummerey und dergleichen, soll auch hiemit verboten sein, bey Drei Mark so ein jedweder Verbrecher, er sey Wirth oder Gast, Unserm Fisko erlegen soll. Das Schwerdtanzen aber, wanns in Ehrbarkeit hergeht, und nicht unterm Gottesdienst geschieht, auch darum gehörig angesucht wird, kann zugelassen werden." Es steht also fest, dass der Schwerttanz in der Mitte des 17. Jahrhunderts im Hochstifte Paderborn noch weit, vielleicht allgemein verbreiteter Volksbrauch war. Aber noch im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts ist er in einem Dorfe des Kreises Büren, Atteln, nachweisbar. Der Bericht, den mir ein Augenzeuge vor einigen Jahren erstattete, wird willkommen sein, da er ein ziemlich anschauliches Bild des Spieles gibt. An den eigenhändigen Aufzeichnungen, die ich hier nochmals veröffentliche, habe ich nichts Wesentliches geändert: „Das letzte Spiel, das ich gesehen habe, war im Jahre 1828; ob es später noch aufgeführt ist, weiss ich nicht, glaube es aber nicht, da ich später nichts weiter darüber gehört habe. Was ich von dem in Atteln aufgeführten Schwerttanze in der Erinnerung habe, ist folgendes:

Es nahmen nur Mannspersonen, in unbeschränkter Zahl, teil. Dieselben trugen gepudertes Haar ohne Kopfbedeckung, ein buntseidenes Halstuch, weisses feines Hemd mit vielen seidenen Tüchern, Bändern usw. behangen, die Ärmel in Puffen ebenfalls mit seidenen Bändern usw. bespickt, kurze

weisse Hosen mit Schnallen und bunten Riemen, weisse Strümpfe und Schuhe mit Schnallen, in der Hand den entblössten Degen führend; eine Scheide führten sie nicht. So versammelten sich die jungen Leute Fastnachtsmontag schon um 1/28 Uhr in unserem Hause auf dem Saale, wo sie gemustert und in Reih und Glied gestellt wurden. Nachdem sie vorher Eierbier anstatt Kaffee zu sich genommen, ging der Zug, gewöhnlich 40 bis 50 Mann, die Musik voran, im Gänsemarsch ins Dorf hinein, wo meist beim Vorsteher der erste Schwerttanz stattfand. Vorab fand auf der Diele, je nachdem sie klein oder gross war, ein mit Musik begleitetes Tanzen (einzeln) in verschiedenen Touren, wie bei der Polonaise, statt. Auf das Kommando, welches der erste Tänzer führte, „Rangieren" und „Gewehr über" ordneten sich die Tänzer, stets zur Musik tanzend, enger hintereinander. Auf das Kommando „Gewehr über" legte jeder Tänzer seinen Degen mehr auf die rechte Schulter geneigt, während auf das Wort: „Fasst an" jeder Träger das Schwert seines Vordermanns an der Spitze mit der linken Hand fasste, so dass der erste Tänzer mit dem letzten durch das Schwert in Verbindung war. So bewegte sich der stets im Takte der Musik bleibende Zug im Bogen, bis der erste Tänzer seinen Degen (ich meine, sich mit dem Körper umdrehend) gerade aushielt, jedoch wieder so, dass das Gesicht in die Mitte des sich bildenden Kreises blickte, und so der folgende, bis zum letzten Mann. Sodann — die Schwerter wurden da natürlich von dem Hintermann losgelassen, sobald sie die gerade Richtung erhalten — bildete sich, wie ein Korbgeflecht geflochten, durch die von den Tänzern am Griff festgehaltenen Schwerter, ein festes, rundes, starkes Flechtwerk, welches je nach der Zahl der beteiligten Tänzer einen grösseren oder kleineren Kreis bildete. Auf dieses Flechtwerk sprang der wie die Tänzer gekleidete „Redner" und hielt von da herab eine längere oder auch kürzere humoristische Rede, je nach dem Range des Hausbesitzers. Dann löste sich das durch die Schwerter gebildete Flechtwerk umgekehrt wieder auf, indem der letzte der Truppe zuerst seinen Degen von dem Flechtwerk abzog, und so der Reihe nach die übrigen,

so dass der erste Tänzer zu allerletzt seinen Degen wieder los hatte. Dann ging es tanzend wie im Anfang, ohne Anfassen der Schwerter, zum nächsten Hause, wo dann das Schauspiel sich wiederholte. Wie sich das wirklich künstliche Flechtwerk bildete, weiss ich nicht." —

Das Spiel, das nach dem Berichte des Tacitus einen ausserordentlichen Wagemut der germanischen Jugend bekundete, war ganz zahm und harmlos geworden. So war es gewiss auch bereits mit den Schwerttänzen, deren in den Stadtrechnungen zweimal Erwähnung geschieht, nämlich 1558! „Den Schwerdtänzern von Bühne gegeben 6 Schill." und das andere Mal, wie bereits erwähnt, 1609. Auch darin liegt ein grosser Unterschied, dass nicht mehr das Vergnügen der Zuschauer der einzige Lohn war.

Vielleicht haben sich Überreste des früheren Nationalspieles auch noch in Westfalen erhalten, wie dies in Überlingen am Bodensee der Fall ist.

---

# Kinderlieder aus Elten.

Von **Freiherr Lochner von Hüttenbach.**

---

Gelegentlich meiner letzten Anwesenheit ersuchte ich die dortige Lehrerin, Fräulein Gockel, die Güte zu haben, bei ihren Kindern Umfrage nach Liedern und Reimen in plattdeutscher Mundart zu halten. Das Ergebnis war das folgende.

Das erste, Jan, minne mann, was tambœr, gehört wohl zu den Trommelversen. Merkwürdig ist das Liedchen vom Luistervink = Luisteraar, Lauscher oder Horcher. Ob der Jan van Spaij auf Spoij bei Cleve hindeuten soll? Interessant ist wohl das „goit", er wirft, das jedenfalls gleichbedeutend mit unserm bayerischen er „keit" ist; die gleiche Bedeutung hat ja bekanntlich „schmeissen". Fuckepotterei ist mir unklar; es scheint dem Sinne nach ein Bettelleutlied zu sein. „Blauw, blauw Fingerhœd" ist wohl ein Auszählreim. „Kukereku" ist wohl ein reizendes Tiermärchen, das sogar eine feine Persiflage zu enthalten scheint. Der kleine, kleine

Klötersack ist auch Herrn Wehrhan bekannt. Er bringt in Heft II, 1905 S. 103 Nr. 77—80 seiner lippischen Kinderlieder 4 Variationen.

Im Fasteloveut es een Geck, Posse es een Eierbeck, ist uns Posse für Paaschen, Paschen, Ostern jedenfalls interessant. Das zweite erinnert in Text und Inhalt genau an die von Rademacher mitgeteilte Probe, conf. 1. Jahrgang unserer Zeitschrift S. 192. Nur kommen da noch zu den Würsten die Eier dazu.

Im Fingerreim dürfte wohl die Benennung der Finger interessant sein. Der gekochte Poch ist wohl ein gekauftes „Bökske", wie ich die Kinder dorten sich ausdrücken hörte, ein Spanferkelchen.

Das Krame, krane erinnert wieder an Wehrhan S. 126 No. 225. Hier tritt wieder der weisse Schwan auf, der ja in der Clever Gegend eine Rolle spielt. Auch passt der Sinn viel besser, als in Wehrhans Reim mit der weissen Bohne. Wer erinnert sich übrigens bei diesem Lied nicht sofort des uralten ich bin din, du bist min, in dem es sich im weiteren Verlaufe um einen zum Herzen verlorenen Schlüssel handelt.

Von den drei Kniereiterliedchen ist wohl das letzte wegen seines Inhalts interessant, das wiederum auf den Weg nach Amsterdam und nach Cöln hinweist. Die „Appele van Oranje" = Orangen bilden noch heute einen wichtigen Einfuhrartikel in Holland. Man sieht, es liegt oft ein tiefer Sinn nicht bloss im kindlichen Spiel, sondern auch im kindlichen Lied.

Da ich den Sommer über mich wieder längere Zeit in Elten aufhalten werde, hoffe ich noch auf eine reichere Ausbeute. Besonders interessiert es mich auch, den Märchen nachzuforschen. Über meine Ausbeute werde ich wieder berichten.

Jan, minne man, was tambœr,
Ik was tambœrs wijf,
Tœn Jan, minne man, de trommel slœg,
Kloppte minn het hart in het liyf.

Jan, minne man, woll kersen plukken,
Fiel uit den boom aan duisend stukken.
Jan, minne man, was hast wer klaar,
Tœn trok hij zinn wijf bij t'haar.

Luistervink sat op de klink
Had een fleske, waaruit hij drinckt.
Is er dan niets in, dan wille wij wat haale,
Jan van Spaij zal alles betaale.
Jan van Spaij is een gœde heer,
Die gooit voor ons de wijnstof neer,
Wijnstof, die er kraakte,
Manetje, die er waakte,
Vrouwetje dat de trommel slœg, rœpte:
Rœp, ons geldje is op,
Het zackje es naar de meule.
Wij hebbe noch duitje, om te vullen.

Fuckepotterei*), Fuckepotterei,
Gev minn een Zentje, dann go'ck vörbei
Eck hebb so lang met den Fuckepott geloope
En noch keen geld, öm Brot te koope,
Fuckepotterei, Fuckepotterei,
Gev minn een Zentje, dann go'ck vörbei.

Blaauw, blaauw Fingerhœd
Hebben wij geld, dann sinn wij gœd,
Jufrouw, gij mœt knielen,
Jufrouw, gij mœt stille staan,
Driemaal in de ronde gaan,
Al weer een ander kiesen.

Nooit verlegen, nooit verlegen,
Wij sijn Jongentjes, wij kunnen et betalen.
Nooit verlegen, nooit verlegen,
Wij sijn Jongentjes, wij kunnen dertegen,
Wij sijn frij, wij sijn freij,
Wij heuren onder de Maatschappij.

Kukereku sij onsen haan,
Trok de gouden spooren aan,
Madametje was niet t'huis,
Gingen naar een ander huis
Het hondje kernde de Boter,
Het katje lekte de schotel
Het Kœitje zat bij het vuier en spon,
Het Kalfje legde in de wieg en zong,

*) „Fuppdöppen“ heisst der Rummelspott — um diesen dreht es sich hier — bei Ohligs-Wald, unweit Köln. Man vergl. O. Schell, Über den Gebrauch des „Rummelspots“ in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XIII, S. 226 f. Die Redaktion.

De Vaarkens keerden het huis,
De Zwolnven drœgen den drek uit huis,
Maar het is allemaal gelogen.

Kleine, kleine Klötersack
Wat dœt gij in minn Hoffje
Gij plöckt minn alle Blœmjes af
Gij maakt et völste grof
Papatje die zaal keike
Mamatje die zaal slaan
Als kleine, kleine Klötersack
Die Blœmjes niet lat staan.

At et Sonndag es, at et Sonndag es,
Dann es et den Dag des Heern,
Dann krig ik an schoon hemdje aan,
En all mijn moje kleer'n.

Fastelovent es een Geck,
Posse es een Eierbeck,
Pengste es en gœje heer,
St. Jan brengt ons de Sommer weer.

Heit es Fastelovent*)
Wij komme nit t'huis vör Ovend
Wij komme nit t'huis vör märgen vrœg
Dann es et ook noch tid genœg.
Vrouw goot noor de Kammer
Do hange de Mättworst samme
Gef minn de lange,
Loot de kotte mor hange,
Wenn de lange gegäte sinn,
Dann sölle de kotte well bäter sinn.
Vrouw goot noor de Nester
Do leege de Eier met säster
Gef minn de deke
Loot de dönne mor legge,
Wenn de deke gegäte sinn.
Dann sölle de dönne well bäter sinn.

Däumling had een Poch gekocht
Sondermann hat et noor Huis gebrocht
Lankmann hat em gestoke
Fingerling hat de Worst gemakt
En de kleine Mann hed alles obgemakt.

---

*) Man vergl. Zeitschrift für Volkskunde IX, 91 f. Die Red.

Krune, krane*)
Wette Schwane (Zwane)
Wij well dermet noor England vare
England es gesloote
De Slötel es gebrooke
Es er dann geen Smed in't Land
De de Slötel make kann.

Hopp Mariänneke
Den Bär es loss,
H'eim ook höre bromme,
Schneed öm Kopp en Ohre af,
En stopt öm en de Knolle.

Hopp Mariännecke
Den Bär es loss,
Leg öm aan en Täuke
Sät öm Mœders Mötzke of
Dann es et Vaders Fräuke.

Hopp Perdje ob den Drab
Märge es et Sonndag,
Dann komme de heere met de bonte Kleere
Dann komme de vrouwe met de witte Maue
Dann kömmt den Ackersmann met et Perdje achter aan.

Hob Perdje Möhle
Rijter met no (naar noor) Köhle
Rijter met no Amsterdam
Van Amsterdam no Spanje
3 Appele van Oranje
3 Peere van den hoogen Boom
Die sinn vör onse kleine Soon!

Als die Sammlung schon im Druck war, kam mir die neue Ausgabe von des Knaben Wunderhorn in die Hand. Im letzten Teil, den Kinderliedern, kommt auch das eine oder andere der angeführten Liedchen vor, wenn auch etwas verändert.

---

*) In verschiedenen Varianten in Elberfeld und Umgegend bekannt.
Die Redaktion.

# Kleinere Mitteilungen.

## Volksrätsel.

(Mündlich aus der Eifel.)

Von **Th. Ehrlich**-Sayn.

Volksrätsel, jene alten Lieblinge des germanischen Volkes, erfreuen sich auch in der Eifel grosser Beliebtheit. Häufig äussert sich der Volkswitz in derber Weise, wie z. B. in folgendem Rätsel: „Et hät kän Lewe on kriegt kän Lewe, on wenn et of de Welt kimmt, grunzt et doch". Sehr gross ist auch die Zahl der zweideutigen Rätsel, welche „absichtlich auf Zweideutigkeit ausgehen, um den Ratenden zu einer derben oder gar obscönen Lösung zu verleiten, während der Rätselsteller dann selber voll überlegenen Humors mit einer ganz artigen und harmlosen herausrückt".

Nachstehend folgen einige Proben solcher Rätsel, welche mehr indifferenten Charakters sind.

Welches Pferd sieht hinten so viel als vorn? — Das Pferd, welches blind ist.

Woher kommen alle Vögel geflogen? — Dorther, wo der Schwanz hinzeigt.

Welches Tierchen geht am genauesten? — Die Laus; denn sie geht aufs Haar.

Auf welche Seite fällt der Hase, wenn er geschossen ist? — Auf die äussere Seite seines Felles.

Wie weit läuft der Hase in den Wald hinein? — Bis in die Mitte, dann läuft er wieder heraus.

Warum schaut der Hase hinter sich, wenn er läuft? — Weil er hinten keine Augen hat.

Was macht der Hahn, wenn er auf einem Bein steht? Er hebt das andere in die Höhe.

Warum macht der Hahn die Augen zu, wenn er kräht? Weil er es auswendig kann.

Wie kann man verhüten, dass die Hühner über den Gartenzaun fliegen? — Man macht ein Loch in den Zaun, dann können sie in den Garten gehen.

Wie kommt der Floh über die Mosel? — Braun.

Wie geht der Floh auf einen Scheffel? — Er geht nicht, sondern er hüpft hinauf.

Wie liegt die Katze auf einer Mauer? — Hart.

Wohin hat Adam den ersten Nagel geschlagen? — Auf den Kopf.

Wo hat Adam den ersten Löffel gefasst? — Am Stiel.

Wo hat Adam die erste Rose geschnitten? — Auf seiner Mutter, der Erde.

Was hat der Jäger, wenn er geschossen hat? — Eine leere Flinte.

Wie haben unsere Altväter geraucht? — Dass es dampfte.

Wieviel Nägel hat jeder in seinen Schuhen? — Fünf, nämlich die Nägel an den Zehen.

Wann ist es am gefährlichsten, in den Garten zu gehen? Dann, wenn die Bäume ausschlagen und der Salat schiesst.

Vorne platt und hinten platt, flatterat wer rät datt? — Fensterscheibe.

Es hängt an der Wand und hat zwei Taler in der Hand? — Kohlenzange.

Man wirft es weiss aufs Dach, und es kommt gelb herab! Was ist das? — Das Ei.

Was geht den ganzen Tag und kommt doch nicht von der Stelle? — Die Uhr.

Loch auf Loch und hält doch? — Kette.

Es kam ein Mann von Hämpelepämp, der hatte einen Rock von tausend Stück und ein knochiges Angesicht. — Der Hahn.

Was ich sehe, das darf ich sagen;
Ich sah Zwei einen Dritten tragen.
Sie hatten acht Beine und zwei einen Sterz;
Nun kannst du raten bis in den halben März. —

Zwei Raben, die einen Frosch tragen und sich darum streiten.

---

## Michelsfeuer in Prüm.

Am Tage vor Michaeli (29. September) ziehen die Schulknaben heute noch von Haus zu Haus und sammeln für das Michelsfeuer, das sie am Abend anzünden. Bei dem Sammeln der Gaben singen sie folgendes Liedchen:

Jẹt es jẹt tse štīere (steuern)
fir je mecheltsfeiər!
jẹt es en ālə kōrəf
odər en ālə bīsəm (Besen)!
hi, hi, hi!
jẹt es en biərt štrī (Stroh)!
jẹt es en biərt šāntsən
mer wōlən dərfüər dāntsən!

Das Martinsfeuer kennt man hier nicht.

Prüm (Eifel). Kreuzberg.

---

## Volkssprache.

Plattdeutsche Aussprüche der Gegend der Niederwupper.

Von **J. H. Klein.**

Datt Vüggelchen sengt, die Zick die kütt.
Für'den Duhd ess ken Kruck gewahsen.
Hück om Pähd, mon om Ässel.
Hä schliehft nit ohne Wasser.
Hä kann nit üffer'en Strühspier mieh.
Kehr' jeder für singer Dhür.
Hä kütt nit op'en gröhn Ries.
Et ess ken Döpchen su schehf, et fengt sech' en Deckelchen.
Van Nuht zu Bruhd.
Kumm'ech üffer't Pähd, kumm ech ohch üffer'n Stähz.
Su kummen die Heiden nit an' die Hemder.
Für' et lohfen gonn, sind' die Behn goht.
Die Aehlster verlihrt dat Höppen nit.
Hä hät' et van'der Bennen!
Hä göhf em gähn Barschkruck enn.
Hä kritt et op den Luhrschohn.
Hä kümt no Much an die Kirche.
Hä ess su stiefstöhdig wie Schöppenbuhr.
Wo'et mode ess, sengen'se Pompernickel en'de Kirche.
Et ess ken Bruleff su klehn, et gütt'er noch ehn.
Hä fihrt met'der Daukahr.
Kom, sie spillen om Brett!
Paff goht, raff goht, Deufel halt'den Sack op.
Hä säht nit Buff noch Baff.
Hä muss en'den Hohnpott.

Hä hät'den E-ckick.
Lang Hohr, kuhd Verstank.
Hä ess lehfer en'den Riesern, wie en den Isern.
Hä geht op et Heu.
Huffart lickt Ping.
Hä süht su dühster wie et Rähnloch.
Kruhs Hoor, kruhs Verstank.
Wer well dat ganze Matzegebäcks noch?
Hä ess'ne drühe Dröpzippel.
Wenn et Riesbrei rähnt, hät hä denn Läffel vergessen.
Hä lähft van'der Hank op'te Zanck.
Hä rücht no'der Schöppe.
Wer et lank hätt, löht et lank hangen.
Der Buhr ess'er geplohcht Minsch.
Hä schühst met'ner Wurscht en Schenke aff.
Riche Vahr, riche Muhr, riche Kenger.
Hä ess noch schlähter wie'er falsch Kastemänche.

---

**Zur Umfrage über kriminellen Aberglauben.**

Das „Schwören mit dem Blitzableiter" (vergl. Jahrgang II dieser Zeitschrift S. 204) ist auch in Lippe bekannt. Der Meineid wird durch den Körper zur Erde geleitet, lastet demnach nicht mehr auf dem Gewissen.

Vor dem Schöffengericht in Horn in Lippe wurde vor einigen Jahren ein junger Mann aus dem Dorfe Kohlstädt bestraft, weil er den Volksbrauch geübt hatte, in der Mainacht vor den Häusern kinderloser Eheleute mit der Peitsche zu knallen.

Die bekannte Annahme, dass Zigeuner Kinder rauben, soll darin begründet sein, dass die Zigeuner „helleres Blut" (Hautfarbe) in ihr Geschlecht bringen wollen: sie vermeinen auch nach dem Glauben der Leute beim Betteln das Mitleid der Leute mit solchen Kindern um so mehr zu erregen.

Das Begehen von Unzucht mit einem noch unberührten Mädchen soll schwere Geschlechtskrankheiten heilen. Infolge dieses Glaubens machte um die Mitte des 19. Jahrhunderts

ein Angestellter einer Fabrik in Barmen nicht nur das betr. kleine Mädchen, sondern dessen ganze Familie unglücklich. Auch Thun erwähnt in seiner „Geschichte der Industrie am Niederrhein“ (in Schmollers „Staats- und sozialwissenschaftl. Forschungen“) diesen Aberglauben für den ganzen Niederrhein.

Aus Lippe. — Wehrhan.

Zu 2. Den Ausdruck „Wächter“, „Nachtwächter“ habe ich in meiner Kindheit oft für menschliche Exkremente gebrauchen hören. Es war dies in Neuwied. In Verbindung mit der Verbrecherwelt wurden diese Ausdrücke nicht gebracht.

Zu 7. Der Glaube, dass Zigeuner Kinder stehlen, war früher an Rhein (Mittelrhein) und Mosel sehr verbreitet. Heute findet er sich wohl noch bei alten Leuten. Tatsachen, dass wirklich Kinder gestohlen wurden, sind mir keine bekannt.

Zu 8. Der Glaube an das 6. und 7. Buch Mose war früher an Mittelrhein und Mosel wohl viel verbreitet. Heute wird darüber gelacht.

J. Speth, Enkirch (Mosel).

Zu 2. Diebe verrichten oft am Tatorte ihre Notdurft. Es wurde im Jahre 1903 in die Geschäftsräume eines Hauses in Mengede eingebrochen. Die Waren (Weisswaren) wurden z. B. umhergeworfen. Vor dem Zahltisch hatten die Diebe eine Schürze auf die Erde ausgebreitet und darin die Notdurft verrichtet. Das sei, so wurde gesagt, Gewohnheit der Diebe, die glaubten, dass ihre Entdeckung bezw. Ergreifung dadurch verhindert werde. Auch in der Mark, im Kreise Bochum ist dieser Glaube verbreitet. Auch die Namen Wächter und Nachtwächter sind bekannt

Zu 7. Im Sauerlande wird den Kindern als Schreckmittel gesagt: „Pass auf, dass dich die Kötten (Zigeuner) nicht kriegen, sie nehmen dich mit.“ In Westfalen ist im allgemeinen der Glaube beim Volke verbreitet, dass die Zigeuner Kinder mitnehmen, teils um sie zum Betteln zu erziehen und sich selbst dadurch eine bequeme Einnahme zu verschaffen, teils auch, um sie zu leichteren Schauspielstücken — Akrobatenstückchen — zu verwenden.

Synann, cand. hist., Münster.

Zu 2. Der Ausdruck „Nachtwächter“, „Wachtmeister“ ist in Dormagen bei Köln für menschliche Exkremente wohlbekannt, indessen ohne direkte Verbindung mit dem Verbrecherleben. Jedoch glaubt man, dass jeder, der einen derartigen „Nachtwächter“ überschreitet oder zertritt, an den Augenliedern eine allgemein mit Gerstenkorn, medizinisch unter Krithe, Hordekum bekannt, bezeichnete Entzündung davonträgt.

Zu 4. Schwangere Frauen dürfen keinen mit einem äusserlichen, ekelerregenden Übel behafteten Menschen anschauen, da sonst das Kind von derselben Krankheit ergriffen wird.

Zu 7. Dass Zigeuner Kinder rauben, ist eine am Niederrhein verbreitete Ansicht.

Zu 8. Bohnen hält man allgemein für ein sicheres Mittel zur Vertreibung von Warzen, besonders sollen die grossen, in Süddeutschland Saubohnen genannt, am besten geeignet sein. **Oscar Gans, Crefeld.**

---

**Gegen Schwindsucht und Krebs** gebrauchen die Leute in der Gegend von Detmold den Stengel und besonders die Wurzeln von Chelidonium majus L., Schellwurz oder Schellkraut, wegen des reichlichen gelben Saftes auch sonst geschätzt. Frische Stengel und Wurzeln lässt man in altem Kornbranntwein gut ausziehen. Wer an Schwindsucht und Krebs leidet und trinkt regelmässig davon, kommt wieder „auf die Beine“. **Wehrhan.**

Gegen **Warzen** wird dër Saft derselben Pflanze gebraucht. Den frischen Saft lässt man auf den Warzen eintrocknen. Das muss bei abnehmendem Mond geschehen, am besten an einem Freitag. (Lippe.) **Wehrhan.**

Ein anderes **Mittel gegen Warzen.** An einem Freitag bei abgehendem Mond und bei untergehender Sonne macht man soviel Knoten in einen Faden, als man Warzen hat, und vergräbt diesen Faden stillschweigend in die Erde, den Dunghaufen oder sonstwo. Sobald die Knoten vergehen (verwesen), vergehen auch die Warzen. (Heidenoldendorf bei Detmold) **Wehrhan.**

---

# Berichte und Bücherschau.

Hoenig, Fritz, Wörterbuch der Kölner Mundart. Herausgegeben von seinen Freunden und Verehrern. Druck von J. P. Bachem, Köln. 1905. XXVI und 312 S. gr. 8°.

Ein Werk der Dankbarkeit gegen seinen leider vor Herausgabe der Sammlung verstorbenen Verfasser wird das Wörterbuch mit Dankbarkeit von allen Freunden mundartlicher Forschung entgegengenommen werden. Es enthält mehr, als es im Titel verspricht. Zunächst stellt uns eine mit Wärme abgefasste Biographie des für die Kölner Lokalliteratur bedeutenden Verfassers in das Milieu, das ihn wachsen liess und zur Sammlung des Wortschatzes befähigte. Dann folgt eine kurze Darstellung über das Verhältnis der kölnischen Mundart zum Hoch- und Niederdeutschen mit Hinweisen auf ihren geschichtlichen Werdegang. Seite XV bis XXVI finden wir eine übersichtliche Darstellung „über die Laute der Kölner Mundart und deren Bezeichnung“ nach Fr. W. Wahlenberg, worauf das eigentliche Wörterverzeichnis Seite 1 bis 211 einnimmt. Der nun folgende Anhang umfasst bis Seite 310 die Wandlungsformen der gebräuchlichern Zeitwörter der Kölner Mundart, dargestellt an 435 Beispielen. — Das schöne, nicht nur für die Kölner Lokalliteratur, sondern auch für die wissenschaftliche Sprachforschung wichtige Werk ist von Freunden und Verehrern des Verfassers herausgegeben, die die Vollendung und druckfertige Bearbeitung dem Rektor Heinrich Hack anvertrauten, der die nicht unbedeutende Arbeit mit Liebe und Eifer ausführte. Was für eine Bedeutung dem Wörterbuche zukommt, wird am besten aus den Worten des Universitäts-Professors J. Franck, dem Herausgeber des neuen umfassenden Wörterbuchs der fränkisch-ripuarischen Mundarten, zu dessen Bearbeitung die Akademie der Wissenschaften in Berlin die Mittel bereit stellt, hervorgehen, der sich äussert: „Hoenig, dem auch die Gabe einer überlegenen Selbsterkenntnis in hervorragendem Masse eignete, war weit entfernt davon, mit seinem Werke wissenschaftliche Ansprüche zu erheben. Im Gegenteil ironisierte er in seiner humorvollen Art etwaige Anforderungen, die die »Philologen« stellen könnten, und

betonte, dass sein Buch für die Kölner bestimmt sei, wobei er ganz besonders den rein praktischen Zweck eines Hilfsmittels für die, die „Kölsch" schreiben wollen, im Auge hatte. Trotzdem verschmähte er nicht, den Rat der Philologen einzuholen, und hatte Freude, auch ihren Zwecken dienen zu können. Die wissenschaftliche Mundartenforschung wird denn auch seinem Wörterbuche die Anerkennung einer höchst dankenswerten Stoffsammlung nicht versagen, und ganz besonders dürfte das in Aussicht stehende grosse rheinische Wörterbuch die neue Ausgabe, die für die wichtigste Stadt seines Gebietes einen wesentlichen Teil der Arbeit vorwegnimmt, freudig begrüssen." Das prächtig ausgestattete Werk sei allen Freunden der Mundart bestens empfohlen.

Wehrhan.

Franz Jostes, Roland in Schimpf und Ernst. Die Lösung des Rolandrätsels. Dortmund, Ruhfus 1906. 39 S. 8°.

Mit dieser Untersuchung eröffneten wir das 1. Heft unserer Zeitschrift. Wir können uns darum hier kurz fassen, indem wir den Verfasser mit einem Teil seines Vorworts zu Wort kommen lassen. Er schreibt: „In einer Sonderausgabe meines Aufsatzes zu antworten, haben mich verschiedene Gründe bestimmt, nicht am wenigsten die Ergebnisse meiner fortgesetzten Forschungen, die meine Ansicht zwar in allem wesentlichen bestätigt, aber im einzelnen doch auch berichtigt und noch mehr ergänzt haben. So ist das, was ich hier biete, kaum zur Hälfte bereits bekannte Ware, der ganze zweite Teil ist völlig neu geworden. Weggeblieben ist alles, was dem Nachweise der Geschichtsfälschungen des Bremer Bürgermeisters Hemeling diente, nicht weil ich anderer Meinung geworden wäre, sondern weil es dieses Nachweises nicht mehr bedarf. Sogar Sello hat es vorgezogen, von der Verteidigung Hemelings abzusehen und die Mohrenwäsche einem anderen zu überlassen. Dann aber hat mir auch das Friesenprivileg Karls d. Gr., auf das mich der Artikel „scutum" bei Du Cange führte, den Bremer Rolandschwindel in einem etwas anderen, und zwar hellerem Lichte erscheinen lassen. Endlich bin ich der Literatur über die mittelalterlichen Spiele weiter nachgegangen, und auch davon werden sich manche Spuren auf

den folgenden Blättern finden. Hingegen habe ich auf eine persönliche Auseinandersetzung mit meinen Gegnern im allgemeinen verzichtet, so nahe sie mir auch gelegt war. Welches Interesse könnte es auch haben, dass ich diesem oder jenem Gelehrten eine grössere oder geringere Anzahl von Irrtümern und Versehen nachwiese, wenn damit zugleich nicht eine Förderung unseres Wissens erzielt würde, und wieviel ist nicht in die Diskussion hineingezogen worden, das für die Entscheidung der Sache tatsächlich ohne jede Bedeutung ist! Vielleicht ergibt sich zu einer Abrechnung auch später noch eine passende Gelegenheit, jedenfalls habe ich nicht vor, wie Heldmann, mitten im Kampfe vom Schauplatze abzutreten, sondern werde auf dem Plane standhalten, bis die Sache endgiltig zum Austrag gebracht ist."

Gillhoff, Johannes, Bilder aus dem Dorfleben. Dresden, Carl Reissner. 1905. 314 S. 8°. 3.— Mk.

Es sind herzerquickende Bilder aus dem Leben und Treiben der Dorfbewohner Mecklenburgs, die uns hier geboten werden. Der Verfasser hat es verstanden, in die Geschichten ungezwungen alles hineinzuweben, was den Landbewohner im Herzen bewegt und er für gewöhnlich dem „studierten" oder gebildeten Manne verbirgt: Glaube, Sitte und Brauch. Als Probe möchten wir hier nur das „Böten" anführen, wie es S. 311 ff. geschildert wird: Es war 1860 ein Viehsterben im Dorfe. „De Swin hebben dat Füer", sagten die Leute Eine als „Dorfhexe" gefürchtete alte Frau wusste Rat. Dort, wo die Dorfstrasse am breitesten war, ward über ihre ganze Breite hin viel Reisig und Stroh geschichtet. In einiger Entfernung schlugen die jungen Burschen zwei starke Pfähle in die Erde, deren obere Enden weit ausgebohrt waren, so dass eine starke Welle, die durch diese Bohrungen gesteckt war, unter Anwendung einiger Kraft in schnelle Umdrehung gesetzt werden konnte; dann wurden starke, noch nie gebrauchte Stricke um die hervorstehenden Zapfen der Welle geschlungen, und nun ging die alte Frau zum Ansagen des Bötens durchs Dorf. Alle Herd- und Ofenfeuer im ganzen Dorf mussten gelöscht werden, und die Alte sah Haus bei Haus nach, dass

auch keine lebendige Kohle in den Dorfgrenzen blieb. Als sie ihren Rundgang vollendet hatte, traten vier junge Männer an die Welle; es mussten Brüder sein, Söhne eines Vaters und unverheiratet. Je zwei traten an die Enden, fassten die Stricke und begannen aus Leibeskräften zu drehen. Die Stricke rollten auf und rollten ab. Immer schneller rollten die Brüder, der Schweiss floss ihnen in Strömen von der Stirn, die Hände wurden rot und heiss. Mit rasender Geschwindigkeit flog die Welle herum, die starke Reibung entzündete das Holz, und nun kam der feierlichste Moment. Unter geheimnisvollem Raunen trat die Alte hinzu und fing einen der herausfliegenden Funken mit Zunder und Schwefelfaden auf, denn nur durch junges Feuer durfte gebötet werden, entlehntes half nicht. Endlich standen die Stroh-, Reisig- und Holzhaufen in schönstem Brand, und nun trat die Jugend in ihr Recht. Unter lautem Halloh trieb sie die ganze Schweineherde des Dorfes durchs Feuer. Da mussten die gesunden Tiere hindurch wie die kranken; die gesunden: damit das Feuer sie schütze gegen Feuer, die kranken: damit das Feuer sie heile von ihrem eigenen Feuer. An den gefüllten Trögen durften sie sich hernach vom ausgestandenen Schreck erholen und ihrer Genesung entgegensehen. Die Alte sagte, es habe „ganz gewiss up'n gläunigen Stein“ geholfen. —

So wird weiter erzählt über Heilung mit Teer, mit frischem, warmem Stalldung u. a. auch bei Menschen, z. B. Erlenblätter bei offenen Wunden, Wegerich gegen jegliche Eiterung, Geranium bei Brandwunden, Löwenzahn gegen Lungenleiden und Kamillen gegen Husten aller Art usf.

Wehrhan.

Brinkmann, John, Kasper-Ohm un ick. Neu herausgegeben von Wilhelm Schmidt, Rostock, illustriert von Adolf Johnssen. E. Nister, Nürnberg. 176 S. 4°. geb. 3 Mk.

Der schon in vielen Auflagen herausgekommene Roman des auch neben Reuter noch bedeutenden Mecklenburger Dichters liegt hier in einer neuen, der ersten illustrierten Ausgabe vor. Der Verfasser wollte gewisse Familienüberlieferungen zur Darstellung eines Charakterbildes einheitlich formen,

er wollte den grotesken Typus einer verschwundenen Rasse, wie Brinkmann selbst sagt, den baltischen Seemann des 18. Jahrhunderts, der in seiner spezifischen Erscheinung eine Teniersgestalt ist und in gewisser Beziehung in die Tom Bowling- und Captain Kearney-Kategorie gehört, zu einem einheitlichen Bilde skizzieren. Das ist ihm auch vorzüglich gelungen. Echt niederdeutsches Leben ist es, das aus dieser Erzählung frisch, lebendig und lustig herausschaut, so echt und humorvoll, dass der „Kasper-Ohm“ unmittelbar neben dem „Unkel Bräsig“ Reuters gehört. Und wenn Klaus Groth selbst über das Werk sagte: „Der »Kasper-Ohm un ick« ist ein Roman von solcher Vollendung, dass man prophezeien darf: Man wird ihn lesen, solange man plattdeutsch liest, und die Zahl seiner Verehrer wird wachsen mit den Jahren“, so ist des Lobes genug. Der hübsche Bildschmuck trägt wesentlich dazu bei, sich in das eigentliche Leben und Treiben der Mecklenburger, besonders der Rostocker, hineinzufinden, dass man bald auch im volkstümlichen Denken und Tun dieser Gegend heimisch wird. Wehrhan.

Haage, R., Die Mühle im Hagental. Gelsenkirchen, E. Kannegiesser. 31 S. 12°. Preis?

Das kleine Büchlein enthält in recht ansprechender Form die poetische Bearbeitung einer Sage, die den aus dem Nibelungenliede bekannten Hagen von Tronje mit dem Nibelungenhort und Zwergen des Rheins sowie mit dem Hagental bei Gernrode am Herz in Verbindung bringt. Das Tal soll seinen Namen eben jenem Hagen verdanken.

Wehrhan.

Rafael, L. (H. Kiesekamp), Vom alten Sachsenstamme. Novellen. Leipzig, C. F. Amelang. 1905. 210 S. 8°. brosch. 2.—, geb. 3.— Mk.

Die Verfasserin ist den Freunden heimatlicher Literatur kein Fremdling, hat sie doch schon oft mit sicherer Hand aus dem Schatz der heimischen Volkskunde geschöpft und Land und Volk der Westfalen uns lebendig vor die Seele gestellt. Hier bietet sie sechs Novellen: Die Letzte vom

Hochhof; Seine Mutter; Die Klarkamps; Beim Musikantenpeter; Auf dem Harpenhofe; Fockmanns Zwillinge. Wie man den Erzählungen anmerkt, hat die Verfasserin frisch ins Leben hineingegriffen und Gestalten geschaffen, wie sie noch häufig genug im Lande der alten Sachsen anzutreffen sind: selbstbewusst und voll inneren Kraftgefühls der Ansicht der Leute trotzend wie Kathrin, die Sobbenbäuerin, packend die schwächste Stelle auch der Westfalen schildernd, wenn das Herz mit dem Kopfe durchgeht, wie bei eben derselben Kathrin. Die Schilderung des Volkstums ist wahr und plastisch.

Wehrhan.

Ruben, R., Widukindssagen. Gedichte. Verlag von Bruno Feigenspan, Pössneck i. Thür. 32 S. 8°. Preis?

Das Büchlein enthält nur bekannte Widukindssagen: Porta Westfalika, Widukinds silberne Wiege, Lindberg und Reineberg, Widukinds Schlauheit, die Widukindsquelle zu Bergkirchen, der Kirchenbau zu Enger, das „unechte“ Begräbnis Widukinds, die Kapitulare zu Herford, Widukinds Beisetzung. Der fliessende Rhythmus und glatte Reim bewirkt ein leichtes Lesen der Gedichte. Freunden von Sagen in poetischer Form wird die kleine Sammlung willkommen sein.

Wehrhan.

Heine, Gottfried, Krümeln un Knasten. Nigge Vertellkes iutem Surlande. Paderborn, Ferdinand Schöningh VIII und 143 S. 8° geh. Mk. 1,40. (Wörterverzeichnis. S. 140—143.)

Die heimatliche Literatur des Sauerlandes ist in den letzten Jahrzehnten in fruchtbringender Weise gepflegt und seit Friedrich Wilhelm Grimme auch weiterhin bekannt und beachtet worden. Hier liegt ein neues kleines Werkchen vor, das der Verfasser, wie das Vorwort besagt, im Auftrage des Vereins von Sauerländern in Münster herausgegeben hat. Die netten „Vertellekes“ und schönen „Dönekes“ aus dem Volksmunde des Sauerlandes sind hier gesammelt, um sie nicht der Vergessenheit preiszugeben, gewiss ein dankbares Bestreben der heutigen Zeit. Die Erzählungen, die oft ein herzhaftes Lachen auslösen, sind in der Mundart aufgeschrieben und entstammen besonders den Kreisen Marsberg, Meschede,

Brilon und Olpe. Freunden köstlichen, zuweilen derben Humors können wir das Büchlein empfehlen. Auch der Mundartforscher wird auf seine Rechnung kommen, das kleine Idiotikon kann ihm Dienste leisten, wenngleich durch die weiteren Kreisen angepasste Schreibung die Qualität der Laute verwischt ist.

Wehrhan.

---

### Hauptversammlung des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde in Köln am 1. Juli 1906.

Nach Eröffnung der Versammlung um 12 Uhr mittags verlas der 1. Vorsitzende, Prof. Sartori, den Jahresbericht. Der Verein zählt 577 Mitglieder (darunter 4 lebenslängliche und 50 körperschaftliche). Der erfreuliche Zuwachs an körperschaftlichen Mitgliedern ist in erster Reihe auf die dankenswerte Empfehlung der Regierungen beider Provinzen zurückzuführen, die eine Anzahl von Städten und Behörden — hauptsächlich im Rheinlande — veranlasst hat, dem Verein beizutreten. Die Ehrenmitgliedschaft haben angenommen die Herren Se. Exzellenz Freiherr v. d. Recke v. d. Horst, Oberpräsident von Westfalen, in Münster; Regierungspräsident Schreiber in Düsseldorf und Regierungspräsident Dr. Kruse in Minden. — Die Bibliothek umfasst 47 Nummern. Der Verein steht mit 42 anderen Vereinen und Gesellschaften gleicher und ähnlicher Richtung in Schriftenaustausch. Der Vorsitzende schloss seinen Bericht mit dem Ausdrucke des Dankes an die Mitglieder des Vorstandes, besonders an die beiden Schriftführer, und bat um weitere rege Werbetätigkeit. — Die Kassenrechnung schliesst ab mit einer Einnahme von 1822,15 Mk. und einer Ausgabe von 2025,33 Mk. Die Rechnung ist von den Herren Dr. Trense und Dr. Wrede geprüft und richtig befunden worden. Dem Kassenführer wurde Entlastung und Dank ausgesprochen. — In den Vorstand wurden die Herren Prof. Dr. Franck-Bonn, Dr. Trense-Rheydt, Dr. Wrede-Köln und Grüttefien-Elberfeld gewählt. — Die nächste Hauptversammlung soll möglichst in der Woche nach Pfingsten an einem noch vom Vorstande zu bestimmenden westfälischen Orte stattfinden. — Zum Schluss hielt Herr Dr. Wrede-Köln

einen längeren, inhaltsreichen Vortrag über: „Feiern zu Ehren der Geburt und der Taufe des Königs von Rom im Roer-departement 1811“. — Um $^{1}/_{2}$2 Uhr schloss der Vorsitzende die Versammlung.

Der Vorstand besteht jetzt aus folgenden Mitgliedern:

| | |
|---|---|
| Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystrasse 29<br>Univ.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn, Königstr. 32 | Vorsitzende. |
| O. Schell, Lehrer, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31<br>K. Wehrhan, Lehrer, Elberfeld, Arminiusstr. 5 | Schriftführer. |
| O. Grüttefien, Elberfeld, Herzogstr. 33, Kassierer. | |
| Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W.<br>Univers.-Prof. Dr. J. Franck, Bonn<br>Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W.<br>Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Trier<br>Reg.- u. Baurat v. Pelzer-Berensberg, Arnsberg<br>Schriftsteller K. Prümer, Münster i. W.<br>Rektor C. Rademacher, Köln<br>Oberlehrer Dr. Trense, Rheydt<br>Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld<br>Oberlehrer Dr. Wrede, Köln | Beisitzer. |

Der Verein steht im Schriftenaustausch mit:

1. Egerland, Eger.
2. Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, Breslau.
3. Sächsischer Verein für Volkskunde, Leipzig.
4. Hessischer Verein für Volkskunde, Giessen.
5. Verein für Schweizerische Volkskunde, Basel.
6. Deutscher Volksgesangverein, Wien.
7. Globus.
8. Heidelberger Jahrbücher, Heidelberg.
9. Warendorfer Blätter für Heimatskunde.
10. Oberhessischer Geschichtsverein, Giessen.
11. Blätter für Bayerische Volkskunde, Würzburg.
12. Verein für hessische Geschichte und Landeskunde, Kassel.
13. Diözesanarchiv von Schwaben, Ravensburg (Württemb.).
14. Niedersachsen, Bremen.

15. Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde in Schwerin i. M.
16. Deutsche Volkskunde im östl. Böhmen, Braunau.
17. Blätter des Schwäbischen Albvereins, Tübingen.
18. Deutscher Böhmerwaldklub, Budweis (Böhmen).
19. Verein Heimat, Kaufbeuren (Bayern).
20. Verein für Badische Volkskunde, Freiburg i. B.
21. Westpreussischer Geschichtsverein in Danzig.
22. Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Prag.
23. Verein für ostniederländische Volkskunde, Utrecht.
24. Verein für österreichische Volkskunde, Wien.
25. Korrespondenzblatt des Vereins für Siebenbürgische Volkskunde, Gross-Schenck i. S.
26. Société belge de Folklore, Woluwe (Brabant).
27. Gesellschaft für jüdische Volkskunde, Wien.
28. „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur.
29. „Sauerländischer Gebirgsbote“ u. „Tourist“, Frankfurt a. M.
30. Zeitschrift für deutsche Mundarten, Ettlingen (Baden).
31. Koninckliijke vlaamsche Academie voor Taal en Letterkunde, Gent.
32. Bayerischer Verein für Volkskunst und Volkskunde, München.
33. Agram, Zbornik.
34. Berlin, Königliche Bibliothek.
35. Berlin, Universitätsbibliothek.
36. Société Neuchâteloise de Géographie à Neuchâtel (Suisse).
37. „Národopisný Vestník“, Monatsschrift des cechoslavischen ethnographischen Museums in Prag.
38. „Smithsonian Institution“ und „National Museum“ in Washington.
39. Svenska Landsmål ock Svenskt Folklif, Stockholm.
40. Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, Wiesbaden.
41. Verein für Heimatkunst und Heimatsschutz, Kaufbeuren (Bayern).
42. Société Liégoise de Littérature Wallonne, Lüttich.

Buchdruckerei A. Martini & Grüttefien, Elberfeld.

# Zeitschrift
des Vereins für
## rheinische und westfälische Volkskunde.

3. Jahrgang. 1906. Viertes Heft.

# Zur Geschichte der Kölner Fastnacht.

Von **Dr. Jacob Kemp**, Malmedy.

## I. Zur Genesis des Karnevals.

Volksfeste pflegen sich mit ihrem Ursprunge in graue Zeiten zu verlieren; denn der Volksgeist ist konservativ und hält mit zäher Beharrlichkeit an alten, liebgewonnenen Gewohnheiten fest. Man hat auch den Karneval weit zurückdatiert. Sicherlich mischt sich Heidnisches und Christliches in diesem Feste. Schon der Name wird mit Wackernagel auf einen altgermanisch-italischen Frühlingsbrauch zurückgeführt. Isis-Nerthus wurde mit Beginn des Frühlings auf einem Schiffswagen — carrus navalis, car-naval — über Land und Wasser geführt[1]). Noch um 1133 baut ein Bauer bei Kornelimünster ein Schiff, das auf Rädern ruht und von Webern über Land gezogen wird[2]). Wie man vermutet, sollte es in das an der Mündung der Schelde gelegene Heiligtum der Nehalennia gebracht werden, deren Kult mit dem der Nerthus verwandt ist. Männer und Frauen mit flatterndem Haar und losem Gewande umtanzen das Schiff während der Fahrt.

Derselbe Brauch wird für Italien bezeugt; der 5. März wird im römischen Kalendarium durch „Isidis Navigium“ bezeichnet[3]). Man sieht in dieser Sitte den Ausdruck der Freude über die Wiedereröffnung der Schiffahrt. Brants

---

[1]) Karl Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie 1887 S. 370 f.

[2]) Jak. Grimm, Deutsche Mythologie 1875. Bd. I S. 214. Simrock a. a. O.

[3]) Ludwig Preller, Römische Mythologie 1858 S. 729.

Narrenschiff soll noch einen Nachklang an dieses Frühlingsfest bewahren[4]). Man hat „Karneval" einfacher durch das Wortspiel „caro vale!" erklären wollen; eine Deutung, die den ganzen Spott Wackernagels trifft. Wir möchten die Frage nicht entscheiden; jedenfalls ist schon früh „carnelevamen, carnelevale" für den Dienstag vor Aschermittwoch belegt[5]).

Den gleichen Widerstreit ruft die Deutung des in Deutschland gebräuchlichern Ausdruckes „Fastnacht, Fastabend, Fastelabend" hervor. Nach Wackernagel[6]) hat man ihn mit dem Verbum „faseln", ahd. fasôn, fasen, in Zusammenhang gebracht, und es wäre „Fastnacht" durch die Geistlichkeit aus dem mhd. „vasenaht", d. h. Nacht der Raserei, des Umherschwärmens, umgedeutet worden[7]). Unser „faseln" kommt erst im 17. Jahrh. als vollständig neues Verbum auf[8]), möglich wohl als Ausläufer des ahd. „fasôn".

Im Mittelhochdeutschen ist indes schon sehr früh „vastnaht, vastelnaht, vestelnaht, vastelavent, vastavend" belegt[9]); „vasnaht, vasenaht" findet sich reichlicher erst in den Fastnachtsspielen des 16. Jahrhunderts[10]). Der Ausfall des Schluss-t ist in der Volkssprache gerade nichts sehr Ungewöhnliches; besonders am Rhein und in Süddeutschland spricht man durchweg „Fassnacht", eine Form, die denn auch Schiller noch in der ersten Ausgabe seiner Werke beibehält[11]). Es liegt somit kein besonderer Grund vor, Fastnacht, Fastabend nicht aus Fast-Nacht, Fast-Abend, der Nacht resp. dem Abend vor den grossen Fasten, entstehen zu lassen. Es ist eine altgermanische Eigentümlichkeit in der Zeitrechnung,

---

[4]) Simrock a. a. O. S. 369 f.; vgl. dagegen Sebastian Brants Narrenschiff, hsgg. von F. Zarncke, Leipzig 1854 Einleitung S. LXI ff. und Vict. Michels, Studien über die ältesten deutschen Fastnachtsspiele 1896 S. 103.

[5]) Du Cange, Glossarium 1883 Bd. II, 177.

[6]) Geschichte der deutschen Literatur Bd. I, 400 Anm. 1.

[7]) Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch 1889 S. 79.

[8]) Moriz Heyne, Deutsches Wörterbuch 1889 Sp. 868.

[9]) Müller-Zarncke, Mittelhochdeutsches Wörterbuch 1861 Bd. III, 278. Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch 1878 Bd. III, 31.

[10]) Grimm, Deutsches Wörterbuch 1862 Bd. III, 1354.

[11]) Grimm, a. a. O. S. 1355.

Nacht und Abend schon zum folgenden Tage zu zählen[12]; denn man betrachtete noch recht primitiv den Abend als Beginn des folgenden Tages. Und so war denn die Fastnacht euphemistisch „die letzte dort ausgenossene Fresszeit vor dem Beginn der Faste“[13]).

Ein Gleiches bestätigen auch die frühesten rheinischen Quellen, die ein Feiern der Fastnacht überliefern. Man versammelt sich an dem Abende vor Aschermittwoch in grösserer Gesellschaft zu einem festlichen Mahle, bei dem vornehmlich Fleischspeisen in ausgesuchter Qualität genossen wurden. So berichtet wenigstens Caesarius von Heisterbach (1170—1240), der für die Rheinlande wohl die frühesten, spärlichen Belege einer Fastnachtsfeier gibt[14]). Der Brauch ist bei Klerikern und Laien ungeteilt im Schwange.

## II. Die Fastnacht in Köln während des Mittelalters.

Hundert Jahre später treffen wir auch in Köln einen ersten Beweis für das Begehen der Fastnacht. Das Eidbuch vom 5. März 1341 verpflichtet die Ratsherren „zu vastavende zu geinre geselschaft volleyst von der stede gude“ zu geben[15]). Die folgenden mehrfach redigierten Eidbücher bewahren diesen Passus[16]), bis er mit dem Sturze der aristokratischen Regierung im Jahre 1396 schwindet. Die einfachste Erklärung dieser Stelle geht übereinstimmend mit dem Zusammenhange

---

[12]) Vgl. noch unser „Sonnabend“ und wenn Tacitus in seiner Germania sagt: Nox ducere diem videtur. Schrader, Reallexikon der indo-germanischen Altertumskunde 1901 S. 846.

[13]) Grimm, a. a. O.

[14]) Caesarii Dialogus Miraculorum, recognovit Josephus Strange 1851. Dist. IV, 86 Bd. I p. 252; dist. X, 53. Bd. II p. 253 f. A. Fahne, Der Carneval mit Rücksicht auf verwandte Erscheinungen 1854 S. 168 Anm. 62 sucht doch zuviel in diesen Stellen. IX, 15 hat zudem mit der Fastnacht nichts zu tun. S. 155 muss es X 53 heissen; doch wird hier nicht aus Köln, sondern aus Confluentia=Koblenz berichtet.

[15]) W. Stein, Akten zur Geschichte der Verfassung und Verwaltung der Stadt Köln im 14. und 15. Jahrhundert 1893 Bd. I Nr. 6 S. 32 § 22.

[16]) Stein, a. a. O. Nr. 28 S. 86 Art. II § 18: so in sal der rat noch zo vastavende nog zo geinre andere geselschaft volleiste geiven von der steide goede. (1372 Febr.); Nr. 38 S. 122 Art. II § 8 (1382 März 3.); Nr. 49 S. 156 § 10 (1395 März 8.).

dahin, dass die Abhaltung von Ratsessen sonderlich zur Fastnacht unterbleiben solle. Bei ihren geringen Einkünften suchten nämlich die Ratspersonen sich für ihre Müheleistungen in möglichst zahlreichen und prunkvollen Essen auf Stadtkosten ein Äquivalent zu schaffen. Deshalb wurden bereits früh die für solche Gelegenheiten bestimmten Festtage und die Maximalhöhe der aufzuwendenden Kosten festgesetzt[17]). Der oben bei Caesarius belegte Brauch hat also offenbar in dem emporblühenden Köln Verbreitung gefunden, wenn er sich auch in einer für den Stadtsäckel nicht gerade empfehlenswerten Art äussert.

Noch um zwei Jahrhunderte später versichert der Verfasser der Zimmerischen Chronik, Graf Froben Christof von Zimmern (1519—1567), dass die reichen Bürger zu Köln in der Fastnacht grosse Bankette abhalten[18]). Er schildert mit ziemlicher Ausführlichkeit, wie er auf Zureden seines lustigen Gesellen, des Grafen Christof von Gleichen, mitsamt seinem Bruder und ihrem Präzeptor auf die Mummerei gegangen ist. Sie warfen sich in die Maske eines Voglers: grüne Hosen, kurze Röcke, grüne Hüte; der eine trägt einen Habicht auf der Hand, der andere einen Kloben zum Vogelfang, ein dritter eine Ledertasche mit Hühnergarn. Nach Mitternacht[19]) ziehen sie „mit stiller musica“ über die Gassen zu dem „reichsten under aller burgerschaft“, einem Herrn Wasserfass[20]). Hier werden sie mit aller Gastlichkeit aufgenommen und haben Musse, das kostbare Silbergeschirr zu bewundern, das bei den meisten Fürsten nicht in solcher Menge gefunden wird. Nachdem man sich beim Tanze sattsam amüsiert hat, lassen sich Damen und Herren an einer

---

[17]) Vgl. dazu Lau, Entwicklung der kommunalen Verfassung und Verwaltung der Stadt Köln bis zum Jahre 1396. Bonn 1898 S. 108. v. Below, Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum 1898 S. 92 ff.

[18]) Zimmerische Chronik, hsgg. von K. A. Barack 1881, Bd. III S. 160 ff.

[19]) Die Bankette beginnen nach ihm überhaupt: gemainlich nach mitternacht umb zwai uren, und währen schier umb die viere.

[20]) Ein Gerhard Wasserfass bekleidet in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. mehrfach die Würde eines Bürgermeisters; s. Listen der Ratsämter im Kölner Stadtarchiv.

langen Tafel zum Schmause nieder. Dabei wurde Wildbrett, Federvieh, Konfekt, Obst und sonstige Leckerbissen nicht gespart. Bei gutem Wein und Bier, trefflicher Musik und freundlichem Gespräche bleibt man bis gegen Morgen 4 Uhr zusammen. Nach Mitternacht wird das Fleisch nicht mehr angerührt. Nur Wildbrett scheint man nicht ins Fastengebot einbezogen zu haben; denn Fasanen, gebratenen Rehschlegeln, Hasel- und Feldhühnern sowie den Wildbrettpasteten wird noch wacker zugesprochen. Unser Gewährsmann deutet das dahin: „dieweil nichs warm ward ufgesetzt, war es die fasten nit gebrochen" und beteuert: „Ich möcht noch alle tag also fasten". —

Auch auf den Mummenschanz in der Bürgerschaft und auf das öffentlich in den Strassen sich manifestierende Maskentreiben werfen während des 15. Jahrhunderts einige wenige Ratsverordnungen, die mit Strenge dagegen einzuschreiten suchen, ein allerdings nur spärliches Licht[21]). Suchen wir uns aus diesen nicht gar zu ergiebigen Belegstellen ein Bild von dem Faschingsleben zu geben, so pflegte man nicht nur in den Tagen vor der Fastenzeit[22]) und sogar am Aschermittwoch, sondern auch in den Fasten selbst[23]) meist in

[21]) Stein, Akten II Nr. 94 S. 139 § 5. 6; Nr. 156 S. 266; Nr. 214 S. 355 § 30a; Nr. 249 S. 385.

[22]) Weinsberg unterscheidet einen lutzenfastabend, Donnerstag vor der eigentlichen Fastnacht, groissefastabend, Fastnachtssonntag, und lestfastabend, Fastnachtsdienstag. Buch Weinsberg Bd. IV S. 225. Für Fastnachtdienstag wird auch rechte vastnacht überliefert.

[23]) Sebastian Brant (Narrenschiff, hsgg. v. Zarncke, S. 112, Vers 55 ff.) wettert auch über diejenigen, die selbst am Aschermittwoch noch ihr unsinniges Treiben fortsetzen. Ja, er bezeugt:

„Das wesen wärt ob vierzehn tagen
Die fast gantz usz, an ettlich enden
Die karwůch důt sie kum abwenden.

Mag man das letztere auch als eine dichterische Hyperbel nehmen, so haben wir daneben doch den Bericht Francks in seinem Weltbuche Tübingen 1534 fol. 131a und b. „Auff disen tag der aescherigen mitwoch leyten sy die fasten ein mit grosser mummerei, halten bancket, und verkleyden sich in ein sunder munier. Etlich klagen und sůchen die fassnacht mit fackeln unnd latern bei hellem tag, schreien kläglich wa die Fassnacht hin kummen sey . . . . Den nechsten Suntag darnach gibt man der fassnacht urlaub, verbutzt und verhült sich aber, trincken sich voll, spilen und rasslen (toben) zuletst".

Gruppen zu Fuss und zu Pferd vermummt einherzuziehen. Verwandte und Bekannte suchten sich gegenseitig zu Hause[24]) auf oder haschten einander auf der Strasse. Es musste mit Speise und Trank aufgewartet werden, oder man erbat sich eine Geldspende[25]).

Einen interessanten Einblick in die Art der Mummereien gewährt eine Eintragung in dem Protokollbuche des Rates vom 2. April 1441[26]). Es erfolgt nämlich die Bestrafung eines Wirtes, Johan van Ghynt, seitens des Rates, weil er mit vier Genossen und einem Frauenzimmer das religiöse Gefühl in der schmachvollsten Weise verletzt hatte. Sie hatten einen Reliquienschrein angefertigt, auf dem sie über einem Kissen sitzend einen Popanz mit Weihwedel und Fahnen durch die Stadt trugen. Solche Verhöhnungen des Kultus scheinen nachmals besonders in der Reformationszeit eingerissen zu sein: denn zu Beginn des 17. Jahrhunderts wird sonderlich das Mummen in Mönchs- und Beghinenkleidern gerügt[27]).

Im übrigen zog man mit Trommel und Trompeten über die Strassen; offenbar in Zügen, die von den Zunftgenossen inszeniert wurden[28]). Auf den Zunft- und Gaffelstuben selbst aber amüsierte man sich bei Tänzen, Bällen und Gelagen[29]). Die Augen bedeckte man mit einer Maske (flabis)[30]).

Zur allgemeinen Belustigung wird auch einmal ein

---

[24]) Vgl. hierzu auch: Buch Weinsberg Bd. II S. 143.

[25]) Es wird hierfür durchweg der Ausdruck „croyngelt" belegt. Ob ihm eine tiefere Bedeutung beizumessen ist, habe ich bisher nicht feststellen können.

[26]) Stein a. a. O., Nr. 179, S. 295.

[27]) Ratsedikte Bd. 17 fol. 169 (1601 Febr. 9.) und dasselbe wiederholt ibid. fol. 170 (1603 Febr. 14.).

[28]) Buch Weinsberg Bd. IV. S. 10 und 185. Ratsedikte Bd. 17 fol. 171 (1609 Febr. 9.) wird Trummenschlag und Trummetenblasen Abends und bei Nachtzeiten in Privat-, Bürgers- oder offenen Wirtshäusern verboten. 1638 Jan. 29. wird den Junggesellen vom Lohamte die erbetene Vergünstigung abgeschlagen, Fastnacht mit der Trommel umzugehen. Rpr. Bd. 85 fol. 39 b.

[29]) Stein a. a. O. Nr. 156 S. 266, Nr. 125 S. 214. Buch Weinsberg a. a. O.

[30]) Zimmerische Chronik a. a. O. S. 161; Buch Weinsberg Bd. II, 143.

Schwein auf dem Altenmarkte in ein Gehege eingeschlossen, dazu fünf Blinde in voller Rüstung, einen tüchtigen Knüttel in der Faust, die das Tier erschlagen sollten. Das gab natürlich Anlass zu den possierlichsten Zwischenfällen[31]. Ein solches, nicht gerade humanes Schauspiel, hatte nach Hermann Corners Chronik die jeunesse dorée in Lübeck schon ein Jahrhundert früher einmal zur Fastnacht inszeniert[32].

Das Vermummen zur Fastnacht zeigt am deutlichsten ein Verschmelzen von heidnischen Frühlingsgebräuchen mit dem christlichen Kultus. Dieses Verstecken seiner Person in fremder Maske war bei den Römern an den Saturnalien und Luperkalien, bei den Germanen besonders an den Zwölf- oder Rauhnächten, die dem Julfeste vorausgingen. im Schwange[33]. Man deutet es daher, dass man zu Beginn des Frühlings ein grosses Reinigungsfest abhielt, an dem man die bösen Geister, besonders den Winter, die todbringende Jahreszeit, austrieb, weshalb noch heute in manchen Gegenden eine symbolische Figur zur Fastnacht vor den Ort geschafft, verbrannt, ins Wasser geworfen oder in die Nachbargemarkung überführt wird. Um sich vor den Dämonen unkenntlich zu machen und mit der unheimlichen Gesellschaft besser auszukommen, steckte man sich in möglichst grausige Larven[34]. Nun ist auch der ursprüngliche Zweck des Fastens nur der, den Geistern, die den Menschen auflauern, an und durch Speise und Trank keinen Eintritt in das Innere des menschlichen Leibes zu gewähren[35]. Die altheidnische Frühlingssitte heftete sich also eigentlich recht zwanglos an die grosse Fastenzeit, die die Ostern, das Frühlingsfest der christlichen Kirche, einzuleiten pflegen. —

Gemäss den Aufzeichnungen des Kölner Ratsherrn Hermann von Weinsberg, die einen guten Teil des 16. Jahr-

---

[31]) Kölhoffsche Chronik in Städtechroniken Bd. XIV. S. 905 (1498 Febr. 24.) Turniere waren besonders in den oberdeutschen Städten eine beliebte Fastnachtslustbarkeit. vgl. Zarncke, Brants Narrenschiff S. 466.

[32]) Al. Schultz, Deutsches Leben im XIV. und XV, Jahrh. S. 409.

[33]) Du Méril, Histoire de la Comédie ancienne, Paris 1864, I. S. 75 ff.

[34]) Michels, Fastnachtsspiele S. 98.

[35]) Schrader, Reallexikon S. 235.

hunderts behandeln, verbindet sich noch ein anderer alter Frühlingsbrauch, das Ausrufen der „Lehen“, in Köln mit der Fastnacht. Nach einer besonders am Rhein, in den Niederlanden und in Hessen verbreiteten Sitte werden in der ersten Mainacht, der Walpurgisnacht, die heiratsfähigen Mädchen an den Meistbietenden versteigert; jeder Bursch erhält seine Braut für das kommende Jahr zugesprochen[36]) Ein Gleiches geschah nach Weinsbergs Bericht in Köln auf Fastnachtsdienstag und wurde durch Pochen an die Stubentür kundgemacht[37]). Mittfasten — Lätare oder Rosentag — pflegen die Jungfrauen ihren zuerkannten „Lenchen“ schön verzierte Bretzeln[38]) zu senden, wohingegen die Burschen ihren Erkorenen am 1. Mai den „Meikneildrank“ — die Maiweinbowle — in silbernen Kannen spenden. Man ladet sich dann gegenseitig zu Gast und hält fröhliche Gesellschaft[39]). Ein Nachklang an diese Sitte mag sich noch in dem alten Fastnachtsliede bewahrt haben:

„Fastelovend kütt eran
Spille mer op der Büsse,
Alle Mädcher krigen 'ne Mann
Ich un och mi Söster[40]).“ —

Ohne Zweifel deutet hierauf auch ein zweites von Ernst

---

[36]) Grimm, Mythologie II, 657 Anm. Simrock, Mythologie S. 586.

[37]) Buch Weinsberg Bd. IV, S. 185, 253.

[38]) „In der Pfalz und umliegenden Gegenden gehen am Sonntag Lätare, welchen man den Sommertag nennt, die Kinder auf den Gassen umher mit hölzernen Stäben, an welchen eine mit Bändern geschmückte Bretzel hängt, und singen den Sommer an . . . .“ vgl. „Des Knaben Wunderhorn“ neu hsgg. v. Friedr. Bremer, Leipzig, S. 798. Zu vergleichen ist auch die Mitteilung bei Sebastian Franck, Weltbuch fol. 131 b: Zu mitterfasten ist der rösen Suntag . . . . An diesem tag hat man an ettlichen orten ein spil, das die buben an langen rütten bretzlen herumb tragen in der stat, und zwen angethone mann, einer in Syngruen oder Epheu, der heisst der Summer. Der ander mit gemuess angelegt, der heisst der Winter, dise streitten mit einander, da ligt der Summer ob und erschlecht den Winter, darnach gehet man darauff zum wein.

[39]) ibid. S. 163. Obiges erinnert an den Minnetrunk bei Simrock S. 379.

[40]) Auf dieser Grundlage würde der Spruch eine zwanglosere Erklärung finden als bei Simrock a. a. O. S. 372.

Weyden mitgeteiltes Liedchen[41]), das in seiner Jugend zugleich mit dem vorhergehenden die kleinen Mädchen sangen. wenn sie auf Weiberfastnacht in grösserer oder kleinerer Gesellschaft durch die Strassen zogen:

„Aennche, Susaennche,
Wat haess do en dingem Kaennche,
Rude Wing of wisse Wing?
Morge salls do Bruck sinn.“

Man wird Köln wegen seines Karnevals unter den mittelalterlichen Städten keine allzu hervorragende Stelle einräumen dürfen. Dafür sind die Belege und Anklänge doch zu selten. Jedenfalls ist der Fasching in den süddeutschen Städten, besonders in Nürnberg, viel bedeutender. Es wirken hier unmittelbar die pomphaften Veranstaltungen Italiens ein, das Aufzüge, bestehend aus grossen Prunkwageu und Maskengruppen, schon früh aufweist[42]) Ein Wiederklang einer solchen allgemeinen, grössern Maskenfeier dürfte sich in dem seit 1449 offiziell inszenierten Schembartlaufen Nürnbergs finden. Es gestaltet sich zu einem grösseren Festzuge, den ein kunstvoll erbauter Wagen, die sog. Hölle, beschloss. Dieser Wagen stellte eine die städtischen Ereignisse des Jahres persiflierende Begebenheit dar mit lebenden oder ausgestopften Figuren. In den Masken sind Anklänge an die italienischen Aufzüge unverkennbar[43])

## III. Übergang zur Neuzeit.

Mit dem Beginn der Reformation schwindet ein gut Teil der Feste, die für den poetischen, farbenfrohen Sinn des mittelalterlichen Menschen ein unentbehrliches Ingredienz im sonst so eintönigen Leben bildeten. Der Humanismus schuf einen weltlichen Gelehrtenstand, der sich immer mehr zum Träger der höheren Kultur ausbildet. Und diese Gelehrtenkultur verdrängt seit der Mitte des 16. Jahrhunderts im Bunde mit der von Westen übernommenen höfischen Kultur allmählich

---

[41]) Weyden, Köln am Rhein vor fünfzig Jahren. 1862, S. 116.

[42]) Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien, 1878, Bd. II, S. 156 ff.

[43]) Vgl. Michels, Fastnachtsspiele S. 99 ff. Schultz, Deutsches Leben S. 411 f.

das Volkstum.[44]) Vornehmlich aber beginnt jetzt für den Karneval eine kritische Zeit. Mit puritanischer Strenge gehen die Reformatoren gegen ihn vor[45]), wohl nicht mit Unrecht; denn er hatte in jenem derben, naturalistischen Zeitalter grobe Auswüchse gezeitigt.[46]) Ausserdem hatte auch ein Feiern der Fastnacht im Ritus der protestantischen Kirche jeden Halt und Sinn verloren. In protestantischen Gegenden, und damit in dem weitaus grössern Teile Deutschlands, schwindet der Karneval fast ganz.

In Köln aber überdauert der Mummenschanz die Ungunst der Zeit. Und das ist, abgesehen davon, dass Köln eine durchaus katholische Stadt blieb, nicht wunderbar; denn kaum zwei Jahrzehnte vor der Reformation beginnen die grossen Entdeckungen die breite Handelsstrasse zu erschüttern, die von Italien über Nürnberg nach Köln weist und hier westlich und nordöstlich ausstrahlt. Köln ist matt gesetzt. Sein treues Festhalten an Rom war auch nicht geeignet, seine Stellung zu heben. Immer mehr gerät es abseits der grossen Strasse, wo die Hauptschlagader des Lebens pulsiert. Und so beginnt hier eine Stagnation des öffentlichen sowohl wie des Volkslebens.

Ab und zu geben denn auch die zur Fastnachtszeit ausgegebenen Verordnungen des Rates gegen das Maskentreiben den Beweis, dass man nur ungern von einer Feier der Fastnacht absah. Solche Mandate kehren besonders in den Kriegen wieder, die die Kabinettspolitik Ludwigs XIV. entfachte, und von denen der Niederrhein schwer heimgesucht wurde[47]); denn abgesehen davon, dass solche traurigen Zeitläufte der tollen Lust abhold waren, musste der Rat befürchten, herumziehendes Gesindel werde die Maskenfreiheit zu Ausschreitungen und Anschlägen missbrauchen.

---

[44]) Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur. 1904. S. 503, 525 ff.

[45]) Floegel, Geschichte des Grotesk-Komischen. 1887. S. 275 ff.

[46]) Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. Bd. VIII, 1894, S. 270 f.

[47]) Ratsedikte, 17, 175 (1681 Jan. 29); 17, 176 (1683 Febr. 9); 17, 177 (1686 Febr. 21); 27, 74b (1691 Febr. 23.); 15, 4b (1696 Juni 1.); 27, 175b (1697 Febr. 15.); 27, 215b (1699 Febr. 23.). Rpr. Bd. 147, 54 (1700 Febr. 19.); 150, 41b (1703 Febr. 16. Nur den Kindern gestattet); 153, 36b (1706 Febr. 8.); 154, 64b (1707 März 4.); 155, 59a (1708 Febr. 15); 168, 59a (1721 Febr. 21.).

In seiner Sitzung vom 4. März 1707 beschäftigt sich der Rat auch einmal mit den Masken (flabessen), die in den „Winkellfensteren“ zum Verkauf ausgestellt werden und gar zu abscheulich sind. Die beiden Polizeimeister der Stadt, die Gewaltrichter, werden beauftragt, die Verkäufer zu ermahnen, dass sie „dergleichen gesichter einstiffelen“, widrigenfalls soll man die Masken konfiszieren[48]). Im Jahre 1709 haben einige Pfarrgenossen aus St. Kunibert auf Aschermittwoch[49]) vermummt um die St. Lupuskirche und zwar „bey wehrendem Gottesdienst mit spiell undt gethön getanzt“ und sonstigen Unfug getrieben. Darnach sind sie auf der Maximinenstrasse in dem Brauhause „Zur Kaulen“ eingekehrt und haben dort den Tag „mit fressen undt sauffen nicht ohne jedermans scandal undt ärgernus“ zugebracht. Diese Angelegenheit bereitet einem hochwohlweisen Rate in seiner Sitzung vom 14. Februar 1709 nicht wenig Kopfzerbrechen[50]).

Es sind also immerhin Beweise genug vorhanden, dass der Kölner in friedlichen Zeiten der guten alten Sitte des Mummenschanzes weiter gehuldigt hat.

## IV. Die französische Zeit.

Als am 6. Oktober 1794 der französische General Championnet in die stark heruntergekommene Stadt einrückt, findet er noch so manchen Anklang an verschwundene, bessere Zeiten. Auch Held „Bellejeck“, der Pritschmeister der Bauerbänke, durchzieht wie vor alters auf Weiberfastnacht, seine Sprüchchen hersagend, die verödeten Strassen und kündet das beginnende festliche Treiben an[51]). Aber die

---

48) Rpr. Bd. 154 fol. 64b.

49) Dass gemeiniglich am Aschermittwoch noch den Fastnachtslustbarkeiten gehuldigt wurde, haben wir bereits im Mittelalter belegt.

50) Rpr. Bd. 156 fol. 45b.

51) Ich entnehme diese Figur den der französischen Zeit am nächsten liegenden Abhandlungen über den Karneval: Kölns Karneval im Jahre 1829. Köln 1829 S. 13 f.; Fahne, Der Carneval 1854 S. 167; Weyden, Köln am Rhein vor fünfzig Jahren, 1862 S. 115, bemerke aber, dass mir in den Akten weder seine Person, noch das oft wiederholte „il est permis au citoyen Bellenjeck de faire son tour“ aufgestossen ist.

neuen Herren waren aufgeklärte Leute, und der Platzkommandant citoyen Daurier legt dem armen Gesellen und seiner Gefolgschaft bald das Handwerk. Am 12. Februar 1795 befiehlt ein aus seiner Kanzlei hervorgehendes Dekret[52]) dem Kölner Magistrat, gegen den Karneval einzuschreiten, mit der Begründung, dass die Übelgesinnten „ne manqueraient sûrement pas de profiter de ce que vous appellés ici le Carrnaval, pour amener quelques dèsordres, dont la horde aristocratique saurait tirer un avantage quelconque“. Es soll daher verboten sein „de courir les rues soit individuellement, soit collectivement, étant masqués ou déguisés de manière quelconque“. Zur Abhaltung eines Balles ist besondere Erlaubnis vom Platzkommandanten einzuholen. Diese wird nur dann erteilt, wenn der städtische Magistrat und Aufsichtsrat ihr Gutachten dahin abgeben, dass die gute Führung derer, die eine solche Belustigung vorschlagen, für ihre Handlungen bürge.

Ein halbes Jahrzehnt haben die Kölner ohne den Karneval leben müssen. Erst am 10. Februar 1801 wird die Feier desselben wieder freigegeben[53]). Doch sind alle, die eine Maske tragen, gehalten, auf dem Wohltätigkeitsbureau in dem ehemaligen Minoritenkloster eine Karte für 30 Centimes zu lösen. Der Erlös wird zum Besten der Armen und Dürftigen

---

Seine Person entspricht den aus den spätmittelalterlichen Spielleuten, Wappendichtern und Ehrenholde hervorgegangenen Reimsprechern. Diese unterhielten und belustigten bei städtischen oder höfischen Festen die Menge mit witzigen Sprüchen und besangen die Feierlichkeit selbst sowie deren vornehmste Teilnehmer. Den Namen führten sie von der Pritsche, dem Lotterholze, durch dessen klatschenden Schlag sie die Aufmerksamkeit der Hörer auf sich zu lenken suchten. Die obigen Darstellungen stimmen bei seiner Beschreibung darin überein, dass er in der einen Hand die Pritsche, in der andern eine Zitrone (einen Apfel bei Weyden) trug und, von einigen Geigern begleitet, durch die Strassen schwärmte, vor den Häusern der reicheren Bürger seine Spruchreime hersagte und dann ein Trinkgeld erhielt.

[52]) Ratsedikte Bd. 17 fol. 178.

[53]) Französische Abteilung Kapsel 30 D 1 fol. 11: Konzept des betreffenden Ediktes. Das publizierte Edikt ist im Stadtarchiv nicht vorhanden. Ein solches, das den Karneval gestattet, liegt erst vom 7. Februar 1804 vor. Ratsedikte Bd. 17 fol. 180. Auf dieses bezieht sich Weyden, a. a. O. S. 115, wenn er fälschlich die Erlaubnis zur Feier der Fastnacht ins Jahr XII der Republik setzt.

verwandt. Im ersten Jahre nahmen 1273 Personen Erlaubniskarten[54]). Es wird in den Akten mehrfach darauf hingewiesen, dass die Polizeibeamten das Vorzeigen dieser Karten besonders auf den Maskenbällen verlangen sollen[55]). Es ist verboten, eine Waffe zu tragen[56]). Die Verkleidung soll anständig sein und nicht auf den Kult oder die Zivil- und Militärbehörden Bezug haben[57]).

Im Jahre 1805 März 21. wird eine Beleuchtung der Strassen in den drei Nächten des Karnevals angeordnet. Deshalb ist es dem einzelnen erlaubt, „de passer sans feu pendant les nuits du Carnaval“ [58]); denn auch darin steckte Köln noch in den Schuben des Mittelalters[58a]), dass ihm eine Beleuchtung der Strassen gänzlich fremd war. Ging man abends aus, so war man gezwungen, einen der „Leuchtemänner“ zu dingen, die mit lodernden, qualmenden Pechfackeln an den Strassenecken lungerten und mit lautem Geschrei den Vorübergehenden ihre Dienste anboten[59]).

Das Edikt vom 10. Februar 1801 gestattete anfänglich den Masken nur bis 6 Uhr abends sich auf den Strassen zu zeigen. Indes auf die an den General Vernier gerichtete Bitte des Bürgermeisters von Wittgenstein „de faire sonner la cloche de la retraite bourgeoise une heure plus tard qu'à l'ordinaire[60])“, ergeht am 22. Pluviôse an XII (1804) die Genehmigung „de ne faire sonner . . . . qu'à onze heures[61])“.

---

[54]) Beobachter Nr. 608.

[55]) Franz. Abt. a. a. O. fol. 57, 60 und noch mehrfach dort.

[56]) ibid. fol. 16, bitten zwei Bürger um die Erlaubnis „en réprésentant un rôle propre à amuser honnêtement le public . . . . . . de porter quelques armes, qui leur sont indispensables pour faire bien réuissier leur réprésentation“. Das Gesuch wird abgeschlagen.

[57]) ibid. fol. 47 a. b. beschäftigen sich mit einer Gesellschaft junger Leute, die vorhatten, eine Maskerade zu veranstalten und die „Administration des Droits réunis“ ins Lächerliche zu ziehen.

[58]) ibid. fol. 28.

[58a]) Vgl. Kemp, Die Wohlfahrtspflge des Kölner Rates in dem Jahrhundert nach der grossen Zunftrevolution 1904 S. 53 f.

[59]) Weyden, a. a. O. S. 131.

[60]) Franz. Abt. a. a. O. fol. 23.

[61]) ibid. fol. 24.

In den folgenden Jahren fällt während der drei Karnevalstage das Läuten der Bürgerglocke überhaupt weg[62]).

Napoleon, der allmächtige Konsul der Franzosen, rüstete sich eben damals, die Kaiserwürde in seiner Person zu vereinigen. Am 18. Mai 1804 wird er durch einen Senatsbeschluss zur Befestigung des Staates und zur Sicherheit seiner eigenen Person zum erblichen Kaiser der Franzosen erklärt und durch Volksabstimmung sanktioniert. Man weiss, dass Bonaparte, wie er seine Völker in den Tod zu schicken, sie auch zu amüsieren verstand. —

Weyden berichtet, dass in der französischen und nachfranzösischen Zeit grössere Masken-Gesellschaften, die sog. Bände, auf den Strassen und in den Häusern die im Laufe des Jahres vorgekommenen Stadtlächerlichkeiten in dramatischen Vorstellungen geisselten.[63]) Andere Quellen bestätigen dies.[64]) Vor allem aber führen uns lebendig in das Treiben dieser einzelnen Maskengruppen die Mitteilungen ein, die damals jeweils um Karneval in der rheinischen Zeitung „Der Beobachter" erschienen. Sie wurde herausgegeben von Gotthilf Theodor von Faber, Professor der französischen Sprache und Literatur an der Zentralschule in Köln, nachmals russischer Staatsrat.

Zum Jahre 1802 schreibt der Beobachter[65]): „Von Gesellschaften zeichneten sich eine Bergknappenpartie durch Kleidung und Musik, ein Doktor mit seinem Gefolge durch ein niedliches Gedicht und artigen Gesang, mehrere Papagenas durch ihre Kostüme aus. Die Gassenkehrerinnen mit ihrem Anführer, und die Friseurs, die es an Puder nicht fehlen lassen, blieben nicht unbemerkt." Zum Jahre 1804[66]): „Unter den Charakter-Masken zeichneten sich mehrere Gesellschaften durch sinnreiche Erfindung und durch lehrreiche Deutung aus. Eine derselben stellte eine untere Volksschule dar, wie sie

---

[62]) ibid. fol. 29 ff.

[63]) Weyden, a. a. O. S. 117.

[64]) Kölns Karneval im Jahre 1829 S. 13. Kölns Karneval, wie er war, ist und sein wird. Vom Magister loci [d. i. Edmund Stoll], S. 57.

[65]) Nr. 608.

[66]) Nr. 963, S. 293 f.

leider fast noch alle beschaffen sind, und sehr treffend wurden hier die Missbräuche der ersten Erziehung gerügt. Es versteht sich, dass die Schüler, die hier die Bänke vor dem bewaffneten Schul-Monarchen auf der Strasse aufschlugen, Leute von merklich hohem Wuchs waren. Eine andere Gesellschaft stellte die Advokaten der alten und der neuen Zeit vor, und ihrem Zuge folgte der Esel in natura, über dessen Schatten einst ganz Abdera in Bewegung gesetzt ward. Ein reichhaltiger Stoff, der sehr artig behandelt war! Eine andere Gesellschaft bestand aus Politikern, welche sich um die Welt-Angelegenheiten zankten und Herr Status quo mit seinen tausend Unterschriften, wie im bekannten Stücke, machte seine Rolle vortrefflich. Ausser diesen Gesellschaften sah man eine, die ein Vogelschiessen vorstellte, eine andere führte den Zug aus Schinderhannes Leben und Thaten vor, wo er zu seiner Belustigung einen Haufen furchtsamer Hebräer die Stiefel ausziehen lässt." Und zum Jahre 1805[67]): „Recht sinnreich war der Gedanke durch einen vorgetragenen Spiegel, dessen Decke vor jedem Vorübergehenden verschwand, das Porträt der Narren darzustellen. Wer hat hineingesehen, und sich nicht über die treffende Wahrheit des Gedankens gefreut? Schade, dass das Wetter die Gesellschaft hinderte, ihre Spässe im Freyen zu machen, und dass in den Häusern, wo sie geschehen mussten, nur wenige Zuschauer seyn konnten. Alles ist mit vieler Lebendigkeit und mit gänzlichem Ineinandergreifen dargestellt worden. Die auftretenden Charakter waren ein Redner, ein Philosoph, ein Dichter, ein Verleger in ihren Mode-Extremen und neuen oder alten Sünden. Viel Treffliches ist trefflich gesagt und durch Handlung versinnlicht worden. . . . Wir erwähnen nur die ausgesuchte Musik dieser Gesellschaft. Einige Astrologen mit einem ungeheuren Tubus sagten sehr artig Glück und Unglück vorher. Eine Gesellschaft hinkender Bothen rügte launig die Calendermacherey. Eine Gesellschaft Friseurs züchtigte einen herbeygelaufenen Bessermacher. Fassbinder übten ihr Handwerk, pumpten Wein mit dem Heber und theilten aus. Waffelbäcker, reinlich gekleidet und mit reinlichen Instrumenten versehen, bucken

[67]) Beobachter Nr. 1151, S. 1044 ff.

in einem Hui, in den Häusern, in die sie traten, Waffeln, die die Umstehenden recht schmackhaft fanden. Ein Automate, in Erinnerung eines kürzlich dagewesenen, liess Prophezeiungen aus seinem Mundtrichter ergehen. Musik und Gesang begleitete alle Darstellungen."

Die Mitteilungen zum folgenden Jahre 1806 (20. Febr.)[68]) sind um so interessanter, weil der Text der Aufführung im Schauspielhause, von der dort gesprochen wird, uns erhalten ist und Joh. Heinr. De Noël zum Verfasser hat. Der Beobachter schreibt: „Der grosse Ball im Kuhberge am Faschings-Sonntage war dieses Jahr nicht so ergiebig an auffallenden, bemerkenswerten Masken. Einige haben besonders die Aufmerksamkeit des Publikums erregt; so z. B. eine Schauspielergesellschaft und ein mit seinen Postillonen reisender Posthalter. Beyde waren von Musik begleitet und ergötzten durch einen überaus angenehmen Gesang. Die letztern hatten ihre Maskeraden mehr für die Häuser, die erstern mehr für Strassen berechnet. . . Das Hauptvergnügen war für den Dienstag vorbehalten; denn an diesem erschienen eine weit grössere Anzahl Masken, ohne dass man jedoch neue grosse Maskenzüge bemerkte. Aller Neugierde blieb für den Nachtsball gespannt, der im Schauspielhause gegeben wurde. . . . Auf dem Balle selbst erschienen die Masken einiger alten Kölner mit der Maske eines jüngern Kunstliebhabers und hielten über die Verzierungen im Schauspielhause, deren Sinn den Profanen dunkel bleiben könnte, eine äusserst witzige, gereimte und ziemlich grosse Rede. Auch wurde sie umgetheilt. Schade nur, dass sie so wenig ins Publikum kam." [69])

---

[68]) Beobachter Nr. 1327, S. 1760.

[69]) Es ist das, wie bereits oben mitgeteilt, die De Noëlsche Fastnachtsfarze: „Ein nagelneues Büchellein, worinnen ausdrücklich beschrieben seyn alle Bildchen und Figuren, Thiere, Kænnchen und Posituren, als welche im Komœdien-Haus angebracht und mit Couleuren auf die Wand gemacht, die sonsten niemals dagewesen, — gar amüsierlich zu lesen. Sehr hochgelehrt und sittlich und fein gebracht in folgende Reimelein; vom Herrn Auctore bey seinem Leben in schœnem Drucke herausgegeben, im Jahre, wo man nach dem vorigen Tex zuerst wieder schrieb 18 hundert und 6." Schreinermeister Wammes und Konfrater Bretzel suchen in recht drolliger Auseinandersetzung die antiken Malereien und

Offenbar haben wir in den Maskengesellschaften, die auf der Strasse und in den Häusern ihre zum Teil improvisierten, zum Teil vorbereiteten Possen vortrugen, einen letzten Überrest, der im 15. und 16. Jahrhundert besonders in Süddeutschland weitverbreiteten derb-satirischen Fastnachtsspielen. Über das 17. Jahrhundert hinaus verliert sich ihre Spur. Das Lustspiel, dessen Entwicklung sich ohne Zweifel an sie anlehnt, hat sie aus einer breiteren Öffentlichkeit verdrängt[70]).

Texte solcher kölnischen Fastnachtspossen haben sich nur wenige, und diese erst aus späterer Zeit, erhalten[70a]). Weyden teilt den Namen eines Mannes mit, der sich in dieser Gattung der Poesie besonders hervortat. Er hiess Hoffmann

---

Skulpturen am neuen Schauspielhause in der Schmier-(Komödien-)strasse zu erklären. Ihre Auslegungen berichtigt mit überlegener Weisheit der Lizentiat Stüsskant.

[70]) Interessant ist, dass sie sich in dem stillen und dem Verkehr entlegenen Gebirgsstädtchen Malmedy bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Vgl. Rehm, Malmedy und das Tal der Warche, S. 84 f.

[70a]) W. Walter, Der Carneval in Köln. Köln 1873; teilt S. 12 mehrere Titel solcher Possen mit: „Die Volksschule", „Die Advokaten der alten und neuen Zeit", „Herr Statusquo", „Die Bettler", „Die Modenärrinnen", „Le génie français", „Die moderne Erziehung", „Dialogus latino (sic!) comicus", „Die Poststation oder der Aufenthalt im Gasthofe", „Der Bannerrath", „Die Schlacht und der Sieg bei Worringen". Bei dem problematischen Charakter des Werkchens wage ich nicht zu entscheiden, ob diesen Angaben — sie decken sich ja zum Teil mit dem im Beobachter Mitgeteilten — irgend welches Gewicht beizulegen ist. Die Kölner Stadtbibliothek bewahrt aus der Zeit vor 1820 nur folgende Fastnachtsspiele: Ein nagelneues Büchellein usw. von De Noël; und von demselben Verfasser: „Jocosa descriptio, das ist: Beschreibung gar lustig und froh von dem, was sich Neues in unseren Tagen merk-, schreib-, sodann druckenswert zu hat getragen; als nemblich: was sich in der hiesigen Stadt Colonia (Cöllen) ereigenet hat" erschienen 1808. Ferner „Dialogus satiro-comicus, oder satirisch-komisches Gespräch zwischen vier Gevaterleuten über den jetzigen Ton. In kölnischem Dialekt. Eine Farze für die Fastnacht vom Jahre 1810." „Der verlorene Sohn. Schwank in kölnischem Dialekte (Manuskript). Aufgeführt Karneval 1811 in der „Olympischen Gesellschaft". „Wie holt Ihn der Teufel? Fastnachtsspiel im Jahre 1814. Zum Besten der kölnischen Freiwilligen." „Die Poststation oder der Aufenthalt im Gasthause, Eine kölnische Fastnachtsposse in 1 Akt. 1818."

und war stadtkölnischer Beamter[71]). Ein Weiteres ist von ihm nicht bekannt. Jedenfalls aber werden die Mitglieder des damals in Köln blühenden literarischen Zirkels, der „Olympischen Gesellschaft", — von De Noël haben wir es bereits belegen können — hier weitgreifenden Einfluss geltend gemacht haben[72]).

Geben wir ein allgemeines Bild des Fastnachtstreibens in dieser Zeit[73]), so eröffneten Sonntags die Kinder den Mummenschanz, der seinen Höhepunkt Montags erreichte, wo die Erwachsenen zu Fuss, zu Pferde und zu Wagen, einzeln oder in Gesellschaft unter Musik und Gesang die Stadt durchzogen. Das Hauptleben entwickelte sich auf der Hochstrasse und von dort zum Altenmarkte hin. Dann herrschte in den Häusern die weitgehendste Gastlichkeit; man besuchte sich gegenseitig und wurde, bei der besonders für die Fastnacht reichlich bestellten Küche, aufs beste bewirtet.

Daneben spielte sich ein gut Teil der Fastnacht auf den Redouten ab, Maskenbällen, die auch jetzt noch wie im Mittelalter lange vor der eigentlichen Fastnacht in den grösseren Gesellschaftssälen Kölns in Szene gingen. Als die hervorragendsten Bälle werden der im Kuhberge, im Cremerschen Saale, im Steinischen Garten, bei Monheim, bei Ehl auf dem Domhofe und derjenige im Schauspielhause genannt. Zum Kehraus fuhr man Aschermittwoch nachmittags zum Türmchen[74]), wo sich alter Sitte gemäss die ganze elegante Welt beim Kaffee versammelte. „Und die holden Kinder, die bisher die Tanzsäle umschlossen, brachten der Natur und dem nicht mehr fernen Frühling das erste Opfer ihrer Verehrung dar."[75])

Eine bemerkenswerte Episode aus der Fastnacht des Jahres 1812 hat Weyden in seinen Aufzeichnungen bewahrt. Damals begleiteten die in Köln lagernden und für den Feldzug

---

71) Weyden, a. a. O. S. 117.

72) Vgl. Hubert Ennen, Die Olympische Gesellschaft zu Köln. Würzburg. 1880.

73) Vgl. dazu Weyden, a. a. O. S. 116 ff. und vor allem die einzelnen Berichte des „Beobachters".

74) Ein Vergnügungshaus im Norden der Stadt.

75) Beobachter Nr. 1327 S. 1760.

nach Russland bestimmten französischen Reiterregimenter den Zug, der die Fastnacht begrub, in voller Rüstung, am blitzenden Helme den wallenden Trauerflor[76]). Wir bezweifeln, dass die Sitte, die Fastnacht zu begraben, in Köln heimisch war; es müsste denn sein, dass sie von den Bauerbänken ausging. Sonstige Belege oder nur Andeutungen finden sich nicht. Dieser Brauch ist vorwiegend bei den Slaven, Romanen und stellenweise in Süddeutschland verbreitet[77]). Es wird sein, dass die Franzosen, die in damaliger Zeit überhaupt die Fastnacht besonders in den protestantischen Teilen Deutschlands wieder belebt haben[78]), diesen Heimatsbrauch aus eigener Initiative inszenierten.

## V. Der moderne Kölner Karneval. Seine Entstehung.

Die Geburt des modernen Kölner Karnevals setzt man ins Jahr 1823. Wie so manches Eigenartige in unserm Volksleben geht auch er aus der romantischen Strömung hervor. Es ist jedenfalls eine seltsame Erscheinung zu sehen, wie damals ein Kreis geistvoller und hochstehender Männer — Laien und Kleriker — mit einer heute nur schwer verständlichen Begeisterung an der Organisation des Fastnachtslebens arbeiten. Und eben nur aus jener wunderbar erregten Zeit ist sie zu verstehen. In der jugendfrischen, ritterlichen Zeit der Freiheitskriege reifte die junge Romantik aus, die in Deutschlands schmachvollster Zeit das Auge des bedrückten Volkes auf die vergangenen glorreichen Tage des hl. römischen Reiches deutscher Nation gewandt hatte. Die Romantik brachte wieder Achtung und Liebe zu dem Denken und Fühlen des Volkes; sie erweckte seine Lieder, Märchen und Sagen zu neuem Leben. Als die Diplomatie die neue Karte von Europa entworfen hatte, gährte im Volke das unbewusste Streben nach seinen Idealen weiter. Die junge Generation hatte mit die Hände geregt zum grossen Werke der Freiheit, den Glauben und die Hoffnung an die Erstehung der alten Kaiserlichen

---

[76]) Weyden a. a. O. S. 118.

[77]) Grimm, Deutsche Mythologie. Bd. II S. 637 ff.

[78]) Keil, Geschichte des Jenaischen Studententums. Leipzig 1858. S. 304 ff.

Herrlichkeit in der Brust. Und nun sollte sie sich wieder unter den ganzen flachen Ernst des Lebens beugen. Der Blick blieb rückwärts gewandt, und der Geist ist so unendlich überspannt.

Die zwanziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts waren wie im allgemeinen, so auch für Köln eine geistig regsame und bedeutende Zeit. Es fehlt uns leider zu genauer Beurteilung bei der allgemeinen Dürre der lokalgeschichtlichen Forschung vornehmlich auf litterarischem Gebiete eine eingehendere, belangreiche Untersuchung. Aber wir treffen doch Namen in der damaligen geistigen Welt Kölns, die unbedingt eine Würdigung verdienen. Da ist vor allem der Domkaplan und Religionslehrer Wilhelm Smets[79]), der Sohn der hochberühmten Schauspielerin Sophie Schröder am Wiener Burgtheater. Ein zweiter Zacharias Werner, wenn es auch weniger dunkle Seiten in seinem Leben gibt, wurde er nach bewegten Tagen im Jahre 1822 in Köln zum Priester geweiht. Neben ihm steht sein Freund Christian Samuel Schier.[80]) Beide sind nicht unbedeutende poetische Talente, beide echt romantische Gestalten. Sie haben begeistert in den Freiheitskriegen mitgefochten. Smets trotz seiner schwächlichen Konstitution. Schier ward dann Mitbegründer der Burschenschaft in Jena; sein unerschrockenes Hervortreten beim Wartburgfeste zwang ihn zur Flucht nach New-York. 1820 kehrte er zurück und nahm seinen Wohnsitz in Köln. Hier starb er bereits 1824.

Zu beiden gesellte sich De Noël, der letzte Jünger der Olympischen Gesellschaft, jenes schöngeistigen Klubs, der in der Franzosenzeit ein bescheidenes Dasein fristete. De Noël besass eine starke romantisch-ironisierende Ader. Sein Gebiet war von Haus aus die Satire. In seinen Dichtungen bediente er sich mit Vorliebe der plattkölnischen Sprache. Wir nennen ausser diesen Männern noch: Dilschneider, die Gebrüder Nückel, Holthoff und vor allem den Mann der Tat, der vornehmlich die romantischen Pläne jenes Kreises leitete und zu realisieren suchte, den noch jugendlichen Sohn des vormaligen französischen Maires: Heinrich von Wittgenstein.

---

[79]) Allgem. Deutsche Biographie, Bd. 34, S. 482 ff.

[80]) ibid. Bd. 31, S. 184.

Dass das Fastnachtsleben in Köln sich in jenen Jahren noch in den alten Bahnen erhalten hatte, beweist eine Verordnung der preussischen Regierung, der die Rheinlande 1814 zugesprochen worden waren. Sie ist erlassen am 22. Februar 1821 und gestattet die Fastnacht unter den gleichen Bedingungen, welche die Franzosen vorgeschrieben hatten.[81]) Erlaubniskarten sind für 2 Groschen Preuss. Kourant zu nehmen. Das Fahren und Reiten durch die Strassen darf nur im Schritt geschehen, und den Kutschern wird es zur strengsten Pflicht gemacht, bei den Wendungen aus einer Strasse in die andere grösste Vorsicht zu gebrauchen. Alle Nachtsbälle und sonstige Tanz-Lustbarkeiten müssen um 4 Uhr morgens geschlossen sein.

## VI. Das Jahr 1823. Der Maskenzug.

In dem Kreise der oben genannten Männer reifte nun der Plan, das ganze Fest in einer allgemeinen Idee ausleben zu lassen.

In wöchentlichen Sitzungen beriet man die Angelegenheit. Und recht bezeichnend für den Geist der Zeit sollte in einem grossen Aufzuge die Thronbesteigung König Karnevals dargestellt werden. Was draussen in der grossen Politik versagt blieb, wurde hier mit dem ganzen attischen Salz und der Ironie der Romantik durchgeführt. Wir geben die Darstellung des Zuges und der festlichen Aktion nach dem uns vorliegenden:

„Programm des Maskenzuges am Fastnacht-Montag 1823
zu Köln am Rhein[82])

§ 1. Der in ganz Teutschland einstens so berühmte kölnische Carneval soll durch Zusammenwirken mehrerer Verehrer alter Volksthümlichkeit in diesem Jahre durch einen allgemeinen Maskenzug erneuert und gefeiert werden. Die dabei zum Grunde gelegte Idee ist die Thronbesteigung Carnevals, gedacht als König des Volksfestes.

---

[81]) Ratsedikte Bd. 17, 182.

[82]) Historisches Museum der Stadt Köln Abt. Karneval, Mappe II, 2 fol. 70.

§ 2. Zu dem Ende versammelt sich Montags (10. Februar) 9 Uhr die Fussgarde vor der Wohnung des Helden Carneval, wo sie sich als Ehrenwache aufstellt.

§ 3. Um dieselbe Stunde vereinigen sich die theilnehmenden Mitglieder in vollständigem Masken-Anzuge in dem Hofraum des Hrn. Posthalter Pauli, in welchen denselben bei Vorzeigung einer Karte der Eintritt gestattet wird.

§ 4. Der Zug bewegt sich unter Leitung des Festordners auf den Neumarkt[83]), und stellt sich auf der Mitte desselben auf, von wo aus die Spitze ein Spalier bis zur Wohnung des Königs bildet.

§ 5. Hierauf beginnt unter musikalischer Begleitung der Gesang Nr. 1, während welchem der Held vom Balkon aus seine Vasallen begrüsst.

§ 6. Gegen Ende der dritten Strophe begiebt sich die Deputation in die Wohnung des Helden. Die Rückkehr derselben mit ihm trifft mit dem Schlusse des Liedes zusammen.

§ 7. Gruss sämmtlicher Musikchöre, unter welchem der Fürst des Festes den Triumphwagen besteigt und von dem Hofnarren mit Krone und Szepter, welche demselben von den Hofchargen gereicht werden, geschmückt wird.

§ 8. Wenn Fürst Carneval seinen Platz eingenommen hat, intoniert der Musikchor den zweiten Gesang.

§ 9. Bei Beendigung desselben wird durch vier Herolde die Verkündigung des Manifestes angezeigt und durch den Kanzler öffentlich verlesen. Hierauf allgemeiner Tusch.

§ 10. Lied Nr. 3[84]).

§ 11. Der Zug setzt sich in folgender Ordnung durch die von den Mitgliedern bestimmten Strassen in Bewegung:

1. Bannerträger;
2. vier Trompeter;

---

[83]) Der grösste Platz Kölns, heute noch Versammlungsort des Maskenzuges.

[84]) Schier hatte diese Lieder verfasst. Sie sind noch lange bei Zusammenkünften und Tagungen gesungen worden.

3. das Geckebähnchen;
4. Fähnrich und Führer, Heiligen Mädchen und Knechte;
5. Die kölnischen Funken nebst ihrem Commandanten;
6. Colonia mit vier geharnischten Rittern;
7. Trompeter-Chor;
8. Commandant der Leibgarde zu Pferde;
9. Leibgarde zu Pferde in den mannigfaltigsten Maskenanzügen;
10. Musikchor auf Wagen;
11. } Die Minister in vierspännigen Wagen.
12. }
13. Der Ober-Hofmarschall, der Kanzler und Ceremonien-Meister in sechsspännigen Wagen;
14. König Carneval in achtspännigem Triumphwagen von Adjutanten begleitet, zu seinen Füssen der Hofnarr;
15. der Führer des Nachzuges.

§ 12. Nach dem durch die bezeichneten Strassen gehaltenen Zuge begibt sich derselbe an den Ort des Ausganges zurück.“

### VII. Die Typen des Maskenzuges.

Schier hat in der ihm eigenen Begeisterung für das Fest den Aufzug unter anderm in einem grossen, epenmässigen Gedichte in Stanzen beschrieben[85]. Es liefert einen interessanten Kommentar zu dem oben mitgeteilten Programm. Schier führt in breiterer Ausführung die einzelnen Typen der Maskengruppen vor. Es ziehen dort zuerst die Vertreter aus Kölns Vergangenheit auf, die heute noch ihren Platz im Rosenmontagszuge behaupten. Da tanzt vor allem das Geckenbähnchen den Heiligen Mädchen und Knechten voran.

„Ein drollig Männlein tanzt auf stein'ger Bahn,
Wie einst der Sänger David vor der Lade“

kennzeichnet ihn Schier.

[85]) Der kölnische Karneval vom Jahre 1823. Ein Gedicht von Chr. Samuel Schier.

Simrock[86]) sucht in dieser Figur Anklänge an das heidnische Altertum. Sie sei aus dem Bedürfnis zu erklären, die heidnischen Gebräuche christlich umzubilden. In ihren festlichen Ovationen habe die triumphierende, christliche Kirche die alten Götter des Landes als Besiegte und Gefangene aufgenommen. Er deutet daher das „Geckenberntgen" auf „Gôdan"[87]) und in den „hilligen Juffern" will er Walküren wiedererkennen.

Die Abbildung des Geckenberntgen, die ihm vorgelegen hat, bewahrt noch das Historische Museum der Stadt Köln[88]). Es ist ein ziemlich problematischer Holzschnitt aus einem Volkskalender und stellt einen Mann in römischer Rüstung dar; in der Rechten schwingt er ein mächtiges Horn, an dem eine Fahne befestigt ist. Auf dieser Fahne ist David abgebildet, wie er vor der Bundeslade einhertanzt. Mir scheint entgegen Simrock, dass Hammer, Zange und Schlange nicht auf seinem Helme befestigt, sondern auf der Fahne gezeichnet sind. Dem Bilde ist folgende Erklärung beigegeben: „Der Verfasser des vorstehenden Abschiedsgedichtes hat in den beigefügten Anmerkungen seine Leser mit den Verrichtungen des „Gecken-Berntgen" oder kölnischen Volksnarren bei geistlichen und weltlichen Aufzügen, Doktorsritten, Scheibenschiessen etc. bekannt gemacht, sodass darüber nur wenig nachzuholen ist. Schon in den früheren Jahrgängen sind ähnliche Abbildungen und Beschreibungen von solchen Lustigmachern z. B. der Hofnarr, der Pickelhäring und Jean Potage mitgeteilt und mit Beifall aufgenommen worden. Den Lesern dieses Volkskalenders wird es daher nicht unangenehm sein, hier einen einheimischen Zunftverwandten solcher Vorgänge zu finden. Es ist kaum nötig zu erinnern, denn auch der beschränkteste Verstand wird es fassen, was in dem obern Teile der Fahne das Bild bedeuten solle: Es ist der hebräische Psalmensänger König David, der vor der Bundeslade tanzt; wir sehen hier, dass auch die ältesten

[86]) Simrock, Mythologie S. 557 f.

[87]) Die fränkische Form für Wodan, den Göttervater. So noch erhalten in Godesberg.

[88]) Abt. Karneval Nr. 67.

Völker bei religiösen und feierlichen Handlungen der Freude den Zugang zum Herzen nicht verschlossen haben. Das Schild in der Hand und der Säbel an der Seite zeigen an die Wehrhaftigkeit und den Schutz, den der Zug von seinem Führer bei einer Störung oder sonst einem unangenehmen Vorfalle zu erwarten hätte; der Lorbeerkranz in dem Innern des Schildes ist der Lohn sowohl der Dichter als Helden, und auch „Gecken-Berntgen“ scheint darnach als nach dem Höchsten, was er erreichen könnte, zu streben. In der Fahne unten sehen wir das Wappen der kölnischen Schmidtzunft. Diese hatte einzig das Recht, an dem Namenstage ihres Zunftpatrons, Sanct Eulogius, die Schaar ihrer Lehrlinge von Musikanten, Gecken-Berntchen als Führer des Zuges an der Spitze, aufmarschieren zu lassen. Angeblich (es ist eine heimische Volkssage) schreibt sich dieses Recht aus den Zeiten der Reformation her, Erzbischof Hermann von Wied hatte sich dem Luthertume zugekehrt, und Bucer, ein eifriger Anhänger der neuen Lehre, hatte schon einigemale im Dom gepredigt. Als dieser einst in nämlicher Absicht die Kirche wieder betreten wollte, fand er die Eingänge durch Veranstaltung der Schmiede verrammelt.“

Das oben angedeutete Abschiedsgedicht ist ohne Zweifel ein zum Abzug der Franzosen von einem Unbekannten in deutscher und französischer Sprache verfasstes Poem unter dem Titel: „Abschied an das wegziehende Personal der verhassten französischen Administration; samt gutmüthiger Sehnsucht eines ehrlichen Bürgers zur Rückkehr unserer alten Verfassung in Köln. Köln im Februar 1814.“

Dort heisst es:

„Komm Geckenberndchen noch zum Gottestrag tag
zurück!
Lass Bürgerfahnen bunt zur Colonellschaft prunken,
Und unser Bataillon mit den fünfhundert Funken!“

Und in den Anmerkungen wird erklärt: „Wechselnde Colonellschaften mit mehreren Bürgerfahnen (ehemaligen Schützen-Compagnieen mit ihrem Platz machenden Scheibenzeiger, hernach Gecken-Berndchen genannt) schlossen die Prozession ein.“ Weiterhin lernen wir aus demselben

Schriftchen das „Geckenberntgen" als Platzmacher beim Doktorritt kennen: „Der Doktorsritt bestand in einer auf unsere Art prächtigen Cavalcade der bald zu promovierenden neuen Doctoren (die Juristen-Fakultät hat endlich allein noch die teure Ceremonie bis in die spätesten Zeiten beibehalten). Die Doctoranden, jeder von prunkenden, in der Farbe seines Wappens neugekleideten vier Epheben, seinen vornehmsten Bekannten, begleitet, die einen grossen Zug, alle mit langen schwarzen Stäben in den Händen, ausmachten. Vorne ein Platz machendes Gecken-Berndchen, auf einem Maulthier reitend und mit der Hand weisses Zuckerbrod unters Volk zu beiden Seiten hinwerfend. An den Häusern der Promovenden waren kostbare Buffets aufgerichtet, wo Erfrischungen und Dessert präsentiert wurden. Es war dieses nur eine Ceremonie zur Einladung der Behörden auf den feierlichen Promotionstag[89])."

Wir sehen also, dass das Geckenberndchen bei den mannigfachsten Gelegenheiten in Aktion treten musste. Ob sein Gewand der auf dem Holzschnitte gegebenen Beschreibung entsprach, muss dahingestellt bleiben. Fahne[90]) stellt ihn folgendermassen vor: „Er trug ein blaues Wammes und blauen Mantel; beide mit Rosen und fünf Fuchsschwänzen verbrämt, in der Linken hatte er einen Schild mit der Inschrift: „Dieu protège les jongleurs" und in der Rechten ein Trinkhorn, auf dem Kopfe einen Helm, geziert mit zwei Büffelhörnern, einer weissen und einer schwarzen Feder und einem Fuchsschwanze. Das

---

[89]) Vgl. in dem Schriftchen: Abschied usw. S. 13 und 15. Siehe auch bei Alfter, Wörterbuch der Niederrheinischen Mundart Msscr. im Kölner Stadtarchiv Nr. 71, 72 unter Geck: „Auch besoldeten die Städte solcher Art Leuthe, wie davon ein document der Stadt Utrecht de 1523 meldet: die stadt heft belieft Pierken der stat geck eenen Tabbert (Mantel) ende Geckskovel (— Kapuze). Und ist bei uns Kölnern der Stadt Geck, dat gecken Berntgen annoch in frischem Andenken, welcher bey allen Feierlichkeiten, als Prozessionen, Bürgeraufzügen, Doktors- und anderen Promozionen der Erste seyn musste und seine drolligsten Possen-Rollen meisterlich zu spielen gewöhnt war." Über die Abschaffung des „Morio vulgo Gecken-Berndchen" bei Promotionen s. Bianco, Die alte Universität Köln. 1855. I. S. 552 ff.

[90]) Fahne, Karneval S. 42.

Bandelier seines Schwertes trug die Inschrift: „Wer zu Würden gelangen will, folge meinem Beispiele“. Fahne fusst hier augenscheinlich auf der Darstellung bei Mering-Reischert[90a]), die allerdings auch nichts Sachlich-Neues beizutragen vermag. Im Wesentlichen stimmen beide mit der obigen überein.

Im übrigen kann ich mich mit der etwas weit hergeholten Erklärung Simrocks nicht befreunden. Das Geckenberndchen war eben der mittelalterliche Stadtnarr, der bei festlichen Ereignissen durch seine Spässe und Sprünge die Zuschauer erheiterte oder als Platzmacher diente. Als solcher fungierte er dann auch bei den Prozessionen. Eine spätere Zeit, die ihn hauptsächlich nur noch in letzterer Eigenschaft kannte, mag ihn, sowie er vor dem Sanctissimum einhertanzte, mit König David vor der Bundeslade symbolisiert haben. Bei der Erklärung seines Namens möchte ich mich Weyden anschliessen[91]), der in ihm einen Familiennamen sieht. Ursprünglich mag eben das Amt in derselben Familie (Brentgen, Berntgen, Brentscheid o. dergl.) übererbt worden sein und sich so der Name von der Person auf das Amt selbst übertragen haben.

Ebensowenig dürften die Heiligen-Mädchen die Rolle der Walküren vertreten. Sie haben neben den Heiligen-Knechten den Namen daher, dass sie in den Prozessionen, die deshalb auch „heiligentrag“ genannt wurden, die Heiligenbilder und Reliquienschreine zu tragen pflegten und sich besonders eines sittlichen Wandels zu befleisigen hatten[92]).

Ausserdem haben sich im Fastnachtsaufzuge noch heute die Funken erhalten, die verträumten Knappen aus der letzten Zeit der freien Reichsherrlichkeit Kölns, von deren Tapferkeit

---

[90a]) Mering-Reischert, Die Bischöfe und Erzbischöfe von Köln. Köln 1844. I. S. 7 ff.

[91]) Weyden, a. a. O. S. 224.

[92]) Vgl. Weyden, a. a. O. S. 124 und Abschied an das wegziehende Personal usw. S. 15 „Die die Heiligenbilder tragenden schwarzgekleideten prunkenden Junggesellen und die sehr alt-prächtig mit Silberketten gezierten Heiligenmädchen waren eine sehr sittliche Einrichtung, indem ein Heiligenmädchen mit dem geringsten Verdachte seiner befleckten Keuschheit davongejagt und ausgeschlossen wurde. Quantum distamus ab illo tempore!“. S. auch Wrede, Die Kölner Bauerbänke. 1905 S. 70.

man manches Schelmenstückchen zu erzählen weiss, sowie die aus dem Mittelalter datierenden Personifizierungen Kölns als Bauer[93]) und Jungfrau.

Die Maskenzüge der ersten Zeit kannten weniger wie heute die prunkvollen Wagen. Sie setzten sich meist aus einzelnen Typen zusammen. Und wenn in dem oben mitgeteilten Programm § 11 Nr. 9 angibt: Leibgarde zu Pferde in den mannigfaltigsten Masken-Anzügen, so ist dieser Teil eben der Hauptbestand des Zuges, in dem die tollste Laune und Ironie in Zusammenstellungen und Kontrasten sich äusserte.

„Was seh' ich nun? fast endlos streckt sich aus
Zu Paaren dort der buntgemischte Zug,
Auf Rossen allzumal in Klang und Braus,
Und flüchtig wie der Wolken leichter Flug;
Als machten Freundschaft Elephant und Maus,
Wie es der schnelle Witz zusammenschlug,
So reiten sie, je troll'ger die Kontraste,
Um desto besser es zusammenpasste.“ (Schier.)

Hier vereinigte sich alles, was damals die Welt an politischen und literarischen Ideen bewegte und was sich in den tollen Reigen passend hineinfügte. Schier hat uns in seinem Gedichte die einzelnen Figuren bewahrt. Da reiten die Vertreter des Narrentums: Harlequin in buntem Wams mit der Pritsche, ihm zur Seite ein italienischer Nobile; denn Italien, im besondern Venedig, gilt als die Geburtsstätte des Karnevals. Dann folgt Hanswurst in Begleitung eines Doktors der Medizin, Bajazzo, ihm zur Seite ein Schornsteinfeger, um zu bekunden, „dass in dem Dunkeln auch die Freude steckt“, weiterhin Hänneschen, „der Wundermann, der mit seinem Witz und Schwänken, bei dichtbesetzten, harten Bretterbänken uns alle schon belustigt hat“. Natürlich fehlt nicht eine Deputation von der Dülkener Narrenhochschule. Nebenher ziehen in buntem Zuge vorüber: Marquis Posa, Faust auf schwarzem Rosse nebst Mephistopheles, Don Quichotte und sein Genosse Sancho Pansa, Caspar und Samiel, ein Ritter Felseneck, der die angefeindete Romantik vertritt, ihm zur

[93]) L. Korth, Der Kölnische Bauer und das Quaternionen-System. Mitteilungen aus dem Stadtarchiv. Heft 14 S. 177 ff.

Seite Fräulein Pumphia, um die sich ein Bannerherr „von grobem Schroot und Korn“ bemüht, und Doktor Gänsekiel, „der hat's Mäulchen immer vorn, und ist dunstlaupoetischer Natur“.

„Den Groben und den Feinen so zur Seite,
Erquickt sich Pumphia an ihrem Streite.“

Ausserdem bemerken wir einen Astronomen, einen Schneider, einen Mameluck und einen Donschen Kosacken, die je eine politische Anspielung verkörpern. Bacchus, „der Schutzpatron des heil'gen, deutschen Rheines“, darf natürlich nicht fehlen. Gleich neben ihm schreitet sein grösster Verehrer, ein alter Ratsherr, der nicht müde wird, „sein Wein durchglüh't Gesicht nach seinem Lieblingsgotte hinzuwenden. So wenig er im Rathe selber spricht, das Lob des Weines weiss er nie zu enden.“ Zur Verspottung der herrschenden Mode ziehen der Hoffriseur und ein Barbier in wunderlichem Aufzuge sowie der alte wackelige, aber mit Schminke und falschen Zähnen reparierte Rochus Pumpernickel mit. Rousseaus Ruf „Zurück zur Natur“ predigt ein wilder Mann. „Zwar ist sein Kleid gewebet nur aus Moos, er trägt das Leben, wie er muss und kann, doch strebet seine Seele frei und gross und steigt im grossen Auge himmelan[94].“ Den Gegensatz zu ihm bildet Pachter Kümmel, „ein Bild europischer Kultur,“ der aufwacht mit Sorgen, „wie er mit seinem Magen Frieden macht“.

An diese von der übermütigsten Laune zusammengesetzte Leibgarde schliessen sich in einer prächtigen Wagenreihe die Minister des Königs Karneval an. Da thront der Finanzminister, der Minister der äussern und innern Angelegenheiten, der Kriegsminister, der Oberhofmarschall und endlich der Ober-Zeremonienmeister. Über allen aber herrscht und schwingt fröhlich die Pritsche der wiedererstandene Held, Prinz Karneval selbst. Eine goldene Krone, an der rings Schellchen klingen, von einem Pfauenschweif überschattet, schmückt sein Haupt.

---

[94]) Fast möchte man bei ihm eine Reminiszenz an die „wilden Männer“ beim Nürnberger Schembart suchen. Vgl. Vogt und Koch, Geschichte der deutschen Literatur. 1904 I. S. 247, und Michels, Fastnachtsspiele, S. 101.



Die Brust umzieht eine goldene Kette, über dem weissen Untergewand, das ein blitzender Gürtel umschlingt, wallt der mit Hermelin besetzte fürstliche Purpurmantel. Auf dem Neumarkte hat man einen prächtigen Thron errichtet. Hier wird dem Prinzen von einer Deputation angesehener Bürger der Ehrentrunk gereicht. Währenddessen donnern die Böller und ein gewaltiger Jubelruf erschallt auf dem Platze und in den anliegenden Strassen.

## VIII. Schluss.

Wie sehr diese Veranstaltung in der Richtung und den Ideen der Zeit begründet war, zeigt der Anklang, den sie in den weitesten Schichten des Volkes findet. Ganz Deutschland begeisterte sich damals für den Kölner Karneval. In den gelesensten Tageszeitungen erschienen Berichte. Bekannt ist, dass Goethe im folgenden Jahre in seiner Zeitschrift „Über Kunst und Alterthum[95])“ dem Kölner Karneval in einer grösseren Besprechung anerkennende Worte widmet. Und als man dann den Alten daraufhin durch ein von Dilschneider verfasstes Sonett einlud, in Köln einzukehren, um selbst des „heitern Faschings bunte Tage“ mitzufeiern, sandte er folgende Verse:

Da das Alter, wie wir wissen,
Nicht für Torheit helfen kann,
War es ein gefundner Bissen
Einem heitern, alten Mann,

Dass am Rhein, dem viel beschwommnen,
Mummenschanz sich zum Gefecht
Rüstet gegen angekommnen
Feind, zu sichern altes Recht.

Auch dem Weisen fügt behäglich
Sich die Torheit wohl zur Hand;
Und so ist es gar verträglich,
Wenn er sich mit euch verband.

Selbst Erasmus ging den Spuren
Der Moria scherzend nach;
Ulrich Hutten mit Obskuren
Derbe Lanzenkiele brach.

---

95) Bd. V, Heft 1, S. 196 ff.

Löblich wird ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn;
Heiterkeit zum Erdenleben
Sei dem flücht'gen Rausch Gewinn!

Häufet nur an diesem Tage
Kluger Torheit Vollgewicht,
Dass mit uns die Nachwelt sage:
Jahre sind der Lieb und Pflicht!

Und noch ein Menschenalter später, in den fünfziger Jahren, hat Heinrich Heine auf seine Weise nicht ganz uneben dem Kölner Karneval sein poetisches Scherflein geweiht. In dem Gedichte Kobes I. meint er:

„Ihr Deutsche! bleibt bei eurem Sinn,
Wollt ihr durchaus einen Kaiser,
So sei es ein Karnevalskaiser von Köln,
Und Kobes der Erste heiss' er!

Die Gecken des Kölner Faschingsvereins,
Mit klingenden Schellenkappen,
Die sollen seine Minister sein;
Er trage den Strickstrumpf[96]) im Wappen.

Der Drickes sei Kanzler, und nenne sich
Graf Drickes von Drickeshausen;
Die Staatsmaitresse Marizzebill,
Die soll den Kaiser lausen.

In seiner guten, heil'gen Stadt Köln
Wird Kobes residieren —
Und hören die Kölner die frohe Mär,
Sie werden illuminieren . . ."

Das ist natürlich mit einem frechen Zynismus anlässlich des Frankfurter Parlamentes Männern ins Gesicht geschleudert, die mit blutendem Herzen sich ein Ideal versagt sahen, für das sie ihr Leben geopfert hatten. —

Wir möchten, indem wir die Grundlage gegeben haben, auf der sich der heutige Karneval entwickelt hat, unsere Darstellung schliessen. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die mannigfachen Wandlungen, den Ausbau und das Auswachsen des jetzt weitverzweigten Institutes zu verfolgen. Wir glauben dargetan zu haben, dass die Ideen und Bedingungen,

---

[96]) Den Strickstrumpf, der für die Funken symbolisch geworden ist.

aus denen er hervorging, grundverschieden sind von unseren realistischeren Zeitverhältnissen. Aber dass er sich erhalten hat, mag dafür sprechen, dass in der Volksseele noch der Hang nach dem romantischen Ideal, das damals seine besten Vorfechter ja auch am Rhein erwachsen sah, wach geblieben ist. Und das wäre somit der schönste Zeuge für ihn: dass er aus der Volksseele hervorgeht.

---

# Das altsächsische Bauernhaus in der Rheinprovinz.

Von **Dr. Willi Pessler,** Hannover.

(Mit Figuren nach eigenen Aufnahmen des Verfassers.)

Dem volkstümlichen Wohnbau wendet die Volkskunde seit jeher ihr besonderes Interesse zu; und mit Recht, prägt sich doch in ihm ähnlich wie in der Mundart ein gut Teil von der Seele des Volkes aus, wie man auch das Haus das Kleid der Familie genannt hat. Wie das Einzelgebäude ferner als Kunst-, Geschichts- und Altertumsdenkmal nicht geringen Wert beansprucht, so kann es durch sein gruppenhaftes Auftreten eine wichtige historische und ethnographische Urkunde werden, die unter Umständen über alte Stammesgrenzen, -wanderungen und -mischungen Licht verbreitet. Dieser Gesichtspunkt ist es auch, der vor einem halben Jahrhundert die Hausforschung ins Leben rief und ihr heute wieder erneute Bedeutung verleiht, die durch grosszügige Untersuchungen seitens des Gesamtvereins der Geschichtsvereine und des Gesamtverbandes der Volkskundevereine vollauf gewürdigt wird: eine Hausgeographie von Deutschland soll geschaffen werden. Dann erst kann durch Vergleichen der kartographisch niedergelegten Ergebnisse mit anderen anthropogeographischen Karten endgültig festgestellt werden, wie weit das Bauernhaus und sein Vorkommen an ethnische, ökonomische, geographische Faktoren gebunden ist. Besonders interessant verspricht diese Forschung im Rheinlande zu werden, das nicht nur gern als Übergangsglied zwischen Nord-

und Süddeutschland bezeichnet wird, sondern auch tatsächlich eine dem zugrunde liegende grosse Zahl von Übergangsformen des Bodens und des Volkstums aufweist. Es sei mir erlaubt, zur Kenntnis der nördlicheren Bevölkerungselemente, soweit sie aus dem Bauernhause sich ergibt, einiges auf Grund meiner zwölfmonatigen Reisen, welche das Sachsenhaus betrafen, beizutragen.

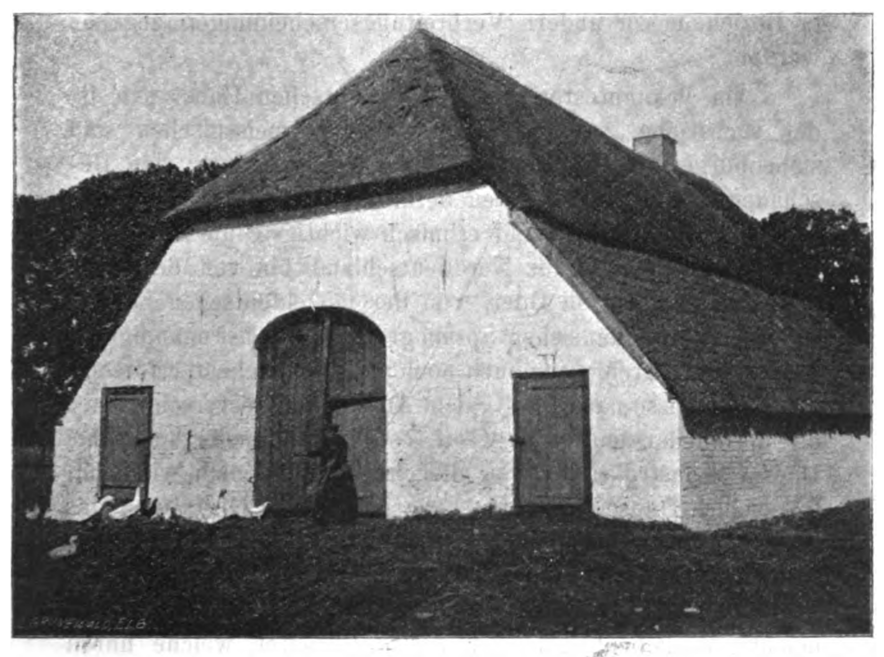


Fig. 1.

**Materborn,** Kr. Kleve, Reg.-Bez. Düsseldorf.

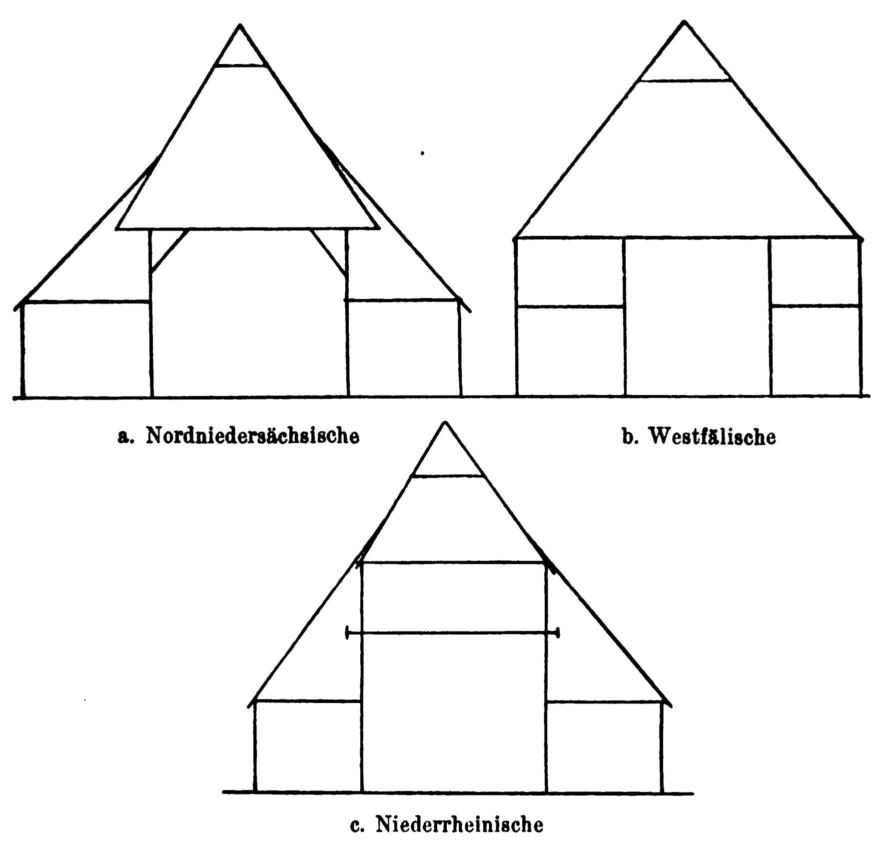
Echtes Sachsenhaus mit niedrigen Seitenschiffen und einheitlichem Dach.

Lange schon gab es in technischen und ethnologischen Zeitschriften Beschreibungen der Häuser von Kleve und Mörs. die man wegen der Form ihres Grundrisses und Daches T-Häuser nannte, ohne ihr Vorkommen und ihre Zugehörigkeit genauer zu prüfen; erst seit kurzem besitzen wir eine vortreffliche Monographie von Schell über das bergische Haus, das uns aber hier nicht weiter beschäftigen wird, und letzthin

hat Gierlichs sich durch Bekanntgebung seiner Forschungen über das altsächsische Bauernhaus bei Gladbach im 2. Bande dieser Zeitschrift ein grosses Verdienst erworben; denn dadurch wird das Herrschen des Sachsenhauses in mannigfaltigerer Form und grösserer Verbreitung, als man bisher annahm, bestätigt. Im Folgenden soll nun eine Beschreibung der einzelnen im Rheinlande vorhandenen Arten des Sachsenhauses, ihrer Entwicklung und schliesslich ihrer Verbreitung in Beziehung zu andern Verbreitungserscheinungen gegeben werden.

Am bekanntesten unter den deutschen Haustypen ist der sächsische, zum Unterschiede vom meissnischen und siebenbürgischen, deutlicher altsächsisch genannte; den Beschauer am sympathischsten berührend (vgl. Fig. 1), ist er zugleich der historisch und ethnisch wichtigste als Zeuge des Sachsentums über ganz Norddeutschland hin von der Maas bis zur und über die Oder, von der mitteldeutschen bis zur friesischen und dänischen Sprachgrenze. Höchst mannigfach sind seine Abarten, wenn auch noch nicht hinreichend erforscht, dem Grundrisse nach 4—10, dem Aufbau nach 3 verschiedene: die nordniedersächsische, westf.-ostfälische, niederrheinische. Da die Konstruktion beim altsächsischen, ähnlich wie beim friesischen, Hause die Hauptsache ist und die Gestaltung des typischen Grundrisses bewirkt hat, ist sie auch für das Verständnis wesentlich und bilde daher hier den Ausgangspunkt. Die grosse Mittellängsdiele *del* wird durch zwei Reihen mächtiger Eichenholzständer *pösten* begleitet, welche unten in der Schwelle *sol* stehen und oben längs durch je einen Unterzug *plate* verbunden sind, quer aber paarweise je einen Querbalken *balken* tragen, in dessen überstehende Enden die Dachsparren eingezapft sind; diese werden ganz oben durch ein Querholz *hanenholt* und in der Längsrichtung durch schräg angenagelte Windrispen *schweipen* gegen Verschiebung gesichert; diese *pösten*, *platen*, *balken* und *schparren* bilden das Gerippe, demgegenüber die Aussenwände nur untergeordnete raumabschliessende Bedeutung haben, welche samt der unteren Dachfortsetzung die Seitenschiffe oder Kübbungen *afdack* umschliessen. Diese Konstruktion (vgl. Fig. 2a), welche an die

primitive Art der Heideschafställe erinnert, ist die ursprünglichste und findet sich in ganz Nordniedersachsen von Süder See bis Usedom, reicht südwärts erheblich nach dem Weserberglande und Westfalen hinein, wird aber durch die zweite,



a. Nordniedersächsische b. Westfälische

c. Niederrheinische

Fig. 2.

Konstruktionsart des altsächsischen Bauernhauses.

oben westfälisch-ostfälisch genannte Konstruktionsart zurückgedrängt. Diese nämlich macht die niedrigen Aussenwände den Dielenständern an Höhe gleich, macht sie dadurch zu Mitträgern der Balken und der ganzen Dachlast, gewinnt zugleich Raum und bietet insofern wirtschaftliche Vorteile, woraus sich ihr Vordringen nach Norden erklärt; ob sie in

Südwestfalen durch Einfluss anderer Stilarten, z. B. des fränkischen, entstanden ist, harrt noch der Aufklärung, die sich aus der genauen geographischen Feststellung unschwer ergeben wird (vgl. Fig. 2b). Am Niederrhein herrscht eine andere Konstruktion, die schon an das Feimengerüst des Friesenhauses erinnert und sich diesem auch in ihrer Ausbreitung nach Holland hinein örtlich nähert; hier sind die Ständer höher als bei der nordniedersächsischen Art, durch durchgesteckte Querbalken einmal in der landläufigen Höhe verbunden, zum zweiten Male durch ganz oben aufruhende, welche zugleich die Sparren des Daches tragen, das gleichfalls durch *upleggers* nach unten verlängert wird und sich so dem Erdboden ziemlich nähert (vgl. Fig. 2c). Durch den so gewonnenen grösseren Bodenraum *sölder* steht die niederrheinische Balkenverbindung der westfälischen, im übrigen durch die technische Bedeutung der Dielenständer vor den Aussenwänden der abgeschrägten Seitenschiffe der nordniedersächsischen Bauart näher. Der durch diese Konstruktionen geschaffene dreischiffige Grundriss kann aber unabhängig von ihnen die mannigfachsten Abweichungen aufweisen, die sich vorwiegend auf Gestaltung des ursprünglich sehr primitiven Wohnteiles beziehen, der dem in Wirtschaftsdiele und zwei Viehstallseitenschiffen zerfallenden Wirtschaftsteil nur sekundär angehängt erscheint oder in ihn hineingeschoben ist. Die hierdurch geschaffenen Abarten des Sachsenhauses hinsichtlich des Grundrisses sind, wie gesagt, zahlreich, selbst in dem kleinen Gebiet am Niederrhein, das somit ein Mischgebiet von Reinformen ist, dem z. B. im südöstlichen Westfalen nebst Nordhessen ein Reingebiet von Mischformen gegenübersteht; am schwersten zu bearbeiten sind Mischgebiete von Mischformen wie Ostfalen, am leichtesten Reingebiete von Reinformen wie die Lüneburger Heide.

Da der Wohnteil des Sachsenhauses im Rheinlande den Grundriss am meisten abändert und auch, wie sonst selten, das Aussehen beeinflusst, sei er hier zuerst behandelt. Bei der einfachsten Form gliedert er sich dem Ganzen vollkommen an, wie Fig. 1 und 3 zeigen; die Diele *del* wird von Kuh- und Schweinestall begleitet und läuft in die Küche aus, die

samt dem Herde erst kürzlich davon abgetrennt ist; dem grossen Einfahrtstor *echterdür* liegt das Eingangspförtchen *fördür* grade gegenüber, deren Namen hier vertauscht sind, denn in Westfalen und Hannover gilt der Wirtschaftsteil wegen der Einfahrt stets als der vordere; das Strohdach weist bereits einen Schornstein auf und ist über den Seitenschiffen durch Ziegel ersetzt. Ähnliche Einheitshäuser unter demselben Dach kommen ebenso gut weiter südlich vor, wie ein Beispiel in Grefrath, Kreis Kempen, dartut; hier fehlt die Strohdeckung und die Giebelabschrägung oder Walm *töpp*

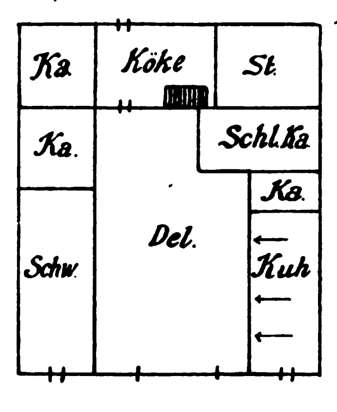



Fig. 3.

**Materborn,** Kr. Kleve.

Einheitliche Gestaltung von Wohn- und Wirtschaftsteil.

ganz, zum Schaden der malerischen Wirkung, während die Raumeinteilung dieselbe ist; der Raum über den Dielenbalken *söller* dient als zweites Wohngeschoss. Diese ursprüngliche und auch im Aussehen einheitliche Form des Sachsenhauses findet sich nun am ganzen Niederrhein bis Krefeld und Barmen hin und bildet in der Entwicklungsreihe das erste Stadium, aus dem die anderen, jetzt örtlich damit untermischt, zeitlich hervorgegangen. Der Wohnteil, *das förhüs*, kann nun seitlich erweitert werden, und dann entsteht jener ans Friesische gemahnende Winkel zwischen ihm und dem *echterhüs*, wie ihn ein Haus in Umstand, Kreis Essen, zeigt, die so gewonnene *nie schluw* ermöglicht zugleich einen wachsamen Blick aus

dem Fenster auf die zum Flur *fürkücke* führende Tür und das ganze *echterhüs* entlang, wie es bei diesem Herrn Krienburg gehörigen Hause der Fall ist, was durch die hohen Aussenwände des *echterhüs* erleichtert wird. Sind diese noch ursprünglich niedrig, so muss das Wohnende ausser der horizontalen Erweiterung nach der Seite auch eine vertikale

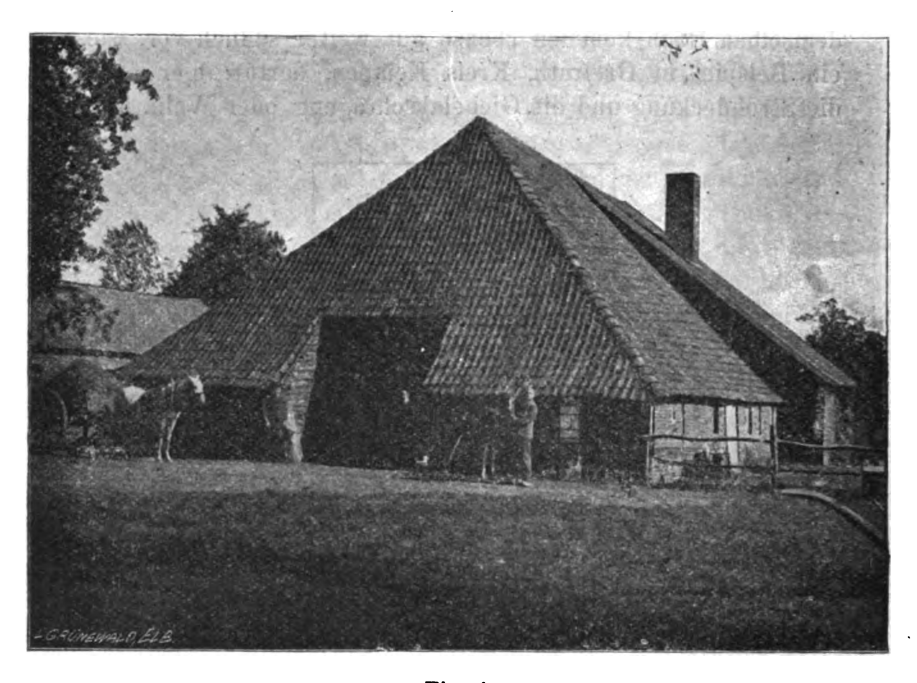


Fig. 4.
**Wertherbruch,** Kr. Rees, Reg.-Bez. Düsseldorf.
Wohnende durch besondere Wand und Dach abgetrennt.

erfahren, wie aus einem Beispiel aus Wertherbruch, Kreis Rees, ersichtlich ist (vgl. Fig. 4); mit der erhöhten und hinausgeschobenen Wand bekam das Ziegeldach eine geringere Neigung und musste abgesondert werden; während der ziemlich hohe Schornstein ebenfalls der neueren Zeit angehört, ist der dem Ganzen das Ansehen einer Pyramide gebende Ganzwalm *topp* und der darin gemachte Ausschnitt zum Einfahrtstor *enndür* hin mehr altertümlich; links der zweirädrige Karren,

der bei kleineren Anwesen rückwärts auf die *dcl* geschoben wird, ist für den Niederrhein (und Teile von Holland) sehr charakteristisch. Die so erhaltene Tendenz des den Menschen zum Aufenthalt dienenden Hausteiles zur Ausdehnung steigert sich nun nach dieser oder jener Richtung. Vertikal wächst er durch stärkere Hochziehung der Aussenwände, die so zum

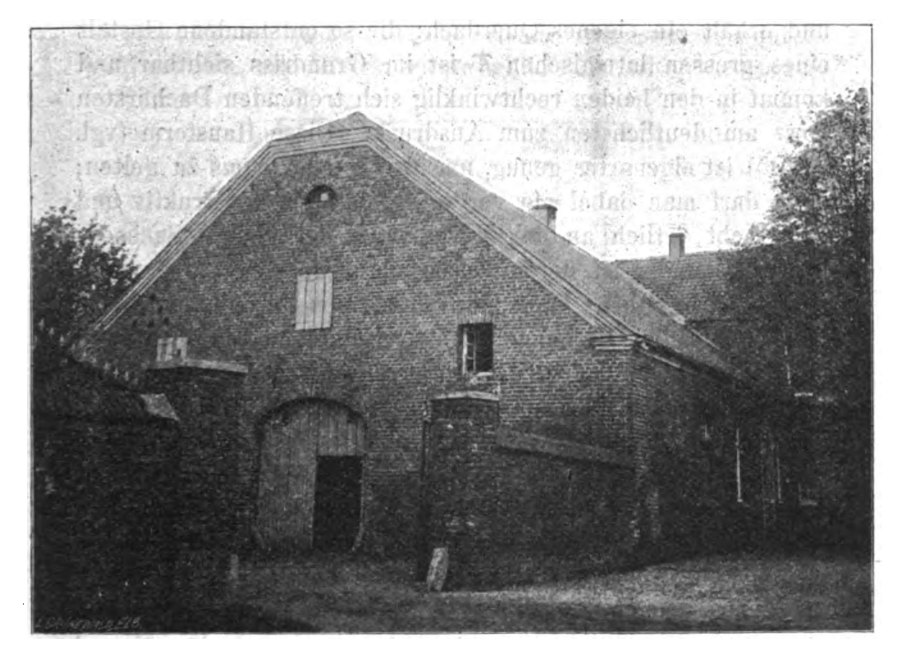


Fig. 5.

**Bettenkamp,** Kr. Mörs, Reg.-Bez. Düsseldorf.

T-Haus mit besonderem Querdach.

Dielenteil in sichtlichen Gegensatz treten, wie ich es in Menden, Kreis Mülheim, beobachtet habe; möglich, dass dieser zweistöckige, schieferbekleidete Bau unter dem Einfluss der nahen Stadt Mülheim entstanden ist, während der abgekehrte Wirtschaftsteil unverändert blieb; jedenfalls hat seine zur Strasse gekehrte Lage bei seiner Gestaltung mitgewirkt. Steht eine derartige senkrechte Erweiterung unter Einbüssung der wagerechten bisher ziemlich einzig da, so ist sie für die

Hausforschung um so interessanter, als sie den Höhepunkt dieser Tendenz bezeichnet. Viel häufiger und bekannter ist der Fall, dass beide Ausdehnungen Hand in Hand gehen, was zu den vielgenannten, bisher fälschlich als ausschliesslich am Rhein herrschenden **T**-Häusern führt. Hier springt der Wohnteil selten nach einer, meist nach beiden Seiten rechtwinklig über den Dielenteil vor, wird zweistöckig aufgeführt und erhält ein eigenes Querdach; die so entstandene Gestalt eines grossen lateinischen **T** ist im Grundriss sichtbar und kommt in den beiden rechtwinklig sich treffenden Dachfirsten *ferss* am deutlichsten zum Ausdruck. Diese Hausform (vgl. Fig. 5) ist eigenartig genug, um als eigener Typus zu gelten; doch darf man dabei nie vergessen, dass sie konstruktiv und erst recht örtlich an das Vorkommen der echten Sachsenhäuser gebunden ist, deren wesentliche Eigenschaften sie auch jetzt noch bewahrt. Die Photographie aus Bettenkamp, Kreis Mörs, kehrt dem Beschauer den dreischiffigen Wirtschaftsteil mit dem grossen Tor zu, das früher durchweg zum Einfahren, jetzt grossenteils nur zum Hineinschieben des Futters dient; die dadurch zugängliche *del* wird rechts vom Kuh-, links vom Pferdestall begrenzt und steht am anderen Ende mit der Küche links, dem Vorflur rechts in Verbindung, welche je eine Aussentür haben; die daran anschliessenden Stuben und Kammern springen dann nach beiden Seiten vor, bewachen durch ihre Fenster die Langseiten und die Türen, und tragen ein zweites Stockwerk unter dem eigenen Querdach, während über den Balken der *del* Heu und Getreide lagert; im Giebel über dem Tor erinnert das lichtzuführende Guckloch an das altsächsische Eulenloch *ülechait*.

Der Grundriss des altsächsischen Bauernhauses im Rheinlande ist nun, abgesehen von den beiden vorspringenden Ecken, nicht durch das **T**-Haus beeinflusst, sondern findet sich bei diesem wie bei dem einheitlichen Dach häufig in gleicher Gestalt, ein Beweis, wie sehr man Grundriss und Aufbau bei Aufstellung von neuen Haustypen und -formen gleichmässig zu berücksichtigen hat. Ein Beispiel aus Eversael, Kreis Mörs (vgl. Fig. 6.) Die charakteristische Dreischiffigkeit ist hier gut zu erkennen. Die grosse *del* hat links Kühe und

Kälber, rechts Schweine und Pferde, für die ein eigener Ausgang in der Langseite geschaffen ist, in ihrer abgetrennten Verlängerung den Futterkessel, dem sich links die Waschküche, rechts die Küche anschliesst; die *del* setzt sich dann im Hausflur bis zum andern Ende fort, das bereits ein zweites Stockwerk mit Wohnzimmern und darüber den Fruchtboden hat; unten die Vorsprünge enthalten ebenfalls Stuben; 1776 ist das Erbauungjahr des Querdach tragenden Wohnteils, während das sog. Hinterhaus erheblich älter ist, ein Beweis,

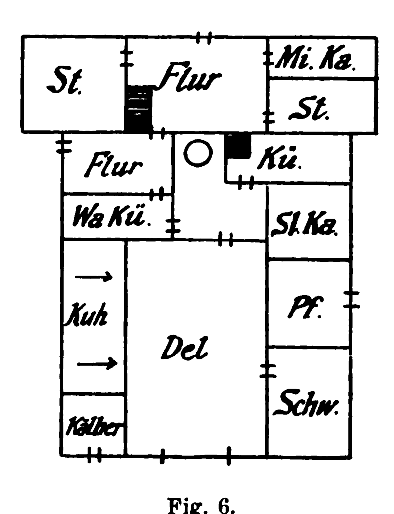



Fig. 6.

**Eversael,** Kr. Mörs.

Niederrheinisches T-Haus mit durchgehender Dreischiffigkeit und Querdach.

dass die T-Form eine verhältnismässig junge ist; aus dem Hausflur führt eine Treppe in den Keller, durch den die Waschküche etwas höher zu liegen kommt.

Während das Eingehen auf Einzelheiten des Grundrisses zu weit führen würde, sei am Schlusse hier auf die für die Volkskunde so wichtigen geographischen Momente hingewiesen. Die Südgrenze dieses Sachsenhausgebietes im Rheinlande zieht sich von Kaldenkirchen über Süchteln an den Rhein gegenüber Kaiserswerth, hat aber früher weiter gereicht, wie die Sachsenhäuser bei Gladbach beweisen, von denen auch viele durch die Industrie beseitigt sind; am Rhein

abwärts erreicht die Hausgrenze Duisburg, begleitet die Ruhr und schneidet am ganzen Nordostrande der Rheinprovinz einen schmalen Streifen ab, indem sie über Kettwig, Velbert, Neviges, Barmen die Wupper erreicht und dieser aufwärts über Wipperfürth folgt, um dann über Gummersbach die Provinz Westfalen zu treffen, die sie ausser den Kreisen Siegen und Wittgenstein vollkommen einschliesst. Vergleicht man diesen Verlauf mit anderen Grenzen, so schwankt die Baugrenze westlich des Rheins innerhalb der niederfränkischen Mundart zwischen der Benrather Linie, der Nordgrenze des Ripuarischen, und der Ürdinger Linie, der Nordgrenze der niederfränkischen *ich*-Mundarten, hin und her, folgt östlich vom Rhein ziemlich genau der Ürdinger *ich/eck*-Linie, schliesst somit das Gebiet des Bergischen Hauses und der vier Bergischen Mundarten vollkommen aus, trifft bei Wipperfürth mit der Benrather Linie auch die grosse, noch ungeteilte niederdeutsche Sprachgrenze und ist mit dieser bis zur Weser identisch. Von Mülheim bis Beyenburg stimmt der von Fahne erforschte Verlauf des Limes transrhenanus damit überein, während auf dem linken Rheinufer die durch Lamprecht festgestellte Grenze zwischen nördlichen Einzelhöfen und südlichen Dörfern auffallende Ähnlichkeit zeigt. Jedenfalls gehört der Niederrhein durch seine altsächsische Bauart viel mehr noch als durch seine Mundart zu Niederdeutschland.

---

# Das bergische Haus und seine Zukunft.

Von **O. Schell.**

Der volkstümliche Wohnbau hat seit längerer Zeit in den verschiedensten Gauen Deutschlands das Interesse der Fachleute (Folkloristen, Ethnographen, Architekten usw.) gefunden und auch weit über diese Kreise hinaus die breitesten Schichten der Bevölkerung zu wirksamem Schutz des Alten ergriffen. Erst seit kurzem ist das bergische Land mit seiner eigenartigen Bauweise, jener durch seine Eigenart und landschaftliche Schönheit ausgezeichnete, durch seine In-

dustrie weltbekannte Landstrich am Niederrhein, in diese weitgehende nationale Bewegung unseres Volkes eingetreten, aber dafür um so intensiver, um gleichsam den Vorsprung, welchen die meisten deutschen Volksstämme bereits erlangt haben, wieder einzuholen.

Eine ganz sonderbare Erscheinung, vielleicht beispiellos in Deutschland dastehend, ist die Entwicklung der bergischen Bauweise in einer der lebhaftesten Industriegegenden. Aber noch merkwürdiger ist es, dass gerade die Industrie es war, welche diesem Hause zu seiner schönsten Entwicklung verhalf. Die bergische Industriegeschichte erhebt diese Behauptung über jeden Zweifel. Die Blütezeit der bergischen Bauweise fällt in die Zeit von der Mitte des 18. bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts. Rein volkstümlich blieb sie allerdings grade in dieser Zeit nicht, sondern sie erfuhr durch die jeweilig herrschenden allgemeinen Stilrichtungen (Rokoko, Stil Louis seize, Empire) starke Beeinflussungen, welche aber den Grundcharakter des altbergischen Hauses nicht organisch umzubilden vermochten. Als natürliches Ergebnis dieser Einwirkungen musste das bergische Haus dieser Periode gewisse Gegensätze in sich vereinigen, welche aber eine glückliche Mischung von Volkstümlichem und echt Kunstmässigem darstellen, so dass grade dieses Haus in der Gegenwart das liebevollste Interesse in allen Kreisen der Bevölkerung findet, auch der Architekten und Fachleute. Der rustikale Zug, der ihm bei aller Vornehmheit anhaftet, ist nicht zu leugnen, prädestiniert aber grade unser Haus in hervorragendem Masse für das Landhaus, das diesen Charakterzug vielfach verleugnet hat und sich dadurch mit seinem innersten Wesen in einen schroffen Widerspruch setzt.

Wenn man im allgemeinen und mit vollem Recht die alten Bauten als eine Schule der zeitgenössischen Baukunst bezeichnet hat, so gilt dies ganz besonders vom bergischen Hause. Als Stadthaus ist es in der Gegenwart nicht so am Platze, wie als Landhaus. Aber unter angemessenen Verhältnissen, wofür die meisten bergischen Städte (einige, wie beispielsweise Elberfeld, auch durch Neubauten) hinreichende Belege bieten, kann das bergische Haus auch in der Stadt

wohl seinen Platz behaupten und ausfüllen, belebend und erfrischend mit seinem wohltuenden dunklen Schiefergewande, dessen düsterer Ernst durch das weissgestrichene Holzwerk und das satte Grün der Schlagläden aufs angenehmste gemildert wird.

Um den hin und wieder aber ganz vereinzelten Bedenken, welche gegen die Neubelebung der bergischen Bauweise auftauchen, entgegenzutreten, aber auch um seine zukünftige Rolle in der architektonischen Bewegung unserer Zeit zu präzisieren, ist es wohl angebracht, das Wesen dieser originellen und zweifellos sehr eindrucksvollen Bauweise etwas genauer kennen zu lernen, nicht nur im Äussern, sondern auch im Innern.

Fassen wir zu diesem Zwecke vorab die Grössenverhältnisse des bergischen Hauses ins Auge, weil dieser Umstand von einschneidendster Bedeutung für die Zukunft desselben ist. Unser Haus weist in seinen guten, vorbildlichen Typen in den verschiedensten Stilepochen durchweg zwei Stockwerke mit meist fünf Achsen auf. Einer der tüchtigsten Meister in bergischer Bauart, Eberhard Haarmann in Barmen (aber auch einige andere Baumeister), hat mehrere dreistöckige Häuser erbaut, welche zu den hervorragendsten Vertretern ihrer Art gehören. Und doch kann sich niemand dem Eindruck entziehen, dass diese über das wirksame Maass hinausgehen, so reizende Einzelheiten sich sonst an ihnen vorfinden, und so meisterhaft und harmonisch die ganze Komposition im übrigen ist. Ein zweistöckiger Wohnbau von fünf Achsen bietet für eine Familie des gut situierten Bürgerstandes, namentlich auf dem Lande, hinreichenden Wohnraum, besonders dann, wenn die hohen Mansardenzimmer zur Benutzung herangezogen werden. Ein hohes Mansardendach, durch Brechung gegliedert, durch Vorder- und Hintergiebel, durch Mansardenfenster usw. belebt, ist aber für das bergische Haus gradezu typisch; grade diese Dächer sind vorzüglich geeignet, eine wirkungsvolle, in sich abgerundete, gradezu malerische Silhouette zu schaffen, zugleich den Charakter des Abgeschlossenen, in der isolierten Lage begründet, dem Ganzen aufzuprägen.

Eine natürliche weitere Entwicklung dieser Tatsachen und Eigentümlichkeiten ist die dem bergischen Hause unentbehrliche Pflanzendekoration, die natürliche Staffage in seiner unmittelbaren Umgebung, gebildet aus einzelnen Bäumen, Parkanlagen, Gärten usw., welche aber andererseits auch in der Farbengebung der ganzen Hauskomposition bedingt ist und aus ihr heraus geboren wurde. Werden diese zum innersten Wesen unseres Hauses zählenden Grundbedingungen berücksichtigt, so ist dasselbe auch in der Grossstadt von heute noch ab und zu am Platze. Durch diese Grundbedingungen ist aber andererseits unserm Hause seine Zweckbestimmung vorgeschrieben: es ist ein Wohnhaus des bessern Bürgers, des Patriziers unserer bergischen Städte, welch letztere nicht zu Weltstädten geworden sind und wohl auch niemals werden. Mietskasernen und moderne Geschäftshäuser sind völlig ausgeschlossen, wenn man nicht der innersten Natur des bergischen Hauses gradezu Gewalt antun will.

In diesen Grundprinzipien des bergischen Hauses ist ferner ein Zug der freien Individualität vorhanden, und diese betont es mit Entschiedenheit und Nachdruck auch in bautechnischen Details im Äussern und Innern. Grade darum ist es für die Völkerpsychologie von Bedeutung; es ist ferner nicht nur ein historisches Denkmal, sondern auch in kunsthistorischer Hinsicht ein sehr interessantes Objekt.

Suchen wir den Beweis für diese, auf den ersten Blick gewagten Behauptungen anzutreten.

Mit den meisten deutschen Landschaften teilte das Bergische ehemals das Bestreben, dass jedermann sein Haus für sich und seine Nachkommen baute. Damit war eine starke Betonung der architektonischen Individualität, wie wir es einmal nennen wollen, unbedingt verbunden. Der Wohlstand des Bauherrn und seiner mit ihm eng verbundenen Familie, der Geist, der in letzterer herrschte, der Kunstsinn, der in ihr Geltung beanspruchte, — das alles und vielleicht noch mehr — fand im Hausbau seine reale Verkörperung. So ist der Hausbau unserer Altvordern aufzufassen; so wurde dieser Bau aber auch in weit höherm Masse, als man gewöhnlich annimmt, volkstümlich. Er bewegte sich immer

in den allgemeinen Linien des Volks- und Stammesgeistes, prägte aber die individuelle Eigenart des Erbauers und seiner Familie diesen allgemeinen Grundzügen auf. Dabei fand, wie schon bemerkt, die allgemeine Stilrichtung Berücksichtigung. Aber die letztere fand eine starre, unbeugsame Stammes- und Familienindividualität im bergischen Hause verkörpert vor und hatte nun die keineswegs leichte Aufgabe zu lösen, mit diesen Faktoren zu rechnen, sich ihnen unterzuordnen, denn von einer organischen Umbildung dieser feststehenden Formen und Normen war bei dem konservativen Charakter des Bewohners des Bergischen keine Rede. Letzterer wollte, mit andern Worten zu reden, dem Zeitgeschmack und der jeweiligen Stilrichtung in seinem Heim Rechnung getragen wissen, aber mit starken Einschränkungen, welche im Induviduellen der Landschaft und des diese bewohnenden Menschenschlages einerseits, in den familiengeschichtlichen Traditionen und Anschauungen anderseits begründet waren. Darum bleiben alle Formen der allgemeinen Stilrichtung doch Beigaben am bergischen Hause, welches in seinen besten typischen Erscheinungen in der Blütezeit eben darum einen herben Charakterzug aufweist. Das Dichterwort darf unbedenklich darauf angewandt werden;

„Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang“.

Flotte Grosszügigkeit eignet darum dem bergischen Hause nicht. Es ist und bleibt der Stil des guten Bürgerhauses und gehört in erster Linie aufs Land hinaus, in den grünen Park, in den lauschigen Garten, an den Rand des Waldes. Monotonie ist dabei kaum zu befürchten, denn die lange Entwicklung, das Eingehen auf die verschiedensten Stilepochen, sichern ihm eine Fülle der Formengebung, welche durch Einfügung moderner Bauglieder (Balkon, Veranda, Turm usw.) und unter Anpassung an die nächste Umgebung (durch Nebengebäude, Gartenhäuser usw.) schier unerschöpflich erscheint.

Zur äussern Eigenart muss noch unbedingt die teilweise trefflich ausgestattete Freitreppe mit dem künstlerischen

Schmuck am Geländer, am Podest usw. gezählt werden; ferner das Gartentor, das Portal, zu dem sich die Tür mit den beiden schmalen Seitenfenstern, dem Oberlicht und dem obern Abschluss auswächst. Nicht selten liegt das Portal in einer halbrunden oder viereckigen Nische, welche das Empire gern mit Säulen oder andern klassizierenden Bauteilen schmückte. Namentlich das Rokoko wusste allerlei künstlerischen Schmuck in wohl abgewogener Weise an Fenstern, Dachgraten, am Dachfirst usw. anzubringen, ohne die Ruhe der ganzen Haussilhouette zu stören, doch eine genügende Gliederung im grossen und ganzen wie im einzelnen bewirkend, den malerischen Eindruck wesentlich erhöhend, allerdings in anderer Weise malerisch gestaltend, wie unsere modernen Villenbauten es vielfach zu tun pflegen. Das bergische Rokokohaus zeigt die meiste Bewegung in allen äussern Linien; weit ruhiger wirkt das Empirehaus, vor allen Dingen in der späteren Zeit.

Das Innere kann uns aus naheliegenden Gründen nur ganz kurze Zeit beschäftigen.

Hinter dem Portal breitet sich der geräumige Flur, wohl der letzte Ueberrest des altsächsischen Fleets (denn aller Wahrscheinlichkeit nach ist das bergische Haus aus dem altsächsischen hervorgegangen), aus. Dieser Raum, mit mehr Recht eine Halle genannt, ist einer der ansprechendsten Räume des Hauses. Die ins obere Stockwerk führende Treppe, breit und wuchtig angelegt, mit steigendem Arm, oft reich geschnitzt, ist vielfach von trefflicher Wirkung. Geschnitzte Glasschränke mit Metall- und Porzellangeschirr angefüllt, der Herd mit dem Rauchmantel, ein Pfeifenbörd, die verschiedenen Türen, Tisch, Stühle usw. — das alles wirkt anheimelnd und fesselnd. Auch in Neubauten nach bergischer Art hat man den Herd nachgebildet und mehrfach diese Halle mit besonderer Vorliebe ausgestaltet. Die blauweissen Fliesen in alten Patrizierhäusern des Bergischen, meist Delfter Fabrikat, beleben die Flächen um den Herd. Auch der untere Teil der Wände weist solche Fliesen (allerdings selten) auf, aber in dunklerer Tönung, was sehr anspricht.

Die grossen Fenster der Rokokozeit mit dem feinen

Sprossenwerk haben schon seit einer Reihe von Jahren in der modernen Architektur volles Heimatsrecht erlangt.

Die Wohnlichkeit und Behaglichkeit der Zimmer wird durch das freiliegende Deckengebälk, welches durch Kopfstücke verbunden ist, hin und wieder Schnitzerei aufweisend, ungemein erhöht. Wandschränke mit Schnitzwerk, Holzverkleidungen usw. dürfen auch heute noch Beachtung fordern.

Auf den Haushalt einzugehen, liegt ausserhalb des gesteckten Rahmens.

Die vielfach betonte Feuergefährlichkeit des bergischen Hauses ist in der Wirklichkeit sehr gering. Das beweisen langjährige Beobachtungen z. B. in Elberfeld; das beweisen die geringfügigen Erhöhungen der Prämiensätze der Feuerversicherungsgesellschaften bei diesen Häusern; das beweist ferner eine recht beobachtenswerte Arbeit von Architekt H. A. Waldner in den „Rheinlanden“ (III, 4/5. S. 186 ff.). Dagegen sind diese dünnen Fachwerkwände mit ihrer Beschieferung wärmer und trockener als weit stärkere Steinwände.

Diese kurzen Andeutungen werden vollauf hinreichen, zu beweisen, dass das bergische Haus mit seiner reizvollen Eigenart auch heute noch unter gegebenen Verhältnissen des Studiums wohl wert ist, um neu belebt und den Forderungen der Neuzeit angepasst zu werden. Der amerikanische Kolonialstil ist ein sprechender Beweis für unsere Behauptung, denn er wird von hervorragenden Architekten als eine Abart der bergischen Bauweise bezeichnet.

So ist dem bergischen Hause aller Wahrscheinlichkeit nach eine glänzende Zukunft gesichert. Und wenn es noch eines Beweises für die Richtigkeit dieser Behauptung bedürfte, so wäre sie erbracht durch die gewaltige Bewegung zugunsten dieser Bauweise, welche in kürzester Zeit weite Kreise der Laien und Künstler, der Staatsbehörden und Kunsthistoriker ergriffen hat, welche die Wiederbelebung derselben zum Ziel hat. Dem bergischen Lande wird vorab durch diese Bewegung ein gut Teil seiner Originalität gewahrt werden. Aber auch ausserhalb dieses begrenzten Landstriches wird man sich für das bergische Haus mit der

Zeit erwärmen und dasselbe, wenigstens vereinzelt (wie es z. B. in einer Villenkolonie bei Berlin und andernorts bereits geschehen ist), als Landhaus zur Verwendung bringen.

Das bergische Haus geht gewiss einer neuen Zukunft entgegen, hoffentlich auch einer neuen Blüte in seiner architektonischen Ausgestaltung.

---

# Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden *)

Von **Paul Sartori.**

## II. Sagen.

### a. Schätze.[1])

1. Vor etwa 150 Jahren weissagte ein Mann namens Hanspfarr, in dem Kaiserschen Garten sei ein grosser Schatz verborgen. Der Besitzer Hachmeyer wollte den Schatz heben und liess Hanspfarr kommen. Dieser verlangte Geld und Leinen für die Auskunft. Nachts zwischen 12 und 1 Uhr mussten die Eheleute Hachmeyer nackend[2]) nach dem Schatze graben, wobei sie keinen Laut reden durften. Hanspfarr stiess bald den einen, bald den andern der Schatzgräber unsanft in die Seite. Sobald dann einer sich darauf meldete, sagte der Betrüger: „Der Schatz ist nun viel tiefer gefallen. In dieser Nacht werden wir ihn nicht mehr erreichen.“ Der Versuch, den Schatz zu heben, soll häufig gemacht worden sein, und heute kann niemand mehr die rechte Stelle angeben. (Ovenstädt, Kr. Minden.)

2. An der Grenze von Petershagen soll auf einer nicht weit von der Weser gelegenen Anhöhe eine Burg, die sogenannte „Kätchenburg“, gestanden haben. Die letzten Bewohnerinnen waren zwei Damen. Weil sie den „bösen See“

---

*) S. oben S. 200, Anm. *)

[1]) Eine ebenfalls in der Mindener Sammlung mitgeteilte Schatzsage aus Hartum ist schon in den „Ravensberger Blättern“, 5 (1905) S. 82, abgedruckt.

[2]) Vgl. Weinhold, Zur Geschichte des heidnischen Ritus, S. 8 f.

(Aussatz)[3]) hatten, verliessen sie das Schloss und machten sich auf den Weg nach Hoya. Da ihnen auf dem Strohhofe Unterkunft und Frühstück gewährt wurde, schenkten sie dem Hofbesitzer eine grosse Wiese an der Weser. Später ist das Schloss mit reichen Schätzen untergegangen. Es ist von Eldagsen oft ein Mann mit einem roten Hahn gekommen, um das Schloss und den Schatz zu heben. Weil er aber nie zur rechten Zeit eintraf, sind alle seine Versuche ohne Erfolg geblieben. (Ovenstädt, Kr. Minden.)

3. Zwei Schatzgräber wollten eines Abends einen Schatz heben, dessen Lage sie mit der Wünschelrute festgestellt zu haben meinten. Kein Wort durfte gesprochen werden. Der eine der Männer hielt eine Leuchte auf einem Finger der rechten Hand, während der andere grub. Doch die Leuchte entfiel seiner Hand, er stiess einen Schreckensruf aus, und der fast gehobene Schatz sank um viele Meter tiefer in die Erde. (Ilvese, Kr. Minden.)

4. An der östlichen Seite des Reesberges in der Nähe des Schnathofes am sogenannten kahlen Berge hat ein alter Mann oft Geld sich sonnen sehen; wenn er aber hinkam, war alles verschwunden. Er glaubt bestimmt, dass dort ein grosser Schatz verborgen liege. (Südlengern, Kr. Herford.)

5. Es soll früher Leute gegeben haben, die dem Aberglauben huldigten, dass unter den Kiefern mit sogenannten Krispelten, d. i. büschelartig verwachsenen Zweigen, ein Schatz vergraben sei, und zwar liege dieser so tief in der Erde, als die Krispelte über dem Boden sei. (Stukenbrock, Kr. Paderborn.)

b. Glocken.

1. Für das Läuten der sogenannten Bürgerglocke auf der Martinikirche zu Minden soll von zwei verirrten Nonnen, die dem Schall des Geläutes in finsterer Nacht folgend wieder auf den richtigen Weg gelangten, eine Stiftung gemacht worden sein. Bürgerglocke wird sie genannt, weil sie den ehrbaren Bürgern der Stadt punkt 10 Uhr abends

[3]) Soll wohl heissen: Sehr. In Ditmarschen ist „arger Seer“ so viel wie bösartiger Aussatz: Am Ur-Quell, I, S. 11. Vgl. Höfler, Deutsches Krankheitsnamen-Buch, S. 634.

das Zeichen gab, aus geselligen Kreisen sofort ins Haus zurückzukehren, was auch vormals strengstens befolgt sein soll.[4])

2. Als die Kirche in Kirchlengern (Kr. Herford) gebaut war, wurden die Glocken nicht gleich mitgetauft und eingeweiht. In dieser Zeit brach Feuer aus, und als man nun läutete, flogen die Glocken durch die Schallöcher, nahmen auch das Zifferblatt der Uhr mit und stürzten sich bei der Brausemühle in Südlengern in einen tiefen Kolk, der noch heute der Glockenkolk heisst. Die Glocken sind wieder ersetzt, aber das Zifferblatt fehlt, und die Uhr steht bis auf den heutigen Tag still.[5])

3. Als der Bischof von Paderborn in Gehrden (Kr. Warburg) die Taufe der Glocken in der eben vollendeten Kirche vornehmen wollte, war die kleinste noch nicht fertig. Sie wurde daher einige Zeit nachher ungetauft emporgezogen. Als nun der Küster am folgenden Sonntag sämtliche Glocken läuten wollte, schwang sich die kleinste aus dem Turm heraus und tauchte nach langer Wanderung hinab in den sogenannten Schwalbenkolk der Nethe. Hier läutet sie auch jetzt noch wohl, wie vorübergehende Wanderer erzählt haben, vor hohen Festtagen.

### c. Teufel.

1. Auf dem Hofe Nr. 25 in Dankersen (Kr. Minden) war früher die Dorfschenke. Daher wird der Besitzer noch

---

[4]) S. Weddigen u. Hartmann, D. Sagenschatz Westfalens, S. 21. Vgl. ferner Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, 7, S. 366 f. — In Warburg wird die Glocke „Mariahilf" der St. Johanniskirche von Weihnachten bis Lichtmess geläutet, um verirrte Wanderer auf den rechten Weg zu bringen. Eine hierauf bezügliche Sage (auch in poetischer Form) s. Warburger Kreisblatt vom 11. Januar 1901, Nr. 9. In früheren Jahren nannte man dieses Läuten in Warburg „Christkindchen in den Schlaf läuten". In Soest geht am Weihnachtsabend um 7 Uhr der Küster von St. Petri mit seiner Kinderschar auf den Umgang des Turms und singt auf jeder Seite das Gloria in excelsis Deo unter Musikbegleitung und Fackelbeleuchtung. Man nennt das „das Christkindchen in den Schlaf singen". Die Kosten werden aus einer alten Stiftung bestritten.

[5]) Ähnliche Sagen aus dem R.-B. Minden: Weddigen u. Hartmann a. a. O., S. 27. (Bergkirchen), S. 31 (Enger). „Niedersachsen" 11, S. 390 f. (Holzhausen). Vgl. Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, 7, S. 274.



heute Kröger genannt. In der Gaststube des Kruges sass einst der Wirt mit einer Anzahl von Zechbrüdern um den Kartentisch. Ein feingekleideter Herr trat ein und bat mitspielen zu dürfen. Während des Spiels fiel dem Fremden ein Handschuh zur Erde, und die Spieler erkannten zu ihrem Schrecken, dass sie einen Beklauten vor sich hatten. In wilder Hast stob die ganze Gesellschaft auseinander. Den schlimmsten von allen, einen ruchlosen Spötter, ergriff der Fremde, zog ihn aus der Gaststube nach sich in eine gläserne Kutsche, die er vor der Tür stehen hatte, und fuhr mit ihm den Halenweg nach dem jetzigen Kirchhofe. Seit der Zeit heisst der Weg Halenweg.

2. Eine Magd wollte zum Tanzboden gehen. Sie sollte aber vorher einen Acker mit Dünger bestreuen. Da kam der Böse und bot seine Hilfe an unter der Bedingung, dass das sein Eigentum werden solle, was die Magd am nächsten Morgen zuerst zubände. Sie willigte ein. Auf einen Wink des Bösen kam eine grosse Schar Krähen, die den Dünger in kurzer Zeit ausbreiteten. Das Mädchen vergnügte sich aufs herzhafteste. Bei seiner Heimkehr erzählte es seinem Brotherrn von dem Geschehenen. Dieser sagte: „Bindest du morgen beim Aufstehen dein Halstuch oder dein Strumpfband zuerst um, dann hat dich der Teufel. Ich wecke dich morgen früh. Dann bindest du rasch ein Bund Stroh zusammen.“ Wie gesagt, so getan. Kaum hatte die Magd das Bund Stroh gebunden, da flog dieses mit grossem Gesause durch die Luke und das Eulenloch hoch in die Lüfte. (Dankersen, Kr. Minden.)

3. Folgende Teufelssage ist erst 12 Jahre alt. Bei dem Kolon D. Nr. 18 diente der 19jährige Knecht G. Diesem fiel durch den Tod seiner Eltern ein altes Haus und ein schöner Bauplatz zu. Auf ihm wollte er ein neues Haus bauen. Seine Bemühungen, Geld zu dem Unternehmen geliehen zu kriegen, blieben ohne Erfolg. In seiner Aufregung sprach G. die vermessenen Worte: „Ich muss Geld haben, und wenn ich es vom Teufel bekomme“. Er schlief in der Schneidekammer vor den Pferden. Plötzlich wurde die ganze Kammer so hell, dass G. die Pferde deutlich im Stalle

erkennen konnte. Ein Herr kam in die Kammer. G. sah deutlich an den Sehnen und Falten des Halses, dass er sehr mager war. Der Fremde sagte: „Ich helfe dir aus der Not, wenn du mir versprichst, dass du nie wieder zum hl. Abendmale gehen willst und dass du und deine Nachkommen mein Eigentum werden sollen.“ G. konnte sich nicht zu einer Antwort entschliessen. Da sprach der Böse: „Na, ich komme gleich wieder!“ Als er dann wieder eintrat, zeigte er sich in seiner wahren Gestalt mit Hörnern, Schwanz und Pferdefuss. G. war unfähig, ein Wort zu sprechen. In der höchsten Not raffte er sich zusammen und betete die Strophe: „Meinen Jesum lass ich nicht“. Sofort war der Böse verschwunden. Am folgenden Sonntag ging G. zum Abendmahl. Als er von seinem Kirchplatze zum Altar ging, fühlte er sich ruckweise festgehalten und hörte eine innere Stimme sagen: „Tu es nicht, geh nicht hin!“ Erst als er mit seinen Hausgenossen nach dem Gottesdienst um den Mittagstisch sass, fühlte er sich frei und sagte erleichtert: „So, nun ist's vorbei.“ Kolon D. Nr. 18 ist bis auf den heutigen Tag in dem festen Glauben, dass Satanas sein Haus mit seinem persönlichen Besuch beehrt hat. (Dankersen, Kr. Minden.)

4. Der Teufel war Freund und Ratgeber des Burgvogts von Neuhof. Eines Abends meldeten die beim Bau des Herrenhauses beschäftigten Zimmerleute, sie könnten am nächsten Tage nicht weiter arbeiten, es fehle an Nägeln. Der Burgvogt antwortete, morgen früh sollten sie da sein. Als die Zimmerleute am andern Morgen zur Arbeit kamen, stand der Burgvogt ganz mürrisch da, neben ihm eine grosse Tonne. Niemand wagte ihn anzureden. Als alle Handwerker zur Stelle waren, befahl er die Tonne zu öffnen. Aber statt Nägel enthielt die Tonne lauter Gold. Verdriesslich rief der Vogt: „Nun sollte der Teufel Nägel bringen und hat statt dessen Gold gebracht.“

Schliesslich hätte der Burgvogt gern eine Mauer um seinen Gutshof gezogen und verschrieb dem Teufel seine Seele. Dafür sollte dieser in einer Nacht die Mauer bauen. Sei sie vor dem ersten Hahnenschrei nicht fertig, so sei der Vertrag ungültig. Als dem Teufel nur noch ein kleines

Stück an der Mauer fehlte, weckte der Vogt den Hahn, der gleich kräftig krähte. So kam der Teufel um seinen Lohn, aber niemand hat bisher das fehlende Stückchen Mauer aufbauen können, und der alte Burgvogt treibt heute noch mit Rasseln, Klappern und Stöhnen an der Stelle unter dem Hause sein Wesen, wo früher ein Teich mit zwei schwarzen Schwänen war.

Auch den grossen Stein auf dem Dache von Neuhof, in den die Schornsteine münden, hat der Teufel dahinauf gebracht. (Heimsen, Kr. Minden.)

### d. Geister und Gespenstertiere.

1. Hamels Marie war eine reiche Bauerntochter in Südlengern (Kr Herford), die sich dem Teufel ergeben hatte. Wenn sie auf die Spinnerei kam, wurde sie schnöde behandelt, weil die andern Mädchen ihr das Geld nicht gönnten. Man stahl ihr oft Geld, aber sie wusste immer, wer es hatte. Als die Eltern ihren Umgang mit dem Teufel merkten, wiesen sie sie aus dem Hause. Als aber einst die Eltern vor Sonnenaufgang Futter holten, kam sie wieder, und sie konnten sie nicht mehr los werden. Bald darauf starb sie jedoch und wurde begraben. Als aber die Angehörigen von der Beerdigung nach Hause kamen, sass Marie in Gestalt einer Krähe auf der Mauer und rief: „Ha, ha, ha, ich bin schon wieder da!“ Man rief nun den Pastor aus Bünde, und dieser wies sie in den kahlen Berg. Er gab ihr einen Eimer ohne Boden und ein hölzernes Beil mit der Weisung, sie solle mit dem Eimer den Teich im Berge ausleeren und mit dem Beil den Wald abhauen, dann könne sie zurückkehren.

2. Auf dem Strohhofe lebte ungefähr ums Jahr 1720 ein Leutnant Hustede mit seiner Ehefrau geb. Doller. Dieser führte einen wüsten Lebenswandel. Darum kam er nach seinem Tode als Geist häufig wieder auf den Hof und richtete hier allerlei Unheil an. Er quälte die Pferde (diese waren am andern Morgen ganz nass), jagte das Vieh aus dem Stalle, warf die Knechte aus dem Bette. Um den unliebsamen Gast los zu werden, wandte man sich erst an einen evangelischen, dann an einen katholischen Geistlichen. Dieser

vermochte ihn durch Gebet zu bannen. Man setzte ihn auf einen mit vier Pferden bespannten Wagen, und der Geistliche mit einem Knecht brachte ihn nach dem „Darlaten“, einem Walde bei Uchte. Aber der Knecht sah sich um, obgleich es ihm vom Priester verboten war, und das hatte zur Folge, dass der Leutnant in den Rädern hing und die Pferde den Wagen nicht weiter ziehen konnten. Durch Gebet gelang es dem Priester, ihn glücklich wieder auf den Wagen zu schaffen, und man gelangte nach dem Darlaten. Auf die Frage des Leutnants, was er hier tun solle, gab ihm der Priester einen Eimer ohne Boden in die Hand und sagte: „Mit diesem Eimer sollst du jenen Teich ausschöpfen.“ „Was dann?“ fragte der Leutnant. „Dann zähle die Blätter auf den Bäumen.“ Seit der Zeit ist er niemals wiedergekommen. (Ovenstädt, Kr. Minden.)

3. Hinter der Pottmühle lag früher ein Kirchhof. Zwei Männer wollten einst einige Gräber öffnen. Als dort zwei Damen in weissen Kleidern vorbeikamen, liefen sie davon. Da schrieen die Toten: „Macht uns auf!“ (Ovenstädt, Kr. Minden.)

4. Nach den Erzählungen alter Leute hielt sich früher im Osterberge bei Lübbecke an der Gehlenbecker Grenze in der Gegend des Heidbrinkes der sogenannte Plättkenkerl auf, ein Geist, der nicht Ruhe finden konnte. Dieser soll bei Lebzeiten einen Gemeindegrenzstein versetzt und deswegen einen falschen Eid geleistet haben. Zur Strafe musste er nach seinem Tode im Berge umherwandern. Mit seinem Rufe „Tohop“ schreckte er die Leute; besonders aber spielte er den Holzhauern und Holzfuhrleuten einen Schabernack, indem er hinten auf den beladenen Wagen sprang und dadurch das Weiterfahren verhinderte. An dem Tage war alle Mühe umsonst. Der Wagen musste stehen bleiben, weil vier, ja sechs Pferde ihn nicht von der Stelle bringen konnten. Am andern Morgen vermochten es zwei Pferde mit Leichtigkeit.

5. Der Name Mönkediek in Sielhorst (Amt Rahden, Kr. Lübbecke) soll von einem Mönchskloster herkommen, das neben dem Teiche lag.

Eine andere Sage aus Sielhorst erzählte vom Teufelsteich in der Kattwehe in der Nähe des Kattelmann Nr. 66. Auf der Stätte Nr. 2 lebte vor vielen Jahren eine geizige Frau. Kamen Arme und baten um Gaben, so gab sie diese statt den Armen den Schweinen in den Trog. Als die Frau gestorben war, ging sie wieder, d. h. ihr Geist kam wieder und sass entweder an der Bodenluke oder nagte am Schweinetroge. Um den Plagegeist los zu werden, wurde ein Pater aus dem nahen Mönchskloster geholt. Ein mit vier Pferden bespannter Wagen wurde unter die Bodenluke gefahren, dem Geist ein bodenloser Eimer gereicht, und fort ging's zur Kattwiese. Hier wurde der Geist in eine Quelle verwiesen. Es wurde ihm gesagt, wenn er die Quelle mit dem Eimer ausgeschöpft habe, könne er jedes Jahr einen Hahnenschritt dem Hause Nr. 2 näherrücken, und wenn je ein Besitzer der Stätte am Sonntage aus der Kattwiese Heu fahre, könne er wieder zurückkehren. Nach langen Jahren, als die Begebenheit fast vergessen ist, will es der Zufall, dass ein neuer Besitzer der Stätte, der auch wohl nichts von der Geschichte wusste, am Sonntage Heu aus der Wiese holte. Es ist nicht viel, man kommt auch glücklich aus der Wiese, aber es wird den Pferden immer schwerer, den Wagen fortzubewegen. Da ruft's vom Wagen herab: „Ich bin auch da!" Nun musste die Geisterbannung noch einmal vorgenommen werden. (Dieselbe Sage findet sich auch in Holsen bei Bünde.)

6. Zwei gräflich Westphalensche Beamte, die während der Zopfzeit in Fürstenberg (Kr. Büren) lebten und die Einwohner bei Einsammlung der Zehnten und Heuern arg bedrückten, sollen umgehen und während stürmischer Nächte um das Schloss und die Wirtschaftsgebäude des Grafen von Westphalen ziehen.

7. In der früheren Rüterschen Wirtschaft zeigte sich in einer Nacht von 12 bis 1 Uhr ein Gespenst. Sämtliche Rosenbäume im Garten brannten, in allen Zimmern war es lichterhell, und im ganzen Hause entstand ein Poltern, als wenn alles umgeworfen und zerschlagen würde. Um 1 Uhr verschwand alles. (Südlengern, Kr. Herford.)

8. Unter Brockschmidts dicker Eiche in Stukenbrock (Kr. Paderborn) steht eine Geisterfrau, die den Haspel dreht.[6])

9. Auf manchen Kreuzwegen treibt der „Schwan“ in Gestalt eines grossen Hundes mit Augen wie ein Teller gross sein Unwesen. Schwan soll ein Militärwerber für Österreich gewesen sein, der die Jünglinge heimlich dahin entführte, aber bei seinem nächtlichen Treiben ermordet wurde. (Land Delbrück, Kr. Paderborn.)

10. In den Jahren 1882 und 1883 war in Messlingen und Südfelde das allgemeine Gespräch, im Kunkanke (in den Wiesen) zwischen den beiden Dörfern ritte oft des Nachts zwischen 12 und 1 Uhr ein Reiter auf einem Schimmel mit einer Tonne Goldes vor sich auf dem Pferde. (Friedewalde, Kr. Minden.)

11. Das sogenannte Öxterfeld südlich von dem Dorfe Wietersheim (Kr. Minden) gehörte im Mittelalter einem Herrn von Öxter. Er hat im Grabe keine Ruhe. Nachts sieht man ihn in glänzender Ritterkleidung auf einem mutigen Schimmel in seinem ehemaligen Felde umherreiten, bis endlich in der Grandkuhle vor dem Felde Ross und Reiter verschwinden.

12. Zwischen Spellmeier und Pörtner lief in alter Zeit nachts ein Schimmel. Wenn jemand ihm etwas sagte, musste er ihn bis zum Ende der Strasse tragen. (Südlengern, Kr. Herford.)

13. In dem alten Gantschen Hause, wo jetzt der Bäcker Wöhrmann wohnt, soll nach der Sage eine Wirtschaft gewesen sein, wo Kaufleute beraubt und ermordet wurden. Nach dem Tode des Besitzers war immer ein Brett vor dem Giebel des Hauses weg und konnte durchaus nicht wieder befestigt werden. Durch diese Öffnung soll nachts ein Schimmel gekommen sein, der durch die Bodenluke auf die Deele sprang und dann verschwand. (Südlengern, Kreis Herford.)

14. Ein Mann erzählte: Im Jahre 1878 begegnete mir

[6]) Vgl. Kuhn, Westf. Sagen I, S. 186, 212, 215. Hüser im Progr. von Warburg, 1898, S. 15 f.

auf der Brücke nach Kirchlengern ein Tier von der Grösse eines Pferdes, das hatte feuersprühende Augen. (Südlengern, Kr. Herford.)

15. In der Nähe der Antonius-Wallfahrtskapelle, die in der Gemeinde Neuenheerse (Kr. Warburg) bei der Suffelmühle steht, entspringt die Quelle des Oesebaches. Auf ihrem Grunde hält sich ein Fisch mit goldener Krone auf, der zuweilen an die Oberfläche des Wassers kommt. Alte Leute behaupten fest, ihn gesehen zu haben.[7])

e. Deutung von Ortsnamen.

1. Die Entstehung des Namens Todtenhausen (Kr. Minden) wird verschieden angegeben. Nach einer Sage soll zur Zeit des 30jährigen Krieges, als die Pest die ganze Gegend verheerte, nur ein Kind übrig geblieben sein. Auf die Frage: „Woher kommst du?“ soll es geantwortet haben; „Aus den toten Häusern.“ Nach anderer Angabe bedeutet der Name „to den hüsern“. Eine dritte erklärt ihn aus „Tormhusen“. Der Ort liege an der Grenze der alten Schutzwehr Mindens, wo früher Wachttürme gestanden hätten.[8])

2. Die Namen Windheim, Ovenstädt und Buchholz (Kr. Minden) erklärt folgende Sage: Als Karl der Grosse an der anderen Seite der Weser im Kriege gegen die Sachsen lag, sprach er: „Wenn mir Gott den Sieg verleiht, so will ich drei Kirchen bauen: eine, wo der Wind heimfährt, die andere dort oben an der Stätte und die dritte dahinten im Buchenholze.

3. Das Dorf Quetzen (Amt Windheim, Kr. Minden) besteht aus drei Hauptteilen: Masloh, Teich und Heide. Weil man, um von Masloh nach Heide zu gelangen, quer durch einen Wald gehen musste, soll der Name Quetzen von „quer durch“ abzuleiten sein.

---

[7]) Vgl. Kuhn, Westf. Sagen I, S. 154, 322 ff., 341. — Fische mit dem hl. Antonius zusammengebracht auch bei Weddigen und Hartmann, Westf. Sagenschatz, S. 41.

[8]) Vgl. die Pestsage aus Rahden: Niedersachsen, 5, S. 117. — Andere Deutungen von Ortsnamen im Minden-Ravensbergischen: Weddigen und Hartmann, a. a O. S. 23, 24, 26, 27, 29, 30, 31, 37, 38. Anderes: Hüser, Progr. von Warburg, 1898, S. 3 ff.

4. Bei Seelenfeld (Kr. Minden) soll in den Römerkriegen ein blutiges Gefecht stattgefunden haben, nach dem zahllose Entseelte das Feld bedeckten und viele Verwundete jammernd an dem nahen Bache (Jammerbeke) ihre Wunden auswuschen.

5. Ein Teil von Spiegelsberge heisst der „Todrang". Hier sollen nach der Hermannschlacht die Römer von den Deutschen zusammengedrängt und getötet worden sein. Ein paar Hünengräber dort, in denen man früher Urnen gefunden hat, heissen im Volksmund das „Römergrab". (Brackwede, Kr. Bielefeld.)[9])

f. Verschiedenes.

1. Die Gertrudiskammer[10]) liegt unter dem grossen „Opfersteine" und der „Wachtstube", einem vertieften Sandsteinblocke. In diese Felsenkluft, die jetzt bewaldet ist, soll Karl der Grosse von seiner Schanze aus (der Karlschanze bei Bonenburg) seine Kammerjungfer Gertrud geworfen haben, weil sie hinter seinem Rücken Schelmereien und Liebschaften mit seinem Hofgesinde getrieben. Der zur Wache bestellte Hofjäger, der gleichfalls mit Gertrud ein Verhältnis gehabt, ist wegen seiner Pflichtvergessenheit ohne Gnaden entlassen (eine Stelle bei der Gertrudiskammer heisst „fauler Jäger"). Die Gertrud soll lange in ihrem Verbannungsorte Hexerei getrieben haben. Über ihren Verbleib weiss man nichts. Nächtliche Wanderer wollen aus der Gertrudiskammer Musik und Gesang gehört haben. (Bericht aus Warburg. Vom Einsender aus zusammenhanglosen, kaum leserlichen Niederschriften eines über 80 Jahre alten Mannes, so gut es ging, entnommen.)

2. An der Stelle, wo jetzt der Möbelhändler Wittgenstein wohnt, stand früher der „Eulenspiegel", ein Haus, so genannt, wegen der auf ihm befindlichen Figur des Eulenspiegels. Mit einem Finger wies er auf seinen Mund, mit einem andern auf seinen After. Alte Leute berichten,

---

9) Eine andere Mitteilung aus Brackwede über die Varusschlacht im Volksmunde s. Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, 16, S. 197.

10) Vgl. Hüser im Jahresber. d. Gymnas. zu Warburg, 1898, S. 4.

dass ihre Eltern im Anfange des vorigen Jahrhunderts die Figur noch gesehen hätten. Die Sage erzählt: Eulenspiegel war ein ungetreuer Rentmeister. Als er zur Rechenschaft gezogen und gefragt wurde, wo er das anvertraute Geld gelassen, machte er die Gebärde, in der er dargestellt wurde. (Warburg.)

3. In den Besitz des Assler Holzes ist Warburg auf folgende Weise gekommen: Die letzten Besitzer des Assler Schlosses, zwei dem Trunke ergebene Brüder, fassten den Entschluss, den Wald für jeden Preis zu verkaufen. Um ihn dem Kloster zu Hardehausen anzubieten, gingen sie noch spät am Abend dorthin, wurden aber nicht eingelassen, indem der Pförtner ihnen sagte, dass bereits alles schlafen gegangen sei. Da sprachen sie:

Wenn Hardehiusen doit slapen,
Dann soll Warborg (wull) waken,

machten sich auf demselben Wege nach Warburg, weckten den Bürgermeister, der sie freundlich aufnahm, und verkauften den Wald für 800 Taler.

4. Wie es kommt, dass der eine früh, der andere spät stirbt, erklärt folgende Legende: Unser Hergott hat einst einen alten Mann zu sich in den Himmel genommen, den er aber aus irgend einem Grunde nicht zu seinem persönlichen Anschauen gelangen liess und der deshalb in alle Ewigkeit als Blinder im Himmel weilen muss. Dieser Blinde hat nun das Amt, mit einem Schwamme fortwährend über eine Tafel zu wischen, auf der die Namen aller auf Erden Lebenden verzeichnet sind. Der Mensch, dessen Name ausgewischt wird, stirbt in demselben Augenblicke. So kommt's, dass der Tod keinen Unterschied zwischen jung und alt kennt. (Warburg.)

---

## Kleinere Mitteilungen.

### Der hölzerne Jäger.

Von **Joseph Mayer,** Lutzerath.

Unweit des Fleckens Lutzerath wälzt der Üsbach seine brausenden Fluten durch ein wildromantisches Tal, welches,

nach ihm benannt, den Namen „Üsbachtal“ führt. Die Abhänge und Höhen desselben sind mit ausgedehnten Waldungen bewachsen.

In diesen Wäldern treibt der „hölzerne Jäger“ seinen Spuk. In allen denkbaren Tönen und Stimmen lässt er sich besonders an Vorabenden heiliger Tage vernehmen. Leute, welche in diesem Walde beschäftigt waren, hörten, wie am hellen Tage Bäume gefällt wurden. Gingen sie hin, um zu sehen, was es sei, so fanden sie nicht nur niemand, sondern in weiterer Entfernung vernahmen sie denselben Schall. Auch erhob sich oft gleichzeitig ein Wind, als wollte er die Bäume entwurzeln. Dass der „hölzerne Jäger“ sein Wesen treibe, wurde steif und fest behauptet.

Aus einem naheliegenden Dorfe waren einst zwei Mädchen in diesem Walde mit Futterschneiden für das Vieh beschäftigt. Müde von der Arbeit und ermattet von der Hitze des Tages setzten sie sich hin und schliefen ein. Beim Erwachen sahen sie einen riesengrossen alten Jäger vor sich stehn. In dem Augenblicke, als eins von ihnen vor Entsetzen laut aufschrie, war der Jäger verschwunden. Sie eilten darauf nach Hause; das eine starb binnen wenigen Tagen. Auch das andere siechte dahin und war in Jahresfrist eine Leiche.

Holzfäller, welche ebenfalls in diesem Walde zu später Nachtstunde beschäftigt gewesen, erzählen, dass der „hölzerne Jäger“ an ihnen vorbeigeschwebt und sie zugleich ein klägliches Jammern vernommen.

---

Als **Heilmittel gegen die sogen. Abzehrung** der Kinder wendet man in Lippe den bekannten Teufelsdreck (Asa foetida) an. An einem Freitag bei abnehmendem Mond erhalten die Kinder vor dem Zubettgehen ein kleines Stückchen, des leichteren Einnehmens wegen gewöhnlich in Rahm eingehüllt. Wehrhan.

**Heilmittel gegen die sogen. Rose** bilden in Lippe Roggenmehl und Rosenblätter, d. h. Blütenblätter der Rose. Während das Roggenmehl auf die kranke Körperstelle

gebunden wird (mit einem Tuche), werden die Rosenblätter zum Räuchern benutzt. Besonders gegen die Kopfrose wird letzteres Mittel gern angewandt. Wehrhan.

### Lichtmessfeier.

Bis in diesem Jahre fand in Salzuflen in Lippe noch immer eine Lichtmessfeier statt (2. Februar). Die Stadtverordneten haben aber nunmehr die Gelder dafür nicht mehr bewilligt. „Mit den alten Zöpfen (!) will man aufräumen. Schade, sie waren so schön!“ schreibt mir ein Freund. Wehrhan.

---

## Berichte und Bücherschau.

Pessler, Willi. Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Ein Beitrag zur deutschen Landes- und Volkskunde. Mit 171 Illustrationen im Text, 6 Tafeln, einer Originalplanzeichnung nach eigenen Aufnahmen des Verfassers und 4 Karten. Braunschweig 1906. XV und 258 Seiten. 8°.

Nach einer längeren Einleitung folgt ein Abschnitt: Geographische Auffassung des Themas: Ein Gang durch die Literatur; verschiedene Register.

Das Werk gibt sich, nach des Verfassers Darlegungen in der Einleitung, als eine Ergänzung zu dem seiner Vollendung entgegengehenden Werk des Gesamtverbandes der deutschen Architekten- und Ingenieurvereine über das deutsche Bauernhaus, und zwar aus dem Grunde, weil dieses monumentale Werk die im Prospekt angekündigte kartographische Abgrenzung wegen der Schwierigkeit oder gar Unmöglichkeit, ein grösseres Gebiet so genau von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus zu untersuchen, nicht bringen wird. Diese ausserordentlich dankenswerte Aufgabe sucht der Verfasser zu lösen. Dass sich einem solchen Unternehmen ungeheure Schwierigkeiten entgegenstellten, liegt klar zutage. Ein Blick auf die unserm Werk beigegebenen Karten lässt aber auch den

auf diesem Gebiete Bewanderten geradezu staunen über die ungeheure Mühe, welche der Verfasser aufwandte, um seine Aufgabe zu lösen. Er selbst spricht sich mit folgenden Worten über diese Schwierigkeiten aus: „Die Stimmen, welche von vornherein die Aufgabe für unlösbar erklärten, gehörten zum Glück nicht den ersten Fachleuten an. Die Schwierigkeiten aber bestanden darin: erstens, dass bisher Geschriebene kennen zu lernen; zweitens, mit dessen Hilfe das Wesen unsers Gegenstandes möglichst klar zu erkennen und drittens, ihn dann über ganz Norddeutschland hin zu verfolgen.“ So ist mit dieser Arbeit die grosse Frage nach der Verbreitung der deutschen Bauernhaustypen einen wesentlichen Schritt vorwärts gekommen, wofür wir dem Verfasser grossen Dank schulden. Einzelne Korrekturen werden vorgenommen werden müssen. Das ist unausbleiblich; aber feste Grundlinien sind gezogen. Das ist ein unbestrittenes Verdienst des Verfassers.

O. S.

Rabben, Ernst. Die Gaunersprache. (chochum loschen.) Gesammelt und zusammengestellt aus der Praxis für die Praxis. Hamm i. W. Verlag von Brees & Thiemann 1906. 166 S. 8°. Preis?

Das Buch ist in erster Linie zum Gebrauch für die Polizei und den Richter bestimmt, bietet aber auch weitergehendes Interesse. Es behandelt kurz die Gauner-, Diebes-, Kunden- und Verbrechersprache S. 5—13, bringt S. 15—145 eine reichhaltiges Wörterverzeichnis, S. 147—154 eine ganze Kollektion von Spitznamen für Diebe und andere Verbrecher, S. 155—157 Dichtungen aus der Gaunerwelt, S. 158 und 159 die Gaunertelegraphie und S. 160—163 die Gaunerzinken oder Zeichensprache (Kundensprache). Wie eine Durchsicht der Sammlung zeigt, sind manche Ausdrücke der Gaunerwelt schon (meistens durch die Presse) auch in das Hochdeutsche übergegangen, wenigstens ist ihr Sinn schon allgemeiner verständlich; in die Mundart sind weniger übergewandert, grösser ist schon die Zahl der der Mundart entlehnten Bezeichnungen, deren Sinn mehr oder weniger verdreht ist oder bestimmte Begrenzung erfahren hat. So habe ich in der Sammlung

ca. 150 Wörter gefunden, die in der eben angedeuteten Art mit der mir am geläufigsten Mundart, dem lippischen Platt in direkter Beziehung stehen. Diese Vergleichung macht die Schrift für jeden Freund der Volkskunde interessant.

Wehrhan.

Conventz, H. Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Denkschrift, dem Herrn Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten überreicht. Dritte unveränderte Auflage, Berlin 1905. Gebrüder Borntraeger. XIV und 207 S. 8°. Preis geb. 2.— Mk.

Die vorliegende Arbeit gehört in das Gebiet derjenigen Bestrebungen, welche in dankenswerter Weise Eigenart des deutschen Landes und Volkes erhalten wollen, ganz in allgemeinem Sinne gesagt. Auch die Volkskunde hat dieses Ziel; während diese es allerdings mehr mit der Eigenart des Volkes und insbesondere seiner Stämme zu tun hat, beschäftigt sich vorliegendes Werk in erster Linie mit der Natur, also mit der natürlichen Umgebung des Menschen, gleichsam dem Boden mit seinen Verhältnissen, die den Menschen auf sich und in sich haben wachsen lassen. An sie hat sich menschliches Denken und Fühlen geknüpft, mit ihnen ist des Volkes Geistesleben verwachsen, damit verbinden sich allerlei Vorstellungen, welche wir in das Gebiet des Aberglaubens verweisen, auch Sagen aller Art haften an den Naturdenkmälern, d. h. an allen Schöpfungen der Natur, besonders an denjenigen, mit welchen sich die menschliche Kunst noch nicht befasst hat: Berge, erratische Blöcke, Wälder und andere durch ihre Eigenart ausgezeichnete urwüchsige Objekte. So gewinnt auch die Volkskunde grosses Interesse an den Bestrebungen zur Erhaltung dieser Denkmäler. Der Verfasser behandelt im ersten Teile die Gefährdung der Naturdenkmäler, hervorgerufen durch Mängel in der Erziehung und durch wirtschaftliche Gründe und gibt S. 77—202 ausführliche Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Wir empfehlen das Werk mit der Hoffnung, dass auch die Volkskunde ihr Teil Nutzen durch die Erhaltung der heimatlichen Natur in ihrer Eigenart davonträgt.

Wehrhan.

---

# Namen- und Sachregister.

# Mitgliederverzeichnis

## des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde.

Bestand vom 1. November 1906.

---

## I. Vorstand:

| | |
|---|---|
| Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29<br>Univers.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn, Königstr. 32 | Vorsitzende. |
| O. Schell, Lehrer, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31<br>K. Wehrhan, Mittelschullehrer, Frankfurt a. M., Günthersburg Allee 76 I | Schriftführer. |
| O. Grüttefien, Elberfeld, Herzogstr. 33, Kassierer. | |
| Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W.<br>Univers.-Prof. Dr. J. Franck, Bonn<br>Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W.<br>Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Trier<br>Reg.- und Baurat v. Pelzer-Berensberg, Arnsberg i. W.<br>Schriftsteller K. Prümer, Münster i. W.<br>Rektor C. Rademacher, Köln<br>Oberlehrer Dr. Trense, Rheydt<br>Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld<br>Oberlehrer Dr. Wrede, Köln | Beisitzer |

---

## II. Ehrenmitglieder:

Exzellenz Freiherr von der Recke, Oberpräsident von Westfalen, Münster i. W.

Regierungspräsident Schreiber, Düsseldorf.

Regierungspräsident Dr. Kruse, Minden.

---

## III. Ordentliche Mitglieder.*)

**Aachen**
Dr. phil. E. Arens, Oberlehrer.
Franz Heinrich, Amtsgerichtssekretär.
Dr. Krabbel, Sanitätsrat.
Fr. Quadflieg, Lehrer, Vorsitzender des kath. Lehrerverbandes Rheinland.
Königl. Regierung.
Stadtbibliothek.
Ludw. Sürth.

**Adenau** (Eifel)
Kreislehrerbibliothek.

**Aegidienberg** b. Himberg-Honnef
Steiz, Hauptlehrer.

**Altenkirchen**
Kreislehrerbibliothek.

**Altona**
Museum.

**Andernach**
Steph. Weidenbach, Lehrer.

**Aplerbeck**
A. Clarenbach, Rentner.
Fr. Grügelsiepe, Kaufmann.

**Appeldorn,** Kreis Cleve
Franz Körholz, stud. phil.

**Arnsberg i. W.**
v. Pelzer-Berensberg, Reg.- u. Baurat.
Königl. Regierung.
Strothkötter, Professor.

**Askow,** pr. Veijen (Jütland)
Dr. H. F. Feilberg, Pastor emer.

**Barmen**
Dr. Dütschke.
Jul. Leithaeuser, Professor.
Stadtbibliothek.
Stadtgemeinde (Oberbürgermeister).
Ad. Werth, Fabrikant.
Joh. Wilh. Werth, Fabrikant.

**Bedburg**
Dr. Kaussen.

**Bendorf a. Rh.**
Jos. Schlicht, Hauptlehrer.

**Berlin**
Dr. J. Bolte, Professor.
Dr. G. Minden, Syndikus.
Kgl. Museum für Völkerkunde.
Dr. Schulze-Veltrup, Oberlehrer.
H. Sökeland, Schriftführer des Museumsvereins.
Strecker, Dr. phil., Oberlehrer und Professor a. d. Universität.

**Berlin-Charlottenburg**
Robert Mielcke, Schriftsteller und Geschäftsführer des „Heimatbund".

**Bettrath** b. M.-Gladbach
H. Gierlichs, Hauptlehrer.

**Beuren** b. Bad Bertrich
Jos. Alken, Lehrer.

**Bielefeld**
Historischer Verein für die Grafschaft Ravensberg.
Dr. Tümpel, Professor.

*) Lebenslängliche Mitglieder sind mit * bezeichnet. Etwaige Irrtümer und Änderungen wolle man gefl. dem Schriftführer K. Wehrhan, Frankfurt a. M., Günthersburg Allee 76I, mitteilen.

**Birgel** bei Düren
Graf Spee, Pfarrer.

**Bistritz** (Siebenbürgen)
Dr. Kisch, Gymnasialprofessor.

**Bitburg**
Lentz, Kreisschulinspektor.

**Bochum**
Franz Hase, Bauunternehmer.
Fr. Kerper, Rektor.
Heinr. Lohoff, Lehrer.
Wilh. Spiekermann, Lehrer.

**Bockum,** Landkreis Krefeld
Bürgermeisterei.

**Bommersholz** i. W. (Ruhr)
A. H. Blesken, Lehrer.

**Bonn**
Dr. Aug. Brinkmann, Univ.-Prof.
M. Foyen, kgl. Gerichtsvollzieher.
Dr. Franck, Univ.-Professor.
Dr. Walter Kruse, Univ.-Prof.
J. Küppers, Lehrer.
C. Meurer, Gymnas.-Oberlehrer.
Dr. Eugen Prym, Professor.
Dr. Franz Schultz, Privatdozent.
Dr. phil. Max Siebourg, Gymn.-Oberlehrer.
Dr. Felix Solmsen, Univ.-Prof.
Stadt Bonn (Oberbürgermeister).
Dr. Fritz Stier-Somlo, Univ.-Prf.
Dr. A. Wiedemann, Univ.-Prof.
Dr Wilmanns, Univ.-Professor.
M. Zender, Rektor.

**Borgeln,** Kreis Soest
Pastor Clarenbach.
Herm. Fermum, Lehrer.

**Borken** i. W.
Dr. med. W. Conrads.

**Braunschweig**
Ferd. Rahlwes, Pastor.

**Brieg** (Schlesien)
Prof. Dr. P. Geyer.

**Brühl** bei Köln
Gymnasialbibliothek.

**Buenos-Aires** (Südamerika)
*Frau Adele Petersen.
*Frau Louise Plate.

**Burgbrohl**
Dr. H. Andreae.

**Burscheid**
Otto Richarts-Stindt.

**Caternberg** b. Essen
Strässer, Lehrer.
W. Terhardt-Bommann, Lehrer.

**Cleve**
Kreisausschuss des Kreises Cleve.

**Coblenz**
Dr. M. Bastgen, Oberlehrer.
Dr. Follmann, Oberlehrer.
Dr. Hessel, Direktor.
Stadtbibliothek.

**Coblenz-Lützel**
Peter Lerch.

**Coblenz-Neuendorf**
Sailer, Lehrer.

**Cochem** (Mosel)
Ockenfels, Hauptlehrer.

**Crefeld**
Kreisausschuss des Landkreises Crefeld.
Rud. Sackermann, Redakteur.
Stadtgemeinde (Oberbürgermeister).
Rich. Wolfferts.

**Daun** (Eifel)
Otto Gaudner, Kaufmann.

**Derne** b. Dortmund
Paul Stolle, Hauptlehrer.

**Detmold**
Fräulein Clara Bornebusch.
Frau Prof. Brückner.
Dr. K. Tielker, Rechtsanwalt.

**Doenberg**

W. Ernst Winternheim.

**Dortmund.**

Andree, Ingenieur.
Anger, Rentier.
Anthes, Professor.
Barich, Lehrer.
Baumeister, Rentner.
Baumhögger, Bauunternehmer.
v. d. Berken, städt. Vermessungsinspektor.
Blume, Kaufmann.
Bodenstein, Zahnarzt.
Böker, Kaufmann.
Brackmann, Bahnhofswirt.
Brand, Dr. med.
Brausewaldt, Oberlehrer.
Brügmann, P., Holzindustrieller.
Buff, Kaufmann.
Busch, Maler und Zeichenlehrer.
Clod, Kaufmann.
Colignon, Stationsvorsteher I. Kl.
Curtius, Stationseinnehmer.
Demnig, Oberst.
Deter, Kaufmann.
Dibbelt, Dr. phil., Oberlehrer.
Dornhekter, Dr. phil., Stadtschulrat.
Dortmunder Lehrerverein.
Droste, Dr. phil., Professor.
Düsing, Lehrer.
Eckardt, Zivilingenieur.
Estner, Ingenieur.
Faubel, Zahnarzt.
Geis, Bahnmeister.
Geselbracht, Justizrat.
Gewerbeverein.
Gockel, Gerichtstaxator.
Grabo, Architekt.
Gronemeyer, Professor.
Haehling v. Lanzenauer, Major a. D., Standesbeamter.
Haller, Kgl. Steuerinspektor.
Hannes, Kaufmann.
Harms, Kaufmann.
Haupt, Bureau-Assistent.
Heim, Kgl. Steuerinspektor.
Hobert, Rentner †.
Hobräck, Kaufmann.
Hoffmann, Generalagent.
Hornschuh, Oberlehrer.
Janssen, kgl. u. städt. Musikdirektor.
Kampmann, Architekt.
Katholischer Lehrerverein.
Kaupe, Gerichtstaxator.
Kaupe, Dr. med.
Klasmann, Kaufmann.
Klöpper, Kaufmann.
Kohn, Rechtsanwalt.
Krimschule.
Küper, Fabrikbesitzer.
Lahme, Prokurist.
Laymann, Kaufmann.
Lehnhoff, Lehrer.
Lemberg, Lehrer.
Lemberg, Dr. phil., Professor.
Lentze, Kaufmann.
Lessmann, Professor.
Lierfeld, Generalagent.
Linneweber, Architekt.
Linse, Dr. phil., Professor.
Lock, Kaufmann.
Städt. höhere Mädchenschule.
Markmann, Architekt.
Marx, Architekt.
Meininghaus, Dr. der Staatswissenschaften.
Meyer, Kaufmann.
Meyer, Zimmermeister.
Metzmacher, Stadtrat.
Städt. Museum.
Ostmeyer, Oberbahnmeister.
Overhoff, Lehrer.
Panhoff, Dr. phil., Professor.
Peter, kgl. Oberlandmesser.
Plate, Betriebswerkmeister.
Realgymnasium.
Reese, Direktor des städt. Wasserwerks.
Rehmann, Generalagent.

Reinartz, Ober-Telegraphen-sekretär.
Ruben, Dr. phil., Magistrats-assessor.
Ruhfuss, Dr. phil., Verlags-buchhändler.
Sartori, Professor.
Sauerländer Gebirgsverein, Ortsgruppe Dortmund.
Schäfer, Professor.
Schäfer, Fabrikbesitzer (Cörne).
Schapler, Dr. phil., Stadtschulrat.
Frl. L. Schmemann.
Schmoll v. Eisenwerth, Dr. ing. Diplom-Ingenieur.
Schulte, E. W., Kaufmann.
Schulte, H. W., Kaufmann.
Siebert, Versicherungsbeamter.
Spangenberg, Brauereidirektor.
Stadtbibliothek.
Steinweg, Bergwerksverwalter a. D.
Steneberg, Professor.
Stoffregen, Gärtnereibesitzer.
Tewes, Juwelier.
Tiefensee, Kaufmann.
Treeck, Kaufmann.
Uhlmann-Bixterheide, Telegr.-Bauführer und Schriftsteller.
Ullner, Prokurist.
v. Velsen, Kaufmann.
Verron, Rentner.
Weimann, Rektor.
Witteborg sr., Kaufmann.
Witteborg jr., Kaufmann.

**Duisburg**
Stadtgemeinde (Oberbürgermeister).
Dr. Augustin Wibbelt, Kaplan.

**Duisburg-Ruhrort**
Dr. Meyer, Gymnasialoberlehrer.
Kreisausschuss des Landkreises.

**Duisburg-Wanheim**
H. Meyers, Lehrer.

**Duisburg-Wanheimerort**
H. Niepoth, Lehrer.

**Düren**
Heinr Hoffmann, Lehrer.
Karl Lammenett, Lehrer.

**Düsseldorf**
Karl vom Berg jun.
Bibliothek d. Geschichtsvereins.
Dr. R. W. Carl.
Rud. Clément, Prov.-Sekretär.
Wilh. Grevel.
Ludw. Heitland, Kupferstecher.
Dr. Junius, Direktor.
Landes- und Stadt-Bibliothek.
Landeshauptmann der Rheinprovinz.
Lehrerkollegium der Volksschule a. d. Kreuzstrasse.
Lehrerkollegium der Volksschule a. d. Blücherstrasse.
Dr. Nörrenberg, Bibliothekar.
Königl. Regierung.
Professor Willy Spatz, Maler.
Karl Ufer, Gymnas.-Oberlehrer.

**Düsseldorf-Grafenberg**
Dierlamm, Lehrer.

**Eilshausen**
Sievert, Hauptlehrer.

**Elberfeld**
*Fr. Bayer, Kommerzienrat.
M. Bethany, Privatgelehrter.
Bibliothek des Bergischen Geschichtsvereins.
Joh. Black, Direktor.
Jak. Blasweiler, Mittelschullehrer.
C. Clément, Standesbeamter.
Elsas, Professor.
Dr. Gerth.
Ernst Gieseking, Lehrer.
B. Grauvogel, Sekretär.
O. Grüttefien, Buchhändler.
Jos. Gunck, Landger.-Sekretär.
Hartnack, Töchterschullehrer.

Otto Hausmann, Schriftsteller.
Dr. Hilt, Pfarrer.
Edm. Hilverkus, Antiquar.
Chr. Höhler, stellv. Leiter der Fortbildungsschule.
A. Hoelper, Eisenbahn-Sekretär.
Gust. Ad. Jäger, Lehrer.
Karl Jung, Lehrer.
Jürges, Lehrer.
Friedr. Just, Eis.-Sekretär.
Rud. Nostiz, Lehrer.
Realgymnasium.
E. Riepenberg, Kaufmann.
E. Roehder, Stadtsekretär.
Herm. Sanner.
Savallisch, Taubstummen-anstaltsdirektor.
Franz Schaeper, Lehrer.
Scheibe, Prof., Gymnasial.-Dir.
E. Schell, Kaufmann.
O. Schell, Lehrer und Bibliothekar des Berg. Geschichtsvereins.
Frau Calla Schell.
Franz Schleyer, Gerichtssekretär.
F. L. Schneider.
Ludw. Schooff, Staatsanwaltschafts-Obersekretär.
Fr. Schulz, Lehrer.
Rud. Schwander, Lehrer.
Ed. Springmann, Fabrikant.
Stadtgemeinde (Oberbürgermeister).
Stadtbücherei Elberfeld.
Rud. Thietz, Lehrer.
Ulrici, Lehrer.

**Emsbüren** b. Osnabrück
J. Tiesmeyer, Lehrer.

**Engers** b. Coblenz
Schüller, Hauptlehrer.

**Enkirch** (Mosel)
J. Speth, Lehrer.

**Eschmar**
Stärk, Lehrer.

**Eschweileraue** (Rheinland)
Franz Kapell, Lehrer.

**Essen** (Ruhr)
Herm. Brown.
C. Dirksen, Kaufmann.
Hugo Kückelhaus.
Museumsverein.
Pieck, Lehrer.
Ortsverband des Allgem. Deutschen Sprachvereins.

**Eupen**
C. Braselmann, Druckereibesitzer und Verleger.

**Frankfurt a. M.**
E. Kniepkamp, Mittelschullehrer.
Dr. Lauffer.
K. Wehrhan, Mittelschullehrer.

**Freiburg** i. Breisgau
J. Ludwig, Kaplan, Colleg. Sapientiae.

**Friedenau** b. Berlin
H. Brüsker, Buchdruckereibesitzer.
Dr. Ed. Kück, Gymnasial-Oberlehrer.

**Friedr.-Wilhelm-Hütte** (Siegkr.)
Helikum, Lehrer.
Schöneshöfer, Lehrer.

**Gebroth,** Post Winterburg, Kreuznach
Franz, Pfarrer.

**Geldern**
Königl. Landratsamt.

**Gelsenkirchen**
Jul. Honke, Lehrer.

**Gerresheim**
Brenniker, Hauptlehrer.
Meng, Lehrer.

**Gevelsberg**
Realschule.

**Giessen**
Dr. Hugo Hepding, Hilfsbibliothekar.

**Gleiwitz,** Schlesien
Dr. Alb. Lennartz, Oberlehrer.

**Godesberg**
Langenfeld, Bürgermeister a. D.

**Göttingen**
Dr. B. Crome.

**Greifswald**
Dr. L. Radermacher, Univ.-Prof.

**Grossflottbeck a. d. Elbe**
Dr. L. Fassbender, Oberlehrer.

**Grosslichterfelde**
Dr. Hauptmann, Univers.-Prof.

**Gummersbach**
Seminar.

**Hagen i. W.**
Paul vom Berge.
Friedr. Heyden.
R. Kolb, Ingenieur.
Sauerländischer Gebirgsverein, Ortsgruppe Hagen.
Karl Ernst Osthaus, Privatgelehrter.

**Halle i. W.**
Chr. Frederking, Rektor der höh. Privatschule.

**Hamburg**
Chr. Münster (i. F. Walsoe u. Hagen).

**Hamm i. W.**
E. Raabe, Oberlandgerichtssekr.
Dr. jur. Ernst Schmalenbach.

**Hannover**
Dr. Willi Pessler, Geograph.

**Hasslinghausen**
Wilh. Schmidt, Lehrer.

**Hasslinghausen-Hobenken**
W. Rohlfing, Hauptlehrer.

**Hasslinghausen-Üllendahl**
G. Demmer, Lehrer.
H. Graebner, Lehrer.

**Herdecke** (Ruhr)
Ferd. Grave, Brauereibesitzer.
Walter Stein, Präparandenlehrer und Schriftsteller.

**Hermeskeil,** Bez. Trier
Dr. Michel, prakt. Arzt.
Schmitt, Postmeister.

**Hermsdorf i. A.**
Dr. jur. Alb. Hellwig.

**Herne i. W.**
K. Becker, Lehrer.
Blennemann, Rektor.
Holtsträter, Rektor.

**Heven** b. Witten a. d. Ruhr
Dr. med. Straube.

**Hiddinghausen** b. Hasslinghausen
G. Pausch, Hauptlehrer.
C. Winkler, Lehrer.

**Hildesheim**
Müller, Seminar-Oberlehrer.

**Hilgen** b. Burscheid
Ernst Güldner, Hauptlehrer.

**Hochheide**
Fr. Fassbender, Lehrer.

**Höchst a. M.**
Dr. Alb. Blank, Chemiker.

**Hohenlimburg**
Lehrerverein.

**Holdingen** (Luxemburg)
Nikolaus Stephany, Privat-Jagd- und Waldhüter.

**Holzwickede**
Dr. med. Karl Voigt, prakt. Arzt.

**Honnef** a. d. Sieg
Wilh. Schneider, Kaufmann.

**Hörde** b. Dortmund
Heukeshoven, Brauereidirektor.
Hilgeland, Bureauvorsteher.
May, Buchhändler.

**Hottenbach** a. Fischbach a. d. Nahe
W. Gintz, Lehrer.

**Höxter**
E. Volckmar, Gymn.-Oberlehrer.

**Hülscheid** b. Lüdenscheid
Ed. Winkler, Lehrer.

**Hückeswagen**
Langenfeld, Bürgermeister.

**Hünxe**, Kreis Ruhrort
Herm. Sander, Pfarrer.
Schlickum, Pastor.

**Immigrath**
R. Ammann, Lehrer.

**Impekoven** b. Bonn
P. König, Lehrer.

**Iserlohn**
Ludw. Schröder, Schriftsteller.

**St. Johann-Saarbrücken**
H. Focht, Eisenbahnsekretär.

**Itter** b. Düsseldorf
P. Matthieu, Lehrer.

**Jülich**
Adolf Fischer, Redakteur.

**Kaisersesch**
JakobHenrichs,Gasthofsbesitzer.
Müller, Hauptlehrer.
Joh. P. Ollig, Gemeindevorsteher.
Peter Sesterhenn,Buchdruckereibesitzer.
Surges, Bürgermeister.

**Kalk** b. Köln
G. Jansen, Oberlehrer.

**Kalterherberg** b. Montjoie
Kesternich, Hauptlehrer.

**Kevelaer**
Dr. Oehmen, prakt. Arzt.

**Köln**
Dr. C. Altenhoven, Hofrat, Direktor des Museums Wallraf-Richarz.
Backes, Rektor, Vors. d. Rhein. Prov.-Lehrerverbandes.
Dr. Berlage, Domprobst u. Oberschulrat a. D.
Joseph Brüggemann. Oberlehrer.
E. P. Buchholz.
Jakob Geich, Oberlehrer.
Peter Haas, Pfarrer.
Georg König, Apotheker.
Fr. Lange, Oberlehrer.
Dr. B. Lauffer.
Dr. phil. Joh. Krudewig.
Chr. Aug. Mayer, Oberlehrer.
Wilh. Minlos, Fabrikant.
Dr. med. Hans Mönicks, Zahnarzt.
Ottomar Müller, Oberlandesgerichtsrat.
C. Rademacher, Rektor.
C. M. Rameken.
Fr. H. Reuther, Oberlehrer.
Ludw. Rheindorff.
Felix Rumöller, Oberlehrer.
Theodor Schewe, Lehrer.
Stadtbibliothek.
Heinr. Steins.
Heinr. Sürth.
Dr. Herm. Wette, prakt. Arzt.
Dr. Ed. Wiepen, Professor.
Dr. A. Wrede, Oberlehrer.

**Köln-Ehrenfeld**
O. Rietmeyer, Oberlehrer.
Joh. Zilkens.

**Köln-Merheim**
Krupp, Lehrer.

**Köln-Nippes**
Dr. Fr. Kortz, Realgymnasialdirektor.

**Köln-Sülz**
Heinr. C. Kuetgens, Gutsbesitzer.

**Konstantinopel**
Karl Lucks, i. F. Eduard Känni.

**Kopenhagen** (Dänemark)
Chr. Hammershöi, Rentner.
Alfred Hviid, Kaufmann.
Oskar Juulmann, Maler.
Chr. Juulmann, Maler.
Harald Juul-Jensen, cand phil.

**Kreuznach**
Kreislehrerbibliothek.
Städtische Volksbibliothek.

**Kühlsen** b. Neuenheerse (Warburg)
Wilh. Oeke, Lehrer.

**Küllenhahn** b. Elberfeld
O. Leihener, Hauptlehrer.

**Landkern** b. Kaisersesch
M. Klöckner, Lehrer.

**Langenberg** (Rhld.)
Dr. med. Funccius, prakt. Arzt.

Haus **Leerbach** b. Berg.-Gladbach
Rich. Zanders, Fabrik- und Rittergutsbesitzer.

**Leimkaul** b. Kaisersesch
Jakob Lescher, Lehrer.

**Leipzig-Reudnitz**
Lic. theol. Marckgraf, Pastor.

**Leitmeritz** (Böhmen)
Ignaz Peters, Gymnasialprof.

**Leiwen** (Mosel)
H. Laven, Pfarrer.

**Lemgo** (Lippe)
K. Stock, Lehrer, Vors. d. Lipp. Lehrervereins.

**Lendersdorf** b. Düren
Fuessenich, Pfarrer.

**Lengerich i. W.**
W. Kirchhoff, Lehrer.

**Lindau** a. Bodensee
Freiherr Lochner v. Hüttenbach, kgl. bayer. Kämmerer usw.

**Linden i. W.**
Dr. med. Krüger, Sanitätsrat.

**Linnich,** Bez. Aachen
P. Kind, Kgl. Seminarlehrer.

**Linz a. Rh.**
Ballas, Oberlehrer.

**Listrup** b. Leschede (Osnabrück)
Thiemann, Lehrer.

**Lübeck**
Frl. Anna Sartori.

**Lülsdorf** b. Niedercassel a. Rh.
Klüppel, Lehrer.

**Lüttringhausen**
Bornefeld, Pfarrer.

**Malmedy**
Dr. Esser, Schulrat, Kreisschulinspektor a. D.

**Marburg a. d. Lahn**
Emil Böhmer, cand. phil.

**Marienberg** (Westerwald)
Westerwald-Club (Landrat Büchting).

**Mayen** (Eifel)
Dr. H. Kolligs, Gymnasial-Dir.
Kreislehrerbibliothek.

**Meiderich**
Eugen Kern, Kaufmann.

**Meiningsen,** Post Ampen, Kreis Soest
Raabe, Pfarrer.

**Menden i. W.**
Jauer, Kgl. Rentmeister a. D.

**Mörs**
P. Geiss, Kgl. Seminarlehrer.
Kreisausschuss (Kgl. Landrat).

**Mülfort** b. Rheydt
Krampen, Lehrer.

**Mülheim a. Rhein**
Karl Bader, Kaufmann.
Chr. Boden, Rektor.

Joh. M. Flamm, Kaufmann.
Karl Glitscher, Buchdruckereibesitzer.
Fr. Gregorius, Kand. d. höheren Schulamts.
Gymnasium.
Aug. Herchen, Lehrer.
Ernst Hymmen, Kaufmann.
O. Hymmen, Betriebsbeamter.
Wilh. Kössler, Betriebsbeamter.
Wilh. Lemmer, Lehrer.
Karl Lührmann, Lehrer.
Wilh. Schmidt, Lehrer.
Joh. Wägener, Kaufmann.
Georg Walterscheidt, Kaufm.
Zurhellen, Superintendent.

**Mülheim a. d. Ruhr**
Herm. Becker jun., Kaufmann.
Herm. Blech sen.
Dr. Deicke, Amtsrichter.

**Mülhofen** b. Engers
Stillger, Hauptlehrer.

**München-Gladbach**
D. Bitzer, Zigarrenfabrikant.
H. Bruckhaus, Kaufmann.
Hans Nolden, Lehrer.
Hubert Schumacher, Kaplan.
Stadtgemeinde.

**Münster i. W.**
Dr. Bahlmann, Kgl. Oberbibliothekar.
Aug. Bollmann, Kaufmann.
Dr. Hammerschmidt, Landeshauptmann.
Dr. Fr. Jostes, Univ.-Professor.
Dr. A. Meister, Univ.-Professor.
Provinzial-Verwaltung der Provinz Westfalen.
K. Prümer, Schriftsteller.
Reinbach.
Jos. Sprenger, stud. phil.
Kgl. Univers.-Bibliothek.
Westfäl. Gruppe für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte.

**Münstereifel**
Theod. Busch, Gymn.-Oberlehrer.
P. Elbern, Schriftführer des Verschönerungs-Vereins.
C. Nellen, Seminarlehrer.

**Neuss**
Dr. Jardon, Oberlehrer.

**Neuwied**
H. Keller, Lehrer.

**Neviges**
Ad. Hüdepohl, Rektoratslehrer.

**Niedermendig** (Kreis Mayen)
Aloys Christ, Lehrer.

**Oberpleis** (Sieg)
Karl Harth, Hauptlehrer.

**Oberstein**
Franz Massing, Redakteur.

**Oberursel i. T.**
Bibliothek der verein. Volks- und Realschule.

**Odenkirchen**
P. Bockmühl, Pastor.
Heinr. Niessen, Redakteur.

**Ohrsen** (Lippe)
Bünte, Lehrer.

**Ophoven** b. Wasserberg
Klinckhammer, Lehrer.

**Ottensen**
Prof. Dr. Heinr. Schüth.

**Ottweiler**
Kreisausschuss (Kgl. Landrat).
Kreis-Lehrerverband.

**Pfaffendorf a. Rh.**
Franz Hester, Gymnasial-Oberlehrer.

**Poppelsdorf** b. Bonn
C. Boeder, Direktor a. D.
Dr. Jos. Pohl, Gymn.-Dir. a. D.

**Prüm** (Trier)
J. P. Kreuzberg, Seminarlehrer.

**Rehlingen** b. Saarlouis
Fr. Engel, Lehrer.
Thinner, Hauptlehrer.

**Remscheid**
Karl Hutter, stud. phil.
Lieser, Rektor.
Verein für öffentliche Lesehallen und Stadtbibliotheken (Karl Friedrichs-Stiftung).

**Rengsdorf** (Neuwied)
Andrée, Oberförster.

**Rheinbrohl**
Kley, Lehrer.

**Rheidt** (Siegkreis)
Christian Wierz, Hauptlehrer.

**Rheydt**
Deussen, Hauptlehrer.
J. Frentzen, Lehrer.
Ihlow, Lehrer.
Aug. Klein, Lehrer.
Kopsch, Lehrer.
Krebs, Primaner.
Kreislehrerbücherei.
Adolf Maassen, Rentner †.
Städt. Museum.
Fritz Pothmann, Lehrer.
Paul Prein, Lehrer.
A. Schmitt-Hartlieb, Oberlehrer.
Dr. Paul Trense, Oberlehrer.
Volksbücherei.

**Rogasen** (Posen)
Otto Knoop, Professor.

**Rölsdorf** (Düren)
Ludwig Napp.

**Ronsdorf**
Staas, Bürgermeister.

**Rotthausen** b. Essen
Boeker, Lehrer.
Stayn, Lehrer.

**Saarbrücken**
Stadtgemeinde.
Historischer Verein für die Saargegend.

**Sangerhausen** (Merseburg)
E. Gnau, Professor.

**Sayn** b. Bendorf a. Rh.
Löcher, Hauptlehrer.
Theod. Ehrlich, Lehrer.

**Schlebusch**
Verein für Naturkunde.

**Schmargendorf** b. Berlin.
Fräulein Grete Gogarten, Redakteurin u. Schriftstellerin.

**Schwelm i. W.**
Fuchs, Lehrer a. Progymnasium.
Dr. phil. Gregorius, Gymnasialdirektor.
Verein für Heimatkunde.

**Siegburg**
am Zehnhoff, Lehrer.

**Siegburg-Wolsdorf**
Mich. Schumacher, Lehrer.

**Sieglar** (Troisdorf)
Zimmermann, Lehrer.

**Sobernheim**
Lehrerverein.

**Soest**
Verein Heimatpflege.

**Solingen**
Kreisausschuss (Kgl. Landrat).
Alb. Weyersberg, Fabrikant.

**Stollberg** b. Aachen
Dr. Willner.

**Stoppenberg** b. Essen
Bürgermeisterei.

**Suhl i. Th.**
F. Kunze, Lehrer.

**Talge** b. Bersenbrück
W. Gieske-Trimpe, Gutsbesitzer.

**Thies** b. Wipperfürth
H. Meuwsen, Pastor.

**Bad Tölz** (Bayern)
Dr. Max Höfler, Hofrat.

**Tralau** b. Oldesloe (Holstein)
Bartholly, Gutspächter.

**Trier**
Nicol. Aubertin, Buchhalter.
P. J. Busch, Lehrer a. Gymnas.
Dr. med. Cüppers, Zahnarzt.
Ewen, Professor.
Geiter, Lehrer.
Heim, Oberlehrer.
Wilh. Jacobi.
Dr. Menniken, Oberlehrer.
Dr. Meyer, Gymn.-Oberlehrer.
Dr. Jos. Müller, Oberlehrer.
Ad. Rosch, Kaplan.
Rossbach, Professor.
Schreiber, Lehrer a. D.
Theodor Siersdorfer.
Stadtbibliothek.
Theussner, Oberpostdirektor.
Jos. Weis.
Dr. Wittweg, Sanitätsrat.
P. Züscher, Rektor.

**Uerdingen a. Rh.**
Bürgermeisteramt.
*A. Büttner, Fabrikant.

**Vohwinkel**
Wilh. Köhrmann, Rentier.
Kreisausschuss des Kreises Mettmann.
Arthur Pattberg, Kaufmann.

**Wald** (Rhld.)
H. Fischer, Hauptlehrer.
Direktor Dr. E. Görlich, Prof.
Max Krahnen, Konditor.

**Waldkönigen** (Kreis Dockweiler)
Reinhard, Lehrer.

**Warburg i. W.**
Dr. Hüser, Direktor.

**Warendorf**
Verein für Orts- und Heimatkunde im Kreise Warendorf.

**Weitersberg** b. Vallendar
M. Bremer, Lehrer.

**Wermelskirchen**
W. Idel, Rektor.
Stadtgemeinde.

**Weyer** (Rhld.)
Alfred Lange, Prokurist.

**Wickrath** b. Rheydt
Paulmanns, Lehrer.

**Wickrathberg**
W. Rheinen, Hauptlehrer.

**Wichelskirchen**
Bürgermeisteramt.

**Wiehl** (Kreis Gummersbach)
Wolff, Amtsrichter.

**Wien**
E. K. Blümml.

**Wiesbaden**
Jos. Lauff, Major.
Gustav H. Lucas.

**Witten** (Ruhr)
Oskar Fautsch, Rechtsanwalt und Notar.
Fr. Wilh. Aug. Pott, Buchdruckereibesitzer.
Rollmann, Kgl. Berginspektor.

**Wulmeringhausen** b. Olsberg i.W.
Schuermann, Bergwerksdirektor.

**Würzburg**
Dr. P. Wolter, Universitätsprofessor.

**Xanten**
Fr. W. Illinger, Fabrikant.

**Zarewo** b. Moskau (Russland)
Eugen Becker, Fabrikant.

**Zehlendorf** b. Berlin
Frau Clara Viebig, Schriftstellerin.

---

Buchdruckerei A. Martini & Grüttefien, Elberfeld.

# Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen und grössere Mitteilungen:



Kleinere Mitteilungen:



Berichte und Bücherschau:



---

## Vorstand des Vereins:

Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystrasse 29 } Vorsitzende.
Univers.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn, Königstr. 32 } Vorsitzende.

O. Schell, Bibliothekar des Bergischen Geschichtsvereins, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31 } Schriftführer.
Lehrer K. Wehrhan, Elberfeld, Arminiusstr. 5 } Schriftführer.

Schriftsteller O. Hausmann, Elberfeld, Kassierer.

Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W.
Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W.
Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Trier
Reg.- und Baurat v. Pelzer-Berensberg, Arnsberg
Schriftsteller K. Prümer, Dortmund
Rektor C. Rademacher, Köln
Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld
Lehrer Jak. Zender, Kaisersesch (Eifel)
} Beisitzer.

Sämtliche Herren des Vorstandes nehmen Anmeldungen zur Mitgliedschaft des Vereins entgegen.

---

Die Verantwortung für den wissenschaftlichen Inhalt ihrer Beiträge tragen die Verfasser.

# Inhaltsverzeichnis 2. Jahrgang 1905.

Seite

Abhandlungen und grössere Mitteilungen.



Kleinere Mitteilungen.




Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

K. Prümer, Münster i. W., Prof. P. Sartori, Dortmund,
O. Schell, Elberfeld, und K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

---

**4. Jahrgang**

**1907**

---

## Erstes Heft

---

Elberfeld.

Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H.
(vorm. Baedekersche Buchdruckerei).

---

Die Zeitschrift wird bei direktem Bezuge für den Mitgliedsbeitrag von 3 Mk.
(korporative Mitglieder 6 Mk.) frei geliefert.

Durch den Buchhandel:

Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.




Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

K. Prümer, Münster i. W., Prof. P. Sartori, Dortmund,
O. Schell, Elberfeld, und K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

## 4. Jahrgang
## 1907

Elberfeld.
Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H.
(vorm. Baedekersche Buchdruckerei).

# Inhaltsverzeichnis des 4. Jahrgangs.

Seite

Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

## Kleinere Mitteilungen.



## Berichte.



## Bücherschau.

---



Im vorjährigen Inhaltsverzeichnis bitten wir unter den Abhandlungen nachzutragen: Otto Schell, Liebeszauber und Liebesorakel im Bergischen. S. 60—66.

# Zeitschrift
des Vereins für
# rheinische und westfälische Volkskunde.

4. Jahrgang. 1907. Erstes Heft.

## Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden *)

Von **Paul Sartori**.

### III. Tage und Festzeiten des Jahres.

#### 1. Michaelistag.

Am Michaelistage (29. Septbr.) pflegen die Kinder in Gütersloh abends mit folgendem Liede um Obst zu bitten:

Micheel, Micheel is en Hilgesmann,**)
De us wat vertellen kann
Vom Appel un vom Biren,
De lat sik wol vertiren,
De Nötte de sind auk al god,
De smit in usen Sülverhot.
Sülverling, Sülverlang.
Wenn de Frau na Kerken geht,
Wenn de Rock in Faulen steht,
Wenn de Kammern knappet,
Giäwet us doch'n paar Appel!
Schöne Jungfer, giäwet us wat,
Lat us nicht so lange stahn,
Wi möt't na dertig Milen gahn;
Dertig Milen is so wit,
Giäwet us wat, so werd j'us quit.

Erhalten die Kinder nichts, so wird gesungen:

Gire, Gire, Bettelgire,
Wolt us nix to friäten giäwen.

---

*) S. Bd. II, S. 200, Anm.

**) Alles Mundartliche ist so wiedergegeben, wie es in den Berichten geschrieben steht.

## 2. Allerheiligen.

Am Vorabend des Allerheiligenfestes, also am 31. Oktober versammelt sich punkt 6 Uhr in Delbrück (Kreis Paderborn) die Kinderschar des Ortes vor einem bestimmten Hause am Markt, betet beim Zeichen der Betglocke laut den „englischen Gruss“ und zieht dann mit Körben und Beuteln vor die Häuser solcher Leute, die Obst züchten, um die bereit gehaltenen Äpfel, Birnen und Nüsse unter grossem Halloh und Geschrei in Empfang zu nehmen, nachdem sie jedesmal das Lied gesungen hat:

Hilgenblatt — schöne Stadt!
Schöne Jungfrau, giewet us wat!
Giewet us Appeln un Beeren,
Dat könn ji us nich wehren;
Giewet us Nüte un Appeln,
Lot us nich lange rappeln.
Hilgenblatt — schöne Stadt!
Schöne Jungfrau, giewet us wat!
Lat us nich lange hui mehr stohn,
Wei möt't na'ne ferre Reise deohn.

Ist die Bitte irgendwo vergeblich, so rächt sich die kleine Gesellschaft durch Absingen eines derben Reimes und zieht weiter.

Auch im Kreise Büren erhalten die Kinder am Abend vor Allerheiligen Äpfel und Nüsse; desgleichen am Nikolaus- und Neujahrstage.

## 3. Martinstag.[1])

Am Martiniabend oder -tage (11. November) ziehen an den meisten Orten die Kinder von Haus zu Haus und bitten um Äpfel, Nüsse, Gebäck, auch wohl Geld. In lutherischen

---

[1]) Vgl. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I, S. 281 (Ravensberg), S. 359 f. (Herford). Woeste, Volksüberlieferungen a. d. Grafsch. Mark, S. 28 f. Kuhn, Sagen usw. a. Westfalen, II, S. 96 ff. Hartmann, Bilder a. Westfalen. N. F. S. 44 ff. Niedersachsen 11, S. 73 (Grafsch. Schaumburg); 12, S. 78 (Tecklenburg); M. Schrader in Niedersachsen, 6, S. 37 und in den Ravensberger Blättern 1902, S. 61 f. Am Ur-Quell, II, S. 72 f. (aus dem Bergischen). Unsere Zeitschrift I, S. 131 ff. (Düsseldorf). III, S. 72 ff. (Lippe). Pfannenschmid, German. Erntefeste, S. 468 ff. Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 6 (1881), S. 81 ff. 8 (1883), S. 40 ff.

Gegenden wird die Sitte meist auf Luther bezogen (in Jöllenbeck: weil er auch ein Kurrendeschüler gewesen sei), doch werden auch hier die auf den hl. Martin bezüglichen Lieder meist beibehalten.

In Heimsen (Kreis Minden) wird gesungen:

Marten, Marten, Jaustmann,
Däi et wolle dauen kann,
Dä Appeln un dä Bäern,
Dä Nütte mag ik gäern,
Junge Frue, junge Frue,
Lat mi nich tau lange stohn,
Ik mot noch hen noh Halle,
Halle is noch wit von hier.
Dat Himmelriek is oppedoen,
Schött wi alle ingohen,
All met usen Gästen,
Christus is de beste.
Ik hör de Schlüttels klingeln,
Ik glöw, se welt mi wat bringen,
Ik hör de Kisten klappen,
Ik glöw, ik krig en Appel.

Oder: Martinitag ist heute,
Wir bitten euch lieben Leute
Um einen Apfel, Birne oder Nuss.

Wenn die Kinder etwas bekommen, singen sie:

Achter Fehrmanns Aben sittet twei Duben,
De eine is kolt, de anner is warm,
Fehrmanns Vader nimmt öre Muddern in Arm.

Wenn sie nichts kriegen:

Marten, Marten, düll,
De Kauh de schitt op'n Süll,
Dat Kalw dat schitt dobi,
Den Haup den krieget ji.

In Schlüsselburg (Kreis Minden) heisst das Lied

Mart'n, Mart'n, Gausmann,
Der dat goe daun kann,
De Appel un de Beern,
De Nöte mag's sou gern!
Junge Fraue, junge Fraue,
Lot mi nich sou lange stohn,
Mott no hen noh Köln gohn.
Köln is'n grote Stadt,
Dor krieget alle Kinner wat.

Ik hör de Slötel klingen!
Ik glöw, se wüllt mi wat bringen!
Ik hör de Kisten klappen,
Ik glöw, ik krieg'n Appel!

Wenn die Kinder nichts erhalten, so fahren sie fort:

Witten Twern un swarten Twern,
Düsse Fraue gift nich gern!

In Blasheim (Kreis Lübbecke) wird gesungen:

Sünne Matten, goote Matten,
De et wol vergellen kann
Met Appel und met Birnen.
Hoit[2]), Frue! hoit, Frue!
Laut mi nich to lange staun,
Ik mott nau sieben Miel'n gaun
In minen grauten Holsken[3];
Ik hör de Bühnen[4]) drühnen:
Upt Johr en lütjen Sühnen!
Ik hör de Kissen[5]) knappen,
Ik hoop, ik krieg'n Appel!

Oder: Martinifest ist heute,
Wir bitten euch lieben Leute
Für eine gute Gabe,
Die wir so gerne haben:
Einen Apfel, Birn und Nuss,
Einen Apfel, Birn und Nuss.

Zur Abwechslung singen sie auch: „Ein' feste Burg!"

In Rödinghausen (Kreis Herford) singt man auch „Ein' feste Burg", aber auch:

Sünne Mattens Mann, gode Mann,
De us wat vertellen kann
Von Appel und von Bieren,
De Nüte sind verieren[6]).
Lot us nicht to lange stohn,
Wi müt noch sieben Mielen gohn
Bergup, bergdal, bergup, bergdal
Mit einen kotten Holsken!
Do boben in den Hahnenholte
Do hanget de langen Würste,
Giebet us de langen,
De kotten lot man hangen!

---

[2]) Aufmunterungswort: schnell! — [3]) Holzschuhen.
[4]) Bühne = Halbboden unter dem richtigen Boden.
[5]) Kisten. — [6]) Verregnet?

Oder: Lot us nicht to lange stohn,
Müet noch wit na Köllen gohn,
Köllen is noch fere,
Kumt nu nimmer mere.
Lilienblatt, schöne Stadt,
Schöne Jungfer, giwwus wat!
Jungt Früwwe up den Bühnen
Token[7]) Johr en lüttken Sühnen!

In Südlengern (Kr. Herford):

Sünnematen, gäne Maten,
De us wat votellen kann
Van Appel un van Buiern.
Leiwen Luie, giebt us wat,
Wui mürt no wuite Muilen gohn
Van huier bet noh Köln.
Köln es ne gräute Stadt,
Do giebt us olle Luie wat.
Räusenblatt, Räusenblatt,
Gäuen Luie, giebt us wat.

Zum Schluss folgt ein Lutherlied wie „Ein' feste Burg“ oder „Vom Himmel hoch“.

Im Amte Hiddenhausen (Kr. Herford):

Sünne Matten, goe Matten,
De die woll vertellen kann
Van Appel un van Bieern,
De Nüte fallt van de Müern.
Junge Frue up den Büen,
Token Johr en lüttken Sühn!
Lott mi nich to lange stohn,
Ek mott no sieben Mielen gohn
In mine grote Holsken . . .
Eck hör de Büen drühnen,
Eck hör de Kisten klappen,
Eck dacht', eck kreg en Appel.

In Enger (Kr. Herford):

Sünte Marten, geode Marten,
De us wat vertellen kann
Van de Appel un van de Bieren.
Nüete goht van de Mieren.
Schöne Stadt, Reosenblatt,
Schöne Heeren, giewt us wat.

---

7) Künftig, zukünftig (mnd. tokomen(de).

Lot us nich so lange stohn,
Wi möt van Nacht no Köln gohn.
Köln es en wuien Weg,
Dat Himmelruik es upgedohn,
Kann man uit un in gohn.
Schöne Stadt usw.

Oder: Hier wohnt ein reicher Mann,
Der uns vieles geben kann,
Vieles kann er geben,
Selig soll er leben,
Selig soll er sterben,
Den Himmel soll er erben;
Gott wird ihm lohnen
Mit hunderttausend Kronen,
Mit hunderttausend Lobgesang;
Jetz geiht Sunte Marten an.

In Brackwede (Kr. Bielefeld) singen die Kinder zuerst „Ein' feste Burg“ und dann, wenn sie nicht sofort etwas erhalten:

Lot us nich so lange stohn,
Wi möd no'n Hüsken wider gohn
Von hier bit no Kölen.
Köln is 'ne graute Stadt,
Do giäft sie ollen Kinnern wat,
Mi wat, di wat,
Olle wackern Kinnerkens wat.

In Schildesche (Kr. Bielefeld):

Sünte Marten, Hilgesmann,
De us wat vertellen kann
Von'e Appels un von'e Buiren;
De Nuite fallt von'e Muiren.
Schöne Stadt, Raosenblatt,
Schöne Herren (Jungfern), giewt us wat!
Lot't us nich so lange stohn!
Wui muit no siaben Mialen Weges gohn.

In Jöllenbeck (Kr. Bielefeld):

Sünne Marten, Hiegersman,
De us wol wat giewen kann,
Appeln oder Biern,
Nürte fallt von de Müern.
Vulle Fatt, Rausenblatt,
Schöne Jungfer, giewt us wat;
Lot us nich to lange stohn,
Wi mürt no'n Ennken wieder gohn
Bet no Köln.

In Heepen (Kr. Bielefeld):

Martin Luther, Martin singen wir.
Martin ist ein Freund der Kinder,
Lernt uns beten und nicht minder:
Martin Luther, Martin singen wir.
Wir treten herfür vor reiche Manns Tür.
Wer uns was gibt und nicht vergisst,
Der kriegt eine goldene Krone,
Die reicht so weit, so weit, so weit,
Bis in die ganze Christenheit.
Lot't us nicht to lange stohn,
Wi müt nau'n bieden wieder gohn
Von hier bet no Kölen.
Kölen es 'ne graude Stadt,
Do giwt us olle Lüe wat.
Gutenobend, Gutenobend.
Klipp, klapp, Rausenblatt,
Schöne Jungfer, giff us wat.

Dann wird „Ein' feste Burg“ gesungen.

Im Kr. Halle:

Sünnemaden, Sünnemaden es en Hilgesmann,
De us wat votellen kann
Von Appel un von Bian.
Vivat, Rosenblatt,
Schöne Jungfern, giewt us wat.
Giewt us jun Bian,
De liegt in jun Schüan. Vivat usw.
Giewt us jun Appel,
De liegt in jun Schappe. Vivat usw.
Giewt us jun Nurte,
De liegt up jun Bürnen. Vivat usw.

In Wiedenbrück:

Pinkele, Pankele up de Hillen[8]) satt,
De den weeken Kaise[9]) fratt.
Stieget in den Wiem,
Schniet en langen Striem!
Giewet us den langen,
Lot den Knuoken hangen,
Lot us nicht so lang mehr stoan,
We möt noch 3 Stunnen Weages goan,
3 Stunnen Weages ist Sommerkruet[10]),

---

[8]) Der Raum über den Ställen. — [9]) Käse.

[10]) Bei Firmenich a. a. O. I. S. 281 als Birnenmus erklärt.

Dochterbrot, Rosenblatt,
Giev us wat,
Giev us armen Pinklern wat,
Gievt us einen Wagen,
Da willt de Brut wi hahlen,
Gievt us einen Kauken,
Da willt wi de Brut up raupen.
Gievt us wat!
Schöne Stadt, Rosenblatt,
Schöne Jungfrau, gievt us wat.

In Lübbecke ist der durch grössere Schüler zugunsten des Küsters früher ausgeführte Martinigesang durch Ablösung abgekommen.

## 4. St. Barbaratag.

Am Feste der hl. Barbara (4. Dezember) werden in Nieheim (Kr. Höxter) Kirschbaumzweige abgeschnitten und ins Wasser gestellt. Wenn sie bis Weihnachten grünen und blühen, so wird das auf eine gute Obsternte im neuen Jahre gedeutet.

## 5. Weihnachten.

Am Weihnachtsabend kommt der „Klaas" (Niklas), mit Maske und einem Hemde überkleidet, mit einem Strohseil als Leibbinde ins Haus, fragt an, ob die Kinder auch beten können, und teilt, wenn das bejaht wird, Gaben aus (Seelenfeld und Eisbergen, Kr. Minden; Ostscheidt und Spenge, Kr. Herford).

Der Weihnachtsbaum hat sich an manchen Orten erst in der letzten Zeit eingebürgert.

Zum Weihnachts- und Osterfeste pflegen bei den katholischen Eingesessenen die Häuser geweiht zu werden. Die Weihe geschieht in der Weise, dass ein vom Küster und Messdiener begleiteter Priester von Haus zu Haus geht und unter Gebet den Hauseingang, auch wohl die Stallungen mit Weihwasser besprengt. Priester, Küster und Messdiener nehmen bei dieser Gelegenheit Geldgeschenke entgegen. (Dringenberg, Kr. Warburg).

In Heepen (Kr. Bielefeld) ist es Sitte, dass am ersten Weihnachtstage dem Vieh kein Wasser in die Krippe gegossen wird, „weil das Christkindlein trocken liegen soll".

Wenn man in der Weihnacht rückwärts die Diele hinabgeht, dann ist alles zu sehen, was im Hause passieren wird. — In der Weihnacht von 12 bis 1 Uhr horcht man auf das Vieh; es soll dann sprechen können. (Bierde, Kr. Minden.)

Wenn im Christmonat die Weser aus ihren Ufern tritt, so wiederholt sich das in jedem Monat des kommenden Jahres. (Ovenstädt, Kr. Minden.)

### 6. Zwölften.

Auf einigen Höfen im Amte Rahden (Kr. Lübbecke) darf zwischen Weihnachten und Neujahr kein Rad rund gehen (also kein Wagen bewegt werden), sonst gibt es einen Sterbefall auf dem Hofe oder ein Unglück.

Wenn zwischen Weihnachten und Neujahr in einem Hause gewaschen wird, so muss jemand daraus sterben. (Bierde, Heimsen, Kr. Minden; Exter, Kr. Herford.) Wer in dieser Zeit Wäsche trocknet, muss im kommenden Jahr den Kirchhof mit Kränzen bekleiden. (Ovenstädt, Kr. Minden.) Wer twischen Wihnachten und Neijohr den Tuun bekleet, mot im kommenden Johr eenen Doden bekleeden. (Ilvese, Leteln, Kr. Minden.) In Eisbergen (Kr. Minden) wird dasselbe von den 12 Tagen (den „heiligen Nächten") nach Weihnachten gesagt.

In diesen zwölf Tagen darf man auch nicht misten, weil sonst Vieh stirbt. (Döhren, Heimsen, Eisbergen, Leteln, Kr. Minden.) Wer in dieser Zeit Mist aus dem Stalle bringt, dem stirbt das älteste Vieh, wer Mist aufs Land bringt, der macht es unfruchtbar. (Bierde, Kr. Minden.) In Exter (Kr. Herford) heisst es: Wenn zwischen Weihnachten und Neujahr Dünger aus den Ställen gemacht wird, gibt es einen Toten im Hause.[11])

Das Wetter an den zwölf einzelnen Tagen nach Weihnachten ist massgebend für das Wetter in den einzelnen zwölf Monaten des Jahres. (Döhren, Kr. Minden.)

Hackelberg und Langwams treiben in dieser Zeit ihr Wesen. S. unsere Ztschr. 3, S. 206 f.

---

[11]) Vgl. Kuhn a. a. O. II. S. 111 ff.

7. Neujahr.[12])

In der Neujahrsnacht wurde geschossen und gejubelt, um im kommenden Jahre viele Freuden zu geniessen. (Neuenknick, Kr. Minden.) Dies früher allgemein übliche Schiessen mit Gewehren und Pistolen aus den Häusern und auf den Strassen („Neujahr schiessen“) hat an den meisten Orten, wenn auch durchaus nicht überall, aufgehört.

Die Jungen schiessen hinter den Fenstern der Mädchen. (Südlengern, Kr. Herford.) Der Schütze wird auch wohl in die Stube geladen und mit Branntwein bewirtet. (Heepen Kr. Bielefeld).

Neujahrswünsche werden in der Silvesternacht mündlich ausgetauscht und durch eine Bewirtung belohnt. (Seelenfeld, Kr. Minden.) In Heimsen (Kr. Minden) gibt der Wirt jedem, der kommt, umsonst ein Glas Grog. Auch in Nieheim (Kr. Höxter) ist es üblich, dass die Wirte ihren Gästen in der Neujahrsnacht von 12 Uhr an freie Zeche in Punsch gewähren und Heringssalat vorsetzen. In den Ämtern Dielingen-Wehdem (Kr. Lübbecke) werden die Gratulanten mit einem Gemisch von Syrup und Branntwein bewirtet[13]).

Im Delbrücker Land wird von den weiblichen Hausgenossen in der Neujahrsnacht auf dem grossen, flachen Wandofen der Wohnstube ein sog. Picker aus Buchweizenmehl gebacken, während die Männer ihren üblichen Solo spielen und sich dann an dem duftenden Gebäck und frischem Kaffee gütlich tun.

Am Silvesterabend und am Neujahrstage ziehen die Kinder umher, singen und sammeln Gaben, Äpfel, Nüsse, Eier, Gebäck (Kr. Herford)[14]).

In Fürstenberg (Kr. Büren) zieht jetzt in der Neujahrsnacht eine Schar junger Leute von Haus zu Haus (früher tat es der Nachtwächter) und wünscht Glück zum neuen

---

[12]) Vgl. Kuhn a. a. O. II, S. 108 ff. Hartmann, Bilder a. Westfalen, N. F. S. 15 ff. Franke, Sylvestergebräuche in einigen westfälischen Dörfern an der Weser: Niedersachsen, 8, S. 111.

[13]) In der Gegend von Hilchenbach setzen die Wirte am Silvesterabend den Stammgästen Bratwurst vor: Kuhn a. a. O. II, S. 111 (331).

[14]) Vgl. Hüser im Programm v. Warburg, 1898, S. 30 f.

Jahre, indem sie singen: „Wir wünschen euch allen ein glückseliges neues Jahr, dazu die Morgenstern, lobet Gott den Herrn.“

In Jöllenbeck (Kr. Bielefeld) zieht am Silvesterabend der Posaunenchor durch das Dorf und begleitet das scheidende Jahr mit ernsten Weisen.

Im Kr. Halle wurde Neujahr durch das sog. Langenachtspinnen vier Abende vorher gefeiert, und der Silvesterabend wurde durch Schiessen und Singen verkündet. Die Sänger kamen kurz vor Mitternacht hinter die Kammerfenster und gaben dort ihren Glückwunsch ab, worauf ihnen ein kleines Geldgeschenk, 20 bis 30 Pfennige, eingehändigt wurde.

In Döhren (Kr. Minden) sang früher der Nachtwächter hinter den Fenstern der Dorfeingessenen. In Enger (Kr. Herford) und den eingeschulten Gemeinden wurde früher am Silvesterabend vom Nachtwächter das lange Horn geblasen. Er zog dann mit etwa vier Begleitern von Haus zu Haus, und manches schöne Lied drang in die stille Nacht. Heute ziehen nur die Kinder singend umher. Das Horn ist seinerzeit vom Amtmann abgeschafft und durch die Flöte ersetzt.

In Warburg lautet das Nachtwächterlied:

Gott geb' ihm ein glückseliges neues Jahr,
Das wünschen wir den Bürgern allzumal,
Auch ein friedsam und ein langes Leben
Und dazu die ewige Freud' und Glückseligkeit.
Gott behüt' ihn vor Krieg, vor Pest, vor teurer Zeit,
Gott behüt' die ganze Christenheit
Auch vor Feuer und vor Wassersnot,
Vor dem bösen, schnellen Tod.

Nach Absingung dieses Liedes blasen die Nachtwächter mit ihren Hörnern und wünschen den Bewohnern des Hauses ein glückseliges neues Jahr.

In Warburg singen auch die Schmiede zu Neujahr in den Häusern ihrer Kundschaft folgendes Lied:

Ei, so stehen wir hier
Vor eines reichen Mannes Tür.
Wir beschlagen Ross und Wagen
Für die Fürsten, für die Grafen,
Blas, schlag, Hämmerlein,
So schmieden wir alles zusammen.

Der Herr ist der Herr,
Und klingt dann das Hämmerlein,
So macht's ihm reiche Ehre. Blas, schlag usw.
Fräulein Jungfer, stehen Sie auf,
Bring sie uns ein Licht,
Damit wir stossen ihre schneeweissen Beine nicht.
Hat sie noch schneeweisse Beine,
Schläft sie noch ein Jahr alleine. Blas, schlag usw.
Schenkt uns eine Gabe
Zu diesem neuen Jahre. Blas, schlag usw.

Nach Absingung dieses Liedes, zu dem mit einer Stahlstange und mit Hämmern geschlagen wird, wünschen die Sänger der Herrschaft ein „Prosit Neujahr" und erhalten ein Geldgeschenk.

In Gütersloh werden in der Morgenfrühe der vier Adventssonntage von einem Chor von Jünglingen und Männern die ersten Verse von: „Wie soll ich dich empfangen" und am Neujahrstage „Hilf, Herr Jesu, lass gelingen" gesungen. Früher sang der Revierwächter mit einem grossen Haufen Volks von abends 10 Uhr an bis nach 12 Uhr vom 1. Adventssonntage bis Neujahr die Choräle „Wie soll ich dich empfangen", „Willkommen, Quell der Freuden" und am Silvesterabend „Ach, wie laufen doch die Jahre", „Hilf, Herr Jesu, lass gelingen" u. a. m.

Wer am Neujahrstage zuerst „Glücksiäliges Niejohr!" (oder: Prost mien Niejohr! Ostscheidt, Kr. Herford) ruft, hat dem andern „das Neujahr abgewonnen" und erhält einen Apfel oder eine Nuss (Delbrück). Im Schaltjahre muss der Glückwünschende ein Geschenk machen (Wiedenbrück).

In Erkeln (Kr. Höxter) kamen früher die Tagelöhnerfrauen am Silvestertage zum Bauernhofe, sangen einige Weihnachtslieder, wünschten Gottes Segen im neuen Jahre und erhielten dann einen Beutel voll Mehl und ein Stück rohen Speck von der Hausfrau. Ebenso vereinigten sich die Schäfer des Dorfes und erhielten für ihren Glückwunsch jeder eine Wurst. Jetzt geschieht das nicht mehr.

In der Neujahrsnacht schüttelt man die Obstbäume, dann gibt es viel Obst (Bierde, Kr. Minden). Um Mitternacht wird auf einigen Höfen stillschweigend das Vieh gefüttert.

Das bewahrt vor Krankheiten des Viehes (Rahden, Kr. Minden). Gegen 12 Uhr steigt man auf Stuhl, Bank oder Tisch und springt Glockenschlag 12 Uhr ins neue Jahr mit dem Rufe: „Prost Neujahr!" (Heimsen, Kr. Minden).

Wenn man am Neujahrstage spät aufsteht, so tut man es im ganzen Jahre (Ovenstädt, Kr. Minden).

### 8. Dreikönigstag[15])

Am Dreikönigstage wurden früher in Verl (Kr. Wiedenbrück) Gebäcke aus drei aneinander befindlichen Figuren hergestellt und an die Kinder verschenkt.

Am Abend des Dreikönigstages ziehen Kinder, meist in Gruppen zu dreien, mit einer Maske vor dem Gesicht oder sonstwie vermummt, auch wohl mit einem Stern vor den Häusern umher, singen und erhalten Gaben von Äpfeln, Nüssen, Backwerk, Würsten oder Geld (Herford; Bleiwäsche, Kr. Büren; Calenberg, Kr. Warburg; Kr. Höxter).

In Beverungen (Kr. Höxter) lautet das dabei gesungene Lied:

Heiligen drei Könige aus dem Morgenland,
Die Sonne hat uns so schwarz gebrannt,
Wir sehen so aus wie Mohren
Und haben so schwarze Ohren.
Wir kamen vor Herodes Tür,
Herodes sprach: „Kommt 'rein zu mir,
Ich will euch geben Wein und Bier."
„Ach nein, ach nein, wir müssen fort,
Wir haben ein kleines Kindlein dort,
Ein kleines Kind, ein grosser Gott,
Der Himmel und Erd' erschaffen hat:
Ich bin der kleine König,
Gebt mir nicht zu wenig;
Ich hab' gehört, ihr hätt' geschlacht,
Ihr hätt' mir eine Wurst gemacht,
Aber nicht 'ne kleine,
So krie'e ick twei für eine.
Heiligen drei Könige aus dem Morgenland,
Die Sonne hat uns so schwarz gebrannt.

---

[15]) Vgl. Kuhn, a. a. O. II, S. 116 f., Hartmann, Bilder a. Westfalen, N. F. S. 18 ff., Hüser im Programm v. Warburg, 1898, 31 f., Niedersachsen, 4, S. 170 f. (Sauerland).

Ick mot na öwern Eiseberg,
Do lieget sau grote Steine,
Süss breke ick meine Beine“.

In Nieheim (Kr. Höxter):
Wir kommen daher,
Gott Lob und Ehr,
Herodes in dem Fenster lag,
Herodes sprach mit Falschbedacht:
Wer hat euch denn so schwarz gemacht?“
So schwarz gemacht ist wohl bekannt,
Wir sind die hl. Dreikönige aus dem Morgenland,
Kaspar, Melchior und Balthasar.
Nu giewet us'n bieten un latet us gehn
Un latet us nich to lange stahn,
Wo möt na 'ne Reise widder gahn.
Ein kleines Kind, ein grosser Gott,
Der Himmel und Erde erschaffen hat[16]).

Alljährlich am 6. Januar wird in Enger das Wittekindsfest oder Timpkenfest, wie es im Volksmunde heisst, gefeiert[17]).

### 9. Lichtmess.

Lichtmess (2. Februar) werden alle Hühnernester gereinigt; dann werden die Hühner besonders gut legen. Man legt auch ein Ernteseil kreisförmig auf die Diele, wirft Korn hinein und lässt die Hühner fressen; dann legen sie nie nach auswärts, sondern stets ins Haus. (Bierde, Kr. Minden).

Auf Lichtmess traktieren die Mägde die Knechte mit Bier und Schnaps. Dafür müssen die Knechte auf Fastnacht den Mädchen „Heidewecken“ kaufen und sie zum Tanze führen (Kr. Wiedenbrück).

### 10. Fastnacht.[18])

Zu Fastnacht wird für die Kinder ein besonderer Kuchen gebacken, Hedwig genannt (Döhren, Kr. Minden). In Minden

---

16) Zu der Vermischung von Hoch- und Plattdeutsch in solchen Liedern vgl. Hüser im Programm v. Warburg, 1898, S. 24 f.

17) Siehe darüber 16 Jahresber. d. histor. Vereins f. d. Grafsch. Ravensberg zu Bielefeld (1902), S. 58 ff. Kuhn, a. a. O. I, S. 271.

18) Vgl. Kuhn a. a. O. II, S. 124 ff. Hartmann, a. a. O. S. 24 ff. Niedersachsen, 5, S. 157 (Lippe), 7, S. 172 (Recklinghausen), 11, S. 165 ff. (Münster). Unsere Zeitschrift I, S. 120 ff., 189 ff. II, S. 139.

und Umgegend wird dies Gebäck am Fastnachtsmorgen reichlich gekauft und verspeist. Im Kr. Paderborn gibt es sog. Fastnachtswecke, aus Weizenmehl gebacken.

Am Donnerstag vor Fastnachtsonntag (Lüttkefastnacht) ziehen Kinder mit einem dazu hergerichteten „Spitt" von Haus zu Haus, singen und erhalten Äpfel, Nüsse, Würste, Pfennige und dergl. Das Singen darf aber nur bis zum Mittag des Tages dauern (Nordborchen, Kr. Paderborn). In Wewer (Kr. Paderborn) lautet der Gesang:

Trjick, Trjack, ich hab' gehört, ihr hätt' geschlacht',
Ihr hätt' so fette Wurst gemacht.
Lasst die kurzen hangen,
Gebet mir die langen,
Lasst mich nicht so lange stehn,
Ich muss noch weite Reise gehn.

Oder:

Sonst tuen mir die Beine weh.

Oder:

Ich muss noch ein Häuschen weiter gehn.

In Fürstenberg (Kr. Büren) ziehen an Lüttkefastnacht die Kinder mit einem Holzkreuz, das an den Enden zugespitzt ist, von Haus zu Haus, sammeln Fleisch und Wurststücke und singen dabei:

Lüttke, lüttke Fastoovend,
Giv myi wuet en myinen Spitt,
Tennt Johr ömme düsse Tyit
Send de Schwyine wehr fett.
Eiken, Beiken, Bäeme,
Usse Hirrguett is olläene,
Styiget opp de Wyime,
Schnett ne lange Stryime,
Toitt der meetten Kamme döer,
Toitt der meetten Mässe döer:
Ment de Vaar, de Katte härrt dohn.
De Katte wass bedrohn,[19])
De Moihme harrt de dohn.
Lot miik neett de lange stohn,
Ick mott nau en Huiseken wedder gohn.

Am Fastnachtsdienstag wird von jungen Leuten ein Maskenzug veranstaltet, bei dem wieder Würste und Eier

[19]) Betrogen.

gesammelt werden. Doch beteiligen sich hieran gewöhnlich nur die berüchtigsten Burschen.

In Wiedenbrück singt man:

Lüttke, lüttke Fastond,
Giff mei watt up meinen Spirt.
Nächstes Jahr um düöte Teit
Söllt de Schwiene fett sein.
Mouder steig in'n Weimen
Un schneit einen brächen Streipen,
Treck do mit den Russkamm uöwer,
Dann meid dei Katte, wör bouwen wiäsen.[20])
De Katte wourd belougen,
Dei Mouder wourd betrougen.
Lott mei nich tou lange stohn,
Ick mott no'n Hönsken wieder gohn.

In Neuenbeken (Kr. Paderborn) ziehen Burschen mit einer Heuwendegabel in die grösseren Bauernhäuser und erhalten Würste, auch wohl Schnaps. Die Würste werden auf die Gabel gehängt und im Wirtshause verzehrt.

In Germete (Kr. Warburg) verkleideten sich die Burschen als wilde Tiere, Büffel und Bären. Einfach und deshalb am gebräuchlichsten war die Maske als Tanzbär. Der Bursche, der den Bären darstellte, wurde in Rauhstroh, Erbsen- und Bohnenstroh, vollständig eingehüllt, der Kopf wurde mit Rauhstroh umwunden und ihm das Aussehen eines Bären mit grossen Ohren und langer Nase gegeben. Ein Ring wurde ihm um den Hals und durch die geflochtene Nase gelegt. An einem Strohseile wurde er von einem zweiten, als Zigeuner kostümierten Burschen vorgeführt.

Der „Prinz Karneval“ wurde regelmässig Fastnacht durch die Dorfstrassen getragen oder gefahren. Er wurde dargestellt durch eine Strohpuppe, die mit einer Strohkrone geschmückt und mit buntem Flitter geziert war. Die erwachsenen Burschen des Ortes schmückten sich mit Flitter und Bändern und bildeten das Gefolge des Fastnachtsprinzen. An den Abenden der beiden Fastnachtstage wurde Prinz Karneval auf der Diele des Wirtshauses oder auch eines Bauernhauses aufgestellt

---

[20]) Zieh da mit dem Rosskamm drüber, dann meint die Katze, sie wäre oben gewesen.

und von den Burschen und Mädchen des Dorfes umtanzt. Am Aschermittwochmorgen wurde der Fastnachtsprinz von den Burschen in der Nähe des Dorfes in einem Garten feierlich begraben,[21]) nachdem vorher noch in die Strohpuppe eine Flasche Branntwein eingewickelt worden war. Diese Flasche wurde im nächsten Jahre am Fastnachtsmontagvormittage wieder ausgegraben und bei Anfertigung des neuen Fastnachtsstrohmannes geleert, wobei demjenigen, der im Jahre vorher dem Prinzen Karneval die Grabrede gehalten hatte, das erste Glas gebührte.

Auch in Wewer (Kr. Paderborn) wurde am Aschermittwoch „der" Fastnacht begraben, nachdem die Tage vorher tüchtig gezecht und getanzt war. Man wickelte einen Mann oder eine Strohpuppe in ein Bettuch, legte ihn auf eine Leiter und trug ihn auf das Feld. Dort wurde „der Fastnacht" auf den Boden gelegt. Der Leiter des Begräbnisses zog ein Spiel Karten aus der Tasche und nannte sie der Reihe nach z. B. Herz-Ass, Kreuz-Sieben, worauf dann die übrigen jedesmal antworteten: „Nichts für uns." Man nannte das die Fastnachtslitanei." Zum Schluss wurde der Strohmann in eine Grube oder in einen Steinbruch, Graben und dergl. geworfen.[22])

Über Fastnachtsversammlungen und Schwerttänze im Hochstifte Paderborn, in Atteln (Kr. Büren) und in Warburg s. Hüser im Bericht über das Gymnasium Petrinum zu Brilon, 1893, S. 3f. und in unserer Zeitschrift III, S. 217 ff.

In Nieheim (Kr. Höxter) besuchen auf Fastnacht die Bäcker-, Müller- und Schmiedegesellen die Häuser ihrer Kundschaft, um ausser Geld auch Würste und dergl. einzusammeln. Hierbei singen oder sagen sie ein Verschen auf und zwar:

Die Bäckergesellen:

Ich bin des Bäckermeisters Geselle,
Ich muss haben mein Gefälle:
Kriege ich mein Gefälle nicht,
Back' ich auch die Brote nicht.

---

[21]) Vgl. Kuhn, a. a. O. II, S. 130f. Mannhardt, Wald- und Feldkulte, I, S. 410 ff.

[22]) Vgl. Hüser im Progr. v. Warburg. 1898. S. 33 f. (Nordborchen. Auch hier „der" Fastnacht).

Ich kann backen gross und klein,
Grob und fein.
Drum muss ich auch haben entweder die längste Mettwurst oder ein gutes Trinkgeld. Vivat Fastnacht!

Die Müllerknechte:

Vivat Fastnacht!
Weil heute Fastnacht ist,
Drum komme ich als guter Christ,
Um euch alle zu begrüssen.
Kommt der Wind von Norden oder Osten,
Wir Müller stehen immer auf unserm Posten.
Wir mahlen bei Tage und bei Nacht
Und werden doch immer ausgelacht.
Wir mahlen das Korn grob und fein,
Es muss jedem nach seinem Willen sein.
Wir tragen die Säcke hin und her,
Sie mögen leicht sein oder schwer.

Die Schmiedegesellen:

Hammer, Hammerrecht,
Jetzt sucht der Schmiedemeister auch sein Recht,
Und kriegt er nicht sein Recht,
So beschlägt er auch die Pferde schlecht.
Lütge, lütge Fastnacht,
Hier ist der Spiess, hier ist der Hass(?).
Dort oben in dem Weime (Wiemen),
Da hangen die fetten Schweine.
Drum lasst das Messer gleiten
Bis mitten in die Seiten;
Drum lasst das Messer sinken
Bis mitten in den Schinken.
Und lasst uns nicht zu lange stehn,
Wir müssen noch ein Häuschen weiter gehn.
Vivat Fastnacht![23])

In Germete (Kr. Warburg) war das „Schienenbriewen" üblich.[24]) Die jungen Burschen zogen mit kurzen, geflochtenen Strohwischen zu den Häusern der Mädchen, suchten diese zu überraschen, und während der eine Bursche das Mädchen festhielt, rieb der andere unter dem Rufe „Heite Wegge, heite Wegge" mit dem Strohwische dem Mädchen Schienbein

[23]) Vgl. Kuhn, a. a. O. II. S. 126 f.

[24]) Über das Schienenreiben s. Hüser im Progr. v. Warburg, 1898, S. 33. Vgl. Mannhardt, Wald- u. Feldkulte, I, S. 251 ff.

und Waden. Je nachdem wie die Mädchen von den Burschen gelitten waren, wurde mehr oder weniger kräftig gerieben. Als Entgelt erhielten die Burschen von den Mädchen einen Krengel oder ein warmes Brötchen, „Wegge“ genannt.

In Wietersheim (Kr. Minden) ziehen zu Fastnacht des Morgens recht früh die Kinder in kleinen Gruppen in die Häuser und suchen mit Zweigen vom Hülsenstrauch (Stechpalme, Ilex aquifolium) die Frauen und Mädchen zu „hülsen“ d. h. zu kratzen, bis sie endlich die bereit stehenden, frischen Stuten (Hedwigs) erhalten.

In Dringenberg (Kr. Warburg) streicheln die Kinder den Leuten mit kleinen Strohbüscheln über die Hand mit den Worten „Heidewegge, Heidewegge!“ In Nieheim (Kr. Höxter) reiben sie mit einem Strohwisch oder mit einem Tannenzapfen dem Hausherrn und der Hausfrau den Handrücken und sagen dabei: „Pfui, pfui, haite Wecken!“ [25]) Auch in Seelenfeld (Kr. Minden) neckte sich früher die Jugend durch Ritzen und Stechen mit Hülsdorn, und in Neuenknick (Kr. Minden) sagte man, das geschehe zur Erinnerung daran, dass Christus ähnliches hatte leiden müssen.

In Quetzen (Kr. Minden) kommt es noch vor, dass zu Fastnacht die jüngeren Burschen mit einem Stechpalmenzweig durch die Häuser gehen und vor den Mädchen oder der Frau des Hauses den Zweig in die Höhe halten mit den Worten: „So hoch soll euer Flachs wachsen.“ Sie erwarten dann irgend eine Bewirtung. Wird nicht gleich etwas gereicht, so schlagen sie mit dem Zweig auf die Mädchen ein, bis ihnen etwas vorgesetzt wird.

Im Amte Hiddenhausen (Kr. Herford) brachte man zu Fastnacht einen Funkenkranz aus Efeuranken zum Herde des Nachbarn, hing ihn auf den Kesselhaken über der Herdstelle und rief forteilend: „Löschket de Funken!“ Der Bringer des Kranzes durfte mit Wasser überschüttet werden und machte sich darum eiligst aus dem Staube.

Ein altes Fastnachtsspiel, das sog. Kranzreiten, ist seit einigen Jahren in Delbrück wieder aufgefrischt. Eine Anzahl sommerlich gekleideter Reiter mit geschmückten Strohhüten

[25]) Über das „Fiuen“ s. Hüser a. a. O. S. 38. Mannhardt, a. a. O. S. 254 ff.

zieht mit Musik zum Schlinghofe (nahe vor dem Ort), um dort einen an einem Baume hängenden Kranz zu erhaschen. Wem es gelingt, den Kranz herunterzuziehen, der wird König und wählt sich unter den Schönen des Ortes eine Königin. Es folgt dann ein Zug durch die Strassen der Stadt und abends Tanzvergnügen.[26])

In Verl (Kr. Wiedenbrück) wurde bis vor etwa 30 Jahren zu Fastnacht mit verbundenen Augen nach einer Flasche geschlagen. Wer sie zerschlug, erhielt einen lebenden Hahn. Hiervon hiess das Spiel „Hahnschlagen". Auch das anderswo im Wiedenbrückschen früher übliche Gansreiten besteht nicht mehr.

Wenn zwei auf gespanntem Fusse stehen, so stellt der eine dem andern zu Fastnacht gern einen Strohkerl mit oft anzüglichem Briefe vor die Tür oder bringt ihn des Nachts auf einem Baume in der Nähe des Hauses an (Amt Reckenberg, Kr. Wiedenbrück).

Fastnacht wird die letzte Spinnstube gehalten mit Kaffee, Butterkuchen und „Gekochtem" (= Schnaps mit und ohne Zucker) und gesungen und getanzt.

In den Gemeinden Drenke und Rothe im Amte Beverungen (Kr. Höxter) wird Fastnacht der Gemeindehirt gemietet.

## 11. Palmsonntag.

Am Palmsonntag werden an die Kinder Krengel verteilt, die sie an Weidenzweige, Palmen genannt, hängen und herumtragen (Theesen, Kr. Bielefeld). In Brackwede (Kr. Bielefeld) singen sie dabei:

Palm, Palm, Posken,
Lot den Kuckuck rosken,
Lot de Vüegel singen,
Lot de Palmen springen.

In Heepen (Kr. Bielefeld):

Palm, Palm. Pösken,
Lot't den Kuckuck rösken,
Lot't de Palmen springen.
Lot't de Vögel singen.

---

[26]) Kränzchenreiten in Westernkotten: Hüser im Progr. v. Brilon, 1893, S. 5. Gänse- und Hahnenreiten: ebenda S. 4.

Sitt son'n lütken Männken achter der Dür,
Woll sau gern en Krengel hebben,
Mi enen, di enen, ollen wackern Kinnern enen.[27])

Am Palmsonntag tragen die Kinder in die Nachbarhäuser blühende Weidenzweige mit dem Rufe: „Ick löske de Palmen." Gelingt es dem Nachbarn nicht, sie mit Wasser zu begiessen, so ist er verpflichtet, ihnen am Osterfeste ein Osterei zu spenden (Ostscheidt, Kr. Herford). In Valdorf (Kr. Herford) ruft man beim Hinhängen des Weidenzweiges: „Löscht die Palmen".

12. Gründonnerstag.

Am Gründonnerstag darf nichts getan werden, wobei eine drehende Bewegung ist (Pr. Ströhen, Kr. Lübbecke).

Am Abend vor Gründonnerstag muss Kohlsamen gesäet werden (Ovenstädt, Kr. Minden).

In Wiedenbrück hat am Gründonnerstage einem alten Brauche gemäss der Dechant die sog. Mengelbrote (ungesäuertes Brot in Gestalt von grossen Semmeln) zu verteilen. Solche Brote erhalten die Schulkinder, die Lehrer, der Bürgermeister; dieser etwa 25 Stück.

13. Ostern.

Am Sonnabend vor Ostern beschäftigt man sich nur im Hause. Wenn jemand auf dem Felde arbeitet, z. B. säet, so bekommt er schlechte Früchte (Bierde, Kr. Minden).

Am Charsamstag wird in Nieheim (Kr. Höxter) von verschiedenen Handwerkern ein Teil Holz oder Handwerkszeug in dem kirchlich geweihten Osterfeuer angebrannt, z. B. vom Tischler ein Holzstück, vom Stellmacher ein Hürdenpfahl oder Axtstiel usw.
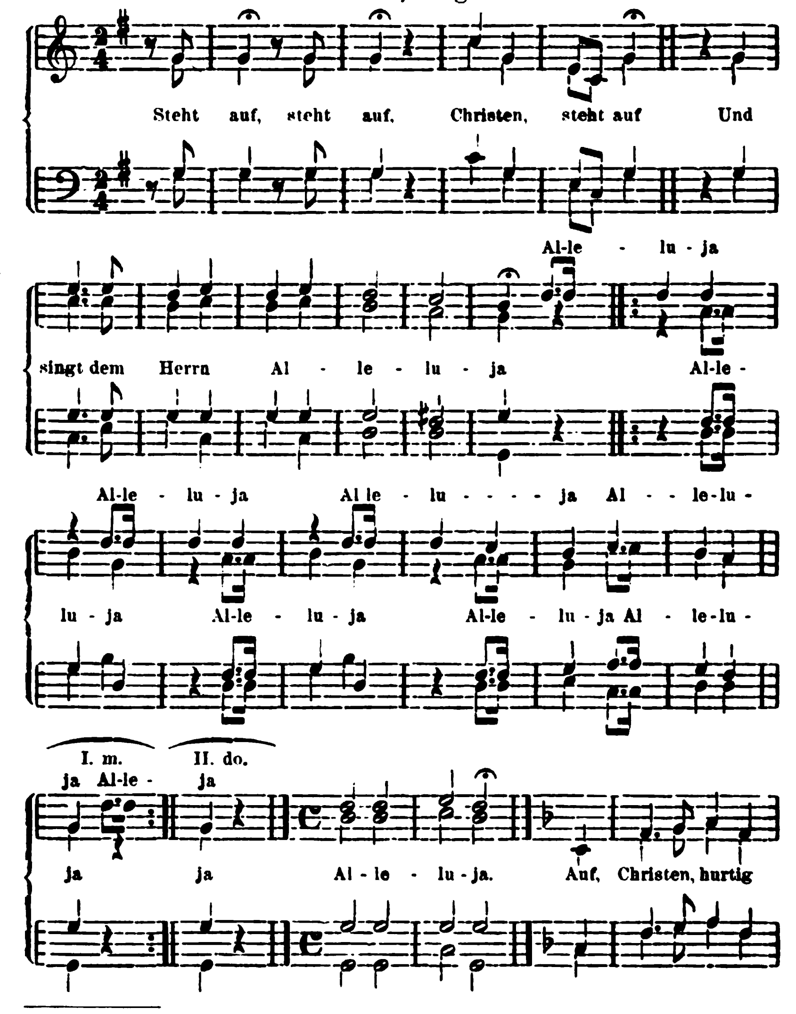
In der Osternacht von 12 bis 3 Uhr zieht in Delbrück langsam eine Schar Wecker die Strassen entlang mit dem alten Osterrufe: „Stohet up jung und olt, dainet Guod dem Heeren!" Der Gesang wechselt ab mit dem ohrenbetäubenden Getöse hölzerner Klapperorgeln, Klättern genannt, wie es

[27]) Andere Fassungen dieses Liedes aus dem Ravensbergischen: Mannhardt in Wolfs Zeitschr. f. deutsche Mythologie, III, S. 216. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, I, S. 281. Weddigen, Westfalen, S. 70. Aus Osnabrück: Niedersachsen, 6, S. 220.
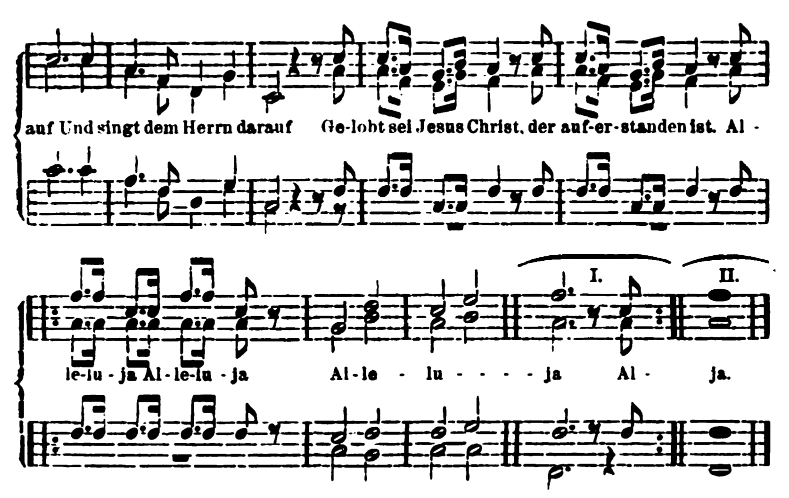


schon in den drei letzten Tagen der Charwoche das Glockengeläute vertritt. (Um 3 Uhr beginnt die erste Ostermesse.)

In Wiedenbrück begibt sich in der ersten Osternacht punkt 12 Uhr eine Schar Sänger — Wiedenbrücker Bürger — vor die Häuser der Spitzen der weltlichen und geistlichen Behörden und singt einem jahrhundertalten Brauche zufolge nach altüberlieferter Melodie[28]) folgendes Lied:




[28]) Sie ist von Herrn Organisten Bendermacher gesetzt und vom Herrn Bürgermeister Schmitz in Wiedenbrück nachträglich eingesandt worden.




Auch in den Dörfern Langenberg und Friedrichsdorf (Kr. Wiedenbrück) findet um 12 Uhr nachts ein Wecken durch Gesang an verschiedenen Stellen des Dorfes statt. Am Ostermorgen bei der Auferstehungsfeier um 4 Uhr werden die Häuser in der Nähe der Kirche erleuchtet.

Ostern ist ein Lamm in der Sonne (Heimsen, Kr. Minden). Am Ostermorgen um 5 Uhr kann man das Osterlamm sehen (Ovenstädt, Kr. Minden)[29]).

Am Ostermorgen wird vor Sonnenaufgang Osterwasser aus der Weser geholt. Man schöpft es, indem man das Gefäss gegen den Strom hält. Das Osterwasser wird nie schlecht und wirkt heilend auf alle Gebrechen, namentlich auf Augenleiden (Bierde, Kr. Minden). Man darf beim Holen nichts sagen, nichts denken und sich auch nicht umsehen (Ovenstädt, Kr. Minden). Das Osterwasser hält sich das ganze Jahr. Man muss aber mit dem Strome schöpfen und darf nicht eher sprechen, als bis man das Wasser zu Hause hat; sonst muss man neu vom Hause ausgehen. Die jungen Burschen suchen deshalb die Wasserholer mit allerlei Neckereien zum Sprechen zu bringen (Heimsen, Kr. Minden).

Am Abend vor dem Osterfeste werden Kartoffelpfannkuchen (Reibekuchen) gebacken und gegessen (Hüllhorst,

---

[29]) Vgl. Kuhn, a. a. O. II, S. 141 f. Hüser im Programm v. Warburg, 1898, S. 84 (9).

Kr. Lübbecke). Anderswo gibt es Eierkuchen. Die „Pascheier“ dürfen am Osterfeste überhaupt nicht fehlen. Man kann nach Belieben davon essen (Minden und Umgegend).

Das Wasser, in dem die Poscheier gekocht sind, kriegen die Kühe als Mittel gegen alle Krankheiten (Heimsen, Kr. Minden).

Oft werden die Ostereier bunt bemalt und im Garten versteckt und gesucht (Seelenfeld, Kr. Minden; Schildesche, Kr. Bielefeld). In Jössen (Kr. Minden) werden sie in Zwiebellaub gelb gekocht und „Fuchseier“ genannt[30]).

In Germete (Kr. Warburg) sammelten am Ostertage die Burschen zwei Stiege (= 40 Stück) Eier. Auf dem Anger vor dem Dorfe wurden diese in zwei Reihen nebeneinander auf den Rasen gelegt, in jede Reihe 20 Eier je zwei Schritt voneinander. Durch das Los wurden dann zwei Burschen zum Eierlaufen bestimmt. Jeder der beiden, Eierläufer genannt, erhielt einen Korb an den linken Arm gebunden. Dann musste jeder eine Reihe Eier im schnellen Laufe mit der rechten Hand aufheben und in den Korb sammeln. Wer zuerst mit seinen 20 Eiern fertig wurde, war Sieger. Er wurde mit rotem Bande geschmückt und hatte am Nachmittag und Abend beim Tanze freie Zeche[31]).

Im dreissigjährigen Kriege ist ein grosses Kirchdorf Andaxen oder Andessen, etwa eine halbe Stunde von Germete entfernt, von den Scharen Christians von Braunschweig zerstört worden. Seine Gemarkung ist zum Teil züm Dorfe Germete geschlagen worden. Wo die alte Kirche von Andessen stand, steht heute eine kräftige alte Linde. Zur Erinnerung an den verschwundenen Ort ziehen noch alljährlich in der Osterzeit die Bewohner von Germete in feierlicher Prozession zur alten Austerlinde, um den Segen Gottes über die Andesser Flur zu erflehen[32]).

---

[30]) Vgl. Kuhn, a. a. O. II, S. 142 ff.

[31]) Vgl. Kuhn a. a. O. II, S. 152. Hüser im Programm v. Brilon, 1893, S. 5 f. Unsere Zeitschr. I, S. 137 f. (Eifel),

[32]) Bei Iserlohn zieht man am ersten Ostertag zu einer alten Eiche auf der Haar und macht dort die siewen sprünge: Kuhn, a. a. O. II, S. 149 f. Vgl. Woeste in Wolfs Zeitschr. f. deutsche Mythol. 3, S. 304.

Das Abbrennen von Feuern am Abend des Ostersonntages ist fast überall noch üblich[33]). Oft wird das Holz, Stroh und Reisig dazu schon Wochen oder Monate vorher zusammengesammelt. Die Schulknaben in Fürstenberg (Kr. Büren) suchten das Holz an den Sonntagen vor Ostern in den Waldungen zusammen. Am Nachmittage des ersten Ostertages ziehen die Kinder von Haus zu Haus und sammeln Stroh ein. Dabei wird gesungen:

Strauh, Strauh, nau lange neett genaug,
iss der nau wuett, datt geitt der nau tau.
Strauh, Strauh, Strauh!

In Neuenknick (Kr. Minden) verbrannte man die Hülsensträucher des Ritzdorns zum Ausdruck der Freude, dass Christus alle Leiden überstanden habe. In Rödinghausen (Kr. Herford) hat jeder Häuserkomplex sein besonderes Osterfeuer. Im Wiedenbrückschen wird es durch einen Schuss entzündet[34]). Überall werden dabei (geistliche) Lieder gesungen und (im Kr. Halle) Spukgeschichten erzählt.

In Nieheim (Kr. Höxter) wird am ersten Ostertage Stroh gesammelt, auf den Holsterberg gefahren und dort bei Eintritt der Dunkelheit angezündet. Zuvor aber am Nachmittag treiben auf dem Stapelplatze nicht bloss jüngere, sondern auch ältere Leute allerlei kurzweilige Spiele, namentlich Ballspiel. Wenn das Osterfeuer brennt, wird von den Anwesenden das Lied „Christus ist erstanden“ gesungen. Schliesslich zünden Knaben an dem noch glimmenden Feuer mitgebrachte Fackeln an, um sie unter allgemeinem Jubel vom Berge ins Tal hinabzutragen und hier an geeigneter Stelle auszulöschen.

In Lügde (Kr. Höxter) bilden dem Handwerker- und Arbeiterstande angehörige Bürger aus sich eine Gruppe, deren Anführer der „Dechen“ genannt wird. Dieser Dechen hat sein Amt gewöhnlich für Lebenszeit inne und ist der

---

[33]) Vgl. Kuhn, a. a. O. II, 134 ff. Hartmann, Bilder aus Westfalen, N. F. S. 30 f. Jostes, Westfälisches Trachtenbuch, S. 89 f. 14. Jahresber. d. histor. Vereins f. d. Grafsch. Ravensberg zu Bielefeld, (1900), S. 101 f. Niedersachsen, 7, S. 227 (Arnsberg). Unsere Zeitschr III, S. 80.

[34]) Siehe darüber Hüser im Programm v. Warburg, 1898, S. 85 (12)..



verantwortliche Leiter. Am Nachmittage des ersten Ostertages lässt er die vorhandenen schweren und breiten Räder aus Eichenholz samt dem Einbindematerial auf die Berge fahren. Die Räder werden dann mit Reisig und Stroh verflochten und bei Eintritt der Dunkelheit angezündet. Ein Böllerschuss ertönt, und man lässt die Räder die Höhe hinabsausen, wobei sie wegen der Wälle und Hecken gewaltige Sprünge machen. Der Bauer gestattet gern, dass sie ihm über sein Grundstück gehen, denn er hofft, dass es ihm Segen bringt.

### 14. Maitag[35]).

Am 1. Mai werden im Delbrücker Lande die Bauernhäuser noch vielfach mit Maibäumchen (Buchen- und Birkenzweigen) geschmückt. Vereinzelt ist der Brauch, dass die jungen Leute den jungen Mädchen Maibäume vor die Haustür setzen (Nordborchen, Neuhaus, Kr. Paderborn, Kr. Höxter).

Wer am 1. Mai seinen Garten noch nicht in Ordnung hat, kriegt einen „faulen Strohkerl“, eine Stange mit einem Strohwisch, hineingestellt (Wiedenbrück. — Fürstenberg, Kr. Büren). In Fürstenberg wird überhaupt in der Nacht zum 1. Mai allerlei Unfug gemacht. Mit Kalk, Teer oder andern Farbstoffen werden allerlei Figuren an Türen und Wände der Häuser gemalt, Ackerwagen umgeworfen, Strassen abgesperrt u. dgl.

Im Delbrücker Lande leiteten die Knechte den ersten Maitag in aller Frühe mit taktmässigem Peitschenknallen ein. Ein Knecht soll es zu solcher Fertigkeit gebracht haben, dass er mit der Peitsche „einen Schott'schen knappen“ konnte. Für ihre mühevolle Verrichtung bekamen die Knechte einen Pfannkuchen, was den Beginn des regelmässigen Verabreichens von Pfannkuchen in der Arbeitszeit bedeutete[36]).

---

[35]) Kuhn, a. a. O. II, S. 153 ff. Jostes, Westfäl. Trachtenbuch, S. 90 f. Unsere Zeitschr. II, S. 137 f. Mannhardt, Wald- u. Feldkulte I, S. 160 ff.

[36]) Peitschenknallen der Schweinehirten am Matthiastage in Büren: Kuhn, a. a. O. II, S. 120. Vierzehn Tage lang vor Maitag: Hüser, Programm v. Brilon, 1893, S. 7. Vgl. Pfannenschmid, German. Erntefeste. S. 487 ff.

Am 1. Mai darf kein Korn gesäet werden, sonst fressen es die Würmer (Ovenstädt, Kr. Minden).

Wer am 1. Mai etwas leiht, der hat Unglück im Viehstall (Rahden, Kr. Lübbecke).

Über die Hexen in der Mainacht siehe unsere Zeitschr. 3, S. 200 ff.

15. Pfingsten.

Allgemein ist der Brauch zu Pfingsten „Maibäume" (Birken) an und in den Häusern anzubringen. In Heimsen (Kr. Minden) z. B. wird die ganze Kirche, Altar, Kanzel, jede Bank und möglichst jedes Haus und Zimmer mit Maien besteckt. In Pr. Ströhen (Kr. Lübbecke) auch der oberste Windmühlenflügel. Im Kr. Halle trägt auch die Jugend Blumen und Sträusse[37]).

In Leteln (Kr. Minden) ziehen in der Pfingstnacht die jungen Burschen durchs Dorf und verteilen Maien. Als Belohnung erwarten sie ein Geldgeschenk oder wenigstens einen Schnaps.

Die Pfingstbäume und -sträucher darf man nicht so lange im Hause behalten, bis sie trocken geworden sind, sonst schlägt der Blitz in das Haus (Ovenstädt, Kr. Minden).

Auch ist es fast überall üblich, dass die Burschen in der Pfingstnacht ihren Geliebten einen Maibaum vors Fenster setzen. Das unbeliebte Mädchen erhält einen verdorrten oder einen Dornbusch. In Heimsen (Kr. Minden) bekommen unbeliebte Mädchen eine trockene Fuhre möglichst fest unters Fenster gesetzt. In Rahden (Kr. Lübbecke) kriegt ein Mädchen, das nicht beliebt ist oder einen Burschen abgewiesen hat, einen Baum, der mit leeren Eiern geschmückt ist[38]).

Die Mädchen erwidern die Aufmerksamkeit dadurch, dass sie Geld zusammenbringen und ihren Verehrern am zweiten Pfingstnachmittage ein Gläschen zur Herzerquickung spenden (Ostscheidt und Krell, Südlengern Kr. Herford).

Wer am Pfingsttage zuletzt im Hause aufsteht, bekommt einen Faulkranz (Strohkranz) über seine Tür (Heimsen,

---

[37]) Vgl. Hartmann a. a. O. S. 36 f.

[38]) Vgl. Kuhn, a. a. O. II, S. 168 f. Hartmann, a. a. O., S. 37.

Kr. Minden). Am Pfingstmorgen finden die Mädchen, die mit dem Umgraben des Gartens fertig geworden sind, auf dem zuletzt gegrabenen Teile einen „Maien", die faulen einen Strohwisch (Erkeln, Kr. Höxter).

Das Vieh wird so früh wie möglich ausgetrieben, gewöhnlich um 3 Uhr. Am Pfingstsonntagnachmittag bekommt die beste Kuh einen Kranz auf die Hörner, wie er sonst beim Richtfest auf den Hausgiebel gesetzt wird (Heimsen, Neuenknick, Kr. Minden)[39].

In der Gemeinde Senne II (Amt Brackwede, Kr. Bielefeld) ziehen die Kinder nicht wie sonst im Ravensbergischen am Martinitage vor den Häusern umher, sondern singen am Pfingstfeste ein Lied im Hause oder draussen hinter den Stubenfenstern, wofür ihnen Eier gereicht werden. Das heisst „Eiersingen" oder „Eiersammeln"[40].

In Heepen (Kr. Bielefeld) heisst das Pfingstlied der Kinder:

Wacht auf, ihr Christen alle,
Wacht auf, es ist jetzt Zeit,
Der Herr wird bald wiederkommen
In seiner Herrlichkeit.
Lang lang es dat Lilienblatt,
Rund, rund es dat Wintrubenblatt,
Giwt den Herrn Christolen wat,
Giwt'n wat, giwt'n wat.
Lot se stohn, lot se stohn,
Lot se nich to lange stohn,
Wi müt nau'n Hüsken feuder gohn
Van hier bes no Köln,
Köln es hier wieder denne,
Kümmt nau ümmer mehr denne,
Hoit, Mömke, hoit, wat de gaue Wille doit.
Een oder twe, twe oder drei, drei oder ver,
Ver oder fief, fief oder sesse, sesse oder sieben,
Sieben oder achte, achte oder niegen,

---

[39]) Vgl. Kuhn, a. a. O. II, S. 160 ff. Hüser im Progr. v. Warburg, 1898, S. 35.

[40]) Vgl. Firmenich a. a. O. I, S. 359. Hüser a. a. O., S. 36. Niedersachsen, 7, S. 270 f. 308 (Münsterland). Unsere Zeitschr. II, S. 139 f. 147. III, S. 181 ff.

Dat teite[41]) schlo wi inner Pann entzwei
Hoit, Mömke, hoit, wat de gaue Wille doit.

Ein eigentümliches Fest wurde (getrennt) in den Dörfern Wehdem und Oppendorf (Kr. Lübbecke) am Sonntag vor oder nach Pfingsten gefeiert. Es hiess Germania, Germanie oder Gurmanie. Aus der Mitte der Jünglinge wurden jährlich zwei gewählt. Sechs Jünglinge leiteten das Fest, von denen jährlich zwei ausschieden. Die im letzten Jahre gewählten suchten sich jeder eine Braut, die sich versteckte, und, wenn sie ergriffen wurde, sich wehrte und weinte. Sie wurde von Freundinnen unterstützt. Sowohl die zwei Jünglinge wie die zwei Bräute wurden festlich geschmückt, die Jünglinge mit einem hohen Hut und Leibbinde (Frauengürtel), die erwählten Bräute mit schwarzem Sammetmieder. Dann wurde in einem Bauernhause getanzt und ein Getränk von Essig und Syrup, Kulschkalsch genannt, verabreicht. Ein früherer Pastor in Wehdem hat diese Germaniafeste vor ungefähr vierzig Jahren als heidnisch aufgehoben[42]).

In den Gemeinden Hartum, Hahlen, Holzhausen II, Nordhemmern und Südhemmern wird alljährlich am Montag nach Pfingsten ein Hagelfest durch Gottesdienst gefeiert, eine Art Busstag für eine vor langen Jahren erfolgte Vernichtung der Ernte durch Hagelschlag[43]).

## 16. St. Vitustag.

Seit dem Jahre 1636 wird am St. Vitustage (15. Juni) in den Ortschaften Kirchborchen, Nordborchen und Alfen (Kr. Paderborn) für Menschen und Vieh ein Fasttag gehalten. In jenem Jahre herrschte in den Ortschaften die Pest und soll viele Opfer gefordert haben. Menschen und Vieh bleiben an dem Tage bis Mittag ohne jede Nahrung.

---

[41]) Das zehnte? Oder: datt ei teschlo wi = das Ei zerschlagen wir?

[42]) Nach ergänzenden Mitteilungen des Herrn Kreisboniteurs A. Grupen in Wehdem. Vgl. Hartmann, Bilder aus Westfalen, N. F. S. 37 f. (Hier heisst das Fest Gumanie und wird von ahd. chûma = Klage abgeleitet.) Vgl. auch Mannhardt, Wald- und Feldkulte, I, S. 423. (Nach ihm ist Gummanie = Cumpanie, Compagnie.)

[43]) Vgl. Kuhn a. a. O. II, S. 169 f. Pfannenschmid, German. Erntefeste, S. 383 ff.



### 17. Johannistag[44]).

In Wewer (Kr. Paderborn) zogen bis gegen 1850 Mitglieder der eingegangenen Johannes-Bruderschaft am Vorabend des Johannistages (23. Juni) durch den Ort von Haus zu Haus. An der Spitze schritten der „Johannisherr“ und der „Johannisknecht“. Ersterer war der Vorsteher der Brüderschaft für das laufende Jahr, der andere für das nächste Jahr. Der „Herr“ trug eine Blumenkrone auf dem Kopfe, der Knecht einen Blumenkranz. Krone und Kranz wurden auch bei der kirchlichen Feier während des Gottesdienstes getragen. Während der Prozession befestigte man die Krone an der Fahnenstange. Die Johannesbrüder sammelten an diesem Tage Geld für Kerzen, die in der Kirche vor dem Bilde des hl. Johannes angezündet wurden. Der Rest wurde vertrunken. Musikanten begleiteten den Umzug. In jedem Hause sangen die Brüder:

Wir sind Johannesknechte.
Wir folgen unserm Rechte,
Drum singen wir allen zugleiche,
Den Armen und den Reichen.
Wir dienen dem Hausmann und seiner gnädigen Frauen,
Wir wollen den Himmel anschauen.
Das Licht soll werden so schone
Zu Wewer auf dem Throne,
Zu Wewer in dem Gotteshaus
Brennt das Licht obenaus.

Auf einem erhöhten Punkte der Feldmark wurde abends ein Feuer angezündet.

In der Johannisnacht pflegen an manchen Orten des Amtes Dringenberg-Gehrden (Kr. Warburg) auf den Kirchhöfen Kerzen angezündet zu werden.

Wenn am Johannistage Disteln gestochen werden, dann wachsen sie nicht wieder (Bierde, Kr. Minden).

### 18. Kirmes[45]).

„Wer will bleiben unberochen und ungebissen,
Lass den Hunden die Knochen und den Bauern die Kirmissen.“

---

[44]) Vgl. Kuhn a. a. O. II, S. 171 ff. Hüser im Progr. d. Gymnas. zu Warburg, 1898, S. 39.

[45]) Vgl. Pfannenschmid, German. Erntefeste, S. 244 ff. Hüser im Progr. v. Warburg, 1898, S. 37.

„Die letzten Fliegen werden bei der Kirmes in Ossendorf (die ziemlich spät fällt) in die Kuchen gebacken“. (Warburg).

In Germete (Kr. Warburg) war es üblich, dass alle Verwandten der Umgegend zum Kirmesschmause eingeladen wurden. Die Kirmes war auf den Bauernhöfen ein grosses Fest. Berge von Kuchen wurden dazu gebacken, die Küche wurde mit Schinken und Braten reichlich ausgestattet. Nicht fehlen durfte Rindfleisch mit Merrettich und Reisbrei. Schon am Tage vorher wurden den eingeladenen Gästen Körbe voll Kuchen zugesandt. Am Kirmestage galt, wer die meisten Gäste hatte, als der erste und grösste Bauer des Dorfes.

Der letzte Überrest des Kirchweihfestes in Schildesche (Kr. Bielefeld), das am Johannistage gefeiert wurde und in der katholischen Kirche dort noch gefeiert wird, ist die zwei Tage währende Johanneskirmes. Bis zu den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde zu diesem Tage auf Anordnung der Amtsbehörde jedesmal eine Strohpuppe hergestellt und unter Trommelschlag durch den ganzen Ort getragen. Dabei wurde von den Sendboten der Behörde überall das Standgeld für das angetriebene Vieh eingezogen. Zuletzt wurde die Puppe auf den First des Spritzenhauses, das damals auf dem „Thie“ (jetzt Friedrichsplatz genannt) stand, aufgestellt und zugleich mit Flasche und Trinkglas versehen. Die Gestalt blieb dort bis zum dritten Tage, der „Holzschuhkirmes“ (so genannt, weil die Leute an diesem Tage zur Kirmes kamen, wie sie alltäglich gingen, nämlich mit Holzschuhen, in denen dann auch der Kehraus getanzt wurde). Dieser dritte Festtag dauerte nur bis vier Uhr nachmittags, und dieser Zeitpunkt wurde durch das Herabholen der Strohfigur vom Spritzenhause genau bezeichnet.

---

# Zur Geschichte der weltlichen Kindtauffeier in Warburg.

Von **Dr. B. Hüser.**

Ein Teil des Materials, das ich unter dieser Überschrift hier veröffentliche, ist bereits in meiner Programmabhandlung

„Die sogenannte Bauersprache der Stadt Warburg (Ostern 1903)“ enthalten. Die erweiterte Umarbeitung scheint mir recht in eine Zeitschrift für Volkskunde zu gehören.

Schon die ältesten schriftlich überlieferten Ortsstatuten Warburgs, welche die Überschrift tragen: „Dyt sint de saite (Satzungen) der Stede Wartbergh“, bringen im zweiten Absatze Bestimmungen, die sich auf Geschenke usw. bei Gelegenheit einer Geburt beziehen und offenbar eingerissene Missbräuche einschränken sollen: „Item we des andern vadder worde, man edder frowe, de schal geven dem kynde eynen schilling, der frowen in dat bedde twe schillinge, dem gesynde unde der bademoder itliken twe pennige und nicht mer, unde de vaddere schal nicht mer wen eyne flasschen wyns schenken, und men schal neyne geste dar edder kost hebbn in dem kindelbedde mer wenn den yrsten dag und den vorhank en schal men ok nicht vordrinken. Unde we de vadderschop vorschulden wyl, schal se nicht hoger vorschulden. den mit eyner halven marck. Und we dyt so vorgeschr(even) ys vorbrecke und nicht enhelde, de schal dem Raide geven eyne halve marck so vaken dat geschege.“

Das Wort „Vorhang“ (den vorhank vordrinken) erinnert sofort an „Kram“, das in gewissen Verbindungen auf niederdeutschem Gebiete identisch mit Wochenbett ist. Als älteste Bedeutung ergibt sich Zeltdecke, ausgespanntes Tuch oder ähnliches Dach. Im Bergbau bezeichnet es ein kleines Behältnis zum Aufbewahren von Gerätschaften usw. „Hie und da auch die spanische Wand am Wochenbett: da bricht noch die ursprüngliche Bedeutung durch: Verschlag oder Vorhang als Schutz.“ (Gr. Wörterbuch.) Der Ausdruck: „in den Kram kommen“ als gleichbedeutend mit „in die Wochen kommen“ ist also ursprünglich durchaus räumlich aufzufassen. Im niederdeutschen Wörterbuche von Lübben werden als Bedeutungen von „Kram“ angegeben: „ausgespanntes Tuch als Wetterschutz, Zeltdecke, die mit Leinwand usw. bedeckte Krambude .... Wochenbett (eigentlich die Gardine, hinter der die Wöchnerin liegt)“. Es kann demnach kein Zweifel sein, was unter dem „vorhank“ an unserer Stelle zu verstehen ist. „den vorhank vordrinken“ bildete wohl den Schluss der Festlichkeiten. —

Die „Statuta Warburgensia renovata anno 1628“ (von späterer Hand ist hinzugefügt „et secunda vice 1687“) Manuskript in IV, enthalten unter der Überschrift Statutum 5: „Von Kindtauffen, Kirchengengen und Traktiren des Gefattern“ folgende Bestimmungen, die ich unter Nummern gebracht habe:

„1. Bei geburt eines jungen Kindes sollen die Frauwen allein daß sauffen eßen und keine Manßpersohnen dabei gefordert werden bei Poen 1 M.
2. Wenn der Gefatter erbetten wirth, soll man des Kindeß Vatter mitt Eßen oder Drincken nicht traktiren bey Straff 5 M. Doch kann einer ehren halber ein wenig brandtwein holen und ime nach beschehener Bitte ohn übrigen Trunck deßelbigen wiederumb zu hauß gehen laßen bey Straff 2 M.
3. So soll auch demnegst der gebetene gefatter ganz keine Ruckheldemchen bitten, nur die Frauwens, welche bey der Kindsbetterin zur Zeit der geburth gewesen sollen das Kind zur tauff begleiten helffen und dem h. Sacrament ohn vorgehendes Brandtweintrinken beywohnen.
4. Nach vollendetem geistlichen Werke magh der Gefatter unter den fürnembsten Persohnen dem Kinde geben ein goltst., der Kindbetterin ein goltst. und nicht darüber, andere fürnehme bürger 1 Thlr. sowoll Kindt alß Kindbetterin, Gemeine einen halben und nicht mehr: Were im Hauß ein oder mehr Kind, kann Jndeß mit 1 schreckenberger auffs hochste, 4 gr. oder weniger nach standes gelegenheit werden begabet, sonst stehet die Übertrettungh mit 5 M. zu straffen. Womit auch derjeniger so mehr alß einen gefatter bete, beleget wirth. Die verehrungen, Keise, Kuchen, Paden- und leinengezeugs sein hiemit bei ebenmeßiger Straff verbotten. (Späterer Zusatz: Hierüber soll zum fleißigsten inquirirt und sowol nehmer als geber gestrafft werden.)
5. Mit der tractation beim Kindtbette oder Kirchengangh soll es haben diese Ordnungh nemblich: daß eines von beyden, so viel das Gastbotten belanget, hinten pleibe. Wenn derowegen Jemandtz ein zimbliches und meßiges

Kindtbethe mit eßen und trincken ahnstellen wolte, so soll daßelbe nicht lenger wehren alß zwey tage, auch darzu daß geringste nicht verehrt werden, eß were denn daß man des ersten tages Weyn truncke, so truge eß jedem zu contribuiren 1 M. Hielte aber einer kein Kindtbette und wolte die tractation zum Kirchengange verscheuben, so soll er allermaßen, wie negst stehet, zu Zeit des Kirchenganges sowoll mit zweyn Tagen alß auch eventualiter mit dem Wein ohne einige andere Zusteuer oder Vorwehnung bei Poen 5 M. sich diesem Gesetz accommodiren, beim Kindbette aber sich des eingeschliggenen kostbahren Mißbrauchs, Luttertranck Weins und Eyerkuchen bei Straff 3 M. endthalten. Doch kann er den Frauwens, so in Kindtsnoten bey der Kindtbetterin geweßen, geben bey Bier 1 Mahlzeit, worbey denn der Gefatter neben seynen Eltern und Brüdern (Späterer Zusatz: in mangel derer 2 seiner negsten Freunde) pleiben magh.

6. Mit den Gerichten und Spielman, da einer jha Freude haben wolte, soll werden gehalten wie obsteht bey den Weinkauffen."

Die Bestimmungen, auf die hier Bezug genommen wird, finden sich im Statutum 4 „Vom Weinkauffen und Hochzeiten" und lauten: „Deßen soll sich der Weinkauff über zwei Tage auch bei Poen 3 Mrk nicht erstrecken. Dabei magh des ersten tages allein Wein — doch dem es beliebet und geburth — getruncken und von jedem gaste darzu ein ß verehret, der Wein aber nirgend anders als vom gegemeynen Zappen*) bei straff 10 M. gehölet werden, auch von jedem nach standes Gebuer ein meßigkeit in den gerichten, und zwar von den Vornembsten über sechs eßen nicht gebraucht, auch die eßen, so von fleisch herkommen, vor kein beießen gerechnet werden. Wolte auch hiebey Jemandtz eine Music haben, so soll er darzu fordern der gemeinen stadtspillmahn selbander oder dritte. Kheme er selbander ime geben 1½ Thr., selbdritte 2½ Thr." (statt des ersteren stand wahrscheinlich ursprünglich 1 Thrl., das letztere ist statt des durchgestrichenen „anderthalben Thr." gesetzt). —

Zum Verständnisse einzelner Worte sei hierzu folgendes bemerkt: Supen (1. „daß sauffen eßen“) heisst noch jetzt im Sauerlande und im Fürstentum Lippe die Mehlsuppe, die übliche Morgenmahlzeit auf Bauernhöfen. Vgl. Gr. Wörterbuch unter „Saufen“, wo es auch heisst, dass in der Diemelgegend speziell die Buttermilchsuppe so genannt sei. — Bei Ruckheldemchen (3 „keine Ruckheldemchen bitten“) denke ich an ruchel st. f. = Runzel. (S. Lexer, Mittelhochd. Wörterbuch.) Es wären also damit alte Weiber gemeint. — Schreckenberger (4.) ist die Bezeichnung einer ehemaligen chursächsischen Münze, die besonders unter Friedrich dem Weisen geprägt wurde und nach dem Bergwerke und Dorfe Schreckenberg, dem jetzigen Annaberg, genannt ist. Er galt in alter Zeit drei meissnerische oder gute Groschen. (Gr. Wörterbuch). Nach der Urkunde über die im Jahre 1529 im Stifte Paderborn gängigen Münzen und ihren Wert galt er 3 Schill 2 ₰. — „Vorwehnung“, (5. ohne einige andere Zusteuer oder Vorwehnung) wie ich jetzt statt des früher angenommenen „Verehrung“ glaube lesen zu müssen, ist das jetzige Verwöhnung. Lübben führt neben vorwenen und vorwent als Substantivum vorwentheit an = Verwöhnung, Üppigkeit. — Der Luttertrank (5.) ist der Lautertrank, ein über Kräuter und Gewürze abgeklärter Rotwein (Franz. clarêt, mittell. claratum) Gr. W. Als Ingredienzien des Lautertrankes, der bei einem Ratsessen zu Warburg im Jahre 1619 getrunken wurde, gebrauchte man: Honig, Kanel, Nägelchen, Safran, Paradieskörner, Galgant, Engber (Ingwer). In einem Auszuge aus Warburger Kameralregistern von Rosenmeyer heisst es u. d. Jahre 1535: „Es war der Fürst von Paderborn zum Besuch hier, es wurde ihm ein Faß Wein geschenkt und ins Kloster gefahren, ferner vier Köpe wartbergischen Biers usw. . . . Auch haben unsere Herrn Ihrer Kurf. Gnaden etliche Flaschen Lautertrank zurüsten lassen.“ — Über „Weinkauffen“ (6.) wäre viel zu sagen. Der Weinkauf bezeichnet eigentlich den Wein, mit dessen Trunk man einen Vertrag, ein Kaufgeschäft, ein Dienstverhältnis be-

---

*) Die Stadt bezog aus dem Weinverkauf einen Teil ihrer Einkünfte.

kräftigt und wurde später durch Geld ersetzt. (Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch unter wînkôp). Die Dienstboten verpflichten sich durch Annahme des Weinkaufs. Er bezeichnet auch die Mahlzeit (das Geld), das der neue Zunftgenosse bei der Aufnahme bezahlt. In „wînkopes-bêr“ ist wînkôp schon in eine allgemeine Bedeutung übergegangen. (Lübben.) Der Weinkauf, von dem in den oben angeführten Bestimmungen die Rede ist, stand, wie auch die Überschrift zeigt, in engster Verbindung mit der Hochzeit und war eine öffentliche Bekräftigung des Vertrages, den die Brautleute eingingen. Die Eheschliessung hatte ja wegen der Vermögensverhältnisse auch ihre geschäftliche Seite. Eine Mitteilung aus dem Warburg benachbarten Dorfe Eissen lautet: „Hatten die Nachfragen des Mädchens: „Wu vill Güle hätt he, wu vill Kögge, wu vill Land?“ und desjenigen, der Absicht auf das Mädchen hatte: „Wu vill Gäld hätt it denn usw.?“ beiderseitig ein befriedigendes Ergebnis gehabt, so wurde „Weinkaup“ gefeiert Das war gleichsam die Vorfeier der Hochzeit.“ (S. Beiträge zur Volkskunde III. Teil, Programmabhandlung Warburg 1900.) Die Übergabe der Braut selbst war ursprünglich eine Art Kauf, bei dem Vater bezw. Vormund derselben die Verkäufer waren, und hat als Scheinkauf sich bei vielen Völkern lange erhalten. Wer hierüber nähere Belehrung wünscht, findet das Nötige in der Programmabhandlung: Zur Geschichte des Brautkaufes bei den indogermanischen Völkern von Dr. E. Hermann. (Wissenschaftliche Beilage zum 21. Programm [1903-1904] der Hansa-Schule.) „Brautwein“, das in der Paderborner Polizeiordnung von 1655 vorkommt: „Bey den Verlöbnissen, Sponsalien und Brautwein usw.“ muss also dasselbe wie Weinkauf bedeuten.

Die Bestimmungen des stat. 4 und die des stat. 5 sollten bei einer Revision zusammengefasst werden, und somit wurde dem „stat 4“ noch: „& 5“ und dem: „Vom Weynkauffen und Hochzeiten“ noch: „& Kindtauffen“ von späterer Hand hinzugefügt. Spuren der Revision sind die am Rande des Textes bei den einzelnen Bestimmungen hinzugefügten: „Omitt.“(atur) als Zeichen, dass die betreffenden Bestimmungen wegfallen sollen. Aus dieser Revision ist nun

hervorgegangen die Warburger „Bauersprache“. Wenn Bischof Erich den Einwohnern Paderborns verbot, sich ausser im Notfalle und mit Vorwissen des Magistrats der „Bursprake“ zu bedienen, so verbot er ihnen nicht, wie Bessen in seiner Geschichte des Bistums Paderborn II. S. 24 Anm. merkwürdigerweise zu erklären sucht, eine Sprache, die in verabredeten Zeichen bestand, „wodurch man sehr geschwind eine ganze Gegend versammeln konnte“. Bauer bedeutet in der Zusammensetzung „Bauersprache“ soviel als „Bürger“ (Grimm W.) und „Sprache“ ist soviel als „Besprechung“, dann Zusammenkunft zum Zweck derselben und endlich die gefassten Beschlüsse. (Vgl. Sander W. unter Sprache und den Anmerkungen zu „Ding“.) Die oben erwähnte Warburger Bauersprache liegt mir vor in einem gebundenen Manuskripte in IV, auf dessen erster, leer gelassener Seite die Worte stehen: „Stadt Warburger Statute oder die sogenannte Bauersprake. 1799 Januar.“ Es ist kein offizielles Exemplar, sondern eine zum persönlichen Gebrauch angefertigte Abschrift. Der Abschreiber hat den einzelnen Statuten nicht uninteressante, bisweilen recht sarkastische Bemerkungen hinzugefügt, die für die Kenntnis der damaligen städtischen Verhältnisse oft wertvoller sind, als die Statuten selbst. Die Bauersprache also bringt auf Seite 13: Statutum 4 & 5 tum.

Von Hochzeiten und Kindtaufen.

„Wegen den Hochzeiten bleibt es billig wie unser Hochwürdigster Fürst, Hochfürstl. Gnaden gnädigst verordnet haben und publiciren laßen. Es soll hinfüro dem Kochen auf Hochzeiten und Kindtaufen den Löffel umzuhalten vergünstiget seyn, jedoch mit dem Bedinge, daß Ihm von den Hochzeiten 2 ℛ und von den Kindtaufen 1 ℛ gleichwohl mit Distinction und nach Qualität der Personen, Mühe und Arbeit entrichtet werden soll. Es soll aber dem Küster wegen der Ladung 6 sch. und sonsten nichts entrichtet werden. Wegen der Braut-Meße aber soll dem Schulmeister 3 sch., dem Küster 3 sch., dem Organisten 3 sch. und ein mehreres nicht bei Strafe 2 Marck sowohl des Nehmers als des Gebers entrichtet werden. Gemeiner Stadt Spielmann

und Kein anderer soll erscheinen und deßwegen zum Lohn haben $2^1/_2$ ℛ︎, wolte aber der Bräutigam einen oder mehr Gesellen übrig leiden, so mag er jede übrige Person mit 1 ℛ︎ ohne oben gesetzten Lohn contentiren. Wollte aber ein armer oder ein gemeiner Mann nicht mehr als zwey Personen zu Spielleute haben: So soll dernselbe auch nicht mehr als $1^1/_2$ ℛ︎ zum Lohne geben. Da er aber davon avisirt und nicht erscheinen würd, so Soll er mit 3 Marck bestraft werden, weil er den Bürgern für einen anderen aufzuwarten verbunden ist. — Weilen auch bey den Hochzeiten und anderen Ehrentagen der Bettlern Unverschämheit verspüret worden, daß sie sich sogar ins Hauß und Hinter die Gäste eindringen, als soll zu dem Ende ein Bettelvogt bestelt werden, welcher Sie abhalte, und wann ihnen hernach wird gegeben seyn. daß Sie alsbald den Ort quitiren, und Sich alda nicht mehr finden laße. Weilen auch einige Eingeladene ihre Kinder ganz unbescheidentlich die Kost wegschleppen laßen: So werden Sie hiermit zur mehreren Discretion erinnert."

Über das Umhalten des Löffels gibt Aufklärung eine Mitteilung aus dem Dorfe Hohenwepel bei Warburg (s. Beiträge zur Volkskunde 3. Teil S. 8). „Während des Essens (es ist hier die Rede vom Hochzeitsessen) ging die Köchin, den einen Arm mit Tüchern umwickelt, in der Hand einen grossen Kochlöffel haltend, bei den Gästen umher und sammelte Trinkgelder unter Aufsagen eines Spruches, in dem sie darüber klagt, dass sie sich den Arm verbrannt habe." Der Brauch wird noch geübt in Mettersdorf, einer siebenbürgisch-sächsischen Gemeinde, wie zu ersehen aus der Programmabhandlung Bistritz 1902: Aus Sitte und Brauch der Mettersdorfer, von Gaßner S. 70, wo auch auf die Abhandlung W. Sanders, Hochzeitsgebräuche aus Hessen, in der Zeitschrift für deutsche Mythologie hingewiesen wird. —

Die Anmerkung, die der Abschreiber der Bauersprache den obigen Bestimmungen hinzufügt, lässt durchblicken, dass zu seiner Zeit Bestimmungen zur Unterdrückung des Luxus für die Stadt Warburg überflüssig waren. Sie bezieht sich auf Hochzeiten und Kindtaufen, wie dies nach der Zusammen-

fassung der ursprünglich getrennten Artikel selbstverständlich ist, und lautet unter Beibehaltung der sonderbaren Schreib- und Ausdrucksweise wie folgt:

„Schon nach den 7 ben Jährigen Kriege her werden so wie vor Hier keine städtliche Hochzeiten mehr gehalten. Die erste Classe der Bürger laßen sich nachmittags Copuliren und geben alsdann eine kalte Schüssel und ein Glas wein, tanzen auch wohl ein Stündgen und alsdann ins Bett.

Die mittlere Classe laßen sich noch des Morgens Copuliren und geben Brüdern und Nächsten (und?) Anverwanten um Mittag eine bürgerliche Mahlzeit, trinken dabey ein Glas bier, dann ist die Hochzeit aus. Die 3te Classe halten am meisten musicalische Hochzeiten. Des Morgens geben Sie Brantwein und Kringel, Nachmittag einen Tanz und ein Glas Bier. Wenn der Tanz bald aus ist, so müßen die Gäste der Braut auf einer verdeckten Schüssel ein Praesent an Gelde geben. Der Ursache halber werden auch die Hochzeiten unter der Classe noch beibehalten, weilen die neuen Eheleute etwas Geld zum Anfange in die Hände bekommen und darinnen Ihrer ganzer Brautschatz besteht. Sodan nimt anjetzo der Küster unter den Namen eines Zeugen Gebühr 5 ß 3 ₰, ein Sacktuch des Werths 7 ß, der Schulmeister Zeugen Gebühr 3 ß, der Organist, wann derselbe Sontags unter der Hohe Meße Musik Meß schlägt, 3 ß 6 ₰, andere ordinäre gestelte Braut Meßen werden jetziger Zeit keine mehr gehalten, folglich zerfält der ganze Status, Ausgenommen der Punkt wegen den Stadt Musicanten, welches noch zur zeit ritterlich beobachtet wird. Wie auch die tractamenten bey Kindtaufen haben gänzlich hier aufgehört. Des Morgens gehen die Verwanten Weiber circa 9½ Uhr mit dem Kinde nach der Kirche. Wann Sie nun wieder aus der Kirche kommen: So setzet der Vatter Brandwein, Floden, Kringel auf. Da knoppern dan die Weibergens ein wenig und erzählen sich inzwischen, wie lang ein Jeder in der Ehe, wie viel Kinder ein jeder gebohren, wie hart oder leicht, dann wünschen Sie dem Vater Glück zum neu Gebohrenen Kinde und wünschet der Mutter aufs Jahr wieder einen Sohn und gehen nach Hauß. Der erste Stand fing vor einigen Jahren an das

gebohrene Kind nur mit dem Taufzeugen nach der Kirche zu gehen(!) und keinen Vewanten darzu zu invitiren. Diese Mode ist nun seits zwey Jahren allen 3 Ständen Algemein geworden, weil (der) die Niedrige Stände gerne dem Vornehmen nachaffen und ohnehin dieses nichts kostet. So weit steigt Jetzo die Welt, daß man in der Sparsamkeit Hochmuth findet. Aber wer leidet Hierunter. Niemand als der Bäcker und die Hebeamme."

Die oben aus der Bauersprache angeführten Bestimmungen sind wörtlich auch enthalten in den erst kürzlich im Stadtarchiv aufgefundenen Statuta Warburgensia renovata 1687, die von späterer Hand als „Städtische Bauersprache" bezeichnet sind.

Von welchem Landesherrn und zu welcher Zeit die Verordnungen erlassen, bei denen es sein Bewenden haben soll, erfahren wir daselbst nicht. Ebensowenig ist von Einzelheiten dieser Verordnungen die Rede; denn was von dem Umhalten des Löffels, den Gebühren des Lehrers, Küsters und Organisten, den Bettelvögten gesagt wird, muss Ortsstatut sein. In den mir vorliegenden gedruckten bischöflichen Verordnungen, (4 Teile, Paderborn bei Junfermann) finde ich hierüber nichts. Dagegen heisst es daselbst in Dietrich Adolphs Polizeiverordnung von 1655 (I. Teil 1785) unter 4, nachdem vorher unter 3. von den hochzeitlichen Gastmahlen gehandelt ist: „Das Kindertaufen soll bei dem gemeinen Bürger und Bauersmann ohne sonderliche Gastereyen oder Gesellschaften verrichtet und von demselben nur die Gevattern, Pastor, Eltern, Großeltern und Kinder dazu eingeladen werden mögen. Die Vermögenste aber können Pfarrherrn und Gevattersleute neben den Eltern, Großeltern, Kinder, Schwester, Brüder und zween Freunden einladen, sollen darbey aber über ehrliche Ergetzlichkeit mit Freß- und Sauferey, wie obgemeldt, nicht excediren, auch mit Speisen und Auftrachten sich verhalten wie bey den Hochzeiten angedeutet ist. (Es soll darnach an den zwei zulässigen Tagen der Hochzeit nur eine Mahlzeit, auf der Mahlzeit nur vier Gerichte ohne Gemüss, Butter und Käse gegeben werden). An Gevattergabe soll der Gevatter Bauernstandes über ein halben Reichsthaler, so gemeinen

Bürgerstands ein Reichsthaler, so aber vornehmer ist, ein Goldgulden, oder zum höchsten einen Dukaten nicht geben, das Patenzeug aber ganz unterlassen, es wäre dann, daß einem armen Paten um Gotteswillen zur Kleidung geschenkt werden wollte, alles bey Straf von Sechs Marken, Unserem Fisco einzuliefern."

Die erneuerte Kirchenordnung Hermann Werners von 1686 bestimmt in § 2: „Weilen auch bey denen Kindtaufen viele den Gottesdienst, Meß und Predigt versaumen, indem sie sich beym Brantewein so lang aufhalten, daß der Gottesdienst vorbey gehet: Als soll das Branteweinschenken bei den Kindtaufen vor und unter dem Gottesdienst verboten und abgeschafft seyn; und wird den Pastoribus sowohl als Sendvögten darauf fleißige Obacht zu haben und diejenige, so dagegen handlen, durch bemeldte Sendvögte in visitatione Synodali zur Bestrafung einbringen zu lassen ernstlich anbefohlen."

Dieselbe Kirchenordnung enthält cap. IX im § 10 folgende Bestimmung für die Geistlichkeit: „Weilen auch zum Verlust des Respects (so einem Pastor, Seelsorgern und Priestern competirt) die Gevatterschaften Anlaß geben, wann nämlich die Pastores von ihren Parochianis promiscue zu Gevattern gebeten werden und dadurch viele Pastores (welche geringe Pfarren haben) unterweilen nicht allein allzu hoch beschwert, sondern auch in gar zu große Familiarität gerathen, allso daß sie von ihren Pfarrkindern, so Manns- als Weibspersonen, auf den Hochzeiten, Kindtaufen und andern Zusammenkünften Herr Gevatter genannt werden: Als wird allen Pastoribus, Sacellanis, Curatis & Beneficiatis, die Gevatterschaft hinführo, bey willkürliger Straf verboten, welches Unser Verbot dann sie in solchem Fall vorzuwenden und sich damit zu excusiren haben." Es schliesst sich daran die Mahnung, sich von den Hochzeiten, Kindtaufen und anderen Gastmalen mit Reputation höflich zurückzuziehen, bevor die „eingeladene Gäste anfangen berauscht zu werden, damit sie nicht von den bezechten Gästen (welche alle Höflichkeit und Civilität zu vergessen pflegen) gar verspottet und um Ehre und Reputation gebracht werden".

Die in der Polizeiordnung von Dietrich Adolf erlassenen Bestimmungen wurden von Hermann Werner 1689 erneuert, aber bereits in einer Verordung von 1692 wird darüber geklagt, dass seinen bei jetzigen bedrängten Kriegszeiten zu der lieben Untertanen Besten ausgelassenen und ins Land publizierten Verordnung wegen der Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen und Haushebungen zuwidergehandelt würde. Franz Arnold sah sich 1706 veranlasst, abermals die betr. Bestimmungen einzuschärfen.

Einen erneuten Anlauf zur Unterdrückung der bei Hochzeiten, Kindtaufen, Kirchengängen und Begräbnissen üblichen Saufgelage nahm Wilhelm Anton 1767, da er sehr missfällig hat vernehmen müssen, „daß dadurch der gemeine Bürger- und Bauersmann sich nicht allein in die äußerste Armut stürzet, sondern auch durch das bei diesen Vorfällen gewöhnlich sein sollende ganz übermäßige Brandtweinsaufen sein Leben zu verlieren sich in Gefahr setzet". Es sei hierbei bemerkt dass Wilhelm Anton in seinem Eifer, nicht nur die Unmässigkeit zu beseitigen, sondern auch dem Luxus zu steuern unter demselben Datum eine Kleiderordnung erliess, wonach „die gemeine Bürger- und Bauer-Weiber wie auch die Dienstmägde alles Gold und Silber auf denen Kleidungen, und insonderheit auf ihren Hauben oder Mützen, alles Sammt und Seiden, wie auch Brabändischer Kannten oder Spitzen, wie weniger nicht alles Cammertuches und Sitzes sich gänzlich enthalten sollen". Bereits im vorhergehenden Jahre hatte er das Edikt erlassen, in dessen erstem Artikel verordnet wurde, dass „denen gemeinen, von ihrer Handarbeit lebenden Untertanen kein Caffée mehr verkauffet, noch solcher an dieselbe verschencket werden solle".

Den Schluss der hier einschlagenden Paderborner Landesgesetze, soweit sie mir zugänglich geworden, bildet die Verordnung vom 27. Februar 1798 unter Franz Egon. Sie wendet sich gegen die eine Gefährdung der Sittlichkeit in sich schliessenden Schmausereien bei Begräbnissen und Kindtaufen und erneuert die deshalb bereits bestehenden Landesgesetze. —

An Luxusgesetzen ist die deutsche Städtegeschichte sehr reich. Sie sind aber keineswegs eine Deutschland eigen-

tümliche Erscheinung. Auch das Altertum, und insbesondere das römische, weist eine sich durch einen langen Zeitraum hindurch ziehende Reihe von Gesetzen, Senatskonsulten und Edikten auf, die sich auf die verschiedensten Arten der Üppigkeit beziehen (Voigt, Römische Privataltertümer und Kulturgeschichte 353). Tiber verbot den popinae sogar den Verkauf der opera pistoria, Claudian den Verkauf gekochten Fleisches, Nero endlich den Verkauf aller gekochten Speisen mit Ausnahme trockener und grüner Gemüse (Voigt, 426).

Sofern die angeführten bischöflichen Verordnungen der Bekämpfung des mehr und mehr um sich greifenden Feindes des materiellen und des geistigen Wohles, des Alkohols, zum Ziele haben und dem Schnapsteufel die Gelegenheit, seine Orgien zu feiern, einschränken wollen, ist diese Absicht durchaus zu loben. Bei andern mögen Rücksichten auf den Wohlstand des Landes überwiegen, wie in dem Edikt von 1781 den „verbotenen Handel und Gebrauch des Kaffee betreffend" der übermässig eingerissene Genuss des Kaffee als ein Unwesen bezeichnet wird, wodurch „so große Summen Geldes außer Landes verschleppt werden". („Lapidum causa pecuniae nostrae ad externas aut hostiles gentes transferuntur" heisst es bei Tac. ann. l. III. c. 53 im Briefe Tibers an den Senat). Sehr bedenklich ist bei dieser Gesetzgebung, dass der Unterschied der Stände in einer für die grosse Masse empfindlichen Weise hervorgehoben wird, wie denn auch das oben erwähnte Edikt im einzelnen diejenigen Klassen aufführt, denen der Genuss des Kaffees erlaubt oder versagt sein soll. Und wie das sykophantische Eindringen in das Familienleben, insbesondere wenn auch Denunziantenlohn in Aussicht steht, befördert wird, (Verbot wider den Kleideraufwand von 1767) braucht nicht erwähnt zu werden.

Indem die Gesetzgebung auf diesem Gebiete im Paderborner Hochstifte aus einer städtischen eine staatliche wurde, vollzog sich eine Erweiterung der landesherrlichen Gewalt auf Kosten der Stadt, wie sie sich allgemein in der Geschichte der Städte geltend machte. Wenn man sich von jener noch 1798 Erfolg versprach, so müsste das sehr wunderbar erscheinen. Kannte man den Geist nicht, der seit der französischen

Revolution durch die Welt zog, oder glaubte man, dass er in das vom Weltverkehr abgelegene Ländchen nicht gedrungen sei? Oder geschah es nur um des Gewissens willen, dass man die Beachtung der bestehenden Gesetze in Erinnerung brachte?

In den Luxusgesetzen ist ein gutes Stück Kulturgeschichte enthalten. Ein kulturgeschichtliches Interesse scheinen auch die Bemerkungen, mit denen Dietrich Adolf 1655 seine Polizeiordnung und in ihr die erwähnten Gesetze ins Land publizieren liess, beanspruchen zu dürfen. Denn unter 37, dem Schlussabschnitte der Polizeiverordnung, wird ein Loblied gesungen auf die Bestrafung als „die beste Hüterin der Gesetze; durch „die Bestrafung an einem würde oft Sorgfalt und Förchten verursachet an vielen, sonderlich wenn fleißige Aufmerker dazu bestellt seyn“ usw. Es wird ferner daran erinnert, dass „die alten berühmten Römer so löblich regieret, weilen Sie auf der Ihrigen Verhalt jederzeit fleissige und gestrenge Aufsicht gehabt haben“. Dabei fehlen am Rande nicht die Hinweise auf betreffende Stellen des Gellius, Livius, Tacitus u. a. Die bei weitem grössere Anzahl von Stellen aus lateinischen Klassikern, in denen darüber geklagt wird, dass trotz aller Gesetze Üppigkeit und Schwelgerei immer zunehmen, ist schwerlich vergessen, aber das Bewusstsein, das Beste zu beabsichtigen und durch die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Gewalt im Besitze einer grossen Machtfülle zu sein, mochte wohl ein Hindernis für die Erkenntnis sein, dass auf dem Wege der Strafgesetzgebung tief eingerissene sittliche Übel nicht beseitigt werden können.

---

# Kinderspiele an der unteren Agger.

Von **P. J. Kreuzberg**

O Kinderzeit, du selige Zeit! Wenn wir diese Worte hören und sprechen, so ist es keine Phrase, die in unser Ohr tönt und das Herz kalt lässt; diese Worte dringen tief in die empfindsame Seele, sie zaubern Bilder des reinen ungetrübten Glückes vor das Auge unserer Erinnerung. Glücklich

der, dem es vergönnt ist, die Stätte seiner Kindheit oft zu betreten, sich neuen Trost und Herzenzfrieden dort zu holen, Trost für zerströrte Hoffnungen, Herzensfrieden im Anblick der Kinder, welche dieselben Plätze beleben, die uns einst der liebste Aufenthalt waren. Am murmelnden Bergbächlein, dessen Silberwelle mein erstes Schifflein trug, auf der blumigen Wiese, die mir manch Sträusslein bescherte, auf dem Grasplatz, auf dessen schattigem Polster ich am warmen Sommernachmittage oft entschlummerte und auf dem Maikäfer und Marienwürmchen meine Kameraden waren, im nahen Walde, der Maiflöten, Knallbüchsen und Heidelbeeren spendete, am klaren Brunnen des nahen Siefens und auf dem Kirchplatze, auf dem man heute spielt wie ehemals, könnte ich stundenlang stehen und mich freuen in der Erinnerung glücklich verlebter Jugendtage. Hat auch das, was die Menschen Glück nennen, Reichtum und ehrenvolle Stellung der Eltern, mir nicht an der Wiege gelächelt, so wurde ich dafür entschädigt durch ideale Glücksgüter, eine ländliche idyllische und rein poetische Umgebung.

Die angenehmsten Erinnerungen unserer Jugendzeit knüpfen sich an unsere Kinderspiele. Mag auch die Schule noch so sehr bemüht sein, die sogenannten „Turnspiele“ zum Spieleigentum der Jugend zu machen, sie wird nur erreichen, dass die Schüler dieselben „spielplanmässig“ auf dem Schulhofe spielen. Sind aber die Kinder sich selbst überlassen, so spielen die Kleinsten „Ringelreihen“, die grösseren Mädchen ihre nach Text und Spielweise schönen und inhaltsreichen, wenn auch oft etwas verkümmerten „Reigenspiele“ und die Knaben ihr „zum Kruff dodorch“, ihre Ball-, Klicker- und Kriegsspiele.

Im Folgenden sollen die Kinderspiele, wie sie die Kinder an der unteren Agger heute noch gern spielen, ohne eine systematische Ordnung zusammengestellt werden.

1. Ringele, Ringele, Rose,
Butter in der Dose,
Eier in dem Kasten,
Morgen wolle mir fasten.
Übermorgen Lämmche schlachten,
datt sall sage: Mäh! Mäh! Mäh!

Die Kinder fassen sich zum Kreise an und drehen sich während des Singens. Bei „Mäh!" hocken alle nieder.

2. Ovendskranz
Wat gilt de danz?
Enen decken dahler;
Môen welle mer bezahlen
Juh.

3. Rusekranz
Wat gilt de Schwanz?
Enen decken dahler.
Môen welle mer bezahlen.
Övermorge Lämmche schlachten
Datt sall sage: mäh!

Nr. 2 und 3 werden wie Nr. 1 gespielt.

4. Häslein in der Grube
Sass da und schlief;
Armes Häslein, bist so krank,
dass du nicht mehr hüpfen kannst!
Has' höpp! — Has' höpp! — Has höpp!

Die Kinder bewegen sich im Kreise. Ein Kind (mit geschlossenen Augen) hockt im Kreise. Bei „Has höpp!" erhebt sich das Kind im Kreise und „hinkt" (mit geschlossenen Augen) zu den im Kreise stillstehenden Spielern. Wen es zuerst ergreift, der ist das „Häslein".

5. Dreimal um das Kästchen!
Ich weiss nicht, was da flog.
Da flog ein schönes Mädchen,
Das sprach so:
Anna (N), du mein liebes Kind,*
Wenn du brav und sittsam bist,
Mach ich dir 'ne Freude!

Die Kinder bewegen sich im Kreise. Ein Kind befindet sich ausserhalb des Kreises. Bei * berührt es eine Mitspielerin, die ihm folgt. Bei jeder Wiederholung folgt eine neue, bis die meisten den Kreis verlassen haben.

6. Ich stehe auf der Brücke
Und ich werde nass;
Ich habe was vergessen
Und weiss nicht was.
Komm her, mein liebes Kindelein
Und zeig' mir dein Gesichtelein!

Ja, ja freu dich!
Wo ich bin, da bleib ich,
Bleib' ich, wo ich bin,
Adieu, mein liebes Kind.

Die Kinder bewegen sich singend im Kreise. Die heutige Spielweise scheint verkümmert zu sein.

7. :,: Beim fröhlichen Spiele :,:
Wenn der eine verschwindet,
Kommt der andre hinzu.*
Nun musst du erraten,
Erraten, wer's ist!**
Freundin, du hast N. geraten!

Die Spielerinnen bewegen sich im Kreise. Eine Mitspielerin steht mit geschlossenen Augen inmitten des Kreises. Bei * stellt eine zweite sich hinter die erstere. Diese muss bei ** raten, wer hinter ihr steht. Errät sie es, so wird sie bei der letzten Zeile von dieser abgelöst; errät sie es nicht, so beginnt das Lied von vorne.

8. Wir treten auf die Kette,
Dass die Kette klingt,
Wir haben einen Vogel,
Der so schöne singt.
Der Vogel, der heisst Nachtigall,
Er hat gesungen sieben Jahr,
Sieben Jahre sind herum,
Einmal herum, zweimal herum,*
Liebes Anna (N), dreh' dich herum!

Anna (N) hat sich herumgedreht,
Hat den ganzen Kreis verdreht.

Bewegung im Kreise. Bei * dreht das genannte Kind sich um. Das Lied wird so oft wiederholt, bis alle Kinder sich gedreht haben.

9. Die Tyroler sind lustig, die Tyroler sind froh,
Sie trinken ein Gläschen und machens dann so:
Erst dreht sich das Weibchen, dann dreht sich der Mann,
Dann fassen sich beide und tanzen zusamm'n.
Die Tyroler sind lustig, die Tyroler sind froh,
Sie verkaufen ihre Federn und schlafen auf Stroh.
Rudiridirallala, rallala, rallala,
Rudiridirallala, rallalala.

Die Kinder drehen sich im Kreise und machen die in Vers 2 bis 4 genannten Bewegungen. Bei Vers 7 klatschen sie in die Hände.

10. Schön Annchen an der Mühle
Sass eines Abend müde
Auf ihrem Rad und spann.
Kaum hat sie angefangen,
Da kam ein Herr gegangen*,
Ein Ritter jung und schön.
„Als Fürstin sollst du leben,
In Seid und Sammet schweben,
Mit Gold und Edelstein
Sollst du geschmücket sein!
Ein Hütlein sollst du haben
Mit Seid und Samt gezieret
Und einen Ring dazu.
Einen Wagen sollst du haben
Mit Samt und Seid beschlagen
Und einen Ring dazu."

Die Spielerinnen bewegen sich im Kreise. Eine geht in den Kreis. Bei * verlässt sie den Kreis, nimmt eine Mitspielerin an der Hand und geht mit ihr um den Kreis.

11. Blauer, blauer Fingerhut,
Hätt man Geld, das wär wohl gut,
Blumen alle Tage!
Jungfrau, sie muss tanzen
In dem grossen Kranze!
Jungfrau, sie muss stille stehn
Und sich einen wählen!
Wähle, wen du willst!
Schäflein, Schäflein, kniee dich
Hin zu meinen Füssen!
Denn du hast versprochen,
Meinen Mund zu küssen!
Mach dich fort, mach dich fort!
Ich mag nicht mit dir tanzen.

Aufstellung und Bewegung im Kreise. „Die Jungfrau" steht im Kreise. Die Weise des Spiels ergibt sich aus den Worten.

12. Es kommt ein Bauer aus Bayerland, kia, kia, hopp!
:,: Er führt einen Esel an seiner Hand, kia, kia, hopp! :,:

Was hat er auf dem Eselein?
Einen grossen Sack voll Leinewand.

Was will er mit der Leinewand?
Er geht damit zum Schneiderlein.

:,: Guten Tag, guten Tag, mein Schneiderlein :,: ho ho

:,: Jetzt muss ich zu der Frau Annebell :,: ho ho

Guten Tag, guten Tag, Frau Annebell! ho ho
Wie steht mir denn mein Kittelein? ho ho

Es steht dir gôt on doch net gôt!
Dann muss ich wieder zum Schneiderlein!

Guten Tag, guten Tag, mein Schneiderlein,
Du hast geschnitten im Mondenschein!

Hast du's geschnitten im Mondenschein,
Ich hab's gezahlt im Sonnenschein.

Im geschlossenen Kreise stehen Rücken gegen Rücken der Schneider und Frau Annebell (Anna Sibilla). Der Bauer geht mit seinem Esel (eine Mitspielerin, der in gebückter Stellung eine Schürze übergehängt wird) bei den entsprechenden Versen zum Schneider und zur Frau Annebell.

13. Ting, tang, Tellerrang![1])
Rosenmillionen!
Sass auf hohem Throne
Eine Königstochter,
Hat ihr Haar geflochten.
Kann man sie nicht sehn,
Muss man Steine brechen.
Erster Stein, den will ich nicht,
Zweiter Stein, den mag ich nicht,
Dritter Stein soll mit mir gehn!

Eine Spielerin kniet sich auf den Boden (Königstochter). Die übrigen stellen sich als Mauer um dieselbe. Eine andere Spielerin geht während des Singens um die Mauer; am Schluss des Gesanges schlägt diese einen Stein der Mauer; die Geschlagene geht mit um die Mauer. Das Liedchen wird so oft wiederholt, bis die Königstochter befreit ist.

14. Schön Anna sass am Breitenstein, Breitenstein, Breitenstein,
Schön Anna sass am Breitenstein, Breitenstein.

[1]) Man beachte bei diesem hübschen Kinderliede, das wie das Dornröschenspiel den Jahresmythus weiterführt, die hübschen Alliterationen, den klangvollen Vokalwechsel und den vierhebigen Rythmus.

Sie kämmte sich ihr goldnes Haar, goldnes Haar,
Und als sie damit fertig war, [goldnes Haar[1]).
Dann fing sie an zu weinen[2]).
Da kam ein stolzer Fähnerich[3]).
Ach, Anna, warum weinest du?
Ja, weil ich heute sterben musst[4]).

Da zog er aus der Tasche
Ein langes breites Messer
Und stiess damit die Anna tot;
Dann zog er wieder weiter.
Da begegnet ihm sein Bruder Karl[5]).
Was siehst du heut so blutig aus?
Wir haben eine Taub' geschlachtet.
Was soll das für 'ne Taube sein?
Das soll die schöne Anna sein.
Schön Anna wird ins Grab gelegt,
Der Fähnrich wurde aufgehängt.
Schön Anna war ein Engelein,
Der Fähnrich war ein Bengelein.

Die Kinder gehen singend im Kreise um die in der Mitte des Kreises stehende „schöne Anna". Diese ahmt das Kämmen und Weinen bei [1]) und [2]) nach. Bei [3]) tritt der „Fähnrich", der bisher ausserhalb des Kreises sich befand, zu Anna. Bei [4]) stösst er sie nieder, bei [5]) begegnet ihm sein „Bruder Karl".

15. Wir Kinder, was spielen wir, was
Auf dem herrlichen Plätzchen von Gras?
Wir denken, wir springen herum,
Denn das Sitzen macht träge und dumm.
Rasch, rasch, angefasst und schnell herumgesprungen,
Frisch, frisch, aufgepasst, ein muntres Lied gesungen!

Aufstellung im Kreise; bei den Zeilen 1, 2, 3, 4 bewegen die Kinder sich langsam, bei 5 und 6 springen sie schnell.

16. :,: Es war einmal ein Mann :,:
Es war einmal ein Kirmesmann, zi za Kirmesmann,
Es war einmal ein Mann.

:,: Der Mann nahm sich 'ne Frau :,: usw, wie 1.

:,: Die Frau nahm sich ein Kind. :,:

:,: Das Kind nahm sich 'ne Magd. :,:

:,; Die Magd nahm sich 'nen Knecht. :,:

:,: Der Knecht nahm sich ein Pferd. :,:

:,: Da waren sie alle kirmesfroh. :,:

Die Spieler fassen sich zum Kreise an und drehen sich während des Singens. Der „Mann“ stellt sich in die Mitte; aus dem sich drehenden Kreise nimmt er sich die „Frau“. Diese nimmt sich das Kind usf.

17. Zwischen Köln und Paris,
Wo die neue Mode ist.
So tun die Häärcher (Herren) — (Hutlüften)
So tun die Damen — (Schwenken)
So tun die Schuster — (Klopfen)
So tun die Waschweiber — (Waschen und Schwätzen)
So tun die Näschen (Näherinnen) — (Nähen)
So tun die Engelein — (Kopf zur Seite wie zum Schlaf halten)
So tun die Düvel — (Zunge herausstrecken).

Die Spielerinnen bewegen sich im Kreise rund und lassen sich nach jeder Zeile los und machen die in ( ) angedeutete Bewegung.

18. 1. Es kamen zwei Nonnen aus Ninive; Juchheisa [vivilatus!
2. Was wollen die Nonnen aus Ninive? Juchheisa [vivilatus!
1. Sie wollen eine Jungfrau haben
2. Was soll das für 'ne Jungfrau sein?
1. Das soll die schöne Anna (N) sein.

Die Spielerinnen bilden zwei Reihen und stellen sich gegeneinander auf. 1. singt im Vorgehen die eine, 2. die andere Reihe. Vor dem Rückwärtsgehen wird jedesmal eine Verbeugung gemacht. Die in der letzten Zeile Genannte der zweiten Reihe geht mit dieser zurück. Das Lied wiederholt sich so oft, bis die zweite Reihe keine Spielerinnen mehr hat.

19. Adam hatte sieben Söhne,
Sieben Söhne hat Adam.
Sie assen nicht.
Sie tranken nicht,
Sie machten alle so: (Verbeugen).

Die Kinder singen, indem sie sich im Kreise bewegen. Bei jeder Wiederholung machen sie etwas anderes: Finger an die Nase, Zunge strecken, u. a. möglichst spasshafte Bewegungen.

20. Es war einmal ein kleiner Mann — he — juchje
Der nahm sich eine grosse Frau — no no no nopsasa.

Die Frau, die wollt zum Markte gehn,
Der kleine Mann wollt auch mitgehn

Kleiner Mann, du bleibst zu Haus,
Du spülst mir heut die Schüsseln aus.

Hinterm Ofen auf der Bank
Steht ein Topf mit Milch im Schrank.

Als die Frau vom Markte kam,
Stand der Mann und leckte dran.

Da nahm die Frau den Besenstock
Und schlug den Mann wohl auf den Kopf.

Die Spielerinnen bewegen sich singend im Kreise. Die „Frau“ und der „Mann“ stehen im Kreise; die „Frau“ verlässt den Kreis und geht zum Markte, bewegt sich ausserhalb des Kreises und kehrt dann wieder zu demselben zurück. Die angedeuteten Bewegungen innerhalb der einzelnen Strophen werden nachgeahmt,

21. Es war einmal ein Vögelein — fi-fi
Das hat zwei goldne Flügelein — fi-fi.
Das Vögelein flog ins Gebüsch,
War sorgenfrei und pfiff so frisch fi-fi.

Da kam die Mutter zu ihm her
Und sprach: Kind, komm, Kind, komm!
Das Vögelein flog ins Gebüsch
War sorgenfrei und pfiff so frisch – fi-fi.

Da kam der Jäger her und schoss
Mit Kraft aus dem Gewehr: piff paff!
Das Vögelein, von Blut so rot,
Fiel von dem Ast, war plötzlich tot. o weh, o weh!

So gehts, wenn man nicht hören will o seht!
Den Ungehorsam straft Gott bald,
Das Schicksal folgt ihm überall
:,: O seht, o seht, o seht :,:

Aufstellung zum Kreise. Das „Vöglein“ bewegt sich flatternd in demselben. „Mutter“ und „Jägersmann“ befinden sich ausserhalb des Kreises.

22. Gân weckele — Strömbche strecke
Die Spieler singen diesen Vers, indem sie sich in Flankenreihe an den Röcken fassen und zu einem Knäuel zusammenwickeln. Ist der Knäuel fest, so gibt der Letzte ihm einen Stoss und alle fallen zu einem Haufen zusammen

23. Adam wollte sich erquiecken (töten),
Aber dieses wollte sich nicht schicken.

Guten Tag, mein liebevolles Mädchen,
Reiche mir dein zuckersüsses Händchen!

Fein gewendet, fein geschwendet,
:,: Lebe wohl :,: das soll unsre Freundschaft sein.

Die Spielerinnen stellen sich in zwei Stirnreihen gegeneinander. „Adam“ bewegt sich zwischen den Reihen. Das „Mädchen“ nimmt er aus einer der Reihen, dreht sich mit ihm und nimmt dann Abschied.

24. „Alle meine Gänschen, kommt nach Haus!“
„„Wir kommen nicht.““
„Warum denn nicht?“
„„Der Fuchs ist da.““
„Was will er denn?“
„„Uns holen.““
„Alle — meine — Gänschen, kommt — nach Haus!!“

In eine Stirnreihe stellen sich die Gänschen auf. Ihnen gegenüber steht der Fuchs (oder bei einer langen Reihe mehrere Füchse). Hinter den Füchsen steht die „Gänsemutter“. Bei dem letzten energischen Ruf der Mutter laufen die Gänschen zu ihr hin. Wen der Fuchs erhascht, ist gefangen. Sind alle gefangen, so ist das Spiel aus.

25. Kommt ein Vogel geflogen,
Setzt sich nieder auf mein Fuss,
Hat ein Zettel im Schnabel
Von der Mutter ein'n Gruss.

Lieber Vogel, flieg weiter,
Nimm ein'n Gruss mit und ein'n Kuss,
Denn ich kann dich nicht begleiten,
Weil ich hier bleiben muss!

Aufstellung und Bewegung im Kreise. Der „Vogel“ fliegt im Kreise; er trägt zwischen den Lippen einen Zettel. Bei Zeile 2 setzt sich der Vogel zu einer Mitspielerin nieder. Alle übrigen stehen still. Das Kind nimmt ihm den Zettel aus dem „Schnabel“, und der Vogel fliegt bei Strophe 2 weiter.

26. :,: Zum Kruff dodorch :,:
De letzte moss bezahlen!

Zwei Kinder (meist Knaben), die vorher zwei bestimmte Wörter — Engel und Düvel, Gaffel und Metz, Sonn und Mǫnd, Hüs und Schüer — o. a. geheim verabredet haben, stellen sich so gegeneinander, dass ihre verbundenen und aufgehobenen Hände eine Brücke bilden. Die übrigen stellen sich in Flankenreihe auf und gehen unter stetem Absingen der obigen Zeilen unter der Brücke her; der letzte wird festgehalten. Der Festgehaltene wird leise gefragt: Engel oder Düvel, Gaffel oder Metz, Biercher oder Äppelche? Entscheidet er sich, so kommt er zu dem, dessen Losungswort er wählte. Die Reihe geht von neuem durch; immer wird der letzte festgehalten. Sind alle verteilt, so sind die einen die „Engel“, die andern die „Düvel“. Nun findet ein Wettkampf statt. Auf die eine Seite eines Striches stellen sich in Flankenreihe die Engel, auf die andere Seite die Düvel. Der Hintermann fasst stets seinen Vordermann mit vorn geschlossenen Händen um den Leib; der erste in der einen Reihe fasst mit beiden Händen den ersten der andern Reihe. Einer zählt: 1, 2, 3! Auf drei ziehen nun alle. Diejenige Reihe, die über den Strich gezogen wird, hat verloren.

27. :,: Macht auf das Tor :,:*
Es kommt ein grosser Wagen.
:,: Wer sitzt darin? :,:
Ein Mann mit goldnen Haaren.
:,: Was will der dann? :,:
Er will das Anna (N) holen.**
:,: Was hat es denn getan?:,:
Das Anna hat gestohlen.

Die Spielerinnen drehen sich im Kreise. Eine Spielerin steht ausserhalb des Kreises. Bei * heben alle die Hände hoch und öffnen die Tore des Kreises. Die genannte Spielerin geht durch ein Tor in den Kreis und holt bei ** die bezeichnete andere Spielerin. Beide fassen sich an und gehen in Schlangenlinie durch die offenen Tore des Kreises.

28. :,: Stiefel musst sterben,
Bist noch so jung, jung, jung! :,:
Wenn das der Absatz wüsst,
Dass der Stiefel sterben müsst.
Stiefel musst sterben,
Bist noch so jung!

29. Schöttel am Bömche, da fallen de Biercher,
Grietche halt et Schüßche op!

30. Adeledche, do kütt hę ad weder, do kütt he ad weder
Möm Lemmetsgahn.
Adeledche, do kütt hę ad weder möm Gân.
Han ech der et net gesât,
Dä Mattes wid Zaldat (oder „dat ech de Zupp net mōt")
Adeledche, :,: do kütt hę ad weder :,: möm Gân.

31. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
Jeder muss sein Mädchen lieben,
Es mag sein
Gross oder klein,
Es muss doch geliebet sein.

32. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
Wo is denn mein Schatz geblieben,
Is nich hier, is nich da,
Is wohl in Amerika.

33. Ongen em dörp on ovven em dörp,
Do wonnen e paar âler wîver,
Di en de dräht de Kaffemöll
Die ander öhs am kîve (schimpfen).

34. Polka, Polka tanz ich gern,
Aber nur mit feinen Herrn,
Haben die Herrn kein Handschuh an,
Ich nicht Polka tanzen kann.

Nr. 28, 29, 30, 31, 32, 33 und 34 sind Tanzliedchen, bei denen die Kinder frei umherspringen.

35. Als ich einmal reisete,
Reist ich nach Jerusalem;
Da war ich der Kleinste
Von dem ganzen Land.
Herren und Damen standen,
Standen wohl vor meiner Tür,
Wollten sich beschauen
Das kleine Murmeltier.
Murmeltier kann tanzen, eins, zwei drei, vier,
Murmeltier kann tanzen, das kleine Murmeltier.

Aufstellung zum Kreise. In der Mitte steht das „Murmeltier". Der Kreis bewegt sich singend. Bei „Murmeltier kann tanzen usw." bleiben die Spielerinnen stehen und klatschen während des weiteren Gesanges taktmässig in die Hände, während das Murmeltier tanzt.

36. Müller, hast du nichts zu mahlen?
Deine Mühle steht fast still,
Du musst mir den Roggen mahlen,
:,: Ei, so mahle doch geschwind! :,:

Mutter, hast du nichts zu mahlen?
Deine Mühle steht fast still.
Ich will dir den Kaffee mahlen,
:,: Sieh, ich mahle ganz geschwind :,:

Müller, hast du nichts zu sägen?
Deine Säge steht fast still.
Du musst doch den Pacht bezahlen,
:,: Ei, so säge doch geschwind! :,:

Müller, hast du nichts zu schlagen?
Deine Mühle steht fast still.
Du musst mir noch Öl heut schlagen,
:,: Ei, so schlage doch geschwind. :,:

Aufstellung und Bewegung im Kreise. Der „Müller“ steht im Kreise. Er und alle Mitspielenden ahmen die verschiedenen Bewegungen der Mühle nach.

37. Taler, Taler, (Ringlein) du musst wandern,
Von dem einen zu dem andern!
Ei, wie schön, ei, wie schön,
Lässt er sich 'ne Nase drehn.

Die Kinder bilden einen geschlossenen Kreis; die Hände sind auf dem Rücken. Gehend oder stehend singen sie das Liedchen, indem sie einen platten Stein (Taler) hinter dem Rücken weiter geben. Der Sucher, der im Kreise steht, muss beim Aufhören des Singens den Taler suchen. Findet er ihn beim ersten, bei dem er anfragt, so muss dieser suchen, im andern Falle muss er selbst nach dem neuen Absingen das Suchen wiederholen.

38. Zucken: Die Spieler oder Spielerinnen stellen sich zu einer Reihe auf. Einer stellt sich als „Einschenker“ mit dem Gesicht gegen die Reihe gewandt in einiger Entfernung auf und wirft einen Ball. Er ruft dabei einen Knaben- oder Mädchennamen. Wer bei einem Knabennamen (oder wenn die Spieler Knaben sind, bei einem Mädchennamen „zuckt“, (d. h. die Hände zum „Schnappen“ des Balles hebt) oder wer im umgekehrten Falle zum Fangen nicht bereit ist, kommt auf den untersten Platz der Reihe.

39. In einem Loch (Kuhle), das von den Spielern umstanden ist, liegt ein Ball. Von einem angefangen bis zum fünften sprechen die Spieler:

1. Balle, Balle, Kuhla!
2. Schnipp, schnapp, schnula!
3. Höngen de Hand! (Hände auf den Rücken).
4. Wer?
5. Joseph oder N!

Joseph nimmt nun schleunigst, während die Mitspieler weglaufen, den Ball und sucht einen zu treffen. Trifft er, so erhascht der Getroffene den Ball, läuft zur „Kuhle“ und versucht dasselbe. Wer nicht trifft, ist „draus“ und muss warten, bis alle „draus sind“ und ein neues Spiel beginnt.

40. Krîe-Spiel. Es ist dies dasselbe Spiel, wie das im Turnleitfaden angeführte „Haschen“ oder „Zeck“.

41. Kettenspiel. Wer durch „Abzählen“ dazu bestimmt worden ist, das Spiel anzufangen, läuft mit gefaltenen Händen aus einer abgegrenzten Ecke den fliehenden Mitspielern nach und schlägt einen derselben. Beide laufen dann in die Ecke zurück, fassen sich an und fangen einen dritten. Nach jedem Fange löst sich die „Kette“ auf und jeder sucht so schnell wie möglich die Ecke zu erreichen. Während des Zurücklaufens, das auch erfolgt, wenn die Kette zerreisst, werden die Hascher von den Mitspielern mit Schlägen (Püffen) traktiert.

42. Fuss uss dem Loch. Dasselbe Spiel wie das „Fuchs ins Loch“ des Turnleitfadens.

43. Katz on Mûs. Siehe Turnleitfaden „Katze und Maus“

44. Jakob, wo bist du? Siehe dasselbe im Turnleitfaden.

45. Plumpsack. Siehe ebendort.

46. kûz drîve. Siehe das im Turnleitfaden stehende „Treibball“. Statt des Balles nehmen die Kinder meist einen runden Stein[1].

In der Volkskunde, die nach und nach beginnt, sich zu einem gesetzmässigen System zu verdichten, redet man so

---

[1] Die Klieker-, Ball- und Versteckenspiele sollen später in einer besonderen Zusammenstellnng folgen.

gern von einer Volksseele. Ihr Wesen und ihre Äusserungen bilden die Volkspsychologie. Haben wir uns aber daran gewöhnt, von einer Volkspsychologie zu reden, dann dürfen wir jedenfalls auch von einer Volks-Kinderpsychologie sprechen. Diese Kinderpsychologie dürfte neben dem Märchen nirgends besseres Material finden als in dem Kinderspiele. Das Leben des Kindes — man kann dabei freilich nur an das von der Natur in dieser Hinsicht bevorzugte Landkind denken — ist Spiel. In der Zeit der Naturalwirtschaft liess sich dieses glückliche Kinderleben allenthalben finden, im Zeitalter des Weltverkehrs aber, wo auch der entlegenste Erdwinkel seine Chaussee und Eisenbahn besitzt und dadurch der Grossstadt angegliedert wird, ist es fast verschwunden. Wie lange wird es noch dauern, und es heisst: „Es war einmal“ und noch eine Spanne und „Alles ist verschwunden“!

---

# Einige Burscheider Lieder und anderes.
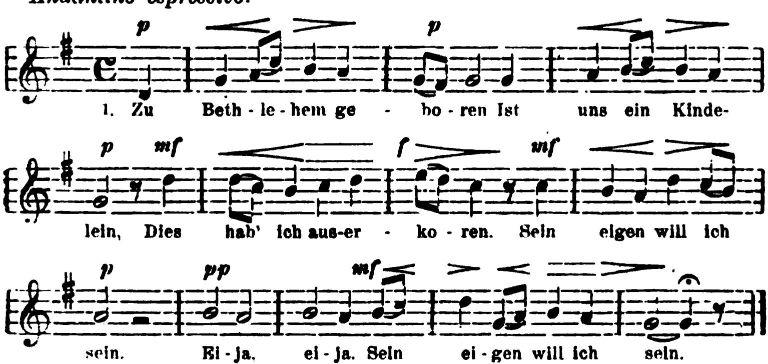
Von **Dr. Passbender,** Altona.

---

## Das Burscheider Weihnachtslied.

Zu meiner Überraschung enthält das alte bergische Kirchenliederbuch (vor mir liegt: „Singende und Klingende Berge, das ist: Bergisches Gesang-Buch, Bestehend In 630 auserlesenen, Geist- Krafft- und Trost-reichen, so wol alten als neuen Psalmen und geistlichen lieblichen Liedern. Für die Evangelische Ohnv. Augspurg. Confession zugethane Gemeinden derer Hertzogthümern Gülich und Berg, Zu Erweckung heiliger Andacht / Uebung wahrer Gottseligkeit / und Christordentlichem Gebrauch / bey dem privat und öffentlichem Gottes-Dienste / Mit besonderem Fleiss zugerichtet / Und nebst einem kurtzen Gebeth-Büchlein, zum Druck befördert durch das Evangelisch-Lutherische Ministerium in den beruhrten Hertzogth. Gülich und Berg. Mülheim am Rhein / bei Peter Abrah. Proper sel. Wittwe und Erben. 1759.“ Damit in demselben Bande vereinigt: „Der Singenden und Klingenden Berge anderer Theil welcher als ein Anhang zu dem Bergischen

Gesang-Buch nach der Ordnung des ersten Theils zum öffentlichen und besondern Gebrauch der Evangel. Luther. Gemeinen in den Herzogthümern Jülich und Berg mit vielem Fleiss ausgefertiget von dem Evangelisch-Luther. Ministerio daselbst Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung. 1770.")*) das alte schöne Burscheider Kressliet (Christlied) nicht. Dann müssen Text und Melodie sehr bekannt gewesen sein, denn es macht ein wesentliches und höchst wichtiges Stück des Gottesdienstes „en der Kressnäet" aus:




1. Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindelein,
Dies hab' ich auserkoren, sein eigen will ich sein.
Eija, eija, sein eigen will ich sein.

2. In seine Lieb' versenken will ich mich ganz hinab.
Mein Herz will ich ihm schenken und alles, was ich hab'.
Eija, eija, und alles, was ich hab'.

3. O Kindelein, von Herzen dich will ich lieben sehr,
In Freuden und in Schmerzen, je länger mehr und mehr.
Eija, eija, je länger mehr und mehr.

4. Dazu dein' Gnad' mir gebe, bitt' ich aus Herzensgrund,
Dass ich allein dir lebe jetzt und zu aller Stund'.
Eija, eija, jetzt und zu aller Stund'.

---

*) Charakteristisch und wohl nicht zufällig ist der Unterschied in der Zweckangabe des 1. Teiles (1759) und des „Anhanges" (1770.) In ersterem soll das Buch beim privaten und öffentlichen Gottesdienste gebraucht werden. Der private Gottesdienst ist noch die Hauptsache. Der Anhang soll zum öffentlichen und besonderen Gebrauch der Gemeinden dienen.

5. Dich wahren Gott ich finde in meinem Fleisch und Blut.
Darum ich denn mich binde an dich, mein höchstes Gut.
Eija, eija, an dich, mein höchstes Gut.

6. Lass mich von dir nicht scheiden, knüpf' zu, knüpf' zu das Band
Der Liebe zwischen beiden, nimm hin mein Herz zum Pfand.
Eija, eija, nimm hin mein Herz zum Pfand.

Das Lied ist abgedruckt in zwei neueren Sammlungen: 1. Weihnachtslieder und Choräle, bearbeitet von Siewert, Offenbach bei André, Nr. 33, und 2. Weihnachtsalbum, bearbeitet von Pache, Leipzig bei Eulenburg. Nr. 20.

Diese zweite Ausgabe ist nur eine verstümmelte Wiedergabe. Es fehlt das charakteristische Eija und einige Verse des Textes; auch das musikalische Arrangement ist bei der ersteren bedeutend besser und den Worten prächtig angepasst.

Die Kressnä^e^t war vielleicht die unruhigste Nacht des ganzen Jahres. Am Abende vor Weihnachten („heiliger Abend“ sagt man nicht), am „Kressǫ^e^vend legt noch alles die letzte Hand an die Geschenke, namentlich aber an den „Kressbōm“. Die Kinder schliefen vor freudiger Erwartung und Aufregung nicht, sondern lauschten auf die Vorgänge und Geräusche im eigenen Hause und das Laufen draussen auf der Strasse und die Türglocken der Läden, von denen die meisten die ganze Nacht geöffnet blieben, denn an viel Schlaf war so nicht zu denken: Teilweise schon um Mitternacht, dann schon wieder um 4 und 5 Uhr verkündeten die Kirchenglocken den Anbruch des frohen Tages. Um 6 Uhr endlich riefen sie in „de Kressnä^e^t“, den Gottesdienst. Was der Besuch eines solchen um diese Nachtzeit in einer ländlichen Gemeinde, deren Bereich sich nach jeder Richtung über eine Stunde weit erstreckt, bedeutet, kann man sich ausmalen. Herrlich war der Weg, wenn sich ein sternenklarer Winterhimmel über den vor Frost knisternden Schnee ausspannte und dann natürlich am seligsten die Feststimmung. Das gab wirklich echtes und rechtes Weihnachtsgefühl. Schon die Verabredungen und Vorbereitungen zu dem unter so besonderen Umständen zu machenden Wege, der Gang durch die kalte frische Morgenluft mit Verwandten, Freunden und Nachbarn, aus allen Häusern von weitem die Lichter schimmernd (war

das Wetter dunkler, strebte man auf allen Wegen mit Laternen-Irrlichtern der Dorfkirche zu), das feierliche Glockengeläute, die in vollem so festlichen Lichterglanze strahlende Kirche (ausser den Kerzen des grossen Weihnachtsbaumes vor dem Altare brannten solche bei Mangel einer anderen Beleuchtung überall auf den eichenen Bankpulten, wozu in diese passende Löcher eingebohrt waren), die Erwartung eines jeden als Schenkenden und Beschenktwerdenden — und mit den Geschenken ist's wie mit den Orden: je seltener sie gegeben werden, desto höheren Wert haben sie, und unsere Altvorderen waren nicht verwöhnt — auch das Gemüt und die Phantasie kamen diesmal auf ihre Rechnung, die im protestantischen Gottesdienste so sehr zu kurz kommen — auch das härteste Gemüt spürte einen Hauch von etwas Höherem, fühlte sich erhobener, freier, menschlicher, vergebender (und ein bergischer Dickkopf kann so hart sein). Am freudigsten aber leuchteten die Augen unserer Grossmütter, wenn sie erzählten, das dann und dort noch das Kressliet gesungen worden war, bei dem „ordentlich gewiegt“ worden: Heija popeija (so wird es im Refrain wohl ursprünglich auch gelautet haben). Man sieht das Christkindchen in der Wiege geschaukelt, wie dies in Wirklichkeit früher auch mit einer Puppe geschehen sein soll. Wir werden damit fast in die Zeit der Mysterien versetzt, wo ja die ganze Weihnachtsgeschichte vor dem Altare aufgeführt wurde, wo die Esel, die als Reittiere der heiligen 3 Könige mit erschienen, so dressiert waren, dass sie an der gehörigen Stelle auch auf die Knie fielen und das Christkind mit anzubeten schienen.

Wehe aber, wenn anhaltendes Regen- oder gar Tauwetter die grundlosen Lehmwege für den Gang nach der Christnacht aufgeweicht hatte. Für solche Fälle war fürsorglich am Eingange zu dem die Kirche umgebenden Friedhofe ein überwölbter Torbogen mit einem grossen eisernen Roste darunter angebracht, auf dem dann der Lehm der Stiefel möglichst zurückgelassen werden musste Aber das Wetter konnte die Stimmung nie ganz verderben. auch gehörte eigentlich zum Feste gewohnheitsmässig mit, dass die Flegeljahrenjugend sich sofort nach dem Gottesdienste mit Gepolter auf die Kerzenstümpfe stürzte, um an ihnen dasselbe Ver-

brechen zu begehen, dessen sich Voltaire am Berliner Hofe schuldig gemacht haben soll, d. h. sie für ihre Zwecke (hier am eigenen Christbaum) zu verwerten.

Nach der „Kressnäᵉt“, die gewöhnlich um 7—½8 Uhr aus war, gab es dann gewöhnlich noch flink einen Lauf in irgend einen „Wenkel“, einen Kram- oder sonstigen Laden, um irgend eine vergessene Kleinigkeit für das Christkindchen nachzuholen, und dann ging es eiligst nach Hause zum Bescheren.

In Burscheid ist noch immer um 6 Uhr am Weihnachtsmorgen Gottesdienst und vieles von dem Geschilderten mag heutigen Tages noch zutreffen, aber von dem Kresslieᵉt hört man nur noch wie von einer fernen frommen Sage. Es ist ja auch so kindlich dieses „Eija!“ Wir leben im Zeitalter des Praktischen, wo die schönen holzgeschnitzten ehrwürdigen Tabernakel aus den Kirchen hinausgeworfen werden und ein feuerfester Schrank dafür eingemauert. Fürwahr ein merkwürdiges Beginnen, dass man jetzt aus dem neuen Gesangbuche die zum grossen Teile doch gar nicht so ungeschickten Modernisierungen der Lieder hat verschwinden lassen und nun wieder die alten Texte einsetzt mit all den jetzt vollständig unbrauchbaren, für gewöhnliche Leute gar nicht zu verstehenden Wendungen. Wenn wir auch anfangen, uns auf die Vergangenheit unserer Heimat zu besinnen, ihre Geräte usw. sammeln, und ihrer Sitten und Gebräuche erinnern, sprachlich können und werden wir den meistens recht grossen Schritt nicht wieder zurück machen. Das geringste ist noch, dass sich treue Kirchengänger das alte und das neue Gesangbuch mit zur Kirche nehmen, aus letzterem nach der angeschlagenen Nummer das Lied heraussuchen und das dann aus dem alten singen. Welche Verwirrung erst bei solchen, die als Präparanden, Seminaristen, Lehrer, Schüler höherer Schulen vielleicht wiederholt aus einem Gebiete ins andere versetzt werden.

---

## Die Mädchen- oder Mailehen.

Von **Heinrich Niessen**-Odenkirchen.

Eine eigenartige, uraltem Herkommen entstammende Sitte hat sich in verschiedenen Teilen der südlichen Rhein-

provinz bis weit in das vorige Jahrhundert, stellenweise noch, wenn auch erheblich abgeschwächt und nicht mehr ganz in den früheren Formen, bis in die letzten Jahrzehnte erhalten: die sogenannten Mädchen- oder Mailehen. Die Sitte selbst ging dahin, dass die erwachsenen unverheirateten Dorfburschen sich alljährlich im Frühlinge, an der Fastnacht oder vor der Kirchweihe, die Mädchen zum Tanze bei den Kirchweihen und etwaigen sonstigen Festen auf ein Jahr bestimmten. Die auf diese Weise zusammengebrachten Paare wurden Mädchen- oder, wo die Bestimmung am 1. Mai erfolgte, Mai-Lienen (Lehen) genannt. Der Brauch fand sich bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts noch in verschiedenen Ortschaften in der Gegend von Bonn, in vielen Dörfern der Eifel, an der untern Saar, dem angrenzenden Hochwald und in Ortschaften bei Wetzlar; vereinzelt findet sich die Sitte auch wohl heute noch in diesen Bezirken, wenn auch in sehr abgeschwächter Form. Die Art und Form, wie bei den Lehen verfahren wurde, war verschieden. In den Ortschaften bei Bonn versammelten sich einige Zeit vor der Kirchweihe die unverheirateten jungen Männer, um das sog. Lehn abzuhalten. Der gewandteste Bursche rief sämtliche Mädchen des Dorfes namentlich aus, dabei die Anwesenden zum Bieten aufmunternd. Mit den anerkannt Schönsten wurde begonnen und dann ging es die Stufenleiter abwärts bis zu den mit körperlichen Vorzügen am wenigsten Ausgestatteten. Dabei ereignete es sich schon, dass die letzteren trotz aller Lobpreisungen des Ausrufenden keinen Liebhaber oder Bieter fanden.

In den Ortschaften der Eifel, wo der Brauch herrschte, versammelten sich die Dorfburschen meist am Abende des 1. Mai auf dem Hauptplatze des Dorfes oder auch etwa auf einer dem Dorfe nahegelegenen Anhöhe. Nach gepflogener Beratung rief der dazu bestimmte Bursche mit lauter, weithallender Stimme: „Der . . . . . und die . . . . . sollen Mai-Lienen sein! Seid ihr dess alle zufrieden?“, worauf die Anwesenden mit lautem „Ja“ zu antworten pflegten. War aber gegen das Ausgebot Gegnerschaft vorhanden, und wurde die Zahl der verneinenden Stimmen für hinreichend gehalten, so wurde neuer Rat gepflogen und ein neuer Ruf verkündete

die neue Bestimmung, bis reiner voller Jaruf Einstimmigkeit bekundete. Auf ein allgemeines lautes „Ja“ wurde viel gehalten; einem systematischen Gegner hätte es auch übel ergehen können.

In andern Orten der Eifel wieder versammelten sich die Dorfburschen in geschlossener Gesellschaft, um die vorhandenen Tänzerinnen, wozu von Rechts wegen alle erwachsenen Mädchen zählten, eine nach der andern auszubieten und dem Meistbietenden zuzuschlagen. Mit der Besten wurde der Anfang gemacht. Geschah auf eine kein Gebot, so wurde sie zurückgestellt. Wenn jeder Bursche sein Mädchen hatte, so wurde der Rest „Rummel“ genannt, in Bausch und Bogen einem der Anwesenden zugeschlagen; zuweilen war dies ein Spekulant, der noch etwas Wertvolles im „Rummel“ kannte, oder irgend einer, der glaubte, weniger gebunden zu sein, wenn er viele habe. Von Rechtswegen hatte der Ansteigerer des „Rummels“ gegen jede seiner Erworbenen dieselben Schutzpflichten, wie jeder andere Bursche gegen das einzige Mädchen, das er sich mit seinem Gelde errungen hatte. Betont zu werden verdient, dass es kaum bekannt geworden, dass die Mädchen es sich untereinander vorgeworfen, zum „Rummel“ zu gehören. Jede wird schon an sich selbst gedacht haben, dass es ihr noch nicht verbrieft sei, nicht selbst einmal darin zu kommen.

An der Saar ging es bei dem Lehnausrufen folgendermassen zu: Am zweiten Sonntag vor Fastnacht oder auch tags vor Fastnacht versammelten sich abends bei Laternenlicht die unverheirateten jungen Burschen, nachdem sie vorher eine Liste der zusammenzubringenden Paare aufgestellt, auf einer beim Dorfe gelegenen Anhöhe. Mit lauter Stimme wurde dann von einem der Burschen ausgerufen: „Ich geb’, ich geb’!“ Von der andern Seite der Anhöhe frägt dann ein anderer: „Wem gibst du denn?“ Der erste: „Ich gebe die N. N. dem X. X.!“ Darauf antwortet es: „Das ist wohlgetan!“ oder auch: „Das war recht!“ So geht es weiter, bis alle Paare ausgerufen sind. In den an der Saar sich gegenüber liegenden Ortschaften Mettlach und Keuchingen ging das Lehnausrufen früher also zu: Am zweiten Sonntag vor

Fastnacht zogen sämtliche Burschen aus den beiden Ortschaften, nachdem vorher die Lehensliste festgestellt worden, auf der jedem ständigen Burschen ein ständiges Mädchen zugeteilt war, unter Vorantritt der ortsüblichen Musikanten durch den Ort auf die Berge, die Keuchinger auf dem linken, die Mettlacher auf dem rechten Saarufer. Dort wurden alsbald Teertonnen angezündet, aus denen riesige Feuerflammen emporloderten, Berg und Tal weithin hell erleuchtend. Unten an der Saar wie auch auf den, auf dem Flusse sich gerade befindenden Schiffen wimmelte es zur selben Zeit von Neugierigen, Vätern und Müttern, früherer Zeiten gedenkend, ihre Töchter in der Nähe und diese in Erwartung, zu hören, welchem Burschen sie in diesem Jahre zugeteilt würden. Plötzlich erhob sich eine kräftige Stimme in Mettlacher Urdeutsch, welche rief: „Ich geb', ich geb!" — Von der gegenüberliegenden linken Saarseite ertönte es dann: „Gieb wem du willst!" — Auf der rechten Saarseite: „Ich gebe die X. X. dem N. N. dieses Jahr zum Lehen, das andere Jahr zur hl. Ehen!" — Hundertstimmig jenseits: „Das war recht!" Wenn alle Paare bei flotten Spielweisen der Musikanten und dem Knattern der Gewehre ausgerufen waren, wurden zum Schluss die brennenden Teertonnen den Berg hinunter gerollt, die dann in der Saar zischend erloschen. Die Mädchen hatten nun nichts Eiligeres zu tun, als, untereinander wetteifernd, zur Fastnacht ihren Burschen grosse Bretzeln zu überbringen. Daraufhin führte der Bursche „sein Mädchen", begleitet von deren Eltern, zum Tanze und dabei wurde bei Wein oder Bier die Bretzel im Kreise der Bekannten verzehrt.

Das Lehen ging überall, wo der Brauch war, auf ein Jahr. Während dieser Zeit war der Bursche der Beschützer und Ritter seiner „Lehne", nur diese und keine andere sollte er zum Tanze führen und bei andern festlichen Gelegenheiten an ihrer Seite bleiben; nur mit ihm und mit keinem andern durfte sie ohne seine jedesmalige Erlaubnis tanzen. Da bei diesem Aufeinander-Angewiesensein sich häufiger Gelegenheit bot, gegenseitig sich in allen Beziehungen kennen zu lernen, so kamen aus den zeitweiligen Lehen manche Paare dauernd fürs Leben zusammen. Es barg sich somit in dem Brauche

eine Art Heiratsbureau des platten Landes, allerdings in einer ganz eigentümlichen Gestaltung. In das Lehen einbegriffen waren alle jungen Burschen und Mädchen, die sich bis dahin eines guten Rufes erfreuten. Wie sehr man darauf bedacht war, ergibt sich aus einem Gebrauche, der wenigstens an verschiedenen Orten der Eifel geübt wurde. Kam nämlich im Laufe des Jahres ein Mädchen zu Fall und es ergab sich nach einfacher Rechnung, dass sie, als sie bei der letzten Kirchweih den Vortanz um die Dorflinde mithielt, schon ihre jungfräuliche Tugend eingebüsst hatte, so wurde diese Linde oder das etwa um dieselbe befindliche Geländer rein gewaschen und gescheuert und das Pflaster ringsum aufgebrochen und erneuert.

Dort, wo die Ausbietungen mit Geld bezahlt wurden, ward der Erlös gewöhnlich gemeinschaftlich verzecht, diente zur Bezahlung der Musikanten und zur Berichtigung sonstiger Auslagen. Die Ausbietungen, wobei der Vorsitzende gewöhnlich mit eben nicht zarten Ausdrücken die Vorzüge und Mängel der einzelnen Dorfschönen hervorzuheben sich bemühte, wurde mitunter sehr lebhaft, wenn bei dem einen oder andern Mädchen mehrere Burschen in Wettbewerb traten, die dann ihre Ehre darin setzten, möglichst hoch zu bieten, so dass oft ziemlich beträchtliche Summen erlegt werden mussten.

Welchem Zeitalter diese sonderbaren Volksgebräuche entstammen, wie auch die Ursache ihrer Entstehung ist nicht sicher bekannt, doch dürfte der Ursprung gewiss bis in die ältesten Zeiten zurückgehen und ganz einfach sein. Eine Auslegung geht dahin: Wenn zu Beginn des zwölften Jahrhunderts jemand ein ihm genehmes Mädchen fand, das er ehelichen wollte, doch nicht zum Ziele gelangen konnte, so machte er davon dem Ortsherrn Mitteilung. Dieser besass das Recht, die Person, wenn es ihm beliebte, dem andern gewissermassen als Lehen für ein Jahr zuzuweisen, dem dann die Hochzeit folgen sollte. Nur wenige und sehr triftige Gründe konnten die Umgehung der Verordnung zulassen. Die Zusage geschah öffentlich und wurde in Gegenwart und auf Befehl des Ortsherrn durch einen Herold ausgerufen, wodurch beide in den Augen des Volkes als verlobt galten. Aus diesen

habe sich nach und nach die andere Form entwickelt. Wie weit dies der Wahrheit entspricht, ist mir nicht bekannt. Beruht sie auf Wahrheit, so müsste der Gebrauch wohl als eine Folge der Leibeigenschaft angesehen werden. Dass die Sitte auch häufig dazu missbraucht wurde, Burschen und Mädchen dem öffentlichen Gespötte preiszugeben, dürfte nahe liegen, anderseits mag die Sitte aber auch ihr Gutes dahin gehabt haben, dass die Mädchen mehr Gewicht sowohl auf ihre Person im Äusseren, wie auf jene Tugenden legten, die ein Mädchen vor allem zieren. Für unsere Zeit hat der Brauch sich überlebt.

---

# Kleinere Mitteilungen.

## De Wederglok (Gewitterglǭk) zu Denerew.

Von **J. Schreiber**, Trier.

Wann ə schwǫr Dunnerwę̄der an dər Loft as, da lauden se zu Dènərew de Wę̄derglok, da sein āl de Leit beruhigt un glèwə fęst, ət dit ke schǭden, də Bauern ob dən Nǫppəschdèrfern alt mat; se son, dè Glǭk wèr ękstra dorfèr gesę̄nt, un dāt lǫssen se sich net holen. De Pastūr un de Burigemēster hon sich alt dergint obgelǭght, un se kruden 't äwer net ǫwgestalt. (Prigele kruden s' ālen zwin, un et bluw d'rnǫh wie d'rvir.)

Et vèr unsiwetsiger Jǫhr kùm esu e greilich Dunnerwę̄der, et hot Stèn gefāl wie Hühner-aier, un 't wāsser hot də heiser bal mat gehōlt. Dumǫls durəwten s' och net lauden, un wie ət du bas richtig am gāng wǫr, hot kēnen 't mih gewǫght vir de Dir ze gohn, węll 't wē̦der esu greislich gehaust hot. Et hot äwer esu en ǭrige Schǫde gemagh, dat kanns kanner nǭch d'rvǫ bezehlen, un von der zeit ōn hot nemes mih ət Laude bəbōden.

Mat de Glǭk hot ət och nǭch soss en Bewāndnəs; et steht e Spruchen drob, den hir ganz Geschicht bezehlt.

Hei sin ich, hei bliwen ich, den dunner betriwen ich
Maria heschen ich, Jahn von Trier goss mich MCCCCLIII.

Wie am virlge Jǫhrhunnert de Fransuse kûmen de ho von äl de kirlchtēren də Glǫken ərǫw gəschmass un nöh Letseburig geführt fer kanunen dərvon ze (mäghen) gēssen. Dûzemǫl haden de Dener'wer drei schiner Glǭken; èn d'rvon hot de Burlgemēster nǭch gərętt; (h)ə sot, dat wér ken kirlchglǭk, hè mèt sə ho(n) fir Gemèn ze lauden, un domat bluw se hängken. Di anere mudden ālebids erǫw un gûwen ob de Burlg geschlēft, dǫ stungen se mat Hunnerten aus der ganzer Umgęgend ob dem Hǭf. Wie du de Reih drō kûm, dat dè Dènərewer òch mutte fortgeschāft gęn, du sein sə bas an de kollebęrig gefǫhren; do lusen de Pęəd de wǫn hannerrèks gǫn, un də Glok hot an em fort gebrummt: „Hei sein ich, hei bleiwen ich". Sə muden se zreckbręngen, un wie dərnoh də Fransûse fort wǫren, du gûw se' rum obgehangen. Von dem (H)erǫwschmeissen hot se äwer e Sprungk krid, un se klarrt wie en alen, zerrassene kęessel.

---

**Zum kriminellen Aberglauben.** In der Nähe von Detmold in Lippe spielte sich vor nicht langer Zeit eine „Spukgeschichte" ab, die Veranlassung zu einer richterlichen Entscheidung wurde. In einem Hause sollte es nachts zwischen 12 und 2 Uhr nicht recht geheuer sein und fortwährend klopfen, weshalb denn auch ein darin wohnender Mieter ohne Kündigung und ohne seine Miete entrichtet zu haben, auszog. Die Wohnung stand infolgedessen längere Zeit leer; da aber der Vermieter den Schaden nicht tragen wollte, so verklagte er den Mieter, worauf es zur gerichtlichen Verhandlung kam. Zwar sagten Zeugen aus, dass ein Klopfen tatsächlich stattgefunden habe, doch wurde der Mieter zum Schadenersatz und zur Tragung sämtlicher Kosten verurteilt. **Wehrhan.**

---

## Berichte und Bücherschau.

Kraufs, Friedr. S., Anthropophyteia, Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral. Leipzig. Deutsche Verlags-Aktien-Gesellschaft. 1905. XVI und 480 S. 30 Mk. II Band.

Band I dieses grosszügig angelegten Werkes besprachen wir im II. Bande dieser Zeitschrift, S. 172 ff. Wir können uns unter Beziehung darauf hin kürzer fassen.

Die Frage nach der Berechtigung oder gar Notwendigkeit derartiger Forschungen scheint m. E. durch den II. Band hinreichend beantwortet zu sein. Wer die Notwendigkeit solcher Forschungen verkennt, der lese beispielsweise nur das Kapitel „Elsässische Erotik“ S. 249 ff. dieses Bandes, aber unbefangen und vorurteilsfrei. Anders liegt die Frage, ob es jedermann zusagt, sich mit derartigen Untersuchungen zu befassen. Diese Frage muss natürlich schon auf Grund der einfachsten psychologischen Gesetze entschieden verneint worden. Wer sich aber nicht berufen fühlt, in diesen Stoffen zu forschen, zu arbeiten, der soll das redliche Forschen anderer wenigstens nicht begeifern. Dafür stehen die Mitarbeiter der Anthropophyteia denn doch durchweg zu hoch und zu geachtet in der Wissenschaft da. Es sei nur noch eine kurze Ausführung des Abgeordneten Heine aus einer im Reichstag am 12. November 1905 gehaltenen Rede, welche auch das Vorwort der Anthropophyteia bringt, hier angeführt. Sie lautet: „Hinter diesem Kampf gegen die angebliche unsittliche Literatur verbirgt sich die Absicht, die Erörterung des Natürlichen und des Wahren noch mehr einzuengen, als es heute schon der Fall ist; die Absicht, Kunst und Wissenschaft zu beschränken, in der Kunst die Darstellung des Nackten, in der Wissenschaft die Verbreitung der Kenntnis vom Natürlichen zu bekämpfen und zu unterdrücken. — Es geht eine allgemeine Tendenz durch gewisse Kreise, eine Tendenz des unwahren, unkeuschen Muckertums.“

Band II der Anthropophyteia ist vielseitig und inhaltreich. Das beweisen schon die Hauptkapitel: 1. die Anthropophyteia im Sprachgebrauch der Völker; 2. Volkswitz in Rätseln; 3. Beiträge zur Sprichwörterforschung; 4. Deutsche Volkslieder. Dann folgt eine Reihe kleinerer Abhandlungen: Magyarische Reigentanzlieder aus der Grosswardeiner Gegend, Erzählungen moslimischer Zigeuner, Heanzische Schwänke, städtische Erzählungen, ein Beitrag aus Sizilien, Elsässische Erotik. Ein grösserer Abschnitt gibt dann als Fortsetzung

südslavische Volksüberlieferungen. Ein Anhang bringt Bücherbesprechungen, verschiedene Anfragen usw.

Man sieht schon aus dieser Übersicht, dass die Verfasser das gesteckte Ziel, folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral, zielbewusst im Auge halten, denn in diesem Titel steckt eine universale Tendenz, welche gerade der Volkskunde im allgemeinen eignet. Die Grundlage ist in diesen beiden Bänden gelegt: auf den Weiterbau des grossen Werkes sind wir gespannt.

Mit der Anthropophyteia stellt sich die Volksforschung vor allem in den Dienst der Psychopathie, der Ethnologie und Anthropologie. Was dem Arzte bisher in Kliniken und Spitälern als eine krankhafte Erscheinung entgegentrat, lernt man auf einmal auf breitester Grundlage in jenen Formen erkennen, die das Volks- und Völkerleben als normal gewordene Entwicklungen aufweist. Hier reicht unser üblicher ästhetischer Massstab nicht mehr aus; er ist sogar unnütz bei der Bewertung des auf- und abflutenden Lebens. Auch unsere literarhistorischen und bibliographischen Quellenstudien haben neben dieser ungeahnten Fülle von Tatsachen, die alle tief in der Geschichte der menschlichen Gesittung ihren Ursprung haben, eine nebensächliche Bedeutung. Hier muss der Folklorist zum Naturforscher aufsteigen, um seiner Aufgabe gerecht zu werden. Jeder Blick, den uns die Anthropophyteia hinter die Kulissen der menschlichen Zeugung werfen lässt, lässt uns immer deutlicher die Kräfte erkennen, die das Gedeihen und Hinwelken eines Volkstums bedingen.

Wir können nach Einsichtnahme des II. Bandes der Anthropophyteia dem Werke nur ein gutes Gedeihen wünschen und bedauern, auf den reichen Inhalt hier nicht weiter eingehen zu können. S.

„Der Volksmund“. Alte und neue Forschungen zur Volkskunde, herausgegeben von Dr. Friedr. S. Kraufs. Deutsche Verlagsaktiengesellschaft in Leipzig. Pro Band 1 Mk.

Der unermüdliche Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde, Dr. Friedr. S. Kraufs, hat mit diesem Unternehmen

einen guten Wurf getan. Er will, um es kurz zu sagen, eine Ergänzung zu den bestehenden zahlreichen folkloristischen Zeitschriften bieten. Zu dem Zweck werden alte, selten gewordene und der Allgemeinheit schwer zugängliche folkloristische Schriften im „Volksmund“ in neuer Auflage erscheinen. Aber auch grössere Abhandlungen, die auf ein freundliches Verständnis bei einem grösseren Publikum zählen dürfen, sollen hier Aufnahme finden. Über alles wird der „Volksmund“ einige von der Volksforschung bisher viel zu wenig gewürdigte Äusserungen des Volkstums pflegen: Humor, Ironie und Satire.

Ins Volk soll die Wissenschaft der Volkskunde durch dieses Unternehmen dringen. Das ist ein durchaus richtiger Grundsatz. Bisher hat man nur aus dem Volke die Kunde von seinem Wesen und Sein herausgeholt. Insofern ist dieses Unternehmen von Kraufs neu und eigenartig, aber unsers Erachtens wohl berechnet.

Alles in allem ist es ein schönes Unternehmen, nach allen Richtungen volkstümlich, ein Unternehmen, dem ein günstiges Prognostikon gestellt werden kann, ein Unternehmen, das zwar in erster Linie für die breitesten Volksschichten bestimmt ist, aber auch für den Fachmann und Gelehrten von Wert und Bedeutung ist.

Bis jetzt liegen 6 Bände vor.

Band I. Österreichische Volkslieder mit ihren Singweisen gesammelt von F. Tschischka und J. M. Schottky. Schottky hat sich um die deutsche Volksliedforschung hochverdient gemacht. Ihm widmete bereits im Jahre 1822 Heine eine eingehende Würdigung. Von seinen zahlreichen Werken verdient seine Volksliedersammlung den ersten Preis. Franz Tschischka hat dieselbe einst mit Schottky gemeinsam herausgegeben und 25 Jahre später allein ein zweite Auflage besorgt. Darüber und über manches andere belehren uns die beiden Vorworte, welche auch heute noch manchen beherzigenswerten Gedanken enthalten. Bemerkungen über die österreichische Mundart sind am Schluss hinzugefügt, welche dem nicht in den Dialekt Eingeweihten unentbehrlich sind. Viele Worte über die Lieder selbst zu verlieren, ist

kaum nötig. Es ist ein duftiger, mit dem Erdgeruch der Heimat getränkter Strauss von „Feld- und Alpenblumen“, ein Schatz von herzinnigen Liedern und Liedlein, der seinen unverfälschten Naturzauber auf jeden ausüben wird, der noch natürlich empfindet.

Band II. Deutsche Schwänke des 16. Jahrhunderts. Herausgegeben und bearbeitet von E. K. Blümml und Josef Latzenhofer. Erster Band: Der Wegkürzer des Martin Montanus (1557).

Es ist dem auf dem Gebiete der Volkskunde, namentlich des Volksliedes, als hervorragende Autorität bekannten Blümml hoch anzurechnen, dass er diese Schwänke herausgegeben hat, ohne die Derbheiten zu mildern, welche der Zeit des Montanus als ganz natürliche Erscheinungen ankleben. Nur so lernen wir jene Zeit ganz verstehen. Er selbst bemerkt in der Einleitung, in welcher er über Montanus und seine Zeit kurze Aufschlüsse gibt: „Vorliegende Ausgabe des Wegkürtzer, .... will nun den Montanus dem grossen Publikum wieder näher bringen, daher sie die Schwänke unter Berücksichtigung des Kolorits, aber unter Kürzung der langweiligen Stellen (Moral usw.) in neu hochdeutscher Sprache widergibt. Wie der Anhang ausweist, sind nicht alle Schwänke aufgenommen worden. Manche mussten der grossen Derbheit, manche des nichtssagenden Inhalts wegen weggelassen werden.“

Band III. Ausseer und Ischler Schnadahüpfel. Als Anhang: Vierzeiler aus dem bayrisch-österreichischen Sprachgebiet. Mit Singweisen gesammelt und herausgegeben von E. K. Blümml und Friedrich S. Kraufs.

Der Spott und die schelmische Neckerei, welche in den Alpengebieten eine besondere Heimstätte haben, regen sich in dieser mit grossem Fleiss und viel Umsicht zusammengetragenen Sammlung von Volkspoesie allerorten. Das ganze Leben der Älpler, namentlich das Liebesleben, zieht in plastischer Klarheit, ohne Prüderie, in den knappen Vierzeilern an uns vorüber, eine wahre Fundgrube für die Volkskunde der Alpenbewohner. „Der Schneider im Vierzeiler“ bildet die Einleitung. Die einzelnen Kapitel dieses Abschnittes

sind betitelt: I. Beziehungen zur Ziege; II. Schneiderspott; III. Der Schneider und die Liebe; IV. Schneiders berufliche Tätigkeit.

Band IV. Österreichische Volksmärchen von Franz Ziska. Als Anhang: Kinderlieder und Kinderreime aus Niederösterreich. Neu herausgegeben und eingeleitet von E. K. Blümml.

Franz Ziska, 1786—1855, lebte in Wien, wie uns die Einleitung belehrt. Er war ein Freund von Schottky und sammelte, von jenem angeregt, neben anderm Volksgut vorzugsweise österreichische Volkslieder und Volksmärchen. Diese Lieder und Märchen haben ihm längst einen Ehrenplatz in der Wissenschaft eingetragen. A. Schumacher charakterisiert diese Volksmärchen treffend mit folgenden Worten: „Wer österreichischen Volkston kennt, wird zugeben, dass Ziska's Märchensammlung eine seiner lautersten und echtesten Quellen ist. Der Ton der Parodie auf das Schauerliche und Wunderbare, — jedoch mit solchem Reichtum des Witzes angewandt, dass dieses nicht aufhört schauerlich und wunderbar zu sein, — gleitet hier gleichsam unter Scherz und Lachen an den Mauern des alten Zauberturmes hin und gefällt sich unter den wunderlichsten und grauenvollsten Geschichten in den Wendungen eines kecken Witzes und überlistender Schlauheit. .... Der Atem der österreichischen Volkserzählung ist Parodie. Es ist aber die echte humoristische Parodie, die allen geistigen Kräften Freiheit, Raum und Aufschwung gibt; sie, das echte Kind der Unschuld und der Freude.“

Die Kinderreime und Kinderlieder aus Niederösterreich, welche den 2. Teil des Bandes bilden, wurden von Johann Wuth gesammelt. Sie sind deshalb besonders wertvoll, da grade Niederösterreich auf diesem Gebiete nicht besonders reich in der Literatur bedacht ist.

Band V. Deutsche Schwänke des 16. Jahrhunderts. Ausgewählt und bearbeitet von E. K. Blümml und Josef Latzenhofer. 2. Band Jakob Frey's Gartengesellschaft (1556).

Der Titel des Büchleins deutet an, dass es bestimmt war, bei geselligen Gartenzusammenkünften zum Vortrag zu

gelangen. Diesem Zweck entspricht der gefällige Stil, der Humor, der oft das Frivole und Pikante stark streift. Dem Wunsche des Herausgebers, dass die im „Volksmund“ wiedergegebenen besseren Schwänke von Frey — allerdings keine Originale, sondern aus andern Sammlungen (Heinrich Bebel, Francesko Poggio, Johann Adelphus, Friedr. Dedekind) geschöpft — eine fröhliche Auferstehung in dieser Ausgabe erleben mögen, schliessen wir uns von Herzen an.

Band VI. Altägyptische Sagen und Märchen. Deutsch von Alfr. Wiedemann.

Im VI. Bande des „Volksmund“ nimmt Alfred Wiedemann das Wort, um altägyptische Sagen und Märchen zu erzählen. Es ist das erste Mal, dass in deutscher Sprache eine solche Sammlung erscheint. Ägyptische Märchen und Sagen waren bisher nur wenigen Ägyptologen zugänglich. Wir lernen dadurch das Pharaonenland kennen, aber auch die Nachbarländer (Phönizien, Syrien und Grenzländer Kanaans usw.). Diese Sagen und Märchen gestatten uns viele Einblicke in die Geschichte Ägyptens, da sie in mancher Hinsicht mit derselben eng verwachsen sind. Daneben kommt aber auch die Kulturgeschichte zu ihrem Recht. Da wird z. B. von Zauberern erzählt, die grösseres leisteten als Moses vor Pharao nach den biblischen Berichten. Für Bibelforscher ist namentlich Nr. 1 als eine Variante der Geschichte von Moses vor Pharao lehrreich. Die Abenteuer des Saneha scheinen in dem biblischen Bericht über Moses eine Variante zu haben. Hier ist die anschauliche Schilderung des Beduinenlebens in den Grenzländern Kanaans besonders anziehend. Die starke Heimatsliebe des alten Ägyptens tritt darin hervor. Auch der Humor kommt zu seinem Recht, vor allen Dingen in dem von Herodot von Halikarnass erzählten Märchen „König Rhampsinit und der Schatzdieb“. In der Gesamtauffassung sowohl als in allen Einzelheiten ist es echt ägyptisch; fremder Einfluss macht sich nirgends geltend.

Teilweise reichen die unsern Erzählungen zugrunde liegenden Handschriften bis 2000 Jahren v. Chr. zurück, während die Abfassung der Originale oft noch um Jahr-

hunderte weiter zurückliegen mag. Allem Anschein nach haben einige dieser Stoffe schon vor 4000—5000 Jahren im Gebiet des Mittelmeeres eine weite Verbreitung gefunden. Das 10. Stück (König Rhampsinit und der Schatzdieb) ist vielleicht nie veraltet, darf vielmehr als ein Bestandteil der europäischen Folklore betrachtet werden, wie dies Stanislav Prato bereits vor mehr als 20 Jahren in einer Monographie nachgewiesen hat.

Der Übersetzer bemerkt im Vorwort: „Man wird bei ihrer Durchsicht erkennen, in wie hohem Grade nicht nur die Märchenidee, sondern auch die Art ihrer Behandlung bereits in dieser frühen Zeit mancher bis auf unsere Tage verbreiteten Erzählung, besonders solchen der Märchen von Tausend und eine Nacht, ähnelt."

Die verschiedenen Gattungen der ägyptischen Unterhaltungsliteratur sind sorgfältig berücksichtigt. Jeder Volksforscher sollte grade dieses Buch mit Eifer studieren, um sich an dem ältesten Märchenstil eines Kulturlandes zu bilden.

Wir begrüssen dieses Bändchen mit aufrichtiger Freude. Eine eigene Welt mutet uns daraus an. Für die Sagen- und Märchenforschung ist damit ein sehr wertvoller Beitrag geboten, der aber auch den gebildeten Laien der gesamten Kulturwelt als Lektüre fesseln dürfte.

Band VII und VIII. Zigeunerhumor. 250 Schnurren, Schwänke und Märchen von Dr. Friedr. S. Kraufs. Leipzig 1907. XVI. und 235 S. 2 Mk.

Im Vorwort gibt der Verfasser als Grund des Erscheinens dieses seltsamen Buches an, dass er sich verpflichtet fühle, eine Art Ehrenrettung der Zigeuner, welche weitaus besser seien, als ihr Ruf, vorzunehmen. Das ist gewiss verdienstlich. Mancher wird mit Freuden zu dem Buche greifen, um seine Kenntnisse über diese eigentümlichen Menschen zu vermehren, zumal diese Belehrungen in der anziehenden Weise von Schnurren, Schwänken und Märchen geboten werden, die in wesentlichen Punkten von den ähnlichen Erzeugnissen der Kulturvölker abstechen,

Kraufs beschränkt sich bei seiner Auswahl auf die unter Serben nnd Chrowoten lebenden Zigeuner. Als Grund

führt er an, dass dieselben seit 5—6 Jahrhunderten zusammenleben, dass sie eng mit jenen Völkern verschmolzen sind und nicht voneinander getrennt werden können.

Die grosse Mehrzahl der Erzählungen ist gedruckten Werken entnommen. Der Verfasser hegt den Wunsch, dass diese Sammlung eine freundliche Stimmung zugunsten der Zigeuner erwecken möge und den Leser angenehm unterhalte und aufkläre.

Diesen Zweck hat der Verfasser beim Schreiber dieser Zeilen voll und ganz erreicht. Mehr soll zu seinem Lobe nicht gesagt werden. O. Sch.

Prümer, Karl, Unter der alten Linde. Deutsche Weisen. Verlag von Karl Schünemann (Niedersachsen-Verlag) Bremen. 137 S. 8°. Preis?

Munzel, G. Lustig un Ernst. Döntges un Vertelln. Verlag: Derselbe. 160 S. 8°. Preis?

Wiegershaus, Friedrich. Ausfahrt. Gedichte. Verlag: Derselbe. 112 S. 8°. Preis?

Müller-Suderburg, G. Wat an'n Heidweg blöht. Leeder un Riemels. Verlag: Derselbe. 99 S. 8°. Preis?

Müller-Suderberg, G. Singen und Sagen. Gedichte. Verlag: Derselbe. 144 S. 8°. Preis?

Ruseler, Georg. Der Wunderborn. Niedersächsisch-friesische Balladen. Verlag: Derselbe. 148 S. 8°. Preis?

Lennemann, Wilhelm. Saat und Sonne. Neue Gedichte. Verlag: Derselbe. 128 S. 8°. Preis 3.— Mk.

Lennemann, Wilhelm. Aus Bauernlanden. Gedichte. Verlag: A. Mixfeldt, Kiel. 79 S. 8°. Preis?

Von einer ganze Reihe von Schriften haben wir auf einmal Mitteilung zu machen, wenn etliche von ihnen auch schon einige Jahre erschienen sind. Sie gehören alle einer und derselben literarischen Gattung an: es sind (mit Ausnahme von Nr. 2) Gedichte. Nun hat zwar die Volkskunde keine Abteilung für schöne Literatur, sie kann sich weniger mit der Form als mit dem Inhalt befassen, es müsste denn volkstümliche Dichtung sein. Das ist in vorliegenden Werken fast ausnahmslos nicht der Fall, nur in einzelnen Fällen haben

volkstümliche Erzeugnisse die Vorlage für die Gedichte gegeben. Auch in diesem Falle kann die Volkskunde über die neue Form meistens hinweggehen; denn gewöhnlich ist das alte ehrwürdige Kleid besser als das moderne Gewand. Allerdings verlangen einzelne Stimmen für gewisse Gebiete der Volkskunde unter Umständen die Einkleidung in die poetische Form, so z. B. Bahlmann in seinen „Münsterländischen Märchen, Sagen, Liedern und Gebräuchen, Münster 1898" für die Sagen. Im allgemeinen bleibt aber auch hier das Wort Jakob Grimms zu Recht bestehen, der sagt: „Was die Vorzeit hervorgebracht hat, darf nicht dem Bedürfnis und der Ansicht unserer heutigen Zeit zu willkürlichem Dienst stehen; vielmehr hat diese das Ihrige daran zu setzen, dass es treulich durch ihre Hände gehe und der späteren Nachwelt unverfälscht überkomme." Das gilt besonders auch für die Form der Überlieferung. Die einfache getreue Wiedergabe der Überlieferung eines Volksliedes, eines Spruches oder Reimes hat in fast allen Fällen mehr Wert für die Volkskunde, als die Einkleidung in moderne poetische Form.

Der Sachinhalt bleibt jedoch auch für die Volkskunde bedeutungsvoll, vorausgesetzt, dass er unentstellt wiedergegeben ist. Das ist bei vielen Gedichten in den vorliegenden Sammlungen in reichem Masse der Fall, bei manchen ist auch die Darstellung in der Mundart für sie von hohem Interesse. Viele schöne Sagen in fesselnd poetischer Form enthält Prümers „Unter der alten Linde", auch „Mundartliches" derselben Sammlung ist zu erwähnen. „Lustig un Ernst" von Munzel bringt sechs ernste Erzählungen und fünfzehn lustige „Döntges" in der Mundart, gesammelt „in allen Ecken un Winkels von Nedderdütschland". Müller-Suderburg enthält in dem erstgenannten Buche treffend mundartliche Schilderungen der Heide und ihrer Bewohner und als Anhang fünfzehn „Heidjes Dönken und Spijöken", im andern Buche ausser Liedern und Weisen 36 Gedichte und Gestalten, meistens dem Sagenkreise des Volkes entnommen. Georg Ruseler führt uns in seinem Wunderborn seine zum Teil nicht mehr unbekannten herrlichen Balladen vor, alle 34 wohl ausnahmslos volkstümlichen Inhalts, schon ihre Titel: Das

zweite Gedicht, Spökenkerlshus, Der Waldgeist von Elvershausen usw. bezeugen uns das. Weniger dem volkstümlichen Stoffe unmittelbar entlehnt haben Lennemann und Wiegershaus, doch schildern auch sie manchen Volksbrauch, wenn uns z. B. Lennemann in seinem Gedichte „Werbung“ erzählt, dass der Bräutigam in der Gegend von Iserlohn der Braut Rock und Schuhe schenkt, dass dort ausser dem Besen auch ein roter Hahn den Hochzeitswagen ziert, oder wenn er in dem Gedichte „Der Bauer und der Tod“ eine verbreitete Sage in wenig bekannter Variation erzählt, dass nämlich der Bauer den Tod überlistet beim Roggenmähen.

Der Volkstumforscher wird also auch solchen Gedichten mit volkstümlichem Hintergrunde manches entnehmen können, weshalb wir die vorliegenden Sammlungen gern empfehlen, wobei wir nicht unterlassen wollen zu bemerken, dass sie alle infolge der fast ausnahmslos zu findenden schönen glatten und rhythmischen Form angenehm fesseln werden.

Wehrhan.

Ostwald, Hans, Lieder aus dem Rinnstein. 3 Bde. I u. II: Leipzig und Berlin, Karl Henckel & Co. 1903, 1904. III: Verlagsanstalt Harmonie, Berlin W. 35. 1906. XV u. 175 S., IX u. 158 S., V u. 130 S. 8°.

Es ist eine eigenartige Sammlung von Liedern, die uns hier vorliegt. Sie wird nicht jedem nach Geschmack sein, denn sie bringt allerlei echte Dirnen-, Landstreicher- und Verbrecher-Lieder und -Gedichte nicht sowohl von Dichtern als besonders solche Lieder, die ohne weiteres auf der Landstrasse aufgelesen und dann in diese Blätter aufgenommen sind. Manche von ihnen sind unverkennbar echte Volkslieder, und darum müssen wir sie auch hier erwähnen, umsomehr, als auch einige unmittelbar unserm Vereinsgebiete entstammen: z. B. I, 101, Ballade aus den sauerländischen Bergen, II, 8 ff., 11 ff.: Die löbliche Gesellschaft Moselsar 83, ein in einer wilden Penne Aachens aufgeschriebenes Poem; besonders der dritte Band bringt ca. ein halbes Dutzend Volkslieder vom Rhein, aus Köln und Wesel. Dass verschiedenen Liedern die Melodie als Anhang im dritten

Bande hinzugefügt ist, kann den Wert des Ganzen nur erhöhen. Die Lieder zeigen uns, dass auch abseits des grossen Weltstromes in unserm Volke poetisches Empfinden nicht verloren gegangen ist, sondern in eigenartiger Weise blüht. Mag die Fassung auch nicht immer poliert sein, in der rauhen Schale steckt hier ein oft wertvoller Kern, der uns die äusseren Schwächen, die Formfehler, fast vergessen lässt.

Wehrhan.

Rudorff, Ernst, Heimatschutz. München und Leipzig, Georg Müller. 3. verb. u. verm. Aufl. 116 S. 8°.

Wie Conventz in seinen Naturdenkmälern, will Rudorff hier für die Erhaltung der Ursprünglichkeit unseres lieben Vaterlandes eine Lanze brechen. Während der erstere mehr die Erhaltung des einzelnen seltenen Objekts (Pflanze, Tier usw.) in den Vordergrund stellt, so letzterer mehr das Gesamtbild der Landschaft und der Volksstämme. Gewisslich verdienen die Klagen über die oft geradezu schonungslose oder gar vandalische Vergewaltigung der Landschaften unserer schönen, herrlichen deutschen Heimat infolge nur auf Erzielung materieller Vorteile gerichteter rücksichtsloser Ausbeutung durch Unternehmungen aller Art Berechtigung. Nicht nur Poesie und Vaterlandsgefühl leiden darunter, das ganze Volksleben wird dadurch in Mitleidenschaft gezogen. Handel und Verkehr nivellieren alles, Sitte und Brauch, Tracht und vieles andere. Der Verfasser sagt manches schöne Wort darüber. Dass schon eine dritte Auflage notwendig wurde, zeigt, dass der Sinn für seine Ausführungen noch nicht ganz verloren gegangen ist. Mögen sie auf manchen fruchtbaren Boden fallen und weitere Verbreitung finden

Wehrhan.

Beiträge zur Heimatkunde des Regierungsbezirks Osnabrück. Heft 1.. Der Kreis Lingen. Herausgegeben vom Lehrerverein der Diözese Osnabrück. Lingen a. d. Ems. R. van Acken. 1905. 220 S. gr. 8°. Preis brosch. 2.— Mk., geb. 2.50 Mk.

Die Heimatkunde früherer Jahrzehnte sah ihre Aufgabe vor allem darin, in trockener öder Art und Weise eine schön

geordnete Reihe von allerhand mit möglichst viel Zahlen und Tabellen gespickten Mitteilungen aus der Heimat zu geben. Gewiss durften auch solche Angaben nicht fehlen, sie bildeten gleichsam das Gerippe; aber es mangelte ihnen an dem saftigen Fleisch, um den Genuss begehrenswert erscheinen zu lassen. Eine sehr erfreuliche Erscheinung ist dagegen das vorliegende Büchlein. Mit sicherer Hand haben die Verfasser hineingegriffen in den lebendigen Born frischen gesunden Volkstums, den reichen Vorrat, den das Heimatleben bietet, in glücklicher Weise benutzt und so dem notwendigen Skelett der Beschreibung eine volkskundliche Schilderung der Heimat zugefügt, die erquickend wirkt. Das Buch bietet neben einer Beschreibung des Kreises und seiner Orte eine kurze lesenswerte Geschichte des Kreises und hübsche kulturgeschichtliche Einzelbilder von diesem kleinen Stückchen Erde. Den Schluss bilden Sagen, Legenden, Volksgebete, -Reime und -Sprüche, Sprichwörter und Redensarten, Volksrätsel, Narrenaufträge, Inschriften, Nachahmungen, Volkslieder usw. In den volkskundlichen Mitteilungen ist die Mundart gebührend berücksichtigt. Das Buch ist durch zahlreiche hübsche Abbildungen gut ausgestattet.

Wehrhan.

Wegen ihrer reichhaltigen Zusammenstellung volkskundlicher Literatur, besonders auch zur westfälischen und rheinischen Volkskunde führen wir an:

Antiquariatskatalog Nr. 51 von Franz Pech, Hannover, betitelt: Geschichte und Literatur Niedersachsens.

Niedersachsen. Antiquariatskatalog Nr. 100 von M. u. H. Schaper (E. Geibel), Hannover, enthaltend: Geschichte, Kultur, Literatur.

Rheinland-Westfalen und angrenzende Gebiete. Antiquariatskatalog Nr. 525 von Joseph Baer & Co., Frankfurt a. M. 1906. (Geschichte, Kultur und Volkskunde.)

Buchdruckerei A. Martini & Grüttefien, Elberfeld.

# Zeitschrift

des Vereins für

# rheinische und westfälische Volkskunde.

4. Jahrgang. 1907. Zweites Heft.


## Kurpfuscherei im alten Churfürstentum Trier.

Von **Dr. Theodor Witry** (Trier).

Die Trierer Churfürsten waren von jeher scharfe Verfolger der Kurpfuscherei in ihren Landen. Anch das Ende der geistlichen Herrschaft in Trier ist gekennzeichnet durch eine Reihe energischer Prozesse gegen die Quacksalber. Die churfürstliche Regierung verlangte 1788 vom Stadtschultheissen, Geheimrat Reulandt, ein eingehendes Gutachten über diese Missstände. Die Trierer Bibliothek verwahrt dieses Gutachten nebst den Protokollen, Attesten usw. in einem voluminösen Aktenbündel. Die Akten sind interessant für die Kenntnis der damaligen ärztlichen Verhältnisse, für vergleichende Volkskunde und für Gegenüberstellung von Einst und Jetzt.

Das kommissarische Gutachten des Stadtschultheissen Reulandt über das Überhandnehmen „des Charlatanirens auf Kosten des Nebenmenschen“ lässt „klar ersehen, dass schneider, schumacher, krämer, schmidt, becker, blaufärber, hebammen, verruchte weiber und nachrichter (wie unschuldig und uneigennützig sie sich auch aufführen und die menschenliebe gegen den unvermögenden und leidenden mitbürger hervorheben)“ öffentlich praktizieren „so dass es kein wunder ist, dass man von stärksten leuthen Sterbfälle sehet, die von derley art kurpfuschern oder besser zu sagen öffentliche hinrichtern das schauderhafteste Opfer gewesen sind, wie z B. hiesiger Nachrichter seine pfuscherey an einem baderssohn, einem schreinersgesell, metzgersknecht, einer frau in hiesiger moselgass, sodann an einer magd im Hospit vor kurzem meisterhaft zu Tage legte.“ Der Gutachter verlangt Bestrafung der Apotheker, welche die Rezepte der Kurpfuscher anfertigen,

ferner eine strengere Überwachung des Ärztewesens durch die medizinische Fakultät und die Physici, Genehmigung zum Praktizieren seitens der Regierung nach Prüfung der Zeugnisse des betreffenden Arztes; ferner eine Prüfung in der praktischen Medizin vor einem deshalb zu ernennenden collegio medicorum et chyrurgorum. Des weiteren soll den Krämern das Feilhalten von Arzneimitteln speziell von Arsenik verboten werden.

Daraufhin erfolgen nun die Vernehmungen der Angeklagten, Zeugen, Sachverständigen. Am 7. April 1788 findet in der Sache im Hause Reulandt's die erste Vernehmung statt, nachdem „ein Verzeichnis der in und um Trier sich aufhaltenden Ärzte und Afterärzte, Apotheker, geschworenen Wundärzte, und so einschlägige waaren, purganzen und andere Droguen verkaufen“, gemacht worden war. Als erster der Ärzte wurde Gerhard Schneider, 34 Jahre alt, aus Trier, vernommen. Er gibt an, er habe zwar den Doktortitel nicht an der medizinischen Fakultät erworben, aber auf Grund seiner Studienatteste sei er 1780 zum Amts- und Stadt-Physikus von St. Wendel ernannt worden. 1783 sei er nach Trier gekommen und praktiziere seitdem unbehindert hier. Den Patienten habe er immer frei gelassen, wo sie sich die Rezepte anfertigen lassen wollten. Er sei zwei Jahre lang mit Hofrat Dr. Doerner und anderthalb Jahre lang mit Professor Hett auf die Praxis gegangen. Medizin habe er von 1775—1778 in Trier studiert.

Der nächstfolgende Komparent ist der Arzt Thomas Emmanuel Jacobs, geboren zu Trier, 49 Jahre alt. Er studierte von 1762—1766 in Trier, erwarb dann den gradus licentiatus, studierte noch zwei Jahre in Strassburg unter Spillmann, Lobstein und Pfeffinger und liess sich dann in Wittlich nieder. Seit 1776 praktiziert er in Trier. Folgt Heinrich Günster aus Trier, 27 Jahre alt, studierte in Trier und Würzburg und promovierte in Trier. Praktiziert in Trier. Er sei in Würzburg zwei Jahre lang mit Professor Wilhelm zu den Patienten gegangen. Leonard Schneider aus Olewig, 27 1/2 Jahre alt, studierte in Trier von 1782 an, ging dann nach Heidelberg, studierte unter Gattenhoffen, Schoenmetzel, Noebell, May und

Obercamp die Medizin, bei Professor Junck die Vieharzneikunst. Er habe nicht promoviert noch ein Examen gemacht, habe sich aber 1787 hier niedergelassen, weil auch andere Komparenten so täten. Er bitte aber den Churfürsten fussfällig, ihn durch Hofrat Doerner gnädigst in praxi medica prüfen zu lassen.

Unterschrift: Hochmuth, Notarius et commissarius.

„Auf morgen Nachmittag 2 Uhr sind vorgeladen die geschworenen Wundärzte, die auch innere Medizin ausüben sollen, und der heute über Land ausgefahrene Dr. Heilbron."

gez. Hochmuth.

Protokoll vom 8. Aprill 1788.

Erscheinen Herr Hof-Chyrurg Moritz. Er gibt an, er habe Chirurgie bei Le Maire und Le Riche in Strassburg gelernt, habe aber auch in dortigen französischen Hospitälern die „Arzneywissenschaft erlernet, denn das Medicin- und Chyrurgisches Studium seyn wie beide Armen an dem Körper zu betrachten, ohne welch ersteres studium nicht wohl ein Chyrurgus bestehen könte". Er verweist auf seine 40jährige Praxis, gibt an, das chyrurgische Studium und Prüfung gehe auch auf die innere Medizin über. So habe er sich z. B. auch als accoucheur in Strassburg ausgebildet, so dass er churfürstlicher Hebammenlehrer sei.

Herr Heinrich Anton Franck gibt an, er habe die Chirurgie hier bei seinem Vater gelernt und 1759 seinen Lehrbrief von ihm erhalten. Er habe dann in Colmar, Cöln, Prag und Mainz konditioniert und 1765 sein Examen in der „puren Chirurgie" gemacht. Was innerliche Medizin anginge, so habe er sie teils aus seiner Praxis, teils aus den von seinem Onkel, Lizentiat Geifus ererbten Büchern gelernt. Dieser habe ihm auch ein bewährtes Mittel gegen Wassersucht hinterlassen, worauf er seine medizinische Praxis beschränke.

Herr Friedrich Ratzen ist geboren in Mainz, 56 Jahre alt. Er habe dort drei Jahre lang bei dem Chirurgen Weiber in Lehre gestanden, sei 1752 nach Paris gegangen, habe zwei Jahre lang dort Chirurgie und Medizin gelernt und sei dann fünf Jahre lang im siebenjährigen Kriege französischer Hof-

chirurg gewesen. 1767 sei er nach Trier gekommen und übe chirurgische und medizinische Praxis aus.

Herr Kaspar Winter ist 59 Jahre alt, geb. Bamberger, lernte zwei Jahre in Bamberg beim Regimentsfeldscher Wecker, hörte zwei Jahre in Würzburg und Strassburg Medizin, war zwei Jahre Garnisonschirurg in Würzburg und kam 1767 nach Trier. Er bestand sein Examen und praktiziert seitdem in Chirurgie und Arzneikunde.

Herr Johannes Hausen, geboren zu Diburg im Mainzischen, 40 Jahre alt, war in Diburg in der Lehre und beschäftigte sich dann zwölf Jahre lang in Mainz, Köln, Brüssel und Paris mit Chirurgie, Medizin und Geburtshilfe. Er kam 1774 nach Trier, bestand sein Examen vor dem corpus chyrurgicum und übe seitdem allgemeine Praxis aus

Herr Johannes Müller ist geboren zu Trier, 30 Jahre alt. Er war bei seinem Vater hier in der Lehre, besuchte dann zwei Jahre lang in Bonn ein collegium chirurgicum und ging nach Wien von 1776—1780. Dort hörte er bei Professor Leber Chirurgie und Anatomie, bei Professor Meurer und Reinlein Medizin und bei Lebenmacher Geburtshilfe. Er bestand dann sein Examen als Chirurg in Trier und übe seither allgemeine Praxis aus

Quirin Hermann, geboren zu Trier, 32 Jahre alt, studierte auch in Wien und war dann acht Jahre lang kaiserl. Regimentschirurg im Regiment Lacy. 1786 bestand er die Prüfung als Wundarzt in Trier und übe seitdem hier allgemeine Praxis aus.

„Für morgen Nachmittag 2 Uhr sollen die Provisoren der Apotheken, die sich mit Ausübung der ärztlichen Praxis beschäftigen sollen, vorgeladen werden.

gez. Hochmuth."

9. April 1788.

Herr Wilhelm Jacobi gibt an, er habe 4½ Jahre lang die Apothekerkunst gelernt, habe dann Jahre lang in Deutschland konditioniert und sei jetzt seit 4½ Jahren Provisor bei Frau Kammerrat Cramer, in der hiesigen Hofapotheke. Er habe Chemie, Botanik und sonst in sein Fach einschlägiges studiert. Bis dato habe er nur legal ausgefertigte Rezepte

verfertigt. Als jene, welche illegaliter Waren, Purgantien, Arzneiwaren usw. öffentlich oder verborgen verkauften, bezeichnet er: Frau Kammerrätin Knodt, Handelsmann Richard. Hauptsächlich verkauften sie „heftige laxantien und schlafmachende Arzeneyen“. Er sei dafür, dass alle Arzneiwaren den Krämern verboten würden, dass sie durch Unbekannte darnach zum Verkauf gefragt würden und auch Haussuchungen bei ihnen stattfinden sollten.

Herr Franz Josef Wolf hat 1776 die Fuchs'sche Apotheke gekauft. Er treibt nur sein Apothekergeschäft und mediziniert nicht. Als unberechtigte Verkäufer von Arzneiwaren bezeichnet er: Frau Kammerrätin Knodt, Richard, Leibfried, Fritz, Wittib, Fischer, Krämer, Ludwig, der eine kleine Hausapotheke habe.

Im Knodt's Haus, das zum schwarzen Adler genannt würde, werde derlei schon lange getrieben.

Herr Provisor Christian Seyppel, der in Luxemburg, Karlsruhe, Bamberg und Mainz konditionierte, macht dieselben Angaben.

Herr Provisor Josef Scior aus der Seminars- resp. Jesuitenapotheke sagt desgleichen aus, gibt aber zu, früher öfters ordiniert zu haben, jetzt aber nicht mehr.

Nun erscheinen die zünftigen Kurpfuscher und Heilpädagogen. Der Nagelschmied Peter Gruns erklärt, er heile seit vier Jahren die Gicht. Das Mittel sei ihm vor etwa 50 Jahren von einem Apothekergesellen anvertraut worden. Er weigere sich, es vom Stadtphysikus oder von der medizinischen Fakultät untersuchen zu lassen, „weil er glaube, dass ihm dieses in seiner nahrung hinterlich sein würde“.

Der Kürchner Math. Jos. Raab gibt an, er habe dasselbe Gichtmittel wie Gruns.

Der Schneider Xaver Scior gibt an, er habe verschiedentlich „kalte Fieber“ behandelt, indem er Vomitiva angeraten, aber nicht verschrieben oder verabreicht habe.

Trier, den 11. April 1788.

Der Johann Philipp Müller aus Trier, 29 Jahre alt, gibt an, er habe zwei Jahre lang in Trier Medizin gehört und dann ein halbes Jahr lang beim Apotheker Wolf in Trier die Apotheker-

kunst gelernt. Dann habe er noch zwei Jahre lang in Freiburg Medizin gehört und sei nach Trier zurückgekommen, wo er jetzt praktiziere. Er habe keine Examina gemacht, werde es aber nachholen. Bis dahin wollte er nicht mehr praktizieren und geschadet habe er bis dato noch keinem Nebenmenschen.

Der Schuhmacher Joh. Georg Dötsch gibt an, er fabriziere ein Pflaster, das er als Geheimmittel von seinem Vater erfahren habe. Er wolle den Ärzten die Ingredienzen dazu gerne mitteilen.

Handelsmann Leibfried hat ein Pflaster für seinen Hausgebrauch.

Nachrichter Philipp Bach, 68 Jahre alt, richtet Arm- und Knochenbrüche ein; er erklärt, er könne nicht lesen noch schreiben, darum verschreibe er keine Arzneien, aber er lasse deren aus den Offizinen holen je nach den Krankheitsfällen. Seine Praxis habe er von seinem Vater gelernt; er nehme aber nur Patienten mit der hitzigen Krankheit oder der Gelbsucht an. Arzneien habe er keine im Hause sondern nur destilliertes Hundefett.

Sein Sohn, Nicolaus Bach, sagt ähnlich aus.

Es erscheinen dann die inkriminierten Handelsleute.

Namens der Frau Kammerrätin Knodt erkärt A. Hammerstedt, dass sie „rohe Arzneien“ aus Frankfurt und Köln beziehe, gefährliche Arzneien und Arsenik aber nicht halte.

Johann Peter Richard sagt ähnlich aus.

Desgleichen Joh Jak. Pretz.

Die Buchhändlerin Frau Fischer gibt an, sie habe bis dato „bayerische Pillen“ feil gehabt, wolle sie aber abschaffen.

Marg. Ratzen, Ehefrau des Arztes Friedrich Ratzen, gibt zu, dass sie wegen Erkrankung ihres Mannes, in dessen Beisein zur Ader lasse, venerische Krankheiten behandle und weibliche Personen klistiere, aber nichts verschreibe.

Johannes Schaefer hat als Apotheker gelernt und ist seit zwölf Jahren in der Clementinischen Apotheke, studierte an der hiesigen Universität Chemie, Botanik und Medizin. Leugnet, irgendwie aus sich Arzneimittel verordnet zu haben.

Peter Hohenstein, Landhauptmann, 80 Jahre alt, gibt an, er habe vor 60 Jahren drei Jahre lang im Württem-

bergischen die Chirurgie erlernt, sei fünf Jahre Feldscher im Kaiserl. Infanterie-Regiment Arenberg, weitere fünf Jahre im Dragoner-Regiment Styrum gewesen; habe dann die Apotheke im Kloster Himmerodt eingerichtet und dort zwölf Jahre lang offiziniert und auch praktiziert. Dann habe er zu Wittlich eine Apotheke gegründet und auch dort sieben Jahre lang gearztet mit Erlaubnis des verst Geheimrates Dr. Cohausen. Danach sei er nach Trier verzogen, sei Landhauptmann und Arzt in den besten Familien geworden. Wenn er nicht so alt wäre, würde er sich noch gerne einer Prüfung unterziehen. Übrigens übe er seit Jahren nur mehr bei seiner Familie die ärztliche Praxis aus.

Der Blaufärber Sittel gibt an, er habe von seinem Schwiegervater, dem berühmten Mediziner Professor v. Eyben Wunder- und Blutreinigungspillen bekommen, die er als an Bekannte abgebe, und die immer vorzüglich gewirkt haben. Er wolle in Zukunft aber keine mehr abgeben.

Die 70jährige Hebamme Niclau sagt aus, sie wende nur die üblichen Mittel in ihrer Praxis an.

Als Nachschrift folgt dann: „Frau Wagner ist nicht ausfindig zu machen; ist wohl ein Irrtum und soll heissen: Krämers. Diese ist ein herumirrendes, nichtswertes, vom Mann weggelofenes und liederliches Leben führendes Weib, die wegen eines vor kurzem geborenen unehlichen Kindes die Stadt meidet, weile sie das Spinnhaus, womit sie bedrohet. fürchtet.“

Nun folgt in den Akten eine Mitteilung des Mediziners Professor Hett über die dem Meister Philipp zugeschobenen Körperverletzungen durch sein Praktizieren:

1. Brand der Zehen bei einer Frau in der Moselgasse nach Anlegen eines Pflasters, so dass eine Operation nötig war.
2. Behandlung eines hitzigen Fiebers bei einem Bäckergesellen mittelst Medizin und Einreibungen. Der Geselle wollte im Delirium Selbstmord begehen.
3. Brandwunden eines Bäckergesellen, die schlecht behandelt wurden, so dass der Tod eintrat.

4. Ein Geselle fiel auf den Leib auf, bekam Schmerzen in der Leistengegend. Philipp gab ihm ein Pflaster und der Geselle starb an Gangrän des erhaltenen Leistenbruches.
5. Eine Magd aus dem Hospital fiel auf die Seite und hatte Schmerzen. Philipp sagte, sie habe die Rippen gebrochen, und bandagierte sie. Es bildete sich aber später ein Abszess.

Die Fälle vom Lande sind nicht bekannt; aber Philipp verkauft an die Bauern eine Mixtur, die nichts taugt, für 40 albi. Trier, den 11. Mai 1788. Casparus Hett „in Eile geschrieben; schönen gutten Morgen H. Geheimrat, geschrieben um 2½ Uhr".

Es folgt dann ein Schreiben der Churfürsten (4. März 1788) an den Oberlandphysikus Doerner, wonach alle Apothekerprovisoren und -gesellen zu prüfen sind auf ihre Tauglichkeit und zwar unnachsichtlich.

Unter selbigem Datum Anweisung an den Stadtschultheissen Reuland die Pfuscher und Krämer zu vernehmen und Haussuchungen wenn nötig vorzunehmen. (4. März 1788.)

Ferner soll binnen 4 Wochen unter Beratung mit Ärzten und Apothekern ein Vorschlag eingereicht werden über die Einführung eines eigenen Dispensatoriums für die churtrierischen Lande. (4. März 1788.)

An Hofrat Dörner ergeht die Aufforderung, alle Apotheken scharf zu revidieren, darauf zu drängen, dass nach Frankfurter Taxe alles berechnet werde und kein willkürlicher Profit eingesteckt werde.

Der Provisor der Clementinischen Apotheke ist wegen der Armentaxen zu verwarnen. (4. März 1788.)

Nach darauf erfolgter Anzeige des Hofrates Dörner geschieht Anordnung des Churfürsten betr. weiteren Vorgehens in Pfuschereisachen unterm 12. April 1788:

1. dem Stadtschultheissen Reulandt werden als solche angezeigt: cand. med. Schneider junior, der accoucheur Anton Moritz; die chyrurgen Franck, Winter, Hauser, Müller, Hohenstein, Hermann, Kürschner, Raab, Nagelschmied Grons, ein gewisser Reichard; der Provisor

Cior der Clementin-Apotheke, Provisor Schaffer, Jacobi, Seybel, Bürger Ludwig, Bäckermeister Winter, Schneidermeister Cior, Blaufärber Sittel, ein gewisser Müller, Scharfrichter Bach und seine zwei Söhne, ein gewisser Sackmann, dann die Razen, Nicola und Wagner. Sollen alle kommissarisch vernommen werden. Bericht nach 2 Monaten;

2. dem Amt Maximin werden als Pfuscher angezeigt ein gewisser Meurers zu Fastrach und der Schullehrer zu Fell. Der Amtmann und Hofrat Doerner sollen diesen alle Medikamente in ihren Wohnungen wegnehmen und unter Androhung von Festungsstrafen das Praktizieren untersagen.
3. dem Amt Saarburg wird der Pfuscher Hufschmied Rupp angezeigt.
4. dem Amt Pfalzel der Kuhhirte in Oosburg,
5. dem Erzbischöfl. Generalvikariat der Pfarrer Raab zu St. Gervasius, der Pater Damian zu St. Maximin und die Klosterfrauen zu St. Clara.

Landphysikus Dörner hatte unterdessen beim Oosburger Pfuscher 2 alte Kräuterbücher ohne Titel und jenes vom Melchior Schitzius, beim Hufschmied Rupp verschiedene verdorbene und schlecht angefertigte Instrumente gefunden. Die Frankfurter Taxe war nicht mehr zu haben, darum riet er dem Merziger Apotheker die Würtembergische Taxe an.

Das Ergebnis der Vernehmung der Inkriminierten wurde dem Churfürsten gemeldet, worauf er unter dem 2. Dezember 1788 ein scharfes Verbot gegen die Kurpfuscherei und den Handel mit Arzneiwaren erlässt „unter Strafe von 10 Reichstalern für jeden Fall und Verlust des landesherrlichen Schutzes“. Dann wird öftere und scharfe Revision der Apotheken angeordnet.

Am 16. Dezember meldete der Stadtrat an den Churfürsten, dass Dr. Heilbronn seit 1782 ein gesuchter und tüchtiger Arzt sei, der von den Kollegen viel zugezogen würde und den Stadtarmen besonders viel Gutes tue. Daraufhin wird ihm vom Churfürsten die weitere Praxis gestattet.

Die Wundärzte beschwerten sich viel über den Nach-

richter Raach. Besonders führte der Chirurg Franck einen Fall in Euren an. Daraufhin schreibt Raach dem Stadtschultheissen Reuland einen Brief, worin er angibt, sein Sohn sei zu einem Bauern nach Euren gerufen worden, der von einem Baume gefallen war. Zugleich mit diesem kam Franck an. Der Nachrichter frug den Chirurg, ob er die Kur unternehmen wolle. Dieser verneinte. Daraufhin untersuchte Raach den Patient und fand, „dass das Halsgenick auseinandergesprungen war". Er richtete es ihm ein und ging mit Franck davon. — Soweit der Scharfrichter. Franck behauptet natürlich, zu spät zugezogen worden zu sein.

Nun folgt ein Schreiben eines Ludwig von Eupen an den Churfürsten über seine Wunderpillen.

Es fängt an: „Dass nichts in der Weld dem Betrug und Neid wegen einem zeitlichen Gewinn mehr unterworfen ist als die Medizin, ist wahr, dann Schuster, Schneider, verdorbene Kaufleut, alte Weiber, fremde ungarische Landstreicher, sogar die Schinder, wollen heutigen Tages Leibärzte sein usw.". Er kommt dann auf das Pfuscherverbot des Churfürsten zu sprechen und zweifelt nicht daran, dass es seine balsamischen und Laxirpillen nicht betreffen wird „sintemahlen er sie seit 45 Jahren präparirt, das Geheimnis derselben aus Halle in Sachsen erfuhr und es nur seinen Kindern überliefern wird". Geheilt hat er damit Leute aus Trier, die an Auszehrung, Wassersucht und Dyssenterie litten. Denn die balsamischen Pillen kann man brauchen „in allen Verstopfungen der Miltz, Leber wie auch des unteren Teils, item in allen Brustbeschwerden, Auszehrungen, Brustapostemen, Nervenkrankheiten, schweren Geburten, in allen hysterischen Zufällen; in summa kuriren sie alle cronische und inveterirende Krankheiten, führen allen alten schleim ab, so dass sie ein Universalmittel sind; ferner gibt man sie gegen colica, Miserere, eingeklemmte Brüche. Urkunden über Heilungen habe ich genug. Die medizinische Fakultät in Halle fabrizirt ähnliche Pillen. Aber Apotheker und Doktoren sind neidig darüber; diese berühmten Pillen sind gegen ihr Interesse, denn wo man selbe hat, spart man den Doktor und den Apotheker. Ich habe Zeit meiner 50jährigen medizinischen Praxin die

holländische, französische, löwenische und deutsche Praxin mit ihren Observationen durchlesen, aber habe keine sichere noch bessere befunden als die hallische Praxis, bey welcher mich auch lebenslänglich halten werde.

Schliesslich bin ich letzten November nicht sonder geringe Kösten von Eupen nacher Trier auf begehren meines Eydams, Stadt-Leuthnanten Sittel abgenommen worden, welcher in schlechten Umständen ware, aber anjetzo sich wohl befindet; währender Zeit haben sich auch andere inveterirte und schlecht verdorbene Beamten bey mir gemeldet, die welche in der kurtzer Zeit radikal curiret und von ihren Peynen und Zufällen befreiet habe.

Mich dünket überflüssig zu sein mehreres zu melden usw. usw J. P. Ludwig med. et chir.

Auf der Rückseite steht die Notiz:

Der Regierung zur abschläglichen Bescheidung des Suplikanten. Koblenz, am 2. Jänner 1789.

Auf höchsten Befehl D. Curdon.

Unterm 16. Juni 1789 ordnet der Churfürst an, dass die Visitationskosten von den Apothekern selbst zu tragen sind.

Am 4. Juli 1790 reicht Geheimrat Reulandt dem Churfürsten den von Prof. Hett eingesandten Bericht über den Tod des Metzgers Haag, verursacht durch den Pfuscher, Nachrichter Raach, ein. Der Bericht des Professors lautet:

„Ich fand den Metzgermeister Haag, Vatter von acht lebenden Kindern, am 1. Juli 1790 vor mit Krämpfungen der Halsmuskeln wie zugleich einen trismum oder sogenannte mundklemme; bey untersuchung konnte ich anfänglich die ursach davon nicht wohl finden, bis nach ferner nachspüren die linke Hand verbunden sahe und nach weiterer Unterforschung Ich kein andere Ursachen dieser Krämpfungen als jener verletzten Hand geben konnte, welche Meister Philipp Raach oder sein sohn vom 26. Junius an behandelte, an welchem Tage er seinen Fall thate; zugleich ist zu bemerken das des Tags zuvor ehe die Krämpfungen einstellten, bedachter Meister Raach die Wunde mit einem Federchen in einem Oel, der Himmel weiss mit welchem kaustischen Mittel vermischt bestrichen, demnächst sein rothes Pflaster

auflegte, bey diesen Umständen nach befundenem vollen Puls in einem vollblütigen und gesunden Körper, den Ich mehrmalen mit entzündungs Krankheiten behandelte, aber niemalen mit Krämpfungen behaftet, liesse zur Ader wir und mit beyrufung des Chirurgi Müller junioris ganz erweichende Aufschläg appliziren, das übel aber nahme zu wo noch Abends zum H. van Lempelt, Medic. Doktorn und Professorn von der Universität zu Brüssel gienge, selbigen ersuchte Ich Mir noch einen Prosectorn Anatomiae und Chirurgiae als wund-Arzt dem Chyrurgo Müller zuzugesellen, es geschahe hierauf, was die Kunstregeln vorschrieben, Nachts wurde er mit mehr und mehreren konvulsivischen bewegungen befallen, und starbe Morgens gegen 9 Uhren am 2ten dieses.

Keine Zeichen der Gangrän waren zugegen, würde nicht dieses öhl, wann es auch einfaches öhl ware, selbiges aber nur rancig, oder selbiges vielleicht mit einem ätzenden Mittel versetzet, womit die innere Wunde bestrichen, die flechsen oder einige blos liegende Nerven gereizet haben, ist nicht die wunde vielleicht mit dem bedeckten roten Bleypflaster in ihrer eiderung gestöret und gehinderd worden, wo statt dessen erweichende umschläge hatten applizirt werden sollen vielleicht auch andere scharfe Ingredienzien in dem Pflaster waren zudem in einem vollblütigen Körper die Aderlässe sind verschoben worden. Wunder ist es, dass bey einer so geringen Wunde so gefährliche Zufälle sich äusserten, und dieses von keiner andern ursach wohl hergeleitet werden können, als von übler Behandlung, und sicher er auf eine handwerksmässige art, wie voriges Jahr ein schreinergesell und Einige mehr in und um Trier zur andern Welt sind geschickt worden, wovon Herr Geheimrat Reuland die facta mitteilte.

Trier, den 2. Julius 1790. Casparus Hett.

Dem Materialienhändler J. P. Richartz wird unterm 3. März 1789 sein Gesuch, um Erlaubnis zur Führung von „Arzneywaaren" vom Churfürsten abschlägig beschieden.

Das Gesuch datierte vom 18. Dezember 1788.

Er lobt darin zuerst als „guter Patriot" das Kurpfuschereiverbot des Churfürsten, bemerkt aber dann, er sei

keiner von den Händlern, „welche dem wenig klugen Landmann die Droguen ins gerathe wohl, der Menschheit unbekümmert, aufschwatzen, und eben davon weiter nichts als Gewicht und Maass zugleich ein eigennütziges meistens überspanntes Tarif kennen“. Er sei 17 Jahre lang Apotheker durch ganz Deutschland gewesen. Drei Jahre lang war er Provisor in der Witwe Braun'schen Offizin in Trier und vor drei Jahren heiratete er „eine verwitwete Handelsfrau mit 6 unerzogenen Kindern ersten Ehebettes“. Er führt nur Rohwaren für Apotheker und hat dafür einen guten Ruf besonders bei den Apothekern im Luxemburgischen. „Nötigenfalls bin ich zu einer Prüfung in Apothekersachen gerne bereit.“

Es scheint nun eine Zeit lang im Churtrierischen etwas ruhiger hergegangen zu sein unter der biederen Quacksalberzunft. Erst das Jahr 1792 bringt wieder eine langwierige Untersuchung wegen Kurpfuscherei gegen den Advokaten Lange und den Weltpriester Usen, beide aus Trier. Die Behörde beschäftigte sich zuerst mit ihnen auf die Klagen vieler Landleute hin, dass sie unerhörte Preise für ihre Tinkturen und Latwergen bezahlen mussten. Ihre Hauptspezialität waren Kuren bei Wassersucht, Nieren- und Blasensteinen. Usen gab sein Medizinieren ohne weiteres zu. Lang dagegen reichte ein 30 Quartseiten grosses Verteidigungsschreiben ein. Er führt natürlich darin an, er habe seine Spezifica in einem uralten griechischen Codex aufgefunden und pfusche nur aus reiner Menschenliebe. Zugleich bringt er Dankschreiben der von ihm Geheilten bei. Sie sind meist in poetischer Form gehalten und rühren samt und sonders von Patres aus dem Trierer Kloster St. Maximin her. Bei einer dieser Kuren war der untersuchende Kreisphysikus Hofrat Dr. Dörner zugegen. Die nähere Untersuchung ergab, dass Lange auch bei anderen etwas verdächtigen Erkrankungen z. B. bei Stockungen der Regeln bei jungen Damen usw. eingriff. Andererseits wurde eruiert, dass „seine afrikanischen Ingredienzen“, woraus Tinkturen und Latwergen bestanden, aus einem Rezeptbuch des verstorbenen Licent. der Medizin Geyfus herstammten, das sie von seiner Tochter, der Frau Krämer gekauft hatten.

Lange und Usen wurden zu je vier Goldgulden Strafe verurteilt. Hofrat Dr. Doerner bekam eine mächtige churtrierische Nase, weil er dem Lange beim Medikastern in St. Maximin zuschaute. Dann kam die französische Invasion; Altes verschwand und neue Gesetze wurden gültig, aber was die biederen Kurpfuscher anging, so freuten sie sich der neuen Zeit. Heute gedeihen sie, Männlein und Weiblein, unter dem Schutze der modernen Gesetzgebung, üppig und in Freuden in Trier weiter zum Schaden ihrer Mitbürger und des ganzen Gemeinwesens.

---

## „Himmelsbriefe“ aus Lippe und Westfalen.

Von **K. Wehrhan,** Frankfurt a. M.

Der Glaube an das Festmachen des Menschen gegen den Tod bestand schon seit dem grauen Altertum, wie uns Beispiele aus der Geschichte genügsam beweisen. Thetis tauchte ihren Sohn Achilles in die Fluten des Styx, Siegfried badete sich im Drachenblute: beide wurden bis auf eine, ihnen zum Verhängnis werden sollende Stelle gegen Verwundung und so gegen den Tod gefeit.

Der Gedanke an des Todes grausige, furchtbare Umarmung hat von jeher bei allen Völkern und in jedes Menschen Seele ein unbezwingliches Grausen erweckt; die scharfe, kalte Schwerterklinge, der unbarmherzige Stahl, das unerbittliche Blei: sie erfüllen das Herz des Staubgeborenen mit Furcht und Zittern.

Auch das Mittelalter und noch mehr die späteren Jahrhunderte bis in die Neuzeit hinein bringen uns deshalb ungezählte Beispiele für das Fortleben des alten Aberglaubens. Alte, erfahrene Soldaten sollen im Mittelalter eine Menge Zaubersprüche und Zaubermittelchen gewusst haben, mit denen sie sich und andere festzumachen vermeinten.[1]) Die Mittel, deren man sich zu diesem Zwecke bediente und die

[1]) Vgl. G. Freitag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Bd. III. 7. Aufl. Leipzig 1873 S. 73 ff., wo genauere Mitteilungen und Belege in Fülle sich finden.

bei vielen Leuten auch heute ihren Ruf noch nicht eingebüsst haben, waren Gebete und Segen, Amulette aller Art, wunderliche Zeichen und Worte, das Evangelium Johannis usw.[2])

Soll eine Zauberwirkung — und um diese handelt es sich ja in all den Fällen — recht kräftig sein und bleibend wirken, so darf ihre Formel nicht nur ausgesprochen, sie muss festgehalten, aufgeschrieben werden. Wie das Wort schnell verfliegt, so ist auch die Wirkung der bloss gesprochenen Worte nur eine kurz andauernde. Das festgehaltene, geschriebene Wort ist aber ein bleibendes Schutzmittel gegen alle dem irdischen Wohle der Menschen feindlichen Mächte: Krankheit, Feuer, Wasser usw. Sollen die Worte aber den Menschen selber schützen, so muss er sie bei sich tragen.[3])

Zu dieser Art von Zaubermitteln gehören die sogenannten Himmelsbriefe, die entweder mehr zu allgemeinem Schutze dienen sollen[4]) oder für besondere Fälle, hauptsächlich für Kriegszeiten berechnet sind, wie der unten abgedruckte.

Der Gebrauch der Himmelsbriefe in Kriegszeiten ist leicht erklärlich und hat auch noch in neuerer Zeit grosse Ausdehnung angenommen. Im Bruderbundskriege 1847 liessen sich sehr viele einberufene Schweizer von einem alten Manne hieb-, stich- und kugelfest machen. Wegen des grossen Bedarfs wurden die Himmelsbriefe oft auf lithographische Weise oder auch durch den Druck vervielfältigt, so z. B. während des Krieges gegen Dänemark 1849 in Hamburg, ferner bei dem Kriege in Italien 1859 und auch in kaum gewohntem Umfange gelegentlich der letzten drei grossen deutschen Kriege 1864, 1866 und 1870/71.[5])

---

[1]) Brüder Grimm, Deutsche Sagen I, Nr. 255 ff. erzählen von einem festmachenden Hemde.

[2]) Vgl. dazu Adolf Wutke, der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Dritte Bearbeitung von Elard Hugo Meyer. Berlin 1900. § 243 S. 177 ff.

[4]) Dazu gehört der S. 102 ff. aus dem Witgensteinschen mitgeteilte Himmelsbrief.

[5]) Vgl. Wuttke a. a. Ort S. 178. Auch die bekannten Bilderfabriken in Neu-Ruppin haben sich mit dem Druck solcher Himmels-

Der erste der unten mitgeteilten Himmelsbriefe entstammt einer Abschrift, die kurz nach dem letzten Kriege, also im Anfang der 70er Jahre des verflossenen Jahrhunderts in Heidenoldendorf bei Detmold gemacht ist. Er entstammt zweifelsohne einem Briefe, der in den Kriegsjahren „seine Dienste geleistet“ hatte. Genaueres lässt sich nicht mehr feststellen. Der Abdruck erfolgt hier nach der buchstäblich getreuen Abschrift, die das wirre und unsinnige Durcheinander recht zum Ausdruck bringt. Über die Art und Weise, wie der Brief getragen werden soll oder wie er getragen worden ist, konnte ich bisher nichts ermitteln. Einen damit übereinstimmenden Brief habe ich noch nirgends gedruckt gefunden, obschon in fast allen Himmelsbriefen mehr oder weniger gleiche oder ähnliche Stellen zu finden sind.[6])

---

briefe befasst. Ein in meinem Besitze befindlicher Brief dieses Ursprungs zeigt einen schwebenden Engel mit Sternenkranz, Posaune und Siegespalme (soll wohl Michael sein), darunter das Auge Gottes im Dreieck, von dem goldiges Licht ausstrahlt. Dem Brieftext geht ein mehrstrophiges Bittlied gegen allerlei Gefahren vorauf. Den Schluss des ganzen Briefes bildet „ein schönes christliches Gebet“, alle Tage und Stunden zu beten. Es gibt verschiedene voneinander abweichende Neu-Ruppiner Ausgaben.

[6]) Grosse Ähnlichkeit mit den hier mitgeteilten Briefen zeigen die bei Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg I, S. 60 ff. und die von Carl Hessler in seiner Hessischen Landes- und Volkskunde II S. 103 ff. aus dem fränkischen Niederhessen abgedruckten Himmelsbriefe. In diesem letztgenannten Werke finden sich noch andere solcher Briefe: S. 323 von der Schwalm, S. 451/2 aus dem Thüringischen und S. 534 aus dem sächsischen Niederhessen. Vgl. ferner Alemannia, hrsg. v. A. Birlinger XII. S. 54, Buxtorf-Falkeisen, Basler Zauberprozesse S. 7, Lemke, Volkstümliches aus Ostpreussen S. 3. 17, K. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II. 1880 S. 341, Schweizerisches Archiv für Volkskunde II. S. 277. Auch die Halbmonatsschrift „Niedersachsen“ hat in den letzten Jahren verschiedene Himmelsbriefe gebracht. Ein Amulett (?) mit ähnlichem Zweck wie die Himmelsbriefe besitze ich aus der Eifel durch die Freundlichkeit des Herrn Lehrers Theod. Ehrlich in Sayn. Es ist ein kleines Büchlein, ca. 4:6 cm gross mit allerlei Heiligenbildern und einem Teil des Johannesevangeliums (gedruckt). Es wurde in einem kleinen dunklen Beutelchen mit dunklem Bande am Halse getragen. Zu d. Himmelsbriefen vgl. noch A. Dieterich in d. Hess. Bl. für Volkskunde, I, S. 20 ff. Wuttke, D. deutsche Volksabergl. 243. Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, 13, 164. 330. Archiv für Religionswissensch. 5, 149 ff.

## 1. Der vom Himmel gefallene Brief aus Lippe.

Für Freiheit und für Vaterland
Bin ich bereit zu sterben;
Das Schwert in meiner rechten Hand,
Lass Lorbeer mich erwerben
Heut bin ich frei für Hieb und Stich,
Für Pulver und für Blei,
Für böse Wege —[7])

Wegen des Namen Gottes, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Heil- und Schutzbrief, geh im Namen Gottes, des Sohnes und des heiligen Geistes.

So wie die Priester in Michaelis Garten stillstanden, so sollen alle Gewehre stille stehen vor dem, der dieses geschrieben bei sich hat; dem wird nichts schaden, und es werden nicht treffen Feindes Geschütz und Waffen; denselben wird Gott bekräftigen, dass er sich nicht fürchte vor Hiebe und vor Stich und vor Mörder. Es sollen ihm nicht schaden Geschütze, Degen und Pistolen, alle Gewehre müssen stille stehn, überhaupt alles Schiessbare, was man auf ihn loshält — durch den Befehl und Tod Christi auch stille stehn alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre – durch den Befehl des Engels Michael.

Im Namen Gottes, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Gott sei mit mir!

Wer diesen Segen gegen die Feinde bei sich hat, wird vor jeder Gefahr beschützt sein, wer es aber nicht glauben will, der schreibe es auf und hänge es einem Hunde um und schiesse ihm nach.

Wer diesen Brief bei sich hat, der wird nicht gefangen werden. Amen.

So wahr, als dies wahr ist, dass Christus gestorben und gen Himmel gefahren und so wahr er auf Erden gewandelt hat, kann[8]) nicht geschossen noch verletzt an seinem Leibe werden. Fleisch, Blut und Gedärm, alles soll unbeschädigt

[7]) Hier scheint eine Lücke zu sein.

[8]) Hier fehlt offenbar der „Träger“ oder „Besitzer“ oder dessen Name.

sein. Ich beschwöre alle Gewehre auf dieser Welt bei dem lebendigen Gott, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!

Ich bitte im Namen unsers Heilands Christi Blut,
Dass mich keine Kugel treffen thut,
Sie sei von Golde oder Silber oder Blei,
Gott im Himmel mache mich für alles frei!

Im Namen Gottes des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Dieser Brief ist vom Himmel gesandt und in Holstein gefunden worden im Jahre 1724.[9]) Er war mit goldenen Buchstaben geschrieben und schwebte lange in der Kirche neben der Taufe. Wer denselben angreifen wollte, vor dem wich er zurück bis im Jahre 1797.[10]) Da kam einer auf den Gedanken, ihn abzuschreiben und der Welt mitzuteilen. Zu diesem wagte sich der Brief.

Ferner stand darin: Du sollst am Sonntage nicht arbeiten, sondern in die christliche Kirche gehen, mit Andacht beten, von eurem Reichtume mitteilen den Armen. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke thun, am siebenten sollt ihr Gottes Wort hören. So ihr aber dieses nicht haltet, so werde ich euch strafen mit teurem Krieg und mit Pestilenz. Ich gebiete euch, jung und alt, ihr sollt für eure Sünden bitten, dass sie euch vergeben seien. Schwöret bloss bei seinem Namen. Bittet nicht um Gold oder Silber, auch für Menschen Blut und Begierde. So geschwind ich euch geschaffen habe, so geschwind kann ich euch zerschmettern. Seid nicht falsch mit der Zunge. Ehre Vater und Mutter. Rede nicht falsch gegen deinen Nächsten, dann gebe ich euch Gesundheit und Frieden.

Wer diesem Brief nicht glaubet und nicht darnach thut, der ist von mir verlassen und kann weder Glück noch Segen haben.

Ich sage, dass Christus diesen Brief geschrieben hat. Wer demselben nicht glaubet und widerspricht, der soll keine Hülfe haben.

---

[9]) Dieselbe Zahl findet sich in mehreren Briefen wieder.

[10]) Der von Hessler a. a. O. S. 104 mitgeteilte Brief hat dafür 1791, während er für die erstgenannte Zahl auch 1724 hat.

Wer diesen Brief hat und nicht offenbart, der ist verflucht von der christlichen Kirche. Diesen Brief soll der eine den andern abschreiben lassen. So ihr auch soviel Sünden gethan habt, wie Sand am Meere und Laub auf den Bäumen, so sollen sie euch vergeben sein. Glaubet gewiss, dass ich den ehre. Wer aber nicht Glauben hat, der soll in seinen Sünden sterben. Bekehret euch von eurer Sünde, so werdet ihr nicht bestraft, denn ihr müsst einst am jüngsten Tage Rechenschaft darüber geben.

Die Frau, welche diesen Brief bei sich hat, wird eine liebliche Zucht[11]) zur welt bringen.

Wer ihn im Hause hat, denselben wird kein Donnerwetter treffen

Haltet meine Gebote, die ich euch durch meinen Engel Michael gesandt habe.

Im Namen Jesu. Amen!

## 2. Himmelsbrief aus Dortmund.[12])

Ein Graf hatte einen Diener den wollte er für seinen Vater B. G. H. das Haupt abschlagen, wie solches geschehen hat der Scharfrichter das Haupt nicht abschlagen können, wie der Graf dieses gesehen, hat er den Diener gefragt, wie solches zuginge, dass ihm das Schwert keinen Schaden thun könnte, hat ihm der Diener geantwortet und den Brief gezeigt mit folgenden Buchstaben: B. J. J. K. H. B. Z. N. K. Wie nun der Graf gesehen, hat er befohlen dass ein Jeder diesen Brief bei sich tragen soll, wenn einem die Nase blutet, oder sonst Jemand blutige Wunden hat und das Blut nicht stillen kann, der nehme diesen Brief und lege ihn darauf, so wird das still, und wenn es einer nicht glauben will, so schreibe diese Buchstaben auf einen Degen oder die Scheide des Gewehrs so wird er nicht damit verwunden können und wer diesen Brief hat und bei sich trägt der kann nicht bezaubert werden, und seine Feinde können ihm nicht

[11]) Oder „Frucht“?

[12]) Erhalten durch die Freundlichkeit des Herrn Professors Sartori, der ihn von Herrn Lehrer H. Lemberg erhielt. Der Abdruck erfolgt getreu nach dem Original.



schaden thun das sind die heiligen fünf Wunden Christi K. H. L. J. H. H. So bist du sicher. Das kein falsch Urtheil geschehen kann. H. K. S. S. sonst wer diesen Brief bei sich trägt den kann kein Blitz, Feuer oder Wasser keinen Schaden thun wer diesen Brief bei sich trägt, ist besser wie Haus und Schutz. Brief im Namen Gottes, des Vaters und des heiligen Geistes. So wie Christus im Ölgarten stille stand so still soll auch alles Geschütz stehen. Wer diesen Brief bei sich trägt dem schadet nicht Feindes Geschütz. Es wird ihm nichts schaden. Diebe und Mörder können ihm nichts anhaben. Er darf nicht fürchten, bestohlen zu werden, Pistolen und Gewehre sie müssen stille stehen, alle sichtbare und unsichtbaren die auf ihn zielen, durch den Tod Jesu Christi. Gott sei mit mir, wer diesen Degen gegen die Feinde bei sich hat, der wird geschützt vor dem Gewehr. Wer dieses nicht glauben will der schreibe es ab und hänge es einem Hunde um den Hals und schiesse auf ihn, so werdet ihr sehen, dass es wahr ist wer diesen Brief bei sich trägt, der wird nicht von Feindeswaffen verletzt werden. Amen. So wahr ist es, dass Jesus Christus für uns gestorben und gen Himmel gefahren ist und auf Erden gewandelt hat, konnte nicht gestorben sein und nicht geschossen werden. Fleisch und Gedärme sollen unverletzt bleiben. Ich beschwöre alle Gewehre und Waffen auf dieser Welt bei dem lebendigen Gotte dem Vater ..... Ich bitte im Namen des Herrn Jesu Christi Blut den keine Kugel treffe sei sie von Gold Silber oder Blei, Gott im Himmel macht mich von Sünden frei im Namen ..... Dieser Brief ist vom Himmel gesandt in Holstein gefunden worden im Jahre 1724. Er war mit goldenen Buchstaben geschrieben und schwebte über der Taufe zu Radaune, wie man ihn angreifen wollte, wich er zurück bis 1791. Einer näherte sich mit dem Gedanken, ihn abzuschreiben .....[13])

Dortmund, den 27. August 1893.[14])

Ferdinand K ......

[13]) Das Folgende, besonders die Fassung der Gebote stimmt fast wörtlich mit dem obigen Himmelsbriefe überein.

[14]) Die Abschrift ist also jüngeren Datums. Der Zustand des Papiers beweist jedoch, dass er viel „benutzt“, also getragen worden ist.

### 3. Himmels·Brif.[15])

Welchen Gott selbst geschrieben Und durch den Engel Michael Zu uns gesand auf Erden welches mit güldenen Buchstaben beschrieben, und ist zu sehen in der Michaels Kirchen Zu Statt gereina, wird genand groria,[16]) allwo der Briff über der Taufe schwebet, wer in angreiffen will vor dem weicht er. wer in aber abschreiben will, zu dem Neigt er sich und thut sich selber auf. Also gebiette ich euch, dass ihr dess Sondags nicht Arbeidet [auf] euren güttern, auch sonsten keine Arbeid thun, sollet fleisich zu Kirchen gehen, und mit andagt Betten, und eure Angesichter nicht schmücken und eure Harre nicht graussen[17]), noch Hoffarth in die Welt treiben, und von eurem Reichthum den Armen mittheilet . . . . .[18]) Welche Frau diesen Briff Bey sich trägt die wird eine löbliche Frucht und fröhlichen Anblick auf die weld bringen Haldet meine geboth, die ich euch durch meinen Engel Michael gesand auf Erden.

Junfer Eva Margartha Pfeufferin[19])
Anno 1743 d. 9. Febr.

---

[15]) Nach dem im Besitze von Herrn Professor Sartori in Dortmund befindlichen Original von 1743. Der Brief ist ein grosser Bogen, 34.41 cm, einseitig beschrieben; Überschrift, erste und vierte Zeile sind durch grosse und fette Schrift (Drucktypen) hervorgehoben. Der Brief ist nicht westfälischen Ursprungs (vgl. die Unterschrift). Herr Lehrer Becker in Herne erhielt ihn 1894 in Stützerbach bei Ilmenau in Thüringen. Der Abdruck erfolgt auch hier wörtlich.

[16]) In dem oben genannten gedruckten Briefe (Neu-Ruppin) wird als Name Credoria genannt; beides von Credo —Glaube[nsbekenntnis]. Dieser gedruckte Brief stimmt mit dem obigen in vielen Teilen fast wörtlich überein.

[17]) Soll heissen „kräuseln“.

[18]) Auch hier stimmen die Gebote mit denen der vorhergehenden so ziemlich.

[19]) Der Familienname ist durch einen Riss im Papier stark beschädigt; die Besitzerin hat also wohl Pfeiffer o. ä. geheissen.



# Ein Himmelsbrief.

Mitgeteilt von **Karl Hartnack.**

In einem Bauernhause des Kreises Wittgenstein habe ich vor einigen Monaten unter alten Schriften einen sog. Himmelsbrief gefunden, d. i. ein Schriftstück, das den Besitzer — nicht den Träger schlechthin, wie aus der öfteren Nennung des Namens hervorgeht — gegen Versagung einer Bitte, gegen allerlei Waffen und Geschoss, Hurerei, Totschlag, Zauberei usw. schützen und auch auf Kindbetterinnen und auf Haus und Hof wohltätige Wirkungen ausüben konnte. Ihre eigentümliche Bezeichnung haben diese Schriftstücke von dem mystischen Ursprung erhalten, den man ihnen andichtete.

Der einstige Inhaber scheint den Brief am Ende des 18. oder Anfang des 19. Jahrhunderts für sich abgeschrieben zu haben. Der Inhalt deutet auf ein höheres Alter. Einer Anzahl von Wendungen gegenüber, die dem auch allen Laien bekannten Wortschatz der katholischen Kirche entstammen, ist der Hinweis notwendig, dass der Name Menn in dem früher ganz evangelischen Kreise Wittgenstein noch heute vorkommt und dass alle, die ihn führen, meines Wissens evangelisch sind.

Ich lasse den Brief mit Ausscheidung einiger offenbar durch die Eile des Abschreibens veranlasster Wiederholungen und mit Ergänzung oder Berichtigung einer Reihe von Satzzeichen, im übrigen aber originalgetreu folgen. Man beachte bei dem Lesen die an mehrere Stellen hervortretenden Reste einer alten gereimten Beschwörungsformel.

Der graf von Flandern hat einen mit Nahmen Philipus, der das Leben verschutt hatte. Wolle in der graf richten Lasen; aber der graf konte ihn nicht Richten lasen: kein Schwerdt Wolte ihn Schneiden, kein Scharfrichter konte ihn Röchten. da Verwunderte Sich der graf Sehr und Sprach: Zeich mir die sache an, so Wil ich dir dein Leben Schencken, also Zeichte er ihm den Brif. das gefiel dem grafen Wohl (, und) alle Seine Knechte und Herren, also lis der graf diesen Prif ab schreiben und alle seine diener und Knechte geben. Erstens: So du Wilst zu gericht gehen, so nim diesen Prif zu dir an deine

rechte Seite: was du bitten Wirst von deinem herrn oder Beamte, dass wirdt dir nicht versagt werden. hast du einen Feindt, der mit dir Strecken Will, so nim diesen Brif zu dir an deine rechte seite; so kann er nicht versagen, nicht zu nach (noch) über winden. Welche Frau noch im Kinds nöten Ligt, so heng ir diesen prif an den hals, so gebert sie ohne schmerzen. 2 tens: Welchen die Nase Blutet, dem geb diesen Brif in seine rechte hand: es hilft ihn gar Bald. Welcher diesen Brif in das dach steckt, da dut der donner und Blidts keinen Schaden. das Bludt Jesus Christus, der ware Mensch und gottes (Sohn) ist, der Behütte mich Johann Georg Menn vor allen Waffen und geschoss und geschütz, Lang oder kürze Schwerden, meser oder degen, karbiener 5 (wahrscheinlich das Zeichen für „und") Felbangen, bley, Schwerden Korz oder Lang oder der gleichen — so sey der her Jesus Christus geburdt ist geschniden Worden — es sey Eisen oder Bley, Meseng oder von holz. Jesus Christus der Wahre Mensch und Gottes Sohn, der Behüte mich Johann Georg Menn so vor allen Waffen und geschutz bey Behaltung des steuers wie Maria ihre Jung Frau schafft Behalten vor und (nach?) der geburth. Jesus Christus mache alle gewehr und Waffen als die Bludts Tropfen, die er am öhl Berch geschwitzet hat. Jesus Christus, der behüte mich Johann Georg Menn vor allerley Besen gebrauch, Hurerey, Todtschlag, Zauberey, benemen, stehlen, vor allerley stücken. o herr Jesus Christus, verlase mich nicht verdamt Werden noch verlohren und sey bey mir bis an mein Ende und las mich nicht sterben ohne deine Heilige Sakramente! dass helfe mir die Heilige Dreifaltigkeit und gott heit. sey auch bey mir auf wasser und Land, in dem hauss und in dem Feldt, Stadt oder Dorf oder Woh ich geh oder steh (oder) Wo ich bin. Der Herr Jesus Christus der Behüte mich Johann Georg Menn vor allen sichbahren und unsichbahren, heinlichen und öffentlichen Feinden. es Bewahre mich ewiger gott, gottheit und die Heilige Dreyfaltigkeit durch dass bittere leiden und sterben Jesus Christus, und sein Heiliges Heiliges rosen Farbes Blut, dass er am stam des Heiliges Chreuzes vergosen hat. Jesus Christus zu Nazaret gefangen (empfangen), in Betlehem gebohren, zu

gerusalen gekreuziget Worden und gestorben, das sein Wordt also mise Wahrhaftiglich sein: diese(r) hat hir mein (Brif?) geschrieben sind, dass er es helfe den Menschen vor gefangen oder gebunden oder Wann ich in gefahr komme und Müse weiche vor .mir, Johann Georg Menn, alle geschütze und gewehr und Wafen und keine an mir Hassen und dass sie vor mir Weichen und ihre Kraft verliren wie Pharo verloren hat seine gewald bucks (Büchs) und geschos. behalt deine schusheit — Marter grossen seine Heilige 5 Wunden (diese Stelle ist gleich einigen anderen allem Anscheine nach verstümmelt wiedergegeben) ankrundt (an Grund) und gebunden. alle geschutze Müssen verschwinden wie der Mann, der den Herrn Jesus seine rechte hand band † † † geschos behaldt dein Schuss bey dem gemelte Heiligen land wie der Sohn dem Vatter gehorsam war bis in den dott † † † es müssen vor mir, Johann Georg Menn, alle geschoss verschwinden. in Namen Jesus gincht über das Rothe mer, er fürt in das heilige land, er Sacht: es Müsen zerreissen alle strück und band, zerbrechen alle geschoss und gewer und wafen, es müsen alle verblenden, die Falsch seyn. herr Jesus Christüs, behüte mich, Johann Georg Menn, dass mich Kein stak (oder stock) stal (oder sal) kein Wasser noth noch steuher über Eült, dass mich kein Waffen schneidet, es sey stahl oder eisen, Methal oder bley noch wass es sey nach Mach, dass ich so Wohl gesegnet sey als der Kelch Kelch und der Heilige Wein, als dass Wahre (durchgestrichen Fermament) Himel Brodt, dass der Jesus seinen 12 Jünger bott † † † der segen, den gott über den ersten Menschen That, da er in erschaffen hat, der gehe über mich, Johann Georg Menn. den gott Segen, den gott tath über den ertz engel, da er Maria den gruss Brachte. ich gehe durch das Fremde Land und Trug das thor in Meiner rechten hand, dass mich kein Wolf zeriss, dass behüte mich † † † das Behüte mich, Johann Georg Menn, Meine Hauth und Fleisch vor Bösen Leüten mich dieser

From Ehrlihen Jche
† † †
Johann Georg Menn

Jesus Nazerenus
Rex Judiorum in Nahmen
† † †
Johann Georg Menn.

# Die Beziehungen zwischen Mensch und Tier
## im niederdeutschen Volksmunde der westfälischen Mark
von **Karl Prümer.**

---

Unsere niederdeutschen Altvordern waren noch innig mit der Natur verwachsen. Menschliche Schicksale verbanden sie mit denen der Tiere und Pflanzen. ihre schlichte Volksphantasie gab von Alters her den Erscheinungen der Natur ein persönliches Gepräge, häufig den Seelen eine Tiergestalt und liess sie auch im Windesrauschen durch die Lüfte ziehen. Bis zum ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts lebte bei uns noch der wilde Jäger, der Hackelbernd, der mit Rossen und Hatzhunden und allerlei Nachgetier durch die Lüfte fuhr und ab und zu einen Pferdeschenkel auf die Erde warf, und dessen wilder Jagd keines Menschen Auge ungestraft nachschauen durfte.

Wie hingen unsere Altvordern an ihrem Hausgetier! Der Hahn, oder Rokhahn (ein roter Hahn) prangte als Opfergabe für Donar an der Spitze des Brautwagens. Bei Hochzeiten wurden Pferde und Rinder bekränzt, ihre Ställe bekamen ein Laubgewinde. Das Brautpaar stellte sich ihnen und selbst den Bienen vor. Und es sprach zu ihnen, nachdem es dreimal an die Bienenhütte geklopft hatte:

Imen in, Imen ut.
Hier es de junge Brut,
Imen um, Imen an,
Hier es de junge Mann
Imekes verlot se nit,
Wanŋ se äinmol Kinner krit.

Bei einem Todesfall wurde auch den Tieren die Todesbotschaft überbracht, der Nachbar gab sie dem Nachbar weiter und der letzte sprach sie in einen hohlen Baum, welcher Brauch wohl auf die mytische nordische Weltesche oder den christlichen Kreuzesbaum zurückzuführen ist.

Auch beim Neubau eines Hauses bildet das Tier, als Opfertier, eine gewichtige Rolle. Der Erbauer des Hauses erschien als Priester und Opferer und senkte das Opfertier in das Fundament des zu erbauenden Hauses, damit das Opfer

das Haus vor Schaden bewahre, dem Bösen wehre und Glück bringe. Auf der Sohle des Hauses, auf dem niederdeutschen Süöl, in dem Fussbalken der Eingangstür wurde das Hufeisen eines Pferdes genagelt, welches den Hexen und andern bösen Geistern den Eintritt wehren sollte usw.

Aus den alten Beziehungen, die unsere Altvordern zur Natur hatten, ist uns namentlich auch hinsichtlich des Tierreichs, ein noch immer beträchtlicher Erbteil in sprachlicher Beziehung überkommen und damit eine prächtige Quelle des Volkshumors, aus der ich nunmehr schöpfen will.

Wenn der Mutter aus den leuchtenden Augen des Kindes die ganze Seligkeit des Lebens entgegenlacht, pflegte sie zu sagen: „min leif Dierken", während sie das verletzte oder kranke Kind mit: „o du arm Dierken!" oder: „o du arm Wüörmken!" beklagt. Mit dem „Kosenamen": „min leif Dierken" bezeichnet der Liebhaber die Geliebte. Andererseits sagt man von einem Menschen, der gerne zu ausgelassenen Streichen die Hand bietet, zu einem richtigen Strangschläger: „Dat es 'n Dierken!" Der Niederdeutsche sagt zu: von Jugend auf, „van Kalf op". Von einem kleinen Mädchen mit hellen, klaren Augen sagt der Volksmund: „se kikt so kiewig as 'a Kornkättken," d. h so lebendig, schelmisch, wie ein Kätzchen aus dem Korn, oder Getreide. Wird jemand gefragt, ob sein Junge schon Gehversuche mache, so pflegt der Angeredete im bejahendem Falle zu antworten: „He löpt all as 'n Hissföllken (wie ein junges Füllen.) Das schöne hochdeutsche Wiegenlied: „Schlaf Kindchen schlaf" hat der Niederdeutsche in derb-drastischer Weise in das Spottlied umgewandelt:

Schlop Kindken schlop,
Din Vader es 'n Schop,
Din Mauder es 'n Dusseldier,
Wat kannst du armet Kind dofüör?

Ein schwächliches kleines Kind ist „ne Pippmäise" (Meise) oder „ne Ime", ein zaghaftes „ne bange Hippe".

Dem kleinen Kinde öffnet man das Händchen, streichelt es und spricht dabei: Müsken, Püsken,
Rättken, Kättken,
Kille kille kill.

Ein beweglicher, gewandter Mensch ist „so flink as 'ne Ime“, oder so „labennig as 'ne Kramantsel“ (Ameise), ein rekelhafter ist ein „Riekel“ (männlicher Hund) oder „'n Bandriekel“, ein unsauberer „'n Schmiärhammel“, ein getäuschter, betrogener „es belämmert“, bei einer gescheiterten Hoffnung „harr 'ne Ule siäten“ oder „dat war füör de Katte“. Von einem gefährlichen Menschen sagt warnend der Volksmund: „do lo de Finger van af, dat es de unrechte Gaitling“ (Drossel, Amsel), von einem rothaarigen: „'n Foss hiet sine Nücke“, oder „de hiet de verkahrten Pannen op'n Dak“.

Wer tüchtig körperlich zu arbeiten pflegt, „kann arbäien as 'n Piärd“, der heruntergekommene Mensch „es vam Piärd op'n I-esel kommen“, ein sehr hungriger „es schmächtig as 'n Rüe“, ein Geiziger, oder ein solcher, der scheinen will, was er bei weitem nicht ist, „es 'n drieterigen Rüen“, ein stark blutender „blöt as 'n Osse“, ein leiblich unsauberer oder ein solcher, der seine Arbeiten unsauber ausführt, „'n Schmiärfink“, ein moralisch unsauberer 'n Schwiniegel“ oder „'ne Suoge“, ein hinterlistischer „es ächterbietsch as'n falschen Rüen“, ein Langenschläfer „schlöpt as ne Ratte“, „as 'n Tuniegel“, auch singt man ihm nach: „Langenschlöper Ulenkopp, stäit um niegen Uhr op.“ Ein schwerfälliger Mensch, ein Talps, „es 'n Koddendräis“, ein geriebener Gesell „es so schlikkerig as 'n Ool“, ein saumseliger „kömmt angekruopen as 'n Schnagel“, ein träger „es 'n Laulamm“, ein Projektenmacher „es 'n Fleigenfänger“, ein unliebsamer, ungern gesehener Gast „kömmt an as de Suoge im Judenhus“. Bei einem Menschen, dessen Haare zu ergrauen anfangen, „kömmt de I-esel herut“. Der Jäger führt den Spottnamen „Rüenleier“. Von einem Ängstlichen, der die Flucht ergreift, sagt der Volksmund: „ he räit ut as Schopliär“. Ein Mensch, dem es heute so, morgen so geht, pflegt auf die Frage: wie geht es? zu antworten: „so düörwassen“, d. h. so durchwachsen, wie Speck und Fleisch, oder er sagt in treuherziger Selbsterkenntnis: „Biäter as ek et verdeint hewwe, ower noch lange nit so guet as ek et hewwen woll“. Wer noch spät Abends ausgeht, „gäit in de Ulenflucht“. Die Volksweisheit sagt:

„We do well det Muorgens nöchtern drinken
Un nit vüörhiär iäten 'n bietken vam Schinken (Schenken)
Un det Nachts gohn lat in de Ulenflucht,
De krit bi Tiden de Watersucht.“

Ein Mensch, der den Lauscher spielt, „lurt as 'n Pingstfoss“. ein ausgewachsener. kleiner Mensch wird als „Kiwit“ bezeichnet, ein Gewohnheitsdieb „stielt as 'n Rawe“. Einer, der Schläge bekommt und dabei übermässig schreit. „schreit as 'n gestuoken Schwin“ oder „as 'n Biekenülk“ (Iltis?). Von einem Vielfrass heisst es: „he frietet as 'n Wulf“ oder „he es 'n Schlukspecht“. Ein Mensch mit auffallend kleinen Augen hat „Schwiensaugen“. Der mit Hühneraugen behaftete hat „I-äkster-Augen“ (Elsteraugen) oder „Kreihen-Augen“. Bei dem Knicker- oder Märbelspiel formten sich die armen Kinder Knicker aus Topflehm. Derartige Knicker hiessen Pottkiärwen (Kiärwe = Käfer). Wurstbrei mit Mehl führte den Namen „Pannhase“. Ein Mensch, der unruhig und beständig in Bewegung ist. wurde „Wippstiät“ (Bachstelze) genannt, ein Zwitter hiess „Üterbuck“, ein Übelriechender „stinkt as 'n Üterbuck“, oder „as 'n gebrannt Fiärken“. Der Volksmund sagt: „Et het käine Kauh „Bünte. oder se hiet auk Pläcke“. Es besagt: Man hängt keinem etwas an. ohne dass auch etwas dahinter steckt. Mit dem gleichen Rechte könnte man vielfach sagen: Man hängt den Leuten manchmal etwas an, ohne dass eine andere Ursache vorliegt als die Missgunst des Verläumders.

Ein anderes Sprichwort sagt: „Me lät käinen Rüen düör de Drite. oder me maut selwst dodüör“, d. h.: Man hängt keinem etwas an, ohne dass man selbst dadurch gezogen wird. Wer von einem Menschen hört, dass ihm ein seltenes Glück zuteil geworden ist, pflegt zu sagen: „dat es 'ne Ringelduwe, de schüt me nit alle Dage“.

Ein widerlich geschniegelter Mensch wird sehr drastisch als „fiser Ammi“ oder als „Windbül“ bezeichnet. Wer weit abseits vom Mittelpunkt des Orts seine Wohnstätte hat, „wuohnt do, wo sich Hasen und Fösse guede Nacht segget“. Wessen ganzes Leben darauf gerichtet ist, möglichst viel Hab und Gut zu erringen, gleichviel mit welchen Mitteln „es dorüöwer ut as de Foss üöwer de Hennen“. In der

Erkenntnis, dass der Mensch aus dem Boden der Heimat seine stärkste Kraft zieht und am widerstandsfähigsten ist, sagt der Volksmund: „de Foss bit am schiärpsten ut sinem Luok“.

Wer in Andermanns Handwerk hineinpfuscht, oder mit der Braut ehelichen Umgang pflegt, grast unter dem Zaun, ist am „Bönhasen“. Ein Mensch, der sich alles gefallen lässt, ist „’ne Gausekunte“. Von dem gleichen sagt das Sprichwort: „All te guet es Allermanns Hundsfuot“.

Dem Ängstlichen und Unschlüssigen wird zur Aufmunterung zugerufen: „Si käin Fuorsch!“ Der Bedürftige sagt: „Ek hef blaus ’n paar Kräuten“. Der dumme Mensch ist: „’n Stockfisch, ’n Osse, ’n Schop, ’n I-esel“, der dürre „’n Hering“, der schwertrunkene „es so vull as ne Unke“, oder „as ne Hucke“ (Kröte). Wenn Jemand wiederholt gebeten wird, eine unliebsame Sache zu regeln, so pflegt er unwirsch zu sagen: „Ek sall ümmer de Katte den Kopp afbieten“. Ein ausgelassenes junges Mädchen ist eine „wilde Hummel“, ein falsches Frauenzimmer eine „falsche Hucke“, ein unbeholfenes „ne Tappgaus“, ein einfältiges „ne dumme Schrute“, ein stolzierendes, auffällig gekleidetes „es ne Powe“ (Pfauhahn), von einer aussergewöhnlich Schlanken heisst es „se es so schwank as ’ne Wiepsche“ (Wespe). Der nüchtern und praktisch erwägende Bauernverstand sagt von einer langen Frau: „’n lang Fraumensch es ’ne halwe Ledder“. Von einer ohnmächtigen Frau sagt der Volksmund: „se es im Gausehiemel“. Ein Frauenzimmer, welches nach der Hochzeit zu früh niederkam, „hiet te fräuh kalwet“, bei ausserehelicher Geburt hat sie „’n Hauissen (Hufeisen) verluoren“. Das Mädchen ruft in den Wald: Kuckuck. So viel mal der Kuckuck ruft, so viele Jahre muss sie noch warten, bis sie Hochzeit feiern kann. Ein Stiefkind des Glücks wird als „Unglücksrawe“ bezeichnet, der Glückliche hat „’n Bärenglück“. Das Harz, welches aus dem Kirschbaum quillt, wird als „Kattengold“ bezeichnet, der erste Gewinn als „Kattengewinn“.

Der Volksmund sagt: „Wat dem Kalwe vüörbigäit, driepet de Kauh oder ’n Ossen“, mit anderen Worten: Die Untaten der Kinder fallen auf die Eltern zurück.

---

# Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden.*)

Von **Paul Sartori.**

---

## IV. Geburt, Taufe, Kindheit, Konfirmation.[1])

Wenn die Tassen im Schranke klirren, gibts bald Kindtaufe (Heimsen, Kr. Minden).

Träumt eine Frau, die ihrer Niederkunft entgegensieht, von Pflaumen, so nimmt sie als sicher an, dass das Kind tot zur Welt kommt oder nach der Geburt stirbt (Warburg).

Während der Predigt in der Kirche darf das Kind nicht zur Welt kommen, weil es sonst zu den „Hellsehern" gehören würde (Eisbergen, Kr. Minden).

Die Geburt eines Kindes wird sofort den Verwandten und Nachbarn durch Boten oder durch die Geschwister mitgeteilt. Jedes von den Geschwistern kriegt ein Viertelpfund Zucker. Das kleine Kind hat das mitgebracht. (Heimsen, Kr. Minden).

Vor der Taufe besuchen Verwandte und Bekannte die Wöchnerin und bringen ihr Kaffeebohnen, Zucker, Kuchen oder Zwiebäcke mit (Bierde, Kr. Minden; Rahden, Dielingen-Wehdem, Kr. Lübbecke). Man nennt das „zum Stöhnen gehen", und das mitgebrachte Geschenk heisst Stöhnssel (Ostscheidt und Krell, Kr. Herford) oder Stünssel (Bünde, Kr. Herford); angeblich, weil die Überbringer unter der schweren Last, die sie zu tragen haben, stöhnen (Spenge, Kr. Herford).

Im Kr. Halle kamen Nachbarn und Verwandte nach dem dritten Tage nach der Geburt zum Besuch und brachten Körbe voll Esswaren wie Zwiebäcke, Semmel, Weissbrot, Zucker, Kaffee und womöglich auch eine Flasche Wein zur Stärkung für die Wöchnerin mit. Man nannte dies „stöhnen"

---

*) S. Bd. III, S. 200, Anm.

[1]) Vgl. Kuhn, Sagen usw. aus Westfalen, 2, 33 ff. Hartmann, Bilder aus Westfalen, 20 ff. Jahrbuch d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung 1877, 146 f. (Südwestfalen). Jostes, Westfäl. Trachtenbuch, 106. Hüser in unserer Zeitschr. 4, 31 ff.

oder „stührnen helfen“. Wurde jemand auf dem Wege zu einer Wöchnerin gefragt: „Wohin?“ so antwortete er: „O, ick wull stührnen helpen“ oder: „O, ick wull no de Wiäsken[2]) to stührnen“.

In Heepen (Kr. Bielefeld) hatte die Gabe der Besucherinnen den Namen „Ansprache“[3]) und bestand aus einem Fünfgroschen-Weissbrot, einem Kümmelbrot, Zucker, Kaffee und Reis, auch einer Flasche Rotwein oder Pfeffermünzlikör. Besonders beliebt war die Überreichung eines Liters „Camumen“ (= Cardamomlikör).

Im Amte Reckenberg (Kr. Wiedenbrück) bringen die Nachbarfrauen der Wöchnerin erst am Sonntage nach dem Tauftage ihre Geschenke. Ein reichlicher Schmaus in Kaffee- und Vesperbrot beendet diese Feier.

So lange ein Kind nicht getauft ist, darf nichts geliehen oder verliehen werden (Rahden, Kr. Lübbecke).

So lange ein Kind nicht getauft ist, brennt Licht in der Kammer, damit die Zwerge (Kr. Minden) oder die bösen Geister (Eisbergen, Kr. Minden) es nicht vertauschen können.[4])

Wöchnerinnen, die im Kindbette („auf dem Schlachtfelde der Frau“) verstorben sind, werden ebenso wie Krieger vor der Beerdigung in die Kirche getragen (Rödinghausen, Kr. Herford).

Eine Wöchnerin lässt sich nicht eher unter Menschen sehen, als bis sie ihren Kirchgang gehalten hat (Blasheim, Kr. Lübbecke).

Die Familienchronik war früher wenig sicher. Obwohl manche Väter ihre Kinder vorn in die Bibel oder das Andachtsbuch eintrugen, wussten manche nur, wie viele Wochen vor oder nach Oldendorfer oder Blasheimer Markt, ob sie in der Maitîd oder zu Mitsommer oder um Weihnachten herum geboren waren (Rödinghausen, Kr. Herford).

---

[2]) Demin. von Wase = Base.

[3]) Jostes, Westfäl. Trachtenbuch, 106 hat dafür die Bezeichnung „Spreckan“. Im Sauerlande heisst der Besuch krâmrâiren: Jahrbuch d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung, 1877, 146.

[4]) Vgl. Kuhn a. a. O. 2, 33 f. (91. 92.) Niedersachsen, 6, 357 (Schaumburg-Lippe).



Zur Taufe werden Verwandte und Nachbarn durch die Hebamme eingeladen. Sie bestellt dabei einen Gruss von den Eltern und dem Kinde und trägt in der Regel einen Korb bei sich und bekommt Flachs (Heepen, Kr. Bielefeld) oder eine Küchensteuer (Blasheim, Kr. Lübbecke) geschenkt.

Es werden gewöhnlich zwei bis fünf Taufpaten bestellt (Hartum, Kr. Minden). Bei der Auswahl der Gevattern sind oft praktische Gesichtspunkte massgebend, aber man sieht auch wohl auf den sittlichen Wert, denn „die dritte Ader schlägt auf den Gevatter“ (Kr. Minden).

Im Amte Gehlenbeck (Kr. Lübbecke) werden ausser den eigentlichen Gevattern noch sogenannte „Stärtvaddern“ gebeten.[5])

In Bünde (Kr. Herford) sind zwei Gevattern üblich, von denen der Hauptgevatter der Pate und der zweite „dä Bistond“ (Beisteher) genannt wird.

Die Taufen finden meist in der Kirche (Sonntags nach dem Gottesdienst) statt. Bestimmte Nachbarn begleiten den Täufling. Der Kindtaufswagen muss auf dem Hin- und Rückwege zur Kirche den vorgeschriebenen „Leichenweg“ benutzen (Rahden, Kr. Lübbecke).

Für Taufen herrschte bis vor kurzem der Ausdruck „kassen“ - zum Christen machen (Rödinghausen, Kr. Herford).

Wenn der Täufling in der Kirche schreit, so fordert er von den Paten ein Geschenk (Bierde, Kr. Minden); — ein Patenkleid von dem, der es auf dem Arm trägt (Heimsen, Kr. Minden). Wenn ein Täufling während der ganzen Taufhandlung schreit, wird er nicht alt (Gehlenbeck, Kr. Lübbecke).

Wenn die Mutter isst, während ihr Kind getauft wird, so wird dieses im späteren Leben ein Fresser (Bierde, Kr. Minden).

---

[5]) Der Berichterstatter erklärt das als Gevattern, die auf dem Stärt (= Schwanz) stehen, noch so dazu genommen sind. — Stärtvadder ist, wie Herr Dir. Jellinghaus in Osnabrück freundlichst mitteilt, der dritte Gevatter, der gewöhnlich mit den Paten nicht einerlei Geschlechts ist. Man hat für ihn auch den Namen Äspate (Äspae) und meint, dass dieser dritte Äspae während der Taufe die Hand unter den Hintern des Kindes legen müsse.



Das Kind bleibt nach der Taufe im Taufkleid und muss in ihm schlafen. Dann wird es ein ruhiges Kind (Heimsen, Kr. Minden).

Die Eltern sind während der Taufe zu Hause geblieben. Vor dem Hause empfängt der Vater die mit dem Täufling zurückkehrenden Paten. In der Hand trägt er eine Schale, in der Weissbrot, Wasser, Zucker und Branntwein gemischt sind. Nachdem jeder der Anwesenden mit einem in der Schale befindlichen Löffel die Mischung versucht hat, wird der Täufling vom Vater ins Haus getragen (Levern, Kr. Lübbecke).

Sobald das Kind von der Kirche aus ins Elternhaus zurückgebracht wird, legt sich die Mutter ins Bett (Rahden,[6]) Pr. Ströhen, Kr. Lübbecke). Die Hebamme reicht ihr dann das Kind mit den Worten: „Met'n Heiden güng ek ut, met'n Christen kum ek wier" (Friedewalde, Kr. Minden; Rahden, Pr. Ströhen, Kr. Lübbecke).

Bei Taufen kriegen die Geschwister und Mägde „Wiegegeld" (20, 50 Pfg. oder 1 Mark) (Heimsen, Kr. Minden). In Heepen, (Kr. Bielefeld) geben die Paten an die Hausgenossen das Wiegegeld.

Die Paten geben auch das Taufkleid. Stirbt das Patenkind früh, so bezahlen sie Ärmeren den Sarg usw. (Rödinghausen, Kr. Herford).

Patengeschenke werden auch in klingender Münze verabreicht, es wird auch wohl ein Grundstück oder etwas anderes von bleibendem Werte dem Täufling übereignet.

In Germete (Kr. Warburg) hat der Taufpate den sogenannten „Gevatterkuchen" zu liefern. Dazu Brot, Schinken und Wurst zum Taufschmause. In Levern (Kreis Lübbecke) bestehen die Geschenke der Paten meist in einer grossen, schön verzierten Welle Butter, einigen Pfund Kaffeebohnen und sonstigen Kolonialwaren. In Hartum (Kr. Minden) müssen die Paten zum Taufschmause Butterkuchen, Kaffeebohnen, Zucker und Butter, zuweilen auch noch drei Mark für ein Kinderkleid mitbringen. In Hüllhorst (Kr. Lübbecke)

---

[6]) Vgl. Niedersachsen, 5, 135.

bringen die geladenen Gäste Butterkuchen, eine in Brotform geknetete Butter bis zum Gewicht von zehn Pfund, Kaffee usw. In Heimsen (Kr. Minden) bringt schon am Tage vorher jede zur Taufe eingeladene Familie zwei bis drei Liter Milch, ein Huhn, zwei bis drei Pfund Butter und erhält beim Bringen Kaffee mit Kuchen. Auch nehmen die Überbringer in ihrem Korb ein Stück Kuchen mit nach Hause.

Das Taufessen ist manchmal bescheiden, nur Kaffee mit Kuchen, manchmal aber auch recht üppig. In Blasheim (Kr. Lübecke) gibt es bei Taufen und Hochzeiten immer dieselben Gerichte: Suppe, Fleisch mit Kartoffeln, Reis und getrocknete Pflaumen, Kaffee mit Kuchen und zum Abendbrot die Fleichreste mit Kartoffeln.

Wenn im Kreise Halle eine Kindtaufe reichlich hergerichtet war und viele Personen geladen waren, so rechnete man dabei auf Geldgeschenke. Solche Taufe hiess eine Kindtaufs-Döhnte. Nicht selten wurden über 100 Personen dazu gebeten. Jede geladene Familie war verpflichtet, einen „Langen Roggen“ (ein zwei Ellen langes Weissbrot, das mit Riemen auf ein Brett geschnallt transportiert wurde) mitzubringen. Um 11 Uhr morgens wurde die Döhnte mit einer Fleischsuppe, „Zoppen-Suppe“ genannt, eröffnet. Jede Familie brockte sich von ihrem „Langen Roggen“ in die Suppe. Nachmittags gegen 2 Uhr wurde gegessen. Es gab gekochtes Rindfleisch, Kartoffeln mit Sauce und als Nachtisch Backpflaumen oder dicken Reis. Nach kurzem Ausruhen begann der Tanz, der bis in die Nacht hinein dauerte. Gegen Abend wurden die Gäste in ein besonderes Zimmer geladen, um hier ein Geldgeschenk in einen verdeckten Teller niederzulegen. Das Ergebnis war oft nicht unbedeutend (400 bis 600 Mark). Allerdings verschlangen die Zurichtungen zu den Döhnten oft mehr, als einkam.

Im Amte Reckenberg (Kr. Wiedenbrück) finden sich die Nachbarfrauen am Tauftage gegen neun Uhr morgens im Hause zum Kaffee ein und begleiten dann auf einem Wagen das Kind zur Kirche. Nach der Taufe muss der Pate die Frauen in einem Wirtshause zunächst mit Kaffee und Kuchen, hernach mit Wein oder andern gewünschten

Getränken bewirten. Gegen 3 oder 4 Uhr bringt man unter oft wiederholten Freudenrufen den Täufling der Mutter zurück.

Am Sonntag darauf bringen dann, wie oben schon erwähnt, die Nachbarfrauen der Wöchnerin ihre Geschenke.

Die Paten überreichen auch der Hebamme ein Geldgeschenk. In Friedewalde (Kr. Minden) muss die Hebamme das Gevatterngeld aus einem Schnaps- oder Bierglase entgegennehmen, indem sie zunächst den Schnaps oder das Bier austrinkt.

Bei wohlhabenderen Familien legt die Hebamme während der Mahlzeit oder des Kaffees den Täufling in den Schoss oder in die Arme der Taufgesellschaft und empfängt dafür von den Gästen ein Geldgeschenk (Spenge, Kr. Herford; Ilse, Kr. Minden; Heepen, Kr. Bielefeld). Im Amte Gehlenbeck (Kr. Lübbecke) legt die Hebamme am Abend des Tauftages beim Verabschieden sämtlichen Gevattern den Täufling auf den Schoss oder Arm und bekommt dafür einen Händedruck und 25 Pf. bis 1 Mark.

Auch das mit bunten Bändern geschmückte Taufkleid wird in der Regel Eigentum der Hebamme (Levern, Kr. Lübbecke).

Dagegen müssen die Eltern des Kindes an die Paten einen Patenstuten im Werte von etwa 25 Pfennigen spenden (Valdorf, Kr. Herford). Beim Kirchgange der Wöchnerin, wobei das Kind (wie auch bei der Taufe) in einer mit bunten Bändern geschmückten, roten Mütze erscheint, stiftet jene den Paten einen riesigen Zuckerkrengel von etwa 80 cm Länge und 40 cm Breite, sowie zwei kreuzweise über den Krengel gelegte, irdene, holländische Pfeifen nebst Tabak (Delbrück).

Ein im Mindenschen gefeiertes Fest war das „jüste Kindelbier“ oder die „jüste Kindtauffeier“. Es fand am Nachmittag statt und wurde in derselben Weise gefeiert wie eine wirkliche Kindtaufe. Nur das Kind fehlte; vom Täufling war das Fest frei oder „jüst“. Nachbarn, Verwandte und Freunde wurden dazu eingeladen. —

Wenn Kinder vor einem Jahre in den Keller getragen werden, dann wachsen sie nicht gut.

Kriechen Kinder, bevor sie ein Jahr alt sind, unter

einem Wagen her, so bekommen sie einen Buckel (Bierde, Kr. Minden). —

Am Konfirmationstage dürfen die Gevattern im Hause nicht fehlen; auch die nächsten Verwandten werden eingeladen. Durften in manchen Häusern die Kinder vor ihrer Konfirmation ihre Mahlzeiten nicht anders als am Tische stehend halten, so dürfen sie nach der Konfirmation den andern Erwachsenen gleich bei Tische sich setzen (Kr. Minden).

In Hüllhorst (Kr. Lübbecke) herrschte früher die in den letzten Jahren nach und nach eingegangene Sitte, dass die Volksschüler in den letzten zwei oder drei Jahren vor ihrer Konfirmation den Konfirmanden des Dorfes an deren Konfirmationstage je eine Semmel (Timpenstuten) schenkten. Der Konfirmand musste dann in den folgenden Jahren jedem Geschenkgeber an dessen Konfirmationstage eine Semmel zurückgeben.

---

# Der Aberglaube auf dem Hunsrück.

Von **Helene Pagés**, Boppard.

Nur eine ganz kleine Auslese von abergläubischen Sitten und Gebräuchen, wie sie sich auch heute noch unter den Bewohnern des Hunsrücks finden, möchte ich hier bieten.

Die Hexenfurcht ist auf den Höhen des Hunsrücks auch heute noch lebendig. Zwar drohen der Hexe im kleinen Dorf nicht mehr Folterbank und Scheiterhaufen, aber sie ist gerichtet in der öffentlichen Meinung, sie wird scheu gemieden, verachtet und gefürchtet.

So erging es der alten Util (Ottilie) in Sch., sie wurde laut und leise eine Hexe genannt. Wenn Util mühsam an ihrem Stock herangehumpelt kam, liefen die Kinder ängstlich aus dem Weg und schauten verstohlen aus irgend einer geschützten Ecke nach ihr aus; sah sie doch auch wirklich mit ihrem stets wackelnden Kopfe, dem runzeligen Gesicht, der langen Nase, dem spitzen Kinn, den entzündeten Augen genau der Hexe im Märchenbuch ähnlich.

Die alte Util war es, die nachts als schwarze Katze in die Ställe schlich, um das Vieh zu behexen. Die „rote

Milch“ bei den Kühen hatte Util auf dem Gewissen, sie trug auch die Schuld, wenn die Milch wochenlang nicht so reichlich floss, als man zu erwarten berechtigt war.

Einmal hörte ein Bauersmann in N. nachts heftiges Poltern im Stall. Er stand auf, schaute nach und fand die Mähne des Pferdes geflochten; — eine schwarze Katze aber suchte ängstlich und eilends den Ausgang zu gewinnen. Der Mann schlug mit einem Stock nach ihr und traf sie noch eben, ehe sie entwischte. „Das war die Util, die alte Hexe“, entschied der abergläubische Bauer, und als Util am folgenden Tag mit verbundenem Kopf zu Bette lag, weil heftiger Kopfschmerz sie quälte, gab es für ihn und viele andere keinen Zweifel mehr: er hatte Util als schwarze Katze in seinem Stalle erwischt.

Ein Bauernbub namens Klaus stand eines Mittags breitspurig auf der Haustür und verzehrte sein Käsebrot. Da ging die alte Util vorbei, wackelte mit dem Kopf und fragte: „Schmeckt's, Klaus?“ Anderen Tages konnte der Junge weder gehen noch stehen; die Util hatte es ihm „angetan“, er war behext. Dass der Bube stundenlang auf feuchtem Boden gesessen und sich stark erkältet hatte, kam nicht in Betracht. Die arme Hexe wurde verflucht und verwünscht.

Den kleinen Kindern war Util besonders gefährlich. Litten sie an Zwerchfellentzündung (Bewachsensein), so waren sie unzweifelhaft behext.

Util beschwor auch manches Unwetter herauf und hexte Hagel, Donner und Blitz herbei.

Die Hexenfurcht, d. h. die Angst vor Util's Macht, kam dem alten Bettelweiblein zugut. Nirgends wurde sie abgewiesen; man gab ihr stets, wenn sie anklopfte: Butter, Eier, Mehl, Fleisch, Kartoffeln usw.

Util hatte nur einen Sohn, der war schwachsinnig. Doch er liebte seine Mutter, und als sie heftig erkrankte und um einen Doktor klagte, packte er eines Tages die Arme, halb Bewusstlose in eine Decke, steckte sie in seine grosse Holzkiepe und trug sie auf seinem breiten Rücken zwei Stunden weit zum Arzt. Diese Beförderung war auch für eine Hexe zu viel, die arme Util starb bald nachher.

In der ersten Mainacht haben die Hexen, so glaubt der Hunsrücker, besondere Macht, ein besonderes Privilegium. Sie tanzen und schwärmen dann an den Kreuzwegen herum und versäumen auch nicht, dem Vieh in den Ställen einen Besuch abzustatten. Der abergläubisch ängstliche Bauer weiss sich aber zu schützen: Mit gesegneter Kohle werden am Abend der ersten Mainacht auf jede Stalltüre drei Kreuze gezeichnet; jetzt sind die Bewohner des Stalles gefeit, der böse Zauber wagt sich nicht heran.

Als Kind staunte ich gar oft diese geheimnisvollen schwarzen Zeichen an, und leichtes Grauen beschlich mich. —

Macht da so ein kleiner Erdenbürger seine ersten holperigen Schritte in die Welt, so entdeckt man nicht selten, dass er einen Strumpf rechts, den andern links gewendet trägt. Diese Ungleichheit schützt ihn vor bösem Zauber und vor allen bösen Wünschen, die Hexen haben keine Gewalt über ihn.

Im ersten Lebensjahr werden dem kleinen Sprössling beileibe die Nägel nicht geschnitten. Mag er sich mit den ungeschickten Händen auch das zarte Gesichtchen zerkratzen, er wird wenigstens später kein Spitzbube, was unfehlbar geschieht, so man ihm die Fingernägel kürzt. Bei einer Doppelhochzeit vermeiden es die Paare, sich gleichzeitig trauen zu lassen, der links knieende Bräutigam käme dadurch in Gefahr, noch im selben Jahre zu sterben.

Geheimnisvoll und wunderbar ist dem Hunsrücker die Dreifaltigkeitsnacht. Wer in dieser hl. Nacht geboren ist, sieht später, wenn er erwachsen ist und darauf achtet, in derselben Nacht die verstorbenen Pfarrangehörigen um die Pfarrkirche wallen.

Am Dreifaltigkeitssonntag fasst auch die ärmste Frau, welche die ganze Woche taglöhnert und nur am Sonntag daran denken kann, die Kleider der Ihrigen in Ordnung zu bringen, keine Nadel an, um zu flicken. Es wäre schwer gefrevelt, und wer es doch wagt, wird vom Blitz erschlagen.

Weniger verbreitet, aber doch hier und da wahrnehmbar ist der Glaube, dass die Streiche, die man in der Mitternachtsstunde der Dreifaltigkeitsnacht einem Bilde zufügt, von der Person, die das Bild vorstellt, empfunden werden.

Diesem dummen Aberglauben verdankt eine Hunsrückerin mehrere Wochen Gefängnis.

In der Hitze des Kulturkampfes hegte sie ganz besondern heftigen Groll gegen Kaiser Wilhelm I. und Bismarck; um ihrem Ärger Luft zu machen, nahm sie ein Bild des Kaisers und ein solches von Bismarck, schlich zur Mitternachtsstunde der Dreifaltigkeitsnacht in den Keller und peitschte mit einer Rute kräftig auf die Bilder los. Die Dummheit der abergläubischen Frau ging so weit, ein Licht mitzunehmen, so wurde ein ihr bös gesinnter Nachbar aufmerksam, schlich ans Kellerloch, sah dem eigentümlichen Gebahren zu und machte von dem, was er gesehen und gehört hatte, Anzeige.

Abergläubisch ist auch die Furcht, welche die Bauersleute des Hunsrücks vor den Zigeunern hegen, die sie kurzweg mit dem Namen Heiden benennen. Sie sind fest davon überzeugt, dass diese dunkle Gesellschaft mit geheimnisvoller Macht ausgerüstet ist, die sie zum Nutzen oder Schaden ihrer Mitmenschen gebrauchen kann.

Ein altes, hässliches Zigeunerweib bettelt nie vergebens an der Türe eines Dorfbewohners. Ihre ganze Erscheinung, ihre grosse Dreistigkeit und das Kauderwelsch, mit dem sie Gaben fordert, vermehren die Angst, und die Furcht reicht ihr meist das Begehrte.

Und die braune Zigeunermutter kennt diese abergläubische Angst vor ihrer Person, sie weiss, dass man sie fürchtet und mit geheimnisvoller Macht ausgerüstet wähnt, und schlägt Kapital daraus.

Vor noch nicht langer Zeit zog eine Zigeunerbande die Strasse von Simmern nach dem Rhein hin. Drei grosse Wagen, aus denen die schmutzigen Gesichter der Kleinsten der Gesellschaft herausschauten, wurden von schrecklich abgemagerten Pferden gezogen, halbwüchsige Buben und Mädchen mit blossen Füssen, ungeordneten Haaren und zerlumpten Kleidern umsprangen die Wagen und bettelten mit grosser Zudringlichkeit die Vorübergehenden an, die Frauen aber eilten schnell in die nächstgelegenen Häuser des Dorfes, das sie gerade passierten.

Zwei von ihnen betraten ein etwas abgelegenes Bauern-

haus, in welchem sich die Hausfrau allein befand, weil heftiger Zahnschmerz sie vom Felde heimgetrieben hatte. Sie sass auf der Ofenbank und hatte die Backen mit einem dicken Tuch umbunden. Die alte Zigeunerin beherrschte sofort die Situation. „Ach, die Mutter hat Zahnweh! o das kann ich schnell heilen; nur einen grossen Blechtopf muss die Mutter holen. dann sind sie gleich fort, die bösen Zahnschmerzen," so erklärt sie der von heftigem Schmerz Geplagten. Diese ist abergläubisch genug, auf den Leim zu gehen. Sie bringt den Blechtopf, die Zigeunerin stülpt ihr denselben über den Kopf und beginnt nun um sie herumgehend tüchtig darauf los zu trommeln. Während dieser „Heilmethode" öffnet die zweite Zigeunerin die Tischschublade und heisst das darin liegende Portemonnaie mitgehen. Nun wird der Topf entfernt, der armen Bauersfrau ist der Kopf so toll und dumm, dass sie im Augenblick nicht weiss, hat sie noch Zahnschmerz oder nicht. Die beiden Zigeunerinnen entfernen sich eilig, und erst nach einigen Stunden merkt die Geprellte, dass ihr Portemonnaie mit ziemlichem Inhalt verschwunden ist; dass die Zahnschmerzen nicht verschwunden waren, hatte sie schon früher gemerkt.

Bei Krankheitsfällen wird vom Hunsrücker der Arzt meist erst dann geholt, wenn es zu spät ist. Schreibt doch auch Rottmann in seinem Gedicht „Die Müllerfamilie": „Dokter aus der Stadt hor er nitt gehatt, bis er grar eso am Stehrwe war." Dagegen sucht man Heilung in allerlei abergläubischen Mitteln und Gebräuchen. Wir Kinder standen oft dabei, wenn man auf dem Dorfkirchhof ein neues Grab schaufelte. Es kam dann wohl vor, dass die grabenden Männer auf einen zerfallenen Sarg stiessen. Pietätvoll wurden die morschen Bretter beiseite gelegt, um mit dem neuen Sarg in das frische Grab eingesenkt zu werden, aber die Nägel wurden sorgfältig herausgesucht, denn sie waren ein kostbarer Fund. Zu einem Ringe geschmiedet und am Ringfinger der linken Hand getragen, lindern sie die heftigsten Gichtschmerzen.

Bei Fieber und starken Blutungen, bei Wassersucht, Gicht und Hautausschlag nimmt man zuerst seine Zuflucht

zum sogenannten „Brauchen". Nicht jeder aber versteht diese geheimnisvolle Kunst, es ist meist eine besondere Gabe, die sich in der Familie forterbt. Das „Brauchen" wird unter allerlei Gebetsformeln, Hauchen, Lispeln, Bestreichen u. dergl. bei kranken Menschen wie bei krankem Vieh vorgenommen.

Oft habe ich als Kind dem seltsamen Gebahren einer Nachbarsfrau zugeschaut, wenn sie eine Kuh „besprach", die man zu diesem Zwecke in ihren Hof gebracht hatte.

Wenn bei einem Kranken alle möglichen und unmöglichen Mittel angewandt worden waren, glaubten die Angehörigen, ihrer Pflicht genüge getan zu haben.

„Jo, wat hor er alles loose brauche!
Iss bei all' de Leit erimm gefahr,
Die so beere, pischpere unn hauche!" (R).

Selbst die verzehrende Macht des Feuers wissen einige zu „besprechen". Noch heute lebt ein mir gut bekannter Bauersmann, der bei Bränden das Feuer bespricht, so dass es auf seinen Herd beschränkt bleibt und den Nachbargebäuden nichts schadet; natürlich werden Spritzen und Löschmannschaften das Ihrige dazu beitragen müssen.

Auch bei Sterbefällen spielt der Aberglaube eine grosse Rolle. Das beste Hemd wird aus dem Schrank hervorgeholt und der Verstorbene damit bekleidet. Doch darf man nicht vergessen, vorher den Namen herauszuschneiden, der Tote fände sonst keine Ruhe im Grabe.

Ist der Tote eingekleidet, so werden im Keller Kraut- und Rübenfass von der alten Stelle gerückt, damit ihr Inhalt nicht verdirbt. Auch die Bienenstöcke erhalten einen neuen Platz, sonst trauerten sie sich tot.

„Ent vunn seine funkelnaue Himmer
Gitt sei Fraa ass Dorrehimd erraus,
Doch dervor, wie bei de Doore immer,
Schneid se noch dat Namenszaiche aus,
Rickt em Keller dann
Kraut- unn Riewe-Stann.
Unn die Bienestek am Hinnerhaus." (R).

Wird der Sarg aus dem Hause getragen, so ist wohl zu achten, dass das Kopfende zuerst kommt, damit der Tote den Weg in den Himmel findet.

Bleibt die Wanduhr zufällig stehen, obschon sie aufgezogen worden war, ist dies immer sehr unheimlich, und vielleicht ist gar aus der Familie jemand gestorben und hat sich „angezeigt". Liegt ein Schwerkranker im Hause und es heult nachts in der Nachbarschaft ein Hund, so ist es entschieden, dass der Kranke sterben muss; ebenso schlimm ist es um ihn bestellt, wenn sich der „Totenvogel", das Käuzchen, hören lässt.

Verschiedene schwere Vergehen, so glaubt der Bauersmann, lassen den Menschen, der, ohne dass er gesühnt hat, stirbt, im Grabe keine Ruhe finden. Wer z. B. einen Grenzstein um eines Vorteils willen ausgegraben und entfernt hat, muss nach seinem Tode zur Mitternachtsstunde mit diesem Steine, der zur ungeheueren, oft feurigen Last wird, an derselben Stelle ruhelos umherirren. Diesen Aberglauben hat Rottmann in seinem Gedichte: „Am Boorestücks Männchen" gar trefflich geschildert.

„Am Boorstick lo uwe, do iss et nitt just,
Datt honn eich ass grobbiger Bu schunn gewusst
— — — — — — — — — —
Und sind er dem kreckst-et, wie Eile im Wald,
Unn zeiht sich, wie Mondschein, en Gäästergestalt,
Unn lockert die Mensche am Weiher,
Unn äässert die Mensche, unn hankelt sich uff,
Unn drickt ähm die Goorjel, wiet Maar, uwedruff.
Unn iss ihwerhääpt nitt geheier.
Unn gehn muss er do, wie die Sah derrunn säht,
Bis ähner en ihwig die Mohlstähn — Blatz dräht."

Ruhelose Seelen zeigen sich auch nicht selten auf feuchten sumpfigen Wiesen als tanzende, huschende, neckende Irrlichter, um den nächtlichen Wanderer zu schrecken oder irre zu führen, oder aber auch, um ihm anzuzeigen, dass an der Stelle ein Schatz vergraben liegt. Wer am hellen Tage noch genau die Stelle weiss, wo das hüpfende Flämmchen sich zeigte, mag nur nachgraben, er findet viel, viel Geld. —

Dies nur eine ganz kleine Auslese abergläubischer Sitten und Gebräuche auf des Hunsrücks Höhen. Ich darf jedoch nicht unterlassen zu bemerken, dass es dem eifrigen Wirken von Kirche und Schule gelungen ist, manches aus-

zurotten. Die jüngere Generation ist „aufgeklärter“, aber sie lauscht doch recht gern, wie auch ich einst in meinen Kinderjahren, wenn Grossmutter mit geheimnisvoller Stimme erzählt von Gespenstern, die „umgehen“, vom „Spuk“ in altem Gemäuer, vom Kreuzweg, wo es nicht „geheuer“ ist, von einsamen Wegen, wo es „sich eignet“.

---

# Erdgeistersagen im Selfkant*) und in Limburg

Von **Franz Kapell**, Eschweiler a. d. Inde.

Im westlichen Grenzbezirk Rheinlands, an der Rur und der mittlern Maas sind Geistersagen recht häufig. Fast jeder Ort, jedes Bruch und Feld, jeder Hügel und Busch hat seine Werwölfe, Vürmänner und Hexen. Kind und Greis wissen viel davon zu erzählen und glauben wohl auch noch steif und fest daran. In meiner Jugend habe ich hundertemale an den langen Winterabenden davon erzählen hören. Am liebsten waren mir die Heinzelmännchen, die daheim in einem Hügelhang gehaust haben sollten. Dergleichen Sagen sind in vielen Orten des Selfkants und jenseit der Grenze in Limburg zahlreich: in Bocket, Sint Jans Clus, Schalbruch, Karken, Heinsberg (Kreis Heinsberg), im Limburgischen in Geleen, Stein, Echt, Reuver, Brunsum, Hoensbroek usw. Nach dem Volksglauben sind sie klein, kaum drei Spannen gross wie etwa ein vierjähriges Kind; sie wohnen in Löchern und unterirdischen Gängen, in Limburg „haagten“ genannt. Das kleine Völkchen ist listig, flink und neckisch; es versteht allerlei Künste, bewacht verborgene Schätze und kennt die geheimen Eigenschaften der Pflanzen und Steine. Sie belohnen und bestrafen; Glockengeläut können sie nicht vertragen. Einzelne Züge verraten germanisch-heidnische Anklänge. Ihr Vorkommen knüpft durchweg an alte, ausgegangene Siedelstätten an: Gehöfte, Hütten, Burgen, unterirdische Gänge, alte Befestigungen, in der Grenzgegend vornehmlich an die zahlreichen Bollberge der uralten Landwehr. Der Ort, die Lage, die Reste

*) Westliche Hälfte des Kreises Heinsberg.

u. a. verrieten ehemalige Wohnsitze. Es war die günstigste Grundlage für die Entstehung solcher Erzählungen, die die Grenze zwischen Märchen und Sage halten und eine sinnende, kindlich fühlende und denkende Bevölkerung voraussetzen. In meiner Heimat hiessen sie „Heinzelmännkes“, in Schalbruch „Kullemännkes“, in Haaren „Övermännkes“, in Heinsberg Kiwitte- oder Heinzelmännkes, die Killewittchen hausten auf der gleichnamigen Höhe im Eschweiler Walde, im Limburgischen „aardmannetjes, heuvel-of auvermannetjes“, (entstanden aus Alven-Elfen) kabouters, Kabuntermannekens, Gülterkens, klabbers en roodmutsjes (Rotmützchen), Jan met de roode muts (Jan mit der roten Mütze)“. Der Name Auvermanntjes oder Övermännkes ist noch erhalten in den Flurbezeichnungen Auverberg und Auvermoorbeek bei Hoensbroek (Limburg). Wie Jos. Russel „De Auvermannetjes“ berichtet, wurde davon in den Maaslanden viel gesprochen in der Ruhezeit nach dem Westfälischen Frieden. Sie scheuten das Tageslicht, liessen sich von niemandem sehen und kamen nur des Nachts aus ihren Höhlen hervor, um bei guten Bauern Hausrat zu leihen. Sonst flohen sie die Menschen. Die gebrauchten Geräte wurden in bester Ordnung zurückgebracht, besonders war Kupfer-, Zinn- und Silberwerk blank gescheuert. Die durchs Dorf fahrende Mühlkarre soll manchen Kessel mit zurückgenommen haben. Man erzählt selbst, dass manche faule Grete ihren Hausrat Samstag abends ihnen zum Putzen draussen hinstellte, um am Sonntag damit zu prunken Gut und dankbar gegen ihre Wohltäter, waren sie aber auch unerbittliche Feinde ihrer Verfolger. Ihre Sprache war das Echo.

Nachstehend folgen einige der mir aus meiner Jugend bekannten Geschichten über die Erdmännchen; die limburgischen habe ich von dortigen Bauern gehört oder bei Welters „Limburgsche Legenden, Sagen, Sprookjes en Volksverhalen“ gefunden.

1. In einem Bolleberg*) auf dem Bruch bei Sint Jans Clus (Haaren) wohnten die „Övermännkes“. Sie entliehen zum Backen und Kochen von den Leuten Hausgerät, Kessel und Schüsseln. Am Morgen standen diese vor der Tür, zum

Danke blank geputzt, ebenso Gefässe, die ihnen mitleidige Menschen, mit Speise gefüllt, hinstellten. Einst hinterging sie der Mahlknecht der Kitschermühle, indem er in die „Pappschotel“ (Breischüssel) Stücke alter Schuhlappen anstatt Brotbrocken tat. Als die „Övermannkes“ bei der Mahlzeit sassen, wurden sie den Schabernack gewahr, und zornig schrie der älteste Zwerg:

„Ech be su aut wie dä Echterbosch,
Driemol gehaue, driemol geschnaue,
En weer gewasse
Tot Müléasse,
Ävell han mi Läve gen Schuënslappe egen Papp vonge“.

(Ich bin so alt wie der Echterbusch (zwischen Echt und Roermond), dreimal abgeholzt, dreimal beschnitten und wieder gewachsen zu Mühlenachsen [so dick], aber habe in meinem Leben keine Schuhlappen im Brei gefunden). Seitdem waren die Erdmännchen verschwunden; sie waren ausgewandert. Als man vor etwa 50 Jahren den Bolleberg abtrug (das etwa 100 Schritt davon entfernte Gehöft Bellebom soll davon den Namen haben), will man in seinem Innern allerlei kleines Gerät, Bänkchen aus Erde, Herde, hölzerne Löffel usw. gefunden haben, die das Volk für Hausrat der Zwerge hielt.

2. Schlimm erging es einem Mahlknecht zu Doenrade (Limburg), der in den Reisbrei statt der Stücke Pfefferkuchen ebenfalls verschlissene Schuhlappen stopfte. Er legte sich auf den Söller und beobachtete durch das „dampgat“ (im Selfkant Schwamlôk=Dampfloch genannt) die Mahlzeit der Zwerge. „Maar“, sagte einer aus dem kleinen Volke: „Wat zijn de brokken hard! Ga, vriend, men bespiedt ons, blaas dien baas het licht eens uit!“ (Was sind die Brocken hart! Geh, Freund, man beobachtet uns, blas dem Baas [Kerl] das Licht [Auge] mal aus!) Am andern Tage hatte der spottsüchtige, vorwitzige Knecht ein Auge verloren.

---

*) Künstliche Erdhügel in der Bruchniederung längs der holländischen Grenze, in ziemlich regelmässigem Abstande (1/4—1/2 Std.), nach den neuesten Forschungen von Mayer (S. „Rh. Geschichtsbl.“ 8. Jg.) Reste einer ubisch-germanischen Grenzschutzanlage, wahrscheinlich Wachtposten. Ich kenne solche bei Brüggelchen, Broichhoven, Haaren, Karken, Dalheim, Kurzweiler u. a.



3. Dasselbe widerfuhr dem Mühlknecht an der Wolfhagenermühle bei Karken, wovon man die erstgenannte Sage von Sint Jans Clus auch erzählt.

4. In meinem Heimatorte Bocket (bei Waldfeucht) hatten die „Heinzelmännchen“ ihr Quartier in „Nolleberg“. Man erzählt auch von ihnen, dass sie nachts Pfannen und Töpfe liehen, die am andern Morgen durch die Mühlkarre blank gescheuert zurückgebracht wurden. Sie taten keinem Böses, wenn man sie in Ruhe liess; aber selbst das Ansehen konnten sie nicht vertragen. Man glaubt, dass sie durch Glockengeläute vertrieben worden sind.

5. Auch die Erdmännchen im Krekelsberge bei Roggel (Limburg) zogen aus, weil sie das Glockenläuten nicht vertragen konnten.

6. Ähnliches wird erzählt von den „Kullemännkes“ bei Schalbruch (Kr. Heinsberg), die in einem Bruchhügel hausten.

7. Ferner wohnten sie im „Pypersberg“ bei Halen (Limburg).

8. Desgleichen bei „den Bischop“ zwischen Nunhem und Heithuizen im Limburgischen

9. „Agen Diek“ bei Broichhoven hausten in einem vor 15 Jahren abgetragenen Bolleberg auch Övermännkes, die das Volk für Heiden hielt. Sie besassen auch einen eignen Kirchhof. Als man im Felde die Glocken für die Kirche in Höngen goss, schlugen sie aus Wut nächtlicherweile an einer ein Ohr ab. Ein Knirps wurde dabei erwischt und nicht eher freigegeben, bis er das Ohr neugemacht hatte. Die letzten, die sich taufen liessen, nannte man Spätgens. (Der Name ist in der Gegend von Höngen sehr häufig). In den Harbergen hiess es oft: „Watt wellt ihr, ihr Ruetmötzsche?“

10. Die Kruenekull bei Wildenrath ist von den Kruenemännkes bewohnt. Das Volk leitet den Namen von einer Menge harter Kronentaler ab. Wahrscheinlicher dünkt mich die Ableitung vom keltischen Wort kruach kala = Schwarzerde. Es war ein neckisches, übermütiges Völkchen; sie trugen ein rotes Käppchen. Die entliehenen Gefässe mussten vorher blitzblank sein; die fleissigste, sauberste Hausfrau wurde mit einem Weck belohnt. Während des Hochamtes

stahlen sie das Fleisch aus dem Kochtopf und warfen statt dessen Lederlappen hinein. Einst stibitzten sie dem Schneider das nagelneue Staatskleid des Bürgermeisters, einen feinen blauen Kittel. An einem zurückgebliebenen roten Mützchen erkannte der Meister die Diebe. Auf sein inständiges Flehen an der Kruenekull brachten sie in der folgenden Nacht den Rock wieder.

11. Bösartig waren die Erdmännchen, die die Wälle des alten Schlosses Stein an der Maas bevölkerten. Sie schliefen bei Tag und wachten bei Nacht. Dann liefen sie rund durch Häuser, um Küchengerätschaften zu leihen. Sie molkten aber auch die Kühe heimlich und stifteten Zwist unter den Dienstboten an. Wenn diese sich „döchteg afranselten“=(schalten), standen sie von ferne und lachten und verschwanden in ihren Schlupfwinkeln.

12. Im Blötes, einem Walde zwischen Vossenberg und Myhl, wohnten die Blötesmännkes.

13. Ähnlich den zuerst erwähnten Auvermännkes verhielten sich die kleinen Bewohner des „Kiviteberges“ auf dem Gemeindedriesch bei Heinsberg. Auch sie erfragten Schüsseln und Speisen, verkehrten aber auch mit den Leuten. Eine Frau neckte eins, indem sie ihm einen Nähhut voll Erbsen schenkte. Da wurde das Kivitemännke bös und sagte ähnlich wie dort: „Ech ben su alt wie der Duisburger Wald, ävel ha mi Leve neet gehuert, dettem Ärte enne Niehoot gieft.“ *)

14. Zu Maasbree blieb im 18. Jahrhundert bei einem Brande, der 22 Häuser vernichtete, ein Haus mitten zwischen den niedergebrannten unversehrt stehen. Es ging die Sage, dass dies Haus von dem Abkömmling einer Familie bewohnt war, die zur Zeit der Auvermännkes ihr Hausgerät gern den Männchen zu überlassen pflegte, und dass deswegen das Haus vom Feuer verschont geblieben sei. Auch hier vertrieb das Abendglockläuten die kleinen Leute. (Welters „Limb. Sagen“).

---

*) Vgl. das Gedicht von Aug. Kopisch „Die Heinzelmännchen“ im Oberklassenlesebuch (Crüwell).

15. Dagegen kamen die Zwerge zu Venlo (Limburg) beim Mittagläuten aus dem Grunde und tanzten auf dem Fort Beerendonk.

16. Bei Steyl in der Gemeinde Tegelen (Venlo) liegt ein Sandhügel, der Spekberg, wie man deren am rechten Maasufer in einiger Entfernung vom Flusse mehrere antrifft. Die Überlieferung will wissen, dass in alter Zeit in diesem Berg, in dem auch altertümliche Gegenstände gefunden sein sollen, eine kleine Menschenrasse gewohnt habe, die aus kleinen Pfeifen rauchte. Solche kurzen, dicken Rauchpfeifen hat man mehrfach gefunden; in Limburg nennt man sie „Feeënpijpjes.“ Über ihren mutmasslichen Ursprung schreibt Welters („Limb. Sagen“ 2. Teil S. 30.): „Ihr Ursprung wird den Rauchopfern der Heiden zugeschrieben, wobei sie gebraucht wurden, um sich zu betäuben und in den Zustand des Entzückens zu versetzen. Die Zeit kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden, wo der Mensch zuerst zu narkotischen Rauchmitteln seine Zuflucht nahm, um sein Elend zu vermindern und so von Zeit zu Zeit den Becher der Lethe (der Vergessenheit) zu trinken. Man ist geneigt, was die Herkunft dieser Pfeifen anbetrifft, bis in das greiseste Altertum hinaufzusteigen und bis nach Asien, der Wiege der Menschheit, zurückzugehen.“ — Andere Forscher sehen darin die ersten hierzulande gebräuchlichen Tabakpfeifen. Das Volk glaubt, dass „reuzen, alven, feeën und aardmannetjes“ (Riesen, Elfen, Feen und Erdmännchen) daraus geraucht haben sollen.

Ein lustiges Betrügerstück knüpft sich an jene im Spekberg gefundenen Pfeifchen. Ein schlauer Jemand machte sich diesen Umstand zunutze, indem er 1832 solche buk und in den Grund legte, um sie später auszugraben und als Nachlassenschaft der Zwerge teuer zu verkaufen. Ja, er gab seinen Fund durch eine Abhandlung bekannt. Schliesslich kam man hinter seine Schliche und legte ihm sein einträgliches Handwerk. (Dieser Betrug erinnert lebhaft an die Beringer'schen „Lügensteine“ und die „Tiara des Saitaphernes“).

---

# Aus dem Sagenschatze der Vordereifel.

Von **Th. Ehrlich,** Sayn.

## Ein unheimlicher Begleiter.

Es mag so anfangs der vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts gewesen sein, da ging eines Morgens der Anton Nass aus Urmersbach mit seiner Frau nach Mayen. Am Lehnholz vorbei führte sie ihr Weg durch das Polcher Holz, und es dämmerte noch stark, als die beiden diesen Wald betraten. Wie von einer geheimen Macht getrieben, blickte die Frau am Eingange des Waldes rückwärts, da sah sie hinter sich einen Mann eilig daherkommen, der die Absicht verriet, in ihrer Gesellschaft zu reisen. „Hinter uns kommt jemand, der will uns Gesellschaft geben,“ sagte die Frau zu ihrem Manne. Dieser aber schritt ruhig weiter, ohne sich auch nur einmal umzuwenden. Nach einer Weile kam seine Frau ganz nahe an ihn heran, so dass er fast vom Wege gedrängt wurde. Von ihrem Manne darauf aufmerksam gemacht, gab sie die entschuldigende Antwort: „Ei, du siehst doch, dass der Mann so dicht neben mir geht.“ Nass aber sah niemand, und unwirsch gab er seinem Weibe zu verstehen, dass er zu solchen Scherzen nicht aufgelegt sei. „Aber du musst ihn doch sehen; denn er ist ja hart neben mir,“ gegenredete wiederum die Frau. Als aber ihr Mann darauf beharrte nichts zu sehen, wurde es der Frau ganz unheimlich zumute. und es begann ihr vor den Augen zu dunkeln. Sie glaubte, der ganze Wald würde sich im Kreise drehen und die Bäume auf sie stürzen. In Mayen angelangt, konnte sie sich gar nicht von ihrem Schrecken erholen, und sie wusste nicht mehr, ob sie auf der Erde war oder nicht. Ein Urmersbacher aber, dem sie ihr Erlebnis mitteilte, beruhigte sie mit den Worten: „Da brauchst du dich nicht zu ängstigen; denn der ist schon oft mit mir gegangen, tut aber keinem Menschen etwas.“

## Bestrafter Meineid.

Es ist keine „Laug“ und richtig geschehen. obwohl ich selbst nicht das Licht darüber gehalten habe. Aber von meinem Nachbar, dem alten Kr… selig, weiss ich es. Er hat

es mir vor Jahren erzählt, da er schon mit einem Fuss im Grabe stand, und da muss es wohl wahr sein.

Zu dem seiner Jugend war es, da ging ein Mann spät abends von Kaiseresch nach Masburg. Zu lange hatte er bei guten Bekannten hinterm Glase gesessen, und etwas angeheitert war er, als er sich auf den Heimweg begab. Bleiern schienen ihm seine Füsse, und nur mühsam schleppte er sich vorwärts. Im Escher Bösch angekommen — durch den jetzt die Eisenbahn ihre Schienenwege zieht —, versagten ihm seine Beine fast gänzlich den Dienst. Da sah er zu seiner Freude drei Männer auf einem Baumstamme sitzen. Gewillt, in ihrer Gesellschaft etwas auszuruhen, trat er mit dem Grusse: „Na, ihr Jungen, sollen wir uns eine anmachen?“ zu ihnen heran. Langsam wandten auf diese Worte hin die drei Männer sich mit starren Totengesichtern ihm zu, gaben aber keine Antwort. Doch dies störte den Masburger nicht, und mit dem frevelnden Mute, welcher Berauschten eigen ist, setzte er sich dreist zu den unheimlichen Gesellen. Nun wurden auch diese gesprächig. Sie erzählten, dass sie vor vielen Jahren den Bösch durch einen Meineid ihrer Gemeinde gewonnen hätten, zur Strafe dafür aber in dem Walde umhergehen müssten. Dann baten sie den Masburger, dies am Gericht anzugeben, damit sie doch endlich erlöst würden. „Wie soll man mir dies aber glauben?“ versetzte dieser. Da nahm einer der drei einen dürren „Dollen“, reichte ihm denselben und sagte: „Wenn du am Gericht für uns eintrittst und diesen dürren Zweig zur Bekräftigung vorzeigst, so wird er grünen.“ Jetzt wurde es dem Manne doch allmählich warm und unheimlich zumute. Vollständig nüchtern wurde er aber, als einer der in den Wald verbannten Gesellen ihm mit der Hand nur leicht den Hut berührte, wobei es dem zu Tode erschrockenen Masburger aber vorkam, als würden glühende Kohlen auf seinen Kopf gelegt.

Was weiter geschah, und wie er nach Hause kam, wusste der Mann nachher nicht mehr. Todkrank legte er sich zu Bett, und nach ein paar Tagen war er eine Leiche. Den Hut mit den eingebrannten Fingermalen konnte man lange Jahre nach dieser Begebenheit noch in Masburg sehen.

## Der betrogene Teufel.

Teufelsgeschichten, in denen Junker Voland als der geprellte und gefoppte Dummkopf dargestellt wird, sind sehr zahlreich. Der Teufel stellt sich in menschliche Dienste und verlangt als Honorar die Seele, wird aber schliesslich von den Menschen, deren Wünsche er erfüllt hat, überlistet und um seinen Lohn betrogen. Derartige Schwänke vom betrogenen Teufel tauchten schon im zwölften Jahrhundert auf, und die Volksdichter jener und späterer Zeit machten Satan selbst auf der Bühne lächerlich. Auch hervorragende neuere Dichter, wie Th. Körner[1]) und Fr. Rückert[2]), haben es nicht verschmäht, solche ergötzliche Erzählungen in poetisches Gewand zu kleiden.

Nachstehend zwei Geschichten vom überlisteten Teufel, wie sie im Volksmund zu St. Sebastian bei Koblenz erzählt werden.

I.

Ein Mann verkaufte für einen Sack voll Geld seine Seele dem Teufel, und dieser musste das Geld durch den Schornstein schicken. Schlauerweise hielt der Mann den unten offenen Sack über ein Loch, welches in den Keller ging. Da konnte der Sack nicht voll werden. Als der Teufel merkte, dass er betrogen war, wurde er bös und ging davon. Und der Mann hatte seine Seele mit dem Geld.

Vorstehende Anekdote hat schon Hans Sachs[3]), jedoch mit einiger Abweichung, im Jahre 1563 poetisch bearbeitet.

II.

Es war ein Mann gewesen, der hatte seine Seele dem Teufel verschrieben. Dafür musste ihm der Teufel drei Jahre lang alle seine Wünsche befriedigen. Wie nun die Zeit beinahe abgelaufen war, kam der Teufel, um ihn zu holen. Der Mann aber sagte, dass er noch eine Viertelstunde Zeit habe, und der Teufel solle ihn während dieser Frist zum frömmsten

---

[1]) Körner: „Der Teufel in Salamanca."

[2]) Rückert: „Der betrogene Teufel."

[3]) Hans Sachs' ausgewählte poetische Werke. Reklamsche Ausgabe Seite 234: „Der Bauer mit dem bodenlosen Sack."



aller Menschen machen. Da er das aber nicht konnte, so hatte der Teufel sein Spiel verloren.

Ähnliche Erzählungen, und Literaturnachweis, wo solche vorhanden, bitte ich, mir mitzuteilen.

---

# Das bergische Waldbeerlied.

Von Prof. **Dr. Fassbender.**

Im Anschluss an die von O. Schell I p. 60 dieser Zeitschrift mitgeteilte Form des bergischen Waldbeerliedes Êkhôn, Klöngelhôn usw. gebe ich nachstehend dasselbe Lied in der Burscheider Fassung mit der Melodie, nach der es gesungen wird, die wohl mit der Wuppertaler übereinstimmen

*Zieml. schnelles Marschtempo.*
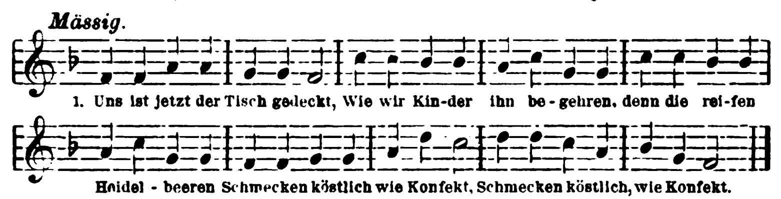
Trall heemjonn, Trall heemjonn, Mi hant dat Döppen streechvoll, Bess

oven ongr die Häng-ke, do kam-mer mette schwenken. Trall

heem-jonn, Trall heem-jonn, Mi hant dat Döppen *usw. in infinitum.*

dürfte. Der Text ist zu verstehen: „Trall (das heisst? Schnell?) heim gehen. Wir haben den Topf gestrichen voll, bis oben unter den Henkel, da kann man mit schwenken. Das Lied wird immer nur im Augenblick des Aufbruchs aus dem Walde heimwärts und weiter auf dem Wege dorthin angestimmt. In der Regel wird dann beim Singen auch nicht nur tüchtig geschwenkt, sondern der Topf am Henkel oder an der Schnur, die man von Ohr zu Ohr drüber gezogen hat, nach der Weise des looping the loop über den Kopf geschwungen, und es gibt manche Tränen, wenn Ungeschickte ihren Topf dabei ausschütten, der aber von den andern meist gutmütig aus ihrem Vorrate wieder aufgefüllt wird. Ob das Schwenken ausgeführt worden ist, nachdem das Wort des Reimes wegen hineingesetzt worden ist, oder die Reihenfolge die umgekehrte war, wage ich nicht zu vermuten.

Das Waldbeerlied hiess aber in Burscheid ein ganz anderes Lied, dessen Text und Melodie beifolgend




Heidelbeerenliedchen.

Uns ist jetzt der Tisch gedeckt,
Wie wir Kinder ihn begehren,
Denn die reifen Heidelbeeren
Schmecken köstlich wie Konfekt.

Dort im grünen Buchenhain,
Dort im schattigen Gebüsche,
An dem wohlbesetzten Tische
Wollen wir uns herzlich freu'n.

Flink dahin, wers mit uns hält,
Andre lasst zu Markte laufen,
Und für Geld sich Kirschen kaufen,
Gott traktiert dort ohne Geld.

Helo! Helo! Heissassa!
Lasst uns in die Wette springen,
Fröhlich unser Liedchen singen,
Seht, wir sind nun nahe da.

Ha wie schmecken sie so gut!
So schmeckt nichts auf Herrentischen.
Sie erquicken und erfrischen
Unser Herz und unser Blut.

Aufwärts den gesenkten Blick!
Hört in muntern Vögel-Chören,
Zu dem Fest der Heidelbeeren,
Angenehme Tischmusik.

Gott, wie hab ich dich so lieb!
Dass du auch an Kinder denkest,
Und uns so viel Gutes schenkest:
O, wie hab ich dich so lieb.

Sie gerathen alle Jahr,
Wachsen nur an kleinen Sträuchen,
Jedes Kind kann sie erreichen,
Ohne Müh' und ohn' Gefahr.

Länger als die Kirschenzeit
Dauern unsere Heidelbeeren,
Also soll auch länger währen
Unsre grosse Dankbarkeit.

Wir sind nun beinahe satt,
Jeder fülle nur geschwinde
Seine Klemme oder Rinde,
Wer kein Körbchen bei sich hat.

Nun lasst uns nach Hause gehn.
Willkomm'n sind wir unsern Kleinen;
O, sie werden nicht mehr weinen,
Wenn sie unsere Schätze sehn.

Auch die Mutter freut sich mit;
Sie wird uns mit Waldbeerkuchen
Herrlich zu traktieren suchen;
Recht nach unserm Appetit.

Zwar wird dieser leckre Schmaus
Uns den Mund ein wenig färben,
Doch nicht unsre Lust verderben;
Morgen gehn wir wieder aus.

Daniel Schürmann,
früher Lehrer in Remscheid.

angegeben sind. Ganz ungangbar ist darin sonst die Bezeichnung der Frucht als „Heidelbeeren", wohl aus Mangel an Heide in der Gegend. Vielleicht ist der Name auch überhaupt nur eine Entstellung aus „Heidebeeren", wie sie im Harz genannt werden. Hier wie dort spielen sie in der Volksmedizin eine der grössten Rollen und werden in jeder möglichen Form genommen: die getrocknete Frucht (auch im homöopathischen Dosen) allein oder unter Cognacaufguss gegen Durchfall, die eingekochte Frucht zur Regelung des Stuhles überhaupt usw. (In Hamburg heissen die Früchte Pickbeeren, in Berlin Bésingen, was mit Besen zusammenhängen soll. (s. Stinde, Frau Buchholz.)

Trotz dieser und anderer unvolkstümlichen Dinge, die im Liede vorkommen und trotz seines so sehr „tugendhaften" Inhaltes hat es sich erhalten und lebt bei der älteren Generation noch fort. Der Text ist, glaube ich, ursprünglich in einem bergischen Sonntagsblatte erschienen, der Komponist

unbekannt. Die Melodie habe ich aus dem Gedächtnisse niederschreiben müssen.

Volkstümlich gewesen wenigstens sind die jetzt kaum noch bekannten „Klemme“ und „Rinde“. Erstere erinnert an an den Baumstamm im Hofe Rüsteviels in Reinecke Fuchs, in dem Braun Perücke und Tatzen sitzen liess. Ein etwa meterlanger, 2—4 cm dicker Ast eines hartholzigen Baumes (Hasselter= Haselnussstrauch oder Flötenholz*) = Vogelkirsche Sorbus aucuparia) wurde von einem Ende anfangend gespalten, so dass an der andern Seite 5—10 cm ungetrennt stehen blieben. Dann brach man die Waldbeersträucher, die möglichst viele Beeren enthielten, eben über der Erde ab und klemmte sie dann mit den Wurzelenden in den Stock, so dass die Spitzen nach beiden Seiten wie ein Bart heraus-standen. Zum Schluss wurde die gespaltene Seite des Stockes dann zugebunden. Sonst werden die Sträucher auch in Büschel, Pusen (Sgl. Pūss, fem.) genannt, zusammengefasst. (Beim Ährenlesen heisst das ähnlich gebildete Büschel en Sang. fem. Plur. Sangen). In der Klemme oder in „Pusen“

*) Der „Flötenholzbaum ist für den Jungen ein in mancher Hinsicht wichtiger. Er liefert einen guten Schulstock. Seinen Namen aber hat er davon, dass er der Hauptbaum ist, von dem im Frühjahr die Flöten und Huppen und Waldhörner gemacht werden. Von Bastlösereimen haben wir Burscheider Jungen nichts gewusst. — Huppen kommen jetzt aus Metall und Gummi bei den Automobilen auf. Wir machten sie, indem wir ein Stück Rinde ähnlich wie für eine Pfeife ganz von seinem Holze abzogen, an der dünneren Seite das entstandene Röhrchen etwas platt drückten und dann an den platten Flächen die dicke, harte äussere Haut etwa einen Finger breit abschnitten. Die Oboe hat ein ähnliches Röhrchen als Mundstück. Auch beim „Waldhorn“ ging es ohne Baumfrevel nicht ab: In einem möglichst langen, oben spitz zulaufenden, schraubenförmigen Streifen wurde die Rinde vom Stamme des Vogelkirschenbaumes losgelöst, dasselbe mit den Rändern übereinandergewunden und dem ganzen durch kleine durchgesteckte Stäbchen Halt gegeben. Oben an der Spitze musste dann noch eine Huppe eingesetzt werden. Huppen wurden auch von der „Kettenblume“ (Löwenzahn) gemacht. Sie schmecken aber bitter und sind wenig haltbar. Flöten, Huppen und Waldhörner wurden nachts in Wasser gelegt, damit sie nicht austrockneten. Auch die Stengel der Taubnessel gaben das Material zu einer Art Pfeife her, auf der eine ganze Folge von Tönen hervorgebracht werden konnte.

um den Hals gehangen tragen sich die Sträucher bequem nach Hause. Sie dienen auch dazu, die Beeren zu trocknen, indem sie draussen am Giebel luftig aufgehangen werden. — „Rinde“ ist ein grösseres Stück Rinde, dass einem dazu geeigneten Baum abgezogen wurde, was ohne Baumfrevel kaum abging, und das man mit Hilfe von Pflöcken und Schnur möglichst in Körbchenform brachte. Hier hinein kamen natürlich nur abgepflückte Beeren. Früher, gelegentlich auch wohl jetzt noch gingen Sonntags früh ganze Familien mit ihren Nachbarn unter „Vaters“ Anführung, der die Gelegenheit kannte und unterwegs „et Worbeleliet“ anstimmen liess, in die Wälder am Ehfchen und an der Dhünn. An Ort und Stelle angekommen nahm jeder ein kleineres Gefäss und setzte seinen Stolz darein, es möglichst oft in den grossen Korb oder die „Milchtöte“ (20 und mehr Liter fassend) usw. ausleeren zu können. Hatte jemand irgend eine gute Stelle gefunden, hiess es: „Plaatze vebodden!“, was durchaus respektiert wurde. Waren alle Gefässe voll und dazu alles mit Klemmen und „Pusen“ beladen oder kam sonst der Abend heran, so trat man den Heimweg unter fröhlichem, weithinschallendem Trallhêmjonn an, das überhaupt zuerst wohl der Sammelruf gewesen ist. — Waldbeeren und mitgenommenes Butterbrot hatten den Tag die Kost abgegeben.

Die Beeren wurden nicht verkauft, sondern im Haushalte zu Waldbeerkuchen benutzt oder „Worbelenzoppe“ (Kompott mit etwas Mehl eingedickt) davon gekocht. Kinder assen sie mit Vorliebe roh in Milch.

Das Êkhôn des Elberfelder Textes klingt sehr nach Schule. In der Burscheider Gegend heisst das Tier überall Kauet (Kauert von kauern?): der hochdeutsche Name Eichhorn ist, wenn auch poetisch schön, ganz ausserordentlich unpassend. Nach Farbe, Lebensweise Nahrung ist es ganz allein ein „Tannenhorn“. Das niederdeutsche Katteker heisst wohl eigtl. auch nur „Kätzchen“ und ist dann erst an „Eiche“ „Eke“ angelehnt. Man vergleiche dazu, was Grimm und Kluge über die Etymologie des Wortes sagen. Trotz dem letzteren glaube ich, dass französisches écureuil hauptsächlich die jetzige Form des Namens beeinflusst hat, wie das

französische la lisière Rand, Tuchrand, Selfkante das Grundwort zu unserm bergischen Luerschuen mit volksetymologischer Anlehnung an luren = lauern bildet. (Hasenclever in seiner vortrefflichen Arbeit über den Wermelskircher Dialekt gibt es ungenau mit „Zeugschuh“ wieder. Es sind Schuhe, aus Selfkante geflochten, mit Baumwolle ausgefüttert und gelegentlich mit einer Filz- oder Ledersohle versehen)

---

## Wieviel Hörner hat der Bock? Wieviel Finger stehn?

Ein Beitrag zum Kinderspiel von **Dr. Jos. Müller.**

---

Im Gebiete des Moselfränkischen wird folgendes Spiel bei den Kindern gern geübt: Ein Kind setzt sich hin, ein zweites kniet vor ihm und legt den Kopf in den Schoss des ersteren. Dann singt ersteres auf einem Ton:

1. kniibəs-knaabəs kneiləštǫǫk,
wifil hę̄ernər hǫt də bok?
wifil fingər šteen dǫǫ?

Unterdessen schlägt es dem hockenden Kinde mit beiden Händen im Takt bei jeder Arsis (die mit jeder Stammsilbe zusammenfällt) auf den Rücken und streckt dann am Ende der Reime nach Belieben 1—10 Finger in die Höhe Nun rät das zweite Kind: tsween oder aacht usw. Hat es die rechte Zahl geraten, so werden die Rollen vertauscht: wenn nicht, so fährt das erstere Kind in derselben Weise unter Schlägen fort:

hę̄ęts d'ər drei gərǫǫdən,
da geefs net gᵉklǫǫbən
kniibəs-knaabəs kneiləštǫǫk usw.
(So in Neumagen an der Mosel).

Selbstredend können an dem Spiel auch mehrere Kinder teilnehmen, und dann hageln auf das falsch ratende Kind von allen Kinderfäusten die Schläge nur so herab. Auch die Stellung des ratenden Kindes kann eine verschiedene sein, es kann auf dem Boden liegen (Orscholz), sich an eine Mauer vornüber lehnen usw.

In Orscholz (Kr. Saarburg) wird bei den Mitspielenden auf folgende Weise der ermittelt, der zuerst raten soll: Alle Kinder rupfen Gras, dann ruft eins von ihnen:

ropə-ropə griəs-chon, weišt eer hęn!

Hat ein Kind nun noch einen Grashalm an den Händen, so muss es sich auf den Boden legen, eins tritt hinter es und im Takt ihm auf den Rücken klopfend, singt es:

2. klip-klap šneidərsaak,
weifil hiirnər hęt dər bok?

und dann:

hętstə richdəch gərǫǫdən,
soo weerštə loosgəfǫǫrən usw.

Von Interesse sind die vielfach wechselnden alliterierenden Spruchformel bei diesem Spiel:

3. flip-flap-floodərsaak
wiifil heernər hot də bok?
wiifil štęęt? —
hętstə fanəf gəsoot,
da weerštə net gəflupt gen usw.
(Ernzen.)

4. ripəs-rapəs roosənštǫk
wiifil heernər tseicht dər bok?
(Malbergweich).

5. knup-knup-hǫǫwərsaak,
wifil heernər hǫt dər bok?
wifil fangərə šte'n? —
hętstə drei gərǫǫdən, hęt ech
dech net gəknupt usw. (Fell).

6. dipər-dapər-dipər-dapər,
węlchər fingər šteit? (Zeltingen).

7. bombələ-bombələ howašdrii,
bifil finga šdii? —
hęsdə richdəch gərǫǫrə,
gęęfsdə net gəbrǫǫrə.
bombələ-bombələ h. bifil f. šdii? (Poltersdorf).

8. šnup-šnap-hǫǫwərsaak,
wiifil heernər hǫt dər bok? (Ittel).

9. šlip-šlap liedərsaak,
wifil haarən huət də bok? —
hędsdə drei gərǫǫdən,
da węršdə hǫut fun daanə kom.
(Wörterbuch der luxemb. Mda. S. 165)

10. šnip-šnap-seidənsak
wiifil heernər hat dər bok.
(s. Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volkes I, 92.)

11. bomᵃnikəl-šalᵃdikəl,
wiifil fingᵃ šdiin? –
hętstə finf gəroǫdən,
da węęrstə net gəbrǫǫdən usw. (Maring).

12. bomərnikəl-šęęfərsbikəl,
wiifil hoorə šdrękt dər bok? —
hętštə liiwər drei gəsaat,
dan węęrštə net gəboməlt wǫǫr. (Marpingen).

13. pimpərnekəl-šęfəlts-tsekəl
šteet fangər odər doumən? (Bickendorf-Eifel).

# Ein Brief Hebels.

Von **Paul Sartori.**

Hochwohlgebohrener
Hochverehrtester Herr!

In einigem Gedräng und Geschäft erlaube ich mir ein Paar Blätter Ihrer Zusendung noch um einen Posttag zurückzubehalten, und schicke Ihnen einsweilen nebst dem werthvollen Weihgedicht nur dasjenige zurück, welches zunächst an den Druck kommt und worüber Sie eine Sinnerklärung wünschen.

In der Gegend, in welcher die all. Gedichte sich bewegen, hält man die sogenannten Irrlichter (feurige Mannen) für Geister von Gewissenlosen, die bei Lebzeiten Gränz- oder Marchsteine verrückt haben, daher der Name „Marcher“. Der Aberglaube setzt noch folgendes hinzu: Wenn man betet, so kommen sie; wenn man flucht, so fliehen sie; wenn man ihnen folgt, so geräth m. in einen Sumpf. Diese Erscheinung hat wohl, wie weit sie wahr ist, ihren physischen Grund. Ich erinnere mich aber aus den Jahren, in welchen ich selbst noch an Gespenster glaubte, wie schme[rzlich] es mir war, zu hören, dass in [ihrer] Nähe das Fluchen räthlicher [als] das Beten sey. Daher nun fol[gen]de Modifikation der Mythe.

Die feurigen Mannen existie[ren]. Aber sie stehn unter der Botm[ässig]keit der Engel, die in den N[ä]chten Geschäfte auf der Erde ve[rrich]ten. Die f. Mannen müssen a[l]sdann den E. vorangehen, um ihnen durch den Schein ihrer brennenden Körper zu leuchten. (Vgl. das Gedicht: Der Denglegeist). Daher nähern sie sich den Betenden und fliehen vor den Fluchenden, nicht sie, sondern die E. Wenn man aber seines unbefangenen Ganges ihnen (am Rande: neml. (?) den E.) zu nahe kommt, so weichen sie aus, wie Leute, die etwas Geheimes mit einander zu besprechen oder zu verrichten haben. Hat man nun nicht Anständigkeitssinn genug, sie gehen zu lassen, sondern verfolgt sie, wie Zudringliche oder Vorwitzige zu thun pflegen, so sinkt man zuletzt in eine Pfütze. Hiernach die Moral, die sich nun von selbst versteht.

Da Euer p. einige andere Stücke nicht aufnehmen, so möchte ich vorschlagen auch dieses auszuschliessen, theils weil ich es nicht zu meinen gelungensten rechne, theils aber weil es für das grössere Publikum einer Erklärung bedarf. Ich hatte bei der ersten Auflage nur meine Landsleute im Auge, und gestehe, dass ich dieses Gedicht kaum würde aufgenommen haben (einige andere ebenfalls nicht), wenn ich die grosse Aufmerksamkeit und Theilnahme hätte erwarten können, womit diese Sammlung geehrt wurde.

Mit vorzügl. Hochachtung
Hochdero
C. Z. (?) 14. Nov. ergebenster Dr.
1822. Hebel.

Den vorliegenden Brief hat Herr Lehrer Becker in Herne unserm Verein geschenkt. Er ist an einer Stelle etwas verletzt, die ergänzten Worte und Buchstaben sind in eckige Klammern gesetzt. Der Brief bezieht sich auf das dritte der „Allemannischen Gedichte“: „Die Irrlichter“.

Dass Irrlichter durch Fluchen verscheucht und durch Beten angelockt werden, ist ein sehr verbreiteter Glaube. Vgl. Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sag. 84 f. 143. Schambach-Müller, Niedersächs. Volkssag. 215. Pröhle, Unterharz. Sag. 103. Witzschel, Sag. a. Thüringen, 2, 51. Jahn, Volkssag.

a. Pommern, 395 f. Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. 186. Schmitz, Eifelsag. 2, 39. Rochholz, Schweizersag. a. d. Aargau, 2, 85. Eisel, Sagenbuch d. Voigtlandes, 166. Grohmann, Abergl. usw. a. Böhmen und Mähren, 20. Wlislocki, Volksglaube usw. d. Magyaren, 124.

Zu dem Ausdruck „Marcher“ vgl. Marchegger (Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, 137), Marcheversetzer (Rochholz, Schweizersag. a. d. Aargau, 2, 83). Die Irrlichter gelten ja vielfach als die Geister betrügerischer Landmesser, Grenzsteinverrücker oder Marksteinfälscher. Vgl. z. B. Kuhn u. Schwartz a. a. O. 182. 425. Bartsch, Sag. usw. aus Mecklenburg 2, 4. Knoop, Sag. a. d. Provinz Posen, 16. Birlinger, Volkstüml. a. Schwaben 1, 286. Aus Schwaben, 1, 325. Grimm, Deutsche Sag. Nr. 285. Rochholz, Naturmythen, 176. Grohmann, Sag. a. Böhmen, 281. Afzelius, Schwed. Volkssagen 2, 363 f. Wlislocki, a. a. O. 123 f. Laistner, Nebelsagen, 339 ff. In Uffeln in Westfalen heissen sie Schnåtgänger (Kuhn u. Schwartz, a. a. O. 425), in Hemer „Fuorenhüpper“ (Furchenhüpfer): Woeste, Volksüberlieferungen in d. Grafsch. Mark 45.

Im übrigen bestätigen Brief und Gedicht die Auffassung Hebels, die er in den Worten ausspricht: „Indessen ist es nun mit unserm Volksaberglauben, wie es ist, und die Zeit, die ihn uns gegeben hat, lässt sich nicht mehr zurückspinnen. Aber ich glaube, es wäre dem Beruf weiser Volkslehrer angemessener, ihn einzuschränken, ihn womöglich zu verschönern und zu veredeln und durch besonnene Leitung unschädlich zu machen und zu moralischen Zwecken zu benutzen.“ Vgl. Birlinger, A. Schwaben, 1, 241. Behaghel, Hebels Werke (Deutsche National-Literatur, herausg. v. J. Kürschner, 142 Band), 1, S. XIX.

---

# Ein Sühnevertrag wegen Totschlags

## aus dem Jahre 1602.

Ein Beitrag zur Entwicklung des Rechtsbewusstseins im Volke.

**K. Wehrhan, Frankfurt.**

---

Das deutsche Recht ist Volksrecht, soweit es nicht durch fremde, namentlich römische Anschauungen beeinflusst wurde.

Auch nach Einführung neuer Ordnungen haben sich die ursprünglichen Anschauungen im Volke jahrhundertelang, viele noch bis in unsere Tage hinein, erhalten, z. T. mit dem bestehenden Recht in Widerspruch stehend. Dazu gehörte lange Zeit hindurch die Sühne für den Totschlag.

Der Sachsenspiegel setzte schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts für den vorsätzlichen Totschlag den Tod der Enthauptung fest, liess aber für den nicht vorsätzlichen Totschlag ein Wergeld als Sühne gelten. Die peinliche Gerichtsordnung Karls V. (1532) setzte dagegen für beide Arten des Totschlags die Todesstrafe fest, was mit dem Rechtsempfinden des Volkes nicht übereinstimmte; denn noch aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts beweist eine Verhandlung, dass ein nicht vorsätzlicher Totschlag durch ein Wergeld gesühnt wurde.

Die folgenden Mitteilungen dazu entnehmen wir den Akten des Fürstlich Lippischen Landesarchivs in Detmold. Graf Simon VI., Graf und edler Herr zur Lippe und Kreisoberst des niederländisch-westfälischen Kreises, war 1597 bis 1607 Pfandherr des Amtes Beyenburg bei Barmen und als solcher auch Gerichtsherr für die Bewohner der Pfandschaft. Er wurde im Sommer 1602 um Entscheidung in einer Totschlagsangelegenheit angegangen.

Im August 1602 hatte Winnemar Wuppermann aus Barmen nach einer in Elberfeld stattgefundenen Hochzeitsfeier, wo er einen „sehr starken Trunk“ getan, auf dem Heimwege „vor dem Schelenberg“ seinen Vetter und Schwager Johann auf dem Cleve erstochen, allerdings im Streit und in der Notwehr, wie er wenigstens „aus hoher anliegender Noth und grosser beschwernuss“ in seinem Gnadengesuch an den Grafen schreibt. Im September verwandten sich auch seine Blutsverwandten und Freunde und die Unterhändler und „Scheidsfreunde“ der beiden feindlichen Parteien und Familien für ihn, die über den Erfolg der stattgefundenen Vergleichsverhandlungen mitteilen, der Täter habe sich mit „ratification dieses Orts hoher Obrigkeit verglichen vnnd endtlich vertragen, dieser gestalt, dass vorerst dass Entleiptenn Hausfrauv, dessen Kinder vnd freundtschafft dem Theter,

seiner Hausfrawen vnd derselben Kindern, solchen aus Nothwehr begangenen Niederschlag. auss christlichem gemute vnd verwandtlichen eifer, mit Handtbietung, nun vnd zu den ewigen Tagen verzeihen vnnd gutherziglich vergeben sollen wie alspalt geschehen, dass sol Winnemar Wuppermann (der Täter), dessen Hausfraw vnnd Erben mehrgemelttenn Entleipten Johanns aufm Cleve nachgelassenenn Kinde Johannssen, nach Umbganck Jahrs vnd tags à dato an zu rechnen, Sechs Reichsthaler vnd selbigen Johans Muttern, Zur liebmess drei Ellenn schwartz thuchs auf selbige Zeit, vnd dan noch ein halb Malder Roggens auf nun nechst künftig Martini Jetzt flissendenn Jahrs . . . .“ geben.

Ausser diesen an die Familie des Getöteten zu leistenden Beträgen zahlte der Täter noch etwas an das Amt, womit wohl nur die Gerichtskosten bestritten wurden. Ob er auch eine Geldsumme an die Armen abführen musste, wie das sonst wohl vorkam, lässt sich aus den Akten nicht mehr ersehen, obwohl es wahrscheinlich ist.

In dem ganzen Vorgang liegt ein regelrechter Sühnevertrag vor, ein Zurückgehen auf altgermanisches Recht, ein Befolgen des Volksempfindens entgegen dem eigentlich bestehenden geschriebenen Rechte. Während in früheren Jahrhunderten in Fällen wie dem vorliegenden die Blutrache galt, wurde aus dieser später eine Geldsühne und zwar wurde ein Teil des Geldes als Mann- oder Wergeld an die Sippe[1]) des Getöteten, ein anderer Teil an das Volk gezahlt (als fredus, Friedensgeld). Beides finden wir auch in unserm Falle. Der gegen den Täter geschlossen vorgehende Personenkreis der Familie des Getöteten erhält die bezeichnete Geldsumme

[1]) Heinrich Otto Lehmann, Prof. a. d. Universität Marburg, sagt in der Encyclopädie der Rechtswissenschaft, herausgeg. v. Karl Birkmeyer, Berlin 1901 S. 201: „Auch die Sippe erscheint in dieser (nämlich der vorfränkischen) Zeit als öffentlich rechtlicher Verband. Im Heere Unterabteilung der Hundertschaft, ist sie für die Mitglieder zugleich Friedens- und Rechtsgenossenschaft. Sie hatte Tötung eines Mitgliedes durch einen Fremden an diesem und an seiner Sippe zu rächen, dementsprechend für den Fall der Sühne Anspruch auf einen Teil des als Busse zu zahlenden Wergeldes, die Magsühne, während bei Insolvenz des Totschlägers dessen Sippe für das Wergeld einsteht“.

und verpflichtet sich mit Handschlag, das geschehene Unrecht als aus der Welt geschafft anzusehen; das Friedensgeld der früheren Zeit ist den veränderten Zeitumständen angepasst, der Täter zahlt an das Amt (und wahrscheinlich auch an die Armen) eine bestimmte Summe. Für das ganze Volk tritt ein Teil ein, die Gemeinde.

König behauptet[2]), nur in den nordischen Rechten sei diese Art der Sühneverträge teilweise bis ins 16. Jahrhundert hinein erhalten, in den germanischen Rechten unseres Vaterlandes sei sie schon früher verschwunden. Der oben mitgeteilte Fall beweist, dass die Sühneverträge auch in Deutschland im Anfang des 17. Jahrhunderts noch bekannt und in Gebrauch waren.[3])

---

# Kleinere Mitteilungen.

## Alte Schützengebräuche.

Die alten „Vorwarden des Scheibenschiessens der Junggesellen der Dorf-Compagnie zu Hünx" vom 27. Juni 1813 besagen:

1. Wer König schiesst, bekommt einen neuen Huth, dafür giebt er auf die Königszeche die Compagnie eine halbe Tonne Bier, d. Hr. Offizier, Musikanten, Tambour und

---

[2]) Im Lehrbuch des deutschen Rechts herausg. von v. Liszt, 14. und 15. Aufl. 1905 Seite 15.

[3]) Ob es deutsche Sühneverträge wegen Totschlags aus noch späterer Zeit gibt, ist uns unbekannt geblieben. Einen ähnlichen Vertrag wegen eines Totschlags teilt stud. jur. Zuhorn in den Warendorfer Blättern für Orts- und Heimatskunde V, 1906 Seite 38 mit, dem verschiedene Angaben zu verdanken sind, dort zahlte der Täter an die Armen 6 Scheffel Roggen und an die Verwandten 25 Reichstaler auf drei Terminen. Das Protokoll dieses Sühnevertrages datiert vom 27. Juni 1596; der von uns mitgeteilte ist demnach noch um 6 Jahre jünger. — Eine weitere ähnliche Nachricht findet sich in Hannoverland, Monatsschrift für Geschichte, Landes- und Volkskunde . . . . 1907 Nr. 2 S. 46 aus dem Jahre 1570, wo jemand im Kreise Lüneburg aus gleicher Ursache 20 Mark an die Kirche zu Beetzendorf und 60 Mark an die nächsten Verwandten (nach unserem Gelde im ganzen ca. 800—1000 Mark) zu zahlen hatte.

Bierspender dass essen geben, u. folgendes jahr eine neue Scheibe wie die jetzige ist, stellen.

2. der 2. König erhält einen neuen Tuch, wofür er bezahlen muss 1 r. 24 stb.
3. der 3. König erhält einen neuen Tuch, wofür er bezahlt 36 stb.
4. wen zwei zugleich nah schiessen, so muss wieder von neuem geschossen werden,
5. wer zank und streit anfängt, soll nach Willkühr der Hr. Offizier bestraft werden, auch derjenige, der im Marsieren ausser dem Glied schiesst, soll mit eine Kanne Brandtwein bestraft werden,
6. derjenige der in die drei schüsse die scheibe nicht trift, soll mit ein viertel mass Brantwein bestraft werden;
7. Sollte jemand sein, der hier gegen was einzuwenden hat, sollte nur gleich austreten, hernach keine entschuldigung statt finden.

In alten Formen feiern die heutigen Schützen ihre Feste. Schütze wird fast jeder Bursche, der 17 Jahre alt geworden ist; er scheidet aus mit seiner Verheiratung. Vier Wochen vor dem Schützenfeste findet eine Versammlung statt, in der der Schützenvorstand für ein Jahr gewählt wird. Am Vorabend des Festes halten die Schützen einen Umzug mit Musik durch das Dorf; am Festtag-Nachmittage tritt der Zug vor dem Vereinslokale an, der Major mit seinem Adjutanten reitet vor die Front und hält eine Ansprache: nachdem dann auf dem Bürgermeisteramte die Fahne abgeholt worden, geht's zum Scheibenstande. Der erste Schuss, als Ehrenschuss, wird vom Bürgermeister abgegeben, den zweiten tut der alte König: die beiden Schützen, die den besten Schuss getan, sind König (doch ist der 2. König nur ein Schattenkönig, der nur das Recht hat, mit auf dem „Throne“ zu sitzen). Nun holt die Hälfte der Schützen die versammelten Mädchen vom Festlokal zum Scheibenstand, Schützen und Mädchen bilden einen Kreis, der neue König tritt vor und nennt dem Major den Namen der erwählten Königin, dieser gibt den Namen weiter an den Grenadier (Unteroffizier), der dann — etwa mit Hilfe eines Kneifers oder Brille — unter den

Mädchen die Erkorene herauszufinden hat. Hat er sie gefunden, so schiesst er ihr über den Kopf und tanzt mit ihr zu der alten Königin, die für den König und die Königin die Geschenke bereit hält; sie setzt der neuen Königin einen Kranz auf und übergibt ihr Tuchstoff (oder eine Jacke oder dergl.), und für den König einen Zylinder und eine lange Pfeife. Ausserdem erhält der König ein Geldgeschenk von 50 Mk. Mit den Geschenken tanzt die Königin zu ihrem König, der ihr über den Kopf schiesst und sie umarmt. Die Königin schmückt den König mit der Königswürde; der Gemeindevorsteher, als Aufbewahrer der Schützenkette, hängt diese (den „Kranz“) dem Könige um, und der Zug kehrt zum Vereinslokal zurück. Für den Thron, den das Königspaar und der Schützenvorstand bildet,.gibt der König die erste Runde, mit einem Balle endet der erste Festtag.

Am zweiten Tage sammeln sich Schützen und Mädchen im Vereinslokale zum Abholen des Königspaares. Zuerst ziehen sie mit Musik zu dem Hause der Königin, die sie eine Stunde lang bewirtet; darnach mit ihr zum Hause des Königs, wo sie abermals bewirtet werden. Mit dem Königspaare geht der Zug zum Gemeindevorsteher, dem für Aufbewahrung der Kette gedankt wird; auch er schenkt allen ein. Darauf wird die Fahne zum Bürgermeisteramte gebracht und der Zug kehrt zum Festlokal zurück; Ansprachen werden gehalten, ein Ball schliesst sich an und, um 10 Uhr, endet ein Umzug durchs Dorf die offizielle Feier.

Am Sonntag darauf wird dem Könige die Scheibe gebracht, die dieser an dem Giebel seines Hauses befestigt, wo sie bleibt, bis sie zerfällt, eine Bewirtung findet statt und am Abend ein Schlussball im Vereinslokal. Im Laufe des Jahres veranstaltet der Verein noch vier- bis fünfmal ein Tanzvergnügen, „die Galoppmusik“. Einen dieser Bälle, „die Milchzeche“, die gewöhnlich in den Sommer fällt, bestimmt die Königin. — S.

---

## Vom Phaltsermänchen.

Von **J. Schreiber**, Trier.

Et Phaltsermänchen wǫr en ale rīmergest, et hat en ale groe mantel ǫn un e grusse schwǫtsen hůt, mir hott ke kapp gesehn, węl immer den hůt an de kapp gedant hāt.

Ale mechel kům es oweds vo Spāng, he wǫr mat neijǫhrschkräntsen hausēre gewęst un hāt ze Spang nǫgh en treppche getrunk. 't wǫr alt ėwinnig spǫt un de mǫnd hǫt hęl geschinen. Wi hęn nau ǫn de Phaltserbreck kům, stung et Phaltsermänchen dǫ. He gung äwer rīght drob lǭs un wolt ǫn h'm ver bei. Dǫ stält et sich matsen an dĕ węgh un lůss h'n net langst. Den āle mechel hot sech en zeit langk esu mat h'm erum gebaligt; om ęn wor heu dēs āwer mied un sǫt zů h'm: hāts dan geduh wi eich, da brauchs de och net esu elǫ h' erum ze gǫhn un stings eweil net meh hei. Elǫ flugh Mechel er innischt un et ewischt durich de hęken, datt gement hot, sei letst wir un 't Phaltsermänchen hot he geschlēft iwe heken un stauden bas ob de rannerbęrig, dǫ bei dem Kreitsgen hot et he goh gėlǫss.

Et kům och ēs ė mān mat ėr bēd holts aus dem besch; dęn as gange bas ǫn dat stumpig Kreitsgen bei teschen hanes seiner Koppelweid, dǫ hot he gerůht ėn wie en dů solt obstǫhn, dů wǫr de bēd esu schwǫr, dat h'n se net meh obkrut, hn hot se messe leie lossen, węl h'n 't Phaltsermänchen an dėr bed hāt.

— —

## 'T schǭper Mänchen.

Sage von Dudeldorf.

Von **J. Schreiber**, Trier.

Et gung ēs ĕ mān nǫghs von Denĕrew ob Herbescht. Wi en du iwer't laser (Flur) wor un d'n auelberig erǫw gung, guw ĕt h'm ob emol bang, un e kukt ēs um sich. Dǫ sugh h'n ĕ gēst hanner sich kommen; de man fung on ze beden, ē vatter unser nǫh dem aneren bas et der nein unvetsig (49) wǫren. Wi en du ǫn de bāgh kum un alt ob d'm breckelchen stung, dů kuck h'n es erum, wel ĕt hēscht, dat de gēster net iwer't wasser gingen. Un

richtig stung h'n och nǫgh do; en hůl esu deierlich ǭn: Nǭgh ènt! de man hāt äwer gor ken hez un sot: e nèe, kēnt meh! du sǫt de gēst: hātsde mẹ̆r nǫgh ènt gebẹt da wär ich erlist gewẹst, (e wie e weil geht ėt nogh hunnert Johr zu, bas es ĕ kand an d'r Wigh de bagh erǫw geschwumme kimmt.

De man krut ob der plāts greis hor un hat séch esu erschrẹckt, dat hĕ bal net meh hēm kum. hunnert jǫhr d'rnǫh guw ĕt ĕsu ĕ greilich dunnerwẹder, un de bagh wǫr esu gruss, dat se't brekelche mat gehült hot.

Důmǫls kum och en wigh mat em kann de bāgh erǫw geschwummen un hot währig dė ǫrem sēl erlist, de gēst as von do on kém méh begeh'nt.

Et kum och ēs e man an d'r nǫght von Herbescht hẹ̄r ob Dènĕrow zĕ gǫhn. Wi dẹn man owen an dĕn auelberig kům, do seiht h'n ĕ weiss lämmche quẹr iwer de wegh lōfen, un e wolt et lǫken, weil e gement hot, ĕt wer dem schifer fortkommen. Dib, dib, komme, dǫ kům ĕt ob h'n dǫr un stůng sech h'm ob dĕ recken, dat hen net meh wosst fortzegkommen. Wie h'n dů z'letst ob dĕn àuelberg kům, lůhs et hĕ gǫn, de man wǫr äwer net esu kehn, erum zĕ kucken, bas hĕn ĕ steck wẹghs gānge wor. Un wi h'n du sich erum dréht, dů sugh hĕn ĕ blǫ flämchen ob der sẹ̄lĕwiger plāts, wu et he gǫh gelǫsst hat. Dů hot h'n sich drdūrich gemāght esu schwin wi hĕ kunt.

— — —

## Der Westfalen Ursprung.

Legende.

Einst ward der Herr seines Sinnes voll,
denn seine Feinde machten's zu toll
und standen ihm eifrig nach seinem Leben,
weil er mit Ernst sie gestraft hatte eben
Darum verläßt er die heimischen Auen,
die Jünger ihm folgen in frommem Vertrauen;
und wie sie wandern von Land zu Land,
hebt der Herr segnend seine Hand
über Berg und Tal und Gefilde,
segnet alles voll göttlicher Milde.
Und der Blumen köstliche Düfte
steigen zu Gottes Lob in die Lüfte,

und auf den Feldern ringsumher
neigt sich alles von Früchten schwer.

Die Menschen sehn staunend diese Pracht,
sie erkennen des wandelnden Herren Macht:
und wo Herr und Jünger vorüberziehn,
anbetend alle niederknien
und bringen, die Wanderer zu erlaben,
dankbar herbei von dem, was sie haben.

Gott preisend bricht der Herr das Brot,
gibt es den Jüngern, zu lindern die Not
des Hungers, und um den Durst zu stillen,
läßt aus der Quelle den Becher er füllen.
Doch Petrus, voll Eifer zu jeder Frist,
verschmäht alles, ob er schon hungrig ist,
spricht: „Herr, ich rühre nichts davon an,
ich würde ja sonst ein unreiner Mann.“
Der Herr belehrt ihn mit mildem Sinn:
„Petre, was dir zum Mund gehet in,
macht ganz gewiß dich nicht unrein;
wohl, was fährt aus dem Munde dein.“

Als halb vollendet die Sonne den Lauf,
da nimmt ein dichter Wald sie auf;
mit kühlem Schatten erquickt er sie
nach des beschwerlichen Marsches Müh.
Unter seinen belaubten Zweigen
umfängt sie ein tiefernstes Schweigen,
mahnt sie, an ihren Gott zu denken.
Doch vergebens sie ihre Blicke lenken
nach menschlichen Wesen: so weit sie schicken
der Stimme Schall, nichts läßt sich erblicken.
Nur borstige Tiere, dick und feist,
umkreisen grunzend die Jünger dreist,
die ängstlich auf Schritt und Tritt sich wahren,
daß ihre Reinheit nicht kommt in Gefahren.

Beim Anblick der vielen fetten Schinken,
die in der Eichelmast hier winken,
läuft Petro das Wasser im Munde zusammen.
Wer wollte auch darum ihn verdammen?
Doch selbst hätt' er nimmer es angerührt,
da das Gesetz auch dieses als unrein führt,
und noch nicht hatte vom Himmel gelassen
das Laken ihm Gott mit all den Insassen,
womit er ihm bewies ganz klar,
daß von Gottes Geschöpfen keins unrein war.

Aber im Vorgefühl dieser Zeit
tat es ihm doch im Herzen leid,
daß solch herrliche Gottesgift
sollte verderben auf der Trift.
So sprach er: „Herr, es ist ein Jammer!
Füllten hier Menschen die Räucherkammer
mit Würsten, Schinken und fettem Speck,
so hätten die Schweine doch einen Zweck!
Drum laß dich erbarmen, Herr, durch mein Flehn
und Menschen in diesem Prachtlande erstehn!“
Der Herr erwidert in mildem Sinn:
„O Petre, das lassen wir lieber sin!
Wie diese Eichen, knorrig und stark,
würd's ein Geschlecht von festem Mark;
Anhänglichkeit kännt' es und treuen Dank —
Doch sähst du's schief an, so hätt'st du Zank.
Drum laß frei laufen die Gottesgab'!“
Doch Petrus nicht ließ mit Bitten ab.
Der Herr drauf mit dem Fuß anstieß.
was ein Tier auf die Erde fallen ließ.
Da stand vor ihnen, wild anzuschaun,
bereit, mit der Keule drein zu haun,
bedeckt mit dem zottigen Felle des Ur,
ein stämmiger Riese, breitbeiniger Spur.
Und grimmig schnauzte der handfeste Mann
„Wat stötste mi?“ den Herren an.
Der spricht zu Petrus mit ernstem Blick:
„Da hast du's nun! Gehn schnell wir zurück!
Wenn einst die Zeit kommt diesem Geschlecht,
wird es vor allen mir dienen recht.“
Dann segnet er scheidend den neuen Mann,
Der nun Westfalen als Eigen gewann.
Es blüht sein Geschlecht seit dieser Zeit,
erhalte es Gott bis in Ewigkeit!

E. Gieseking.

---

## Zur Förderung des rheinischen Wörterbuchs.

Der Herr Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten erbittet die Beteiligung der Volksschullehrer an der Hebung des Sprachschatzes der Volkssprachen in der Rheinprovinz in einem kürzlich erschienenen Erlasse, dem wir folgendes entnehmen: „Die Köngliche Akademie der Wissenschaften beabsichtigt den gesamten

Sprachschatz der Volkssprachen in der Rheinprovinz und einigen angrenzenden kleineren Gebieten der Regierungsbezirke Wiesbaden und Arnsberg sammeln und wissenschaftlich bearbeiten zu lassen. Das Werk soll ein würdiges Denkmal der Sprache und des Volkstums der rheinisch-fränkischen Stämme, zugleich aber auch eine der Hauptquellen eines künftigen deutschen Wörterbuchs bilden, in dem die Volkssprachen ebenso zu berücksichtigen sein werden, wie die Gemeinsprache und die Sprache der Literaturdenkmäler. Für dieses bedeutungsvolle Werk würde die Akademie die Unterstützung der Volksschullehrer und -Lehrerinnen von grossem Werte sein. Den Quellen der Volkssprache am nächsten stehend, erscheinen gerade sie vermöge ihrer Berufstätigkeit und bei ihrem Interesse an mundartlichen Studien am ehesten als Mitarbeiter hierbei berufen." Weiter wird in dem Erlass darauf hingewiesen, dass es sich für die Lehrer hauptsächlich darum handelt, das mundartliche Sprachgut der verschiedenen Gegenden zu sammeln. Der Minister gibt sich der Hoffnung hin, dass sich die Lehrer und Lehrerinnen in den in Frage kommenden Gebieten mit besonderer Vorliebe dieser Sammeltätigkeit unterziehen und die Förderung des gesamten Werkes überhaupt an ihrem Teile sich gern angelegen sein lassen und sich zu freiwilliger Mitarbeit bei den mit der Leitung der Wörterbucharbeit betrauten Herren Professor Dr. Franck in Bonn, Oberlehrer Dr. Müller in Trier und Oberlehrer Dr. Trense in Rheydt melden werden.

Kürzlich ist auch die erste Nummer des „Anfragen und Mitteilungen zum Rheinischen Wörterbuch" herausgekommen. Sie sollen zwanglos erscheinen, stehen jedem, der sich für eine Mitarbeit interessiert, gern zur Verfügung und haben den Zweck: einen häufigeren Verkehr der Leitung des Wörterbuches mit den Mitarbeitern zu unterhalten; die Mitarbeiter in ihrer Sammeltätigkeit anzuregen und zu leiten; über Einlieferungen und den Fortschritt des Unternehmens zu berichten und Unklarheiten der Eingänge sowie sonstige Einzelheiten durch Anfragen zu erledigen. Welch reiche Fundquelle diese Blätter bieten, möge die Inhaltsangabe des 20 Seiten starken Heftchens dartun. Es enthält: eine genaue

lexikalische Ausführung des Einzelwortes Pfuhl mit allen seinen Bedeutungen und Anwendungen; die sprachliche Darstellung des Begriffskreises „der menschliche Körper“ und zwar vorerst „das Haar“; Einzelbegriffe: „kleiner Mensch“, „Geiz, geizig, geizen, Geizhals“, „das Messer“, „wie verspottet der Volksmund den Plänemacher, der zu oft das Wörtchen „wenn“ im Munde führt?“ „einen Hund necken, reizen“: zur Sammlung nach grammatischen Gesichtspunkten: „Gattungsnamen männlichen Geschlechts auf -erich“. Von der Reichhaltigkeit dieser einzelnen Abhandlungen kann man sich wohl annähernd einen Begriff machen, wenn man bedenkt, dass darin wohl weit mehr als 600 verschiedene Begriffe, Bedeutungen, Redensarten, Sprichwörter usw. mit genauer phonetischer Aussprachebezeichnung gegeben sind.

Wehrhan.

---

# Berichte und Bücherschau.

Der Volksmund. Alte und neue Beiträge zur Volksforschung, herausgegeben von Dr. Friedr. S. Kraufs. Band VII und VIII. Apologe des Bernardino Ochino. Eingeleitet und herausgegeben von Karl Amrain. Leipzig 1907. Deutsche Verlagsaktiengesellschaft. XXXVI. u. 275 S. 2 Mk.

Wer war Ochino? wird mancher unserer Leser fragen. Er war seinerzeit einer der gefeiertsten Geistlichen Italiens, der dann sein Vaterland wegen seiner reformartorischen Bestrebungen verlassen musste, in der Schweiz zu namhaften Reformatoren, Calvin usw. in Beziehung trat, dann aber einen grossen Teil Deutschlands durchirrte, um ruhmlos in Mähren (aller Wahrscheinlichkeit nach) 1564 zu sterben.

Über den Wert der Apologe des Ochino sagt Amrain treffend in der Vorbemerkung: „Vom kulturhistorischen wie folkloristischen Standpunkte ist es wichtig, alle Äusserungen des Volkes zu kennen, mögen sie dem Ästhetiker behagen oder nicht.

In den Kreis folkloristischer Betrachtungsweise gehört auch das Volksurteil über das jeweilige Kirchenregiment.

Leibliche und geistige, sinnliche und übersinnliche Interessen gesellen sich dabei zum wechselvollen Kräftespiel. Bald überwiegt das irdische Interesse des Kirchenregimentes und muss sich ätzende Kritik des Laienvolkes gefallen lassen. Bald stehen für kurze Zeiten allerdings überirdische Faktoren im Vordergrunde.

Die Apologe des Ochino, die in den nachfolgenden Seiten dem Leser geboten werden, enthalten Urteile weiter Volksschichten aus der an inneren und äusseren Widersprüchen so reichen Zeit der reformatorischen Bewegung Italiens im sechzehnten Jahrhundert."

Sehr viele dieser Erzählungen sind unstreitig echte, alte Volksüberlieferungen, die ursprünglich nicht einmal in einer Verbindung mit der Klerisei und dem Papsttum standen. So manche Geschichte ist wieder aus Ochinos Sammlung ins Volk gedrungen und hat die weiteste Verbreitung erlangt. Ein scharf gepfefferter Humor eignet den meisten dieser zum Teil sehr lustigen Schnurren, die den Ausdruck einer grossen Zeit des Kampfes der Geister bilden. Dieser Streit ist ja noch lange nicht zu Ende, und gerade jetzt in unseren Tagen mutet uns manche Fabel dieses Buches recht modern an.

O. Schell.

Kraufs, Friedr, S., Anthropophyteia. Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwickelungsgeschichte der geschlechtlichen Moral. Leipzig. Deutsche Verlagsaktiengesellschaft. 1906. IV und 449 S. 30 Mk. III. Band.

Band I dieses Werkes besprachen wir im II. Bande dieser Zeitschrift, Band II im 3. Bande, S 68 ff.

Der uns jetzt vorliegende 3. Band beweist, dass sich das Jahrbuch immer reicher und vielseitiger entfaltet: immer mehr wächst der Kreis der Mitarbeiter im In- und Auslande; immer klarer tritt der hohe wissenschaftliche Wert dieser Erhebungen auf den verschiedensten Gebieten hervor. Aber diese Wissenschaft befruchtet unmittelbar das praktische Leben, sei es bei der Justiz, der Pädagogik, der Medizin, der Seelsorge usw. Man halte in letzterer Beziehung etwa nur

dazu, was Graf von Hoensbroech in seinem stark verbreiteten Werke über „Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit“, namentlich dem 2. Teile z. B. über die Beichte, Ehe usw. schreibt. Elf gut ausgestattete Tafeln mit Darstellungen der verschiedensten Art erläutern den Inhalt von diesem Bande, dessen wichtigste Kapitelüberschriften lauten: Die Anthropophyteia im Sprachgebrauch der Völker. Beischlafausübungen als Kulthandlung. Die Schwangern und das Neugeborene im Glauben und Brauch der Völker. Reime beim Fensterln aus Steiermark. Magyarische Erotik. Die Jungfräulichkeitsprobe. Erzählungen von Magyaren. Deutsche Bauernerzählungen. Beiträge zur Sprichwörterforschung. Volkswitz in Rätseln. Liebeszauber der Völker. Erotische Volkslieder aus Österreich. Erotische und skatologische Kinder- und Jugendreime aus dem Elsass. Skatologische Inschriften. Die Homosexuellen nach hellenischen Quellenschriften. Volksglaube und Sexualdelikte. Südslavische Volksüberlieferungen. Phallische Amulette aus Oberösterreich. Die heiligen Gorgone. Vom Büchertisch usw.

Schon diese kurze Übersicht zeigt das immer tiefere Eindringen in alle Zweige des Geschlechtslebens, um zu einem ruhig abwägenden Urteil zu gelangen.

Kraufs sind wir aufrichtigen Dank schuldig für die Inangriffnahme dieses grossen Unternehmens, das in die Tiefen menschlicher Leidenschaften hinabsteigt, um die Höhen ruhiger, vorurteilsloser Reflexion zu ermöglichen. Die Volksforschung erfährt hier eine ausserordentliche Vertiefung. Allerdings müssen wir zugeben, dass unser deutsches Volk, was übrigens eine für seinen Kulturzustand erfreuliche Erscheinung ist, für die Anthropophyteia lange keine so ergiebige Stoffe zu liefern hat, wie die Südslaven, die uns mit ihrer Volksüberlieferung förmlich in eine Urzeit des Menschengeschlechtes zurückversetzen und uns Kult- und Kulturformen zeigen, die in ihrer Ursprünglichkeit beinahe alles übertreffen, was wir bisher anderweitig erfahren konnten. So unsäglich abstossend diese Tatsachen des Völkerlebens auch sind, man muss sie als wissenschaftlich zuverlässig ermittelte Entwicklungsformen kennen und erkennen lernen, um die Anfänge unseres eigenen

Volkstums zu begreifen. Hier kommt jeder Forscher auf seine Rechnung, der Folklorist, der Ethnologe, der Anthropologe, der Jurist, der Mediziner, der Kulturforscher und der Ästhetiker, denn das unverhüllte, unverschönte Volksleben spricht uns an, und wir müssen darauf hören. Mit der Anthropophyteia hebt eine Umwertung bisheriger Schullehren und Lehrmeinungen an. S.

O. Frankl, Der Jude in den deutschen Dichtungen des 15., 16. u. 17. Jahrhunderts. Hofmann, Leipzig, 1905 — 140 S. —.

Wenn diese (Wiener) Doktor-Dissertation auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann, so bietet sie doch manches, was für die Volkskunde von Interesse ist. Tracht, Sitten und Gebräuche der Juden werden namentlich in den Schwänken der behandelten Zeit verspottet, während der Vorwurf der Hostienschändung und der Benutzung des Christenblutes besonders im Volksliede und Volksbuche wiederkehrt. Sartori.

Kristen Jsäger, Aus der dänischen Volksmedizin. S.-A. aus Janus, Archives internationales pour l'histoire de la médecine et la géographie médicale, 1905/1906 — 27 S. —.

Die kleine Schrift gibt einen Überblick über allerlei in Dänemark, namentlich in Jütland gebräuchliche Hausmittel gegen die oft als persönliche Wesen aufgefassten Krankheiten. Besonders ausführlich werden Eiter (Edder) und Dreck (Skarn) als Krankheitserreger und Erde und Feuer als Heilmittel behandelt. Sartori.

R. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. 3. Band: Kinderwartung und Kinderzucht. Wismar, Hinstorff, 1906. XIX und 453 S. und 10 S. Anhang mit Melodien.

Es ist für den Volksforscher immer eine besondere Freude, einen neuen Fortschritt dieses schönen Werkes begrüssen zu dürfen. Mit Recht betont der Herausgeber, dass in dem

vorliegendem Bande zum erstenmal in deutschen Landen der Versuch unternommen worden ist, „in dem Ausschnitt einer Landschaft ein umfassendes Bild von dem geistigen Leben einer deutschen Kinderstube zu geben". Welche Fülle mannigfaltigen, gemütvollen, oft freilich auch recht derben Humors tritt uns hier entgegen. Wie oft wird mit einer lakonischen Wendung der Nagel auf den Kopf getroffen. Beinah unheimlich könnte die unendliche Flut von Scheltwörtern und Drohungen aller Art wirken, aber sie sind nicht so schlimm gemeint, und mancher liebenswürdige Ausdruck warmer und zarter Empfindung hält ihnen die Wage. Und einen besonderen Reiz wieder gewährt es, hier und da auf Reste uralter Vorstellungen und Anschauungen zu stossen, wie sie sich bei so vielen Völkern aus dem Gemeinbesitz in die Kinderstube zurückgezogen haben und hier unter leichter Hülle ein unausrottbares Dasein fristen. Möchte der hochverdiente Sammler und Herausgeber nicht müde werden in weiterer Tätigkeit; es wird ihm vielleicht an Lohn, aber niemals an Dank fehlen. Sartori.

Fritze, E. Dorfbilder. Mit 50 Abbildungen und einer Übersichtskarte. Meiningen 1906. Brückner & Renner. 100 S. gr. 8° (a. u. d. T.: Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Altertums, herausgegeben von dem Hennebergischen altertumsforschenden Verein in Meiningen. 20. Lieferung).

Im Thüringischen zeigt eine grössere Anzahl Dorfkirchen die Eigentümlichkeit, sich inmitten einer vollkommenen Befestigungsanlage zu befinden, die auf vielen Stellen noch heute deutlich hervortritt und dem ganzen Kirchenbilde, wie die Abbildungen zeigen, ein eigentümliches Gepräge verleihen. Der Verfasser gibt im ersten Teile seines Werkes eine zusammenfassende Darstellung dieser sogenannten Wehrkirchen mit ihren Befestigungswerken, wie Türmen, Ringmauern, Bastionen usw. und was als nicht unwesentlich bemerkt werden mag, mit ihren an die Festungsmauern gelehnten Vorratskammern der Bauern. Im zweiten Teile behandelt der Verfasser die Flurteilung, wie sie für verschiedene andere Gegenden ja schon vorliegt. Auch ganze Dörfer mit voll-

kommener Befestigungsanlage sind in dieser Gegend vorhanden, obwohl jüngeren Datums als die erste Art der Befestigungen. Wehrhan.

Heilig, O. Die Ortsnamen des Grossherzogtums Baden. Ein Beitrag zur Heimatskunde. Karlruhe, Friedrich Gutsch. (1906) X und 156 S. 8°. 3.— M., gebunden 3.60 M.

In erster Linie ist vorliegendes Werk für Baden selbst verfasst und wichtig, aber es geht in seiner Bedeutung auch über die Grenzen des Landes hinaus. An und für sich bildet ja die Behandlung der Ortsnamen bis zu einem gewissen Grade auch ein Gebiet der Volkskunde, besonders aber, wenn es in einer so gemein fasslichen Weise geschieht, wie es der Verfasser hier getan hat, S. 3 bis 88 behandeln Wesen und Ableitung der Ortsnamen, S. 89 bis 106 ihre sprachliche Entwicklung und S. 107 bis 133 das Volkstümliche derselben, nämlich die Namensagen (Volksetymologien) und die Ortsneckereien. Die folgenden Seiten enthalten eingehende Register. Namentlich sind die zusammenhängenden Mitteilungen über Ortsneckereien für vergleichende Arbeiten sehr wesentlich.
Wehrhan.

Seyffert, Oskar. Von der Wiege bis zum Grabe. Ein Beitrag zur sächsischen Volkskunst. Im Auftrage des Vereins für sächsische Volkskunde herausgegeben. 73 Tafeln in Bunt- und Schwarzdruck. Wien. Gerlach & Wiedling (1906).

Mit einem hervorragenden Werke hat der Verein für sächsische Volkskunde, der unter den deutschen Vereinen berechtigtes Ansehen geniesst, die Literatur für die Volkskunde vermehrt. Von all den köstlichen Schätzen, die er in seinem Museum seit Jahren gesammelt, die aber naturgemäss nur dem geringeren Teile der Interessenten dienen können, ist eine gute Auswahl getroffen und in herrlichen Reproduktionen einem weiteren Kreise zugänglich gemacht worden. Die Tafeln oder vielmehr die Bilder sprechen für sich und schon darum hat man dem Ganzen nur knapp 6 Seiten Text beigegeben. Wenn sich auch in der Beschränkung der Meister zeigt, so hätten wir doch etwas mehr an erklärenden

und leitenden Worten gewünscht. Die Bilder und Tafeln bringen in abwechslungsreicher Folge alles, was die volkstümliche Kunst hervorgebracht und womit sie das Heim geschmückt hat, also z. B. Wiegen, Truhen, Spielzeuge, Kinderwagen, Zinnsoldaten, Leuchter, Schränke, Schützenvögel, Puppen, Kostümfigürchen, Marionettenfiguren, Tücher, Teller, Töpfe, Hauben, Schmuckgegenstände, Spitzen, Bettladen, Uhren, Bilder, Öfen, Körbe, Schachteln, Krüge, Stühle, Spinnräder, Webgeräte, Kruzifixe. Alle Gegenstände sind sächsischer Herkunft oder haben sich doch in Sachsen und seinen Grenzgebieten Heimatrechte erworben, auch ist das rein Volkskundliche bevorzugt und das Kunstgewerbliche tunlichst ausgeschaltet worden. Wenn auch der Zweck und Wert des Werkes nicht in wissenschaftlichen Untersuchungen, sondern in künstlerischer Anregung liegen soll, so ist es doch für den Volksforscher ungemein wertvoll, an Hand dieses anschaulichen Werkes genaue Vergleiche mit anderen Gegenden anstellen zu können. Die Gegenstände, welche den gebrachten Abbildungen zugrunde liegen, entstammen dem 16. bis 19. Jahrhundert. Wehrhan.

Hellwig, Albert. Der kriminelle Aberglaube in seiner Bedeutung für die gerichtliche Medizin. S.-A. aus der Ärztlichen Sachverständigen Zeitung hrsg. v. Leppmann, Berlin 1906 Nr. 16 ff. 55 S. 8°.

Der auch unsern Lesern nicht mehr unbekannte Verfasser überrascht in vorstehend bezeichneter Arbeit durch die Darstellung einer geradezu staunenswerten Fülle von Material zum kriminellen Aberglauben, um mit den noch heute bei der Rechtsprechung praktisch werdenden Fällen bekannt zu machen. Sind die Ausführungen auch in erster Linie für diesen Zweck, d. h. zur Aufklärung bei vorkommenden Gelegenheiten der gerichtlichen Praxis bestimmt, so erregen sie doch auch in nicht geringem Masse das Interesse jedes Volkskundeforschers. Da sieht man, wie tief gewisse Anschauungen im Volksleben wurzeln, wie geradezu entsetzliche Vorkommnisse heute noch nicht ausgestorben sind. (Leichenschändungen, Körperverletzungen und Mordtaten zu Heil- oder Zauber-

zwecken.) Leider können wir hier nicht im einzelnen auf den umfangreichen Stoff eingehen, der zum tieferen Verständnis nicht nur dem Fachmann erwünscht ist, nein, den jeder Gebildete zur Aufklärung und Belehrung freudig begrüssen wird.

Wehrhan.

Viebig, Clara. Simson und Delila Eine Novelle. Mit der Dichterin Bildnis und Faksimile, sowie einer Einleitung von Ludwig Schröder. Leipzig, Max Hesse. 127 S. kl. 8°. Preis geb. 0,80 Mk., Geschenkband 1,50 Mk.

Durch die Neuausgabe dieser Novelle hat sich der Verlag unstreitig ein Verdienst erworben: sie ist in der durch sorgfältige Auslese der Werke sich auszeichnenden, hübsche Ausstattung mit billigen Preisen verbindenden Volksbücherei erschienen und wird hoffentlich in weiten Kreisen Anklang finden. Clara Viebig ist ja längst bekannt als Schriftstellerin von Ruf, als Darstellerin packender Charaktere, als feine Beobachterin des Volkslebens, in das sie uns auch durch die vorliegende Novelle einführt. Wie manche ihrer Erzählungen, versetzt uns auch Simson und Delila in die Eifel, wir spüren beim Lesen den naturwüchsigen Zug der Bewohner, wir lernen ihr kümmerliches Leben, ihre alten Gewohnheiten kennen, selbst ihre Mundart in trefflichen Ausdrücken. Die Handlung ist einfach: ein Mädchen überliefert schliesslich ihren Geliebten dem Gericht, weil ihre Geldgier grösser wird als ihre Liebe: aber die Entwicklung der Handlung bis zu diesem tragischen Schluss, die stetige Steigerung in dem Aufrollen der Charakterzüge der Hauptpersonen zusammen mit der Darstellung der stimmungsvollen Umgebung des Schauplatzes und der Nebenumstände — alles das konnte so lebenswahr nur eine Tochter der Eifel darstellen. Unsere Leser werden von dem schönen Werke unseres Vereinsmitgliedes sicherlich befriedigt sein. Wehrhan.

Schoof, Wilhelm. Beiträge zur Kenntnis der Schwälmer Mundart. II. Das französische Fremdwort in der Schwälmer Mundart. Eine grammatisch-

lexikalische Studie. (S.-A. aus der Zeitschrift für deutsche Mundarten 1906 Heft 1—4.) 74 S. 8°.

Wenn der Verfasser in erster Linie auch das französische Fremdwort, soweit es in der Schwälmer Mundart vorkommt, behandelt hat, so bleibt die umfassende Arbeit doch nicht in diesem landschaftlich begrenzten Rahmen stehen, wir finden vielmehr eine Reihe von Fremdwörtern, die vielleicht in allen oder doch vielen deutschen Mundarten gekannt sind, und insofern schon kann jeder Mundartforscher die vorliegende Abhandlung zur Ergänzung und Klärung seiner eigenen Untersuchungen auf diesem Gebiete fruchtbringend heranziehen. Aber wertvoller ist die methodische Behandlung des Stoffes durch den Verfasser, der die bisherige trockene Art der lexikalischen Auffassung verlassen und frisch und erfolgreich die Eigenart des Stoffes dargestellt hat. Zwar fehlt auch das Fremdwörterverzeichnis nicht, aber daneben finden wir die Anordnung des Fremdwörterschatzes nach Sachgebieten, etwas über die Betonung der Fremdwörter und vor allem die eingehende Darstellung der Lautlehre, der Flexionslehre und der Wortbildung, wobei auch die Volksetymologie zu ihrem Rechte kommt. Als Einleitung gibt der Verfasser die einschlägige Literatur der deutschen Fremdwortforschung und eine kurze Geschichte des französischen Fremdwortes in Hessen und in seinem speziellen Forschungsgebiete. Es wäre sehr erwünscht, wenn durch diese Arbeit die Anregung zu einer gleichen Behandlung des französischen Fremdwortes in den verschiedenen Gegenden unseres Vereinsgebietes gegeben würde.

Wehrhan.

---

☞ **Generalversammlung:** Sonntag, 7. Juli, mittags 12 Uhr in **Münster i. Westf.** im Hotel Kaiserhof, Bahnhofstrasse 45/46, in nächster Nähe des Bahnhofs.

Tagesordnung: 1. Jahresbericht. 2. Rechnungsablage, 3. Vorstandswahl. 4. Verschiedenes. 5. Vortrag.

Um zahlreiches Erscheinen wird dringend ersucht.

**Der Vorstand.**

---


Buchdruckerei A. Martini & Grüttefien, Elberfeld.

# Zeitschrift
des Vereins für
# rheinische und westfälische Volkskunde.

**4. Jahrgang. 1907. Drittes Heft.**

## Justus Lipsius und die Westfalen.

Von **Kl. Löffler.**

### I.

Franz Jostes hat in seinem prächtigen westfälischen Trachtenbuche die interessantesten Urteile über Westfalen aus alter und neuer Zeit zusammengestellt. Er meint, dass im ganzen Westfalen immer noch verhältnismässig günstig weggekommen sei. Bei ältern Schriftstellern findet man ein so ruhiges Urteil noch selten. J. Ch. Gruner klagt in seiner Verteidigung Westfalens über die „Verleumdungen strafbarer Lästerschriften“ und die „Verunglimpfungen philippisierender Geister“, und Fl. Weddigen meint: „Ungerechter ist kein Land der Welt, und wäre es auch Böotien selbst weder in Prosa noch Versen behandelt worden als unser Westfalen.“

Ein Angriff besonders hat heimatliebende Westfalen nicht nur zu seiner Zeit sondern noch zwei Jahrhunderte nachher immer wieder in Harnisch gebracht. Das sind die „beissend anzüglichen und höchst strafbaren Ausdrücke“, die sich der grosse Philologe Justus Lipsius hat zuschulden kommen lassen.

Lipsius berührte im Jahre 1586 auf einer Badereise den oldenburgischen Teil Westfalens und schrieb von dort an seine Freunde vier Briefe, in denen sich jene stachligen Stellen finden. Diese Briefe hat er nachher in der Centuria II seiner Briefe zuerst 1590 in Leiden veröffentlicht und nachher noch einigemale abdrucken lassen.

Rein äusserlich betrachtet sieht das corpus delicti nicht besonders anspruchsvoll aus. In den Miscellanea Lipsiensia nova (Bd. 1. 1742) füllt es nur vier Seiten Kleinoktav, und

in der Wasserbachschen Ausgabe von Hamelmanns Werken (Lemgo 1711) beansprucht es grossgedruckt nur zwei Quartblätter. Und wenn man sich den Inhalt genauer ansieht, merkt man bald, dass Lipsius sein Lied nach der alten, schon aus dem Mittelalter bekannten Melodie pfeift:

Hospitium vile, grof Brot, dünn Beier, lange Mile
Sunt in Westphalia. Si non vis credere, loop da![1])

Die wichtigsten Stellen seien hier in Übersetzung wiedergegeben. Der erste Brief ist aus Oldenburg, „in der Barbarei, bei den Breiessern" datiert. Lipsius kommt sich vor, als wenn er in einer Einöde Skythiens und nicht unter Menschen wäre. „Alle sind hier Ferkel, Säue, Schweine und mit einem Wort Deine Hermänner!"

Die zweite Epistel ist datiert „aus dem Stalle, den sie Gasthaus nennen" und jammert über „die Unannehmlichkeiten der Gasthäuser, die hier mehr als deutsch sind". „Glaube mir, Freund, die Barbarei ist keine Barbarei im Vergleich zu diesem Westfalen." Oldenburg wird als ein Nestchen (nidulus) bezeichnet.

Besonders aber kommt des Lipsius „geniale Sucht zu lästern" — so sagt Mencken — zur Geltung im dritten Briefe (aus Emden): „Ich lebe noch, worüber ihr Ärzte euch wundern mögt. Denn ich habe auf dieser westfälischen Reise erduldet, was kein alter Zyniker und professioneller Dulder mitgemacht hat. Alle menschlichen Leiden haben mich gepeinigt in bezug auf Luft, auf Wasser und Speisen: Winde und anhaltende Regen und Speisen, die, ich will nicht sagen barbarisch, aber kaum menschlich sind. Meine Gesundheit kennst Du und weisst, dass ich sie besonders durch gutes Essen kräftigen muss. Aber in den Gasthäusern — so will ich sie nennen, obwohl sie in Wirklichkeit Ställe sind — wurde einem gleich beim Eintreten ein Becher riechenden, dünnen und oft vom frischen Kochen noch warmen Bieres aufgedrängt. Ausschlagen darf man ihn nicht, wenn man nicht vorzieht, hinausgeworfen

[1]) Etwas Ähnliches wird auch von Schwaben gesagt. Im „Sonnenwirt" von Kurz heisst es: „Schwaben ist ein gut Land, ich will aber nit wieder heim: grob Brot, dünn Bier und grosse Stunden". (Hesses Ausg. 5, 156).



zu werden. Das ist das Vorgericht, und beim Feuer, mit einigen Fuhrleuten und Schweinehirten muss der Trunk öfter wiederholt werden, wobei man sich jedesmal mit feierlicher Eleganz die Hände reicht. Inzwischen wurde der Tisch gedeckt. Vom Tischtuch will ich gar nicht reden. Du weisst Bescheid. Und schon wollte ich hungrig einhauen. Aber o weh, zuerst gab es ein Gericht von dickem, fettem und noch dazu rohem Speck. O mein Magen! Was sollte ich tun? Etwas anderes fordern, ging nicht. Ich gucke also zu und schweige und breche einige Bissen Brot. Und wenn es noch Brot gewesen wäre. Aber wahrhaftig, wenn Du die Farbe, das Gewicht, das ganze Aussehen gesehen hättest, ich schwöre Dir, Du hättest einen Meineid darauf geleistet, dass es kein Brot sei. Es war schwarz, schwer, sauer und zu einer fast vier bis fünf Fuss langen Masse geformt, die ich nicht einmal hätte heben können. Plinius fiel mir ein, der von diesem oder einem benachbarten Stamme schreibt, er sei ein armseliges Volk, das seine Erde verbrenne. Ich sage richtiger ein armseliges, das seine Erde aufisst. Aber höre die andern Gänge. Lang erwartet wird Dir als Hauptgericht der Mahlzeit ein grosses Becken vorgesetzt voll geschnittenen Kohls. Er schwimmt in Brühe,[2]) und das Schweineschmalz steht fingerhoch darüber. Diese Ambrosia essen meine Westfalen nicht, sondern verschlingen sie. Was soll ich machen? Mir wird übel, und ich hungere. Und schliesslich ziehe ich einige Rosinen aus meiner Tasche, die ich mit Brot gemächlich verzehre. Das wird übelgenommen und hat eine Auseinandersetzung zur Folge. Aber an meiner Gesundheit liegt mir mehr als an dem Zorne des Wirtes und der Genossen. Auch redete ihnen mein Diener etwas von meiner Krankheit vor. Das letzte Gericht war Käse, aber so faul, dass er floss. Aber auch ihn halten sie in Ehren wie das Hirn des Jupiter. Solche Dinge gabs auf dem Lande. In den Städten nicht viel Besseres, nur dass uns dort meist Fische vorgesetzt wurden, von denen, die aus Norwegen

---

[2]) Das Wortspiel iurulentus (mit Brühe) — virulentus (giftig) lässt sich nicht wiedergeben.

eingeführt werden, eingetrocknet von Salz und Wind. Doch das Brot war aus demselben Mehl. Aber ich habe schon gelernt, diese Speisen zu essen, sogar zu verdauen, und wenn ich jemals zu euch zurückkehre, werdet ihr in mir einen Mann sehen, oder vielmehr einen Strauss, der es gelernt hat, Eisen zu verschlingen. So gehts bei Tisch zu. Willst Du auch vom Bett etwas hören? Es ist geradezu auserlesen.[3]) Die Betten stehen meist in Reih und Glied auf beiden Seiten. Neben ihnen Schweine, Pferde und Kälber, darüber die Küken und Hühner, darunter — ich lüge nicht — die Schweine. Nach Decke und Kissen frage lieber nicht. Unsere Bettler haben viel bessere und sauberere. Daher habe ich acht Tage meine Kleider nicht abgelegt."

Der letzte Brief des Lipsius enthält bloss noch die Klage, dass er unter Halbmenschen festgehalten werde.

## II.

Lipsius veröffentlichte, wie gesagt, diese Briefe im Jahre 1590, und nun musste er darauf gefasst sein, dass die Westfalen den Kampf um ihren guten Ruf aufnahmen.

Als erster trat Johann Domann, ein Osnabrücker, Syndikus der Hansestädte, gegen ihn auf den Plan. Seine lateinische Verteidigungsschrift erschien 1591 in Helmstedt und erlebte noch in demselben Jahre eine zweite Auflage, woraus wir schliessen, dass sie in Westfalen guten Abgang fand.

Domann geht, nachdem er in der Einleitung seinem Gegner allerlei Widersprüche in seinen übrigen Briefen vorgehalten hat, die beleidigenden Stellen der vier westfälischen Reisebriefe einzeln durch und widerlegt sie mit Zitaten aus alten Autoren und aus der Rede zum Lob Westfalens von dem Rostocker Professor Nathan Chytraeus. So wird er mit den Bemerkungen über die Einöde, die Halbmenschen, die Breiesser, die Barbarei usw. fertig. Nur aus den Bemerkungen zu dem dritten Briefe sei einiges wiedergegeben:

„Ich lebe noch, sagst Du, worüber ihr Ärzte euch wundern mögt. Wir wundern uns wirklich, dass Du noch

---

[3]) Wortspiel: lectus. electus.

lebst. Reiner Mund und treue Hand gehen durch das ganze Land, sagt ein deutsches Sprichwort. Mit der Hand, das wollen wir glauben. Die Frivolität und Schärfe Deiner Zunge aber hätte dich wirklich schon umbringen können, wenn Du auch so redest wie Du schreibst und nicht bloss wie das Lamm der äsopischen Fabel von der Höhe herunter den vorübergehenden Wolf schmähst. Wir wundern uns also zwar, aber freuen uns doch, dass Du noch lebst. Denn Du hast ja in Wesfalen so schreckliche Dinge erduldet. „Gleich beim Eintritt wird einem ein Becher riechenden Bieres aufgedrängt.“ Man glaubt einen Knaben, der zum ersten Male von der Brust der Mutter genommen ist, zu hören. Du beschwerst Dich über das angebotene Bier. Dankbar hättest Du sein sollen. Wärest Du anderswohin gekommen, so hättest Du statt des Lagers die blosse Erde, statt des Daches den Himmel, statt der Speise Hunger, statt des Trunkes Durst gefunden. Bier, das nicht riecht, habe ich überhaupt noch nicht gekostet. Wenn das, von dem Du schreibst, übel roch, hätten die Westfalen dem Übel ja leicht abhelfen können und hätten Dir gewiss, wenn sie es gewusst hätten, einen Räucherduft besorgt. Dünnes Bier trinken ärmere Leute, die sich nach der Decke strecken müssen. Vom neuerlichen Kochen ist das Bier immer warm. Wenn Du es aber kalt getrunken hättest, wärest Du auch nicht gestorben.

Am Feuer sitzen nach alter Sitte auf dem Lande allerdings Fuhrleute und, wie Du sagst, Schweinehirten, nicht Philosophen, Stoiker oder Peripatetiker, die Du in ihren Wandelhallen und Lyzeen findest. ...... Du lachst über die sächsische Sitte, sich die Hände zu geben, wir über Dein Lachen. Das ist eine alte Sitte (wie aus Tacitus usw. nachgewiesen wird) und nur von den Sachsen etwas zäher festgehalten.

Aber nun kommen wir zum Tisch. O weh, Speck haben Dir die Bauern vorgesetzt? Und er war dick und fett und, wie Du (ich glaube aus Deinem Eigenen) zufügst, roh. Aber sie essen ihn garnicht roh, sondern entweder gekocht oder durch Salz mürbe gemacht und geräuchert. Wenn das

bei Dir roh ist, dann nähren wir Sterbliche uns mit vielen rohen Sachen, freilich ohne dass wir an Leben und Gesundheit Schaden nehmen. Aber für Deinen Magen ist das nichts. Du musst Deinen Göttern sehr dankbar sein, dass Du Dich dieses Essens enthalten hast. Hättest Du es nicht getan, so wärst Du ja gestorben. Geh, Du Leckermaul, zu den weichlichen Weibern! —

Die Bauern und an manchen Orten Westfalens auch Bürgerfamilien essen allerdings kein Weissbrot, sondern solches von schwärzlicher, ein wenig bräunlicher Farbe. Das liegt nicht am Mehl, sondern weil die Brote zu einer grösseren Masse geformt werden und daher, damit sie durchbacken, die ganze Nacht im Ofen gelassen werden, dessen Öffnung zugeschmiert ist. Dass es Brot ist, kann man nur bezweifeln, wenn man es nicht gekostet hat. Was Du von der Grösse und Schwere sagst, ist auch nicht wahr. Zwei Fuss lange Brote haben wir mehr als tausendmal gesehen. Dass Du vier und fünf Fuss lange gesehen haben willst, ist eine drei Fuss lange Lüge.

Wir haben Leute gesehen, die drei und mehr Brote trugen. So wahr ist es, wenn Du schreibst, du hättest nicht einmal eins aufheben können. Immerhin mag es bei Dir zutreffen. Die Armseligkeit, dass wir Erde essen, möge uns der gütige Gott immer erhalten. Er wende von uns ab Pest und Hunger, dann wollen wir diese Erde mit schuldigem Dank gern brechen. Wir wollen bei diesem Zweitbrot gar keine andere Farbe und könnten sie ja leicht ändern, wenn wir wollten. Übrigens haben die Westfalen neben diesem noch ein sehr weisses und sehr lösliches Brot, das sie Dir, da Du auf dem Lande weiltest und Deine Bedeutung unbekannt war, vielleicht nicht vorgesetzt haben. — Dass die Bauern auf dem Lande den Kohl wie Ambrosia schätzen, ist ein löbliches Zeichen ihrer Genügsamkeit. Schon Horaz hat solches Essen besungen. Und in Deutschland essen nicht bloss die Bauern, sondern auch Bürger und Edelleute Gemüse. Schliesslich hast Du Rosinen und Brot gemächlich gegessen. Du solltest einmal den Acker düngen, den Pflugsterz halten und hinter den Ochsen hergehen und das von Sonnenaufgang bis Sonnen-

untergang. Wenn Du das eben nicht willst, solltest Du über den guten Appetit derer, die es tun, nicht lästern. Wenn Du behauptest, der Käse hätte keinen angenehmen Geschmack, so hast Du den Geschmackssinn in den Augen und nicht im Munde. — Was Du von der Anordnung der Betten sagst, ist richtig. Diese Sitte kann man in ganz Sachsen sehen. Auch findet man neben den Betten manchmal Kühe und Kälber. Aber Küken und Hühner habe ich niemals darüber gesehen, sondern meist auf Latten vor der Haustür.

Auch magst Du die Schweineställe kaum jemals in den Häusern der Bauern finden, sondern draussen abgesondert. Warum hast Du aber, da Du doch alles so sorgsam auseinandersetzest, nicht beigefügt, was für ein Untier in dem Bett gelegen hat? Dann hättest Du dem Streit ein Ende gemacht, der darüber zwischen einigen entstanden ist. Die einen sagen ein wütender Hund, die andern ein gehörnter Ochse, noch andere ein hintenausschlagender Esel.[4]) Mich kümmert das nicht." —

Auf die Klage über die Betten erwidert unser Polemiker dem Lipsius mit dem Wunsche, er möge in eine Schnecke verwandelt werden und sein Haus mit sich herumtragen. So würde ihm auch der Streit mit dem Nachbar um die Dachtraufe erspart bleiben. Oder er möge ein Floh werden, mit einer goldenen Kette um den Hals, und sich an dem köstlichen Blut einer 60jährigen Jungfrau erfreuen, dann wieder ein bisschen springen und sich nachher behaglich aufs Bett legen. —

Zum Schluss versichert Domann dem Gegner seine Hochachtung in allem, abgesehen von diesem Angriff auf sein Vaterland, und fordert ihn auf, diese Nichtigkeiten, die seiner Grösse unwürdig seien, zu verlassen und würdigere Dinge zu behandeln.

Leidenschaftlicher als Domann schlug kurz darauf ein zweiter Westfale auf Lipsius ein — Hermann Hamelmann, den ich wohl ohne Übertreibung den begeistertsten Westfalen nennen darf, der je gelebt. Während aber Domann, wie wir

[4]) Natürlich der Gegner gemeint.

sahen, bei der Stange blieb und die wirklichen Angriffe des Gegners widerlegte, verteidigte Hamelmann Oldenburg und Westfalen auch gegen Vorwürfe, die Lipsius gar nicht erhoben hatte. Auch von persönlichen Verunglimpfungen hält er sich nicht frei. Das war damals so hergebracht und ist ja auch heute noch nicht unkommentmässig. „In Wahrheit ist und bleibt Lipsius ein Stythe, ein Schwein, ein Ferkel, ein Barbar, der gegen die offenbare Lehre Christi, unseres Erlösers, skythisch, barbarisch Unschuldige verlästert hat." Schon in der Einleitung zu seiner ersten Schrift zeigt er seinen heiligen Zorn: „Der Würfel ist gefallen! Für Altar und Herd gilt es zu kämpfen!"

In der ersten „Apologie" will Hamelmann eine Ergänzung zu Domanns Streitschrift geben. Hat dieser ganz Westfalen verteidigt, so will er sich des besonders geschmähten Oldenburg annehmen. Er hält also dem Lipsius eine Vorlesung über die ruhmwürdige Geschichte der Grafen von Oldenburg und singt der Stadt Oldenburg ein begeistertes Loblied. Ich will deshalb hier nicht weiter darauf eingehen.

Es ist später behauptet worden, Hamelmann sei besonders durch den Ausdruck „Deine Hermänner (tui Hermanni)" in dem ersten Briefe erbittert worden. Er habe geglaubt, Lipsius habe auf ihn, der ja Hermann hiess, sticheln wollen, „da er so grob und ungehobelt sei." Diese Vermutung scheint wirklich richtig zu sein. Hamelmann sagt zu dieser Stelle: „Diese Worte verstehe ich nicht recht. Da mir aber in der Taufe der Name Hermann gegeben worden ist, will ich mit drei Worten antworten. Ich glaube, dass dieser Sarkasmus aus dem Antrieb unserer Gegner in Bremen oder Emden hervorgegangen ist."

Die zweite Schrift Hamelmanns ist auf den Ton gestimmt, den wir aus seinen für uns so wertvollen Schriften zur niederdeutschen Gelehrtengeschichte kennen. Er zählt die berühmten Westfalen des 15. und 16. Jahrhunderts auf, ohne Zweifel, um auf Lipsius als Gelehrten besonders zu wirken. Die Arbeit ist aus dem angegebenen Grunde unserer Beachtung immer noch sehr wert, hier aber darauf näher einzugehen, lohnt sich für unseren jetzigen Zweck nicht.

Natürlich hat auch Lipsius diese heftigen Angriffe zu lesen bekommen, und es hat nachher den Westfalen immerhin zu einiger Genugtuung gereicht, dass er sich zu einer Art Abbitte (aliqualis excusatio) herbeiliess. Er leistete sie in einem vom Januar 1592 datierten Briefe. Sie ist freilich tatsächlich nur „aliqualis“. Er nimmt nämlich nichts zurück, sondern weist nur, und zwar nicht unzutreffend, darauf hin, was er eigentlich gesagt und bezeichnet seine Briefe als Scherze, bei denen er sich nichts Böses gedacht habe. „Ich habe über sie (die Westfalen) selbst ja gar nichts gesagt, sondern nur von ihren Verhältnissen gesprochen. Wo habe ich ihre Tüchtigkeit oder Kraft herabgesetzt? Von ihrer Kultur und ihrer äusseren Lebensführung habe ich gesprochen. Und dass die besonders fein ist, werden sie wohl selbst nicht behaupten.“ Er führt dann aus seinen Werken eine Reihe von Stellen an, wo er die Westfalen und die Deutschen gelobt hat.

Hamelmann war damit natürlich nicht zufrieden. Er fällte nachher in seiner oldenburgischen Chronik folgendes, in recht unzweideutigen Ausdrücken gehaltenes Schlussurteil: „Im sulbigen jhare anno d. 1586 ym October yst alhie zu Altenborch gewesen eyn berumpter trefflich gelarter man myt nhamen Justus Lipsius Brabantus, der sych yn eyne schlymme verachtliche herberge, da karners und das gemeyne hautelmannsvolk sych versammelt hete, mochte begeben, da ehr damals keyn gerack oder gemach hatte, wie ehr schreibet. Deshalben hatt ehr alle Oldenburger (nhemandt ausbescheden), als die graffen und untherdanen, burger und die gantzen stadt gar spettesch, honesch, schimpflich und schmählich furunglimpfet, furhoenet und myt unwarheit beschweret. Den obwol ehr sych wolte oder mochte zum deibhencker begeben wyllen yn die herberge, was hatt damyt die gantze stadt, jha die loblichen heren, Ihre Gnaden untherdanen, burger und das gantze landt zu thun? Solte derhalben sulchen grossen injuria byllich auffs grauslichste gestraffet werden; den unser graffen und Ihre G. fureltern fur etzlichen hundert jharen zu syndt alle zeit tapfer, weyse und ernsthafftige heren gewesen und noch syndt, wie auch yn dieser stadt Aldenburg

viele feyne, weyse, auffrichtige, ehrliche, erfarne burger syndt. Undt solte sych der undultige Lipsius yn eyn bessere herberge begeben haben, oder eynen von den gelarten, so domals eyn zimlich anzall alhie war, angesprochen; aber es yst nicht eynes gelarten und duldigen mans, besunder eyns grobianus und beanus stucke, das keynen gelerten, viel weniger sulchen berompten man wolte geburen oder gezemmen. Derewegen der sulbige Justus Lipsius für ein schweyn, soege, mutte, unfletiger und garstiger unbescheden zu schelten yst, jha fur eyn naarre und halbmensche zu halten, jha fur eyn esel, trulpff und bengel, bys das ehr sulches beweyse, was ehr selbs als der Injustus Lipsius also schreibet." —

Lipsius hat übrigens auch insofern Genugtuung gegeben, als er nach 1592 die vier Briefe in keiner Ausgabe seiner Werke mehr drucken liess.

Das hat aber nicht gehindert, dass er noch lange als ein gottloses Lästermaul von den Westfalen bekämpft wurde. Meint doch F. O. Mencken noch 1742, dass solche Bemerkungen auch den friedfertigsten Menschen in Harnisch bringen könnten. Er will aber keine Satire mehr schreiben, die ja doch, und wenn sie noch so scharf wäre, den Stacheln Hamelmanns nicht gleichkommen würde. — Nach J. Ch. Gruner (1752) hat Lipsius „statt fester Beweise nur beissend anzügliche und höchst strafbare Ausdrücke erwählet", „seinen Geifer ausgeschüttet", „nach dem Geschmack des holländischen Pöbels gelästert".

Das erste ruhige Urteil finde ich bei Johann Diderich von Steinen (1753): „Ich gestehe es, ich finde in den Briefen nichts, das vernünftige Westphäler in einen solchen Harnisch hätte bringen können, und eines so grossen Krieges, als darüber ist erreget worden, würdig gewesen wäre. Ich betrachte sie vielmehr als Scherze, mit denen er seine Freunde belustigen wollte. Er spottet über die elenden Wohnungen und schlechten Einwohner, bei welchen er damals seinen Aufenthalt zu suchen gezwungen war. Er beschweret sich über die erbärmlichen Landherbergen, an welchen es so wenig Westphalen als andern Ländern mangelt. Die schlechten Speisen und Getränke, nebst der Art und Weise, wie solche an dergleichen Örtern

pflegen zubereit zu werden, müssen ihm den Stoff zu seinen freundschaftlichen Briefen geben und die Zeugen von seinem aufgeweckten Gemüte sein. Dies ist das ganze Verbrechen des Lipsius. Das einzige, weswegen er nicht zu entschuligen wäre, ist, dass er diese Briefe hat drucken lassen. Aber was ist es denn mehr? Sollten unsere Verdienste und die Ehre unserer Nation wohl auf so schwachem Grunde stehen, dass sie durch ein paar Scherze könnten vernichtet werden? .... Ein einziger sinnreicher Einfall und ein kurzer Brief voll scharfsinnigen Witzes hätte ihn schon genug bestrafen können, wenn er die Torheit begangen hätte, von dem Charakter unserer westfälischen Nation nach einigen einfältigen Bauern und groben, ungezogenen Wirten zu urteilen und sich das ganze Land nach der kostbaren Aussicht aus wenigen geringen Fischerhütten vorzustellen. Der berühmte Theologe und Geschichtskundige Hamelmann hätte garnicht nötig gehabt, wider ihn das Kreuz zu predigen und in der kräftigsten Form Rechtens zu protestieren. Noch weniger aber war es Westphälern anständig, den Lipsius deswegen mit schimpflichen Ausdrücken anzugreifen und sogar des Lasters der beleidigten Majestät zu beschuldigen ..."

Ich habe diesem verständigen Urteil eines Westfalen nichts mehr hinzuzusetzen.

---

# Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden.*)

Von **Paul Sartori.**

## V. Hochzeit.[1])

Blüht ausser der Zeit im Garten der Kohl, so hat jemand im Hause bald Hochzeit. — Wenn sich im Hause ein

*) S. Bd. III, S. 200, Anm.

[1]) Vgl. Weddigen, Westphälisches Magazin, 1 (1784), 109 f. (Lippe, Rietberg, Paderborn). 2 (1786), 65 ff. (Ravensberg) 116 f. (Buer im Hochstift Osnabrück.) Neues Westphäl. Magazin 3 (1792), 189 ff. (Grafsch. Mark.) Kuhn, Westf. Sag. 2. 36 ff. Hartmann, Bilder a. Westfalen, 35 ff.

Strohhalm bewegt, so feiert jemand bald Verlobung. (Ovenstädt, Kr. Minden.) Wenn drei Lampen in einem Zimmer brennen, ist eine heimliche Braut im Hause. (Heimsen, Kr. Minden[2]).

Als Brautwerbung gilt in Ostscheidt und Krell (Kr. Herford) die Frage: „Schölt wi use Holsken[3]) ünner enen Disk stäken?"

Die meisten Verlobungen kamen durch Vermittlung eines Freiwerbers zustande. Dieser hiess in Lübbeke Weversmann und erhielt je nach dem Wert der Partie einen Weverslohn: Rock, Mantel oder Geld. Im Kr. Herford hiess er Fögesmann[4]). Seine Aufgabe bestand vor allem darin, auszukundschaften, wie viel Mitgift die Braut zu erwarten hatte. Für seine Bemühungen erhielt er einen Hut oder bares Geld.

Kommt das Verlöbnis zustande, so halten die Verlobten „Verspruch".

Am Sonntag vor dem kirchlichen Aufgebot findet die sog. „Löfte" (Verlobung) statt. Eingeladen werden dazu die nächsten Verwandten und die Nachbarn (Rahden, Kr. Lübbecke).

Als recht verlobt gelten die Brautleute in Alswede (Kr. Lübbecke) erst, wenn das Aufgebot bei dem Geistlichen geordnet ist: erst dann kaufen sie gemeinsam ihre Aussteuer. Keine Braut wagt es, vorher ein Möbelstück dazu anfertigen

---

Jostes, Westf. Trachtenbuch, 93 ff. 193 ff. Woeste im Jahrbuch d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung, 1877, 127 ff. (Grafsch. Mark.) Hüser im Jahresber. d. Gymnas. zu Warburg, 1900, 3 ff. Ders. in unserer Zeitschr. 4, 37 ff. Fünfzehnter Jahresbericht d. histor. Vereins f. d. Grafsch. Ravensberg zu Bielefeld, 1901, 167. Ravensberger Blätter, 1, 21. 2, 17 f. 3, 24 f. 7, 13. 21. f. Niedersachsen, 2, 103 ff. (Schaumburg-Lippe). 5, 136 (Kirchspiel Rahden). Vgl. auch Immermanns Münchhausen, Buch 5.

²) Vgl. Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung, 1877, 129. Unsere Zeitschr, 3, 81 f.

³) Holzschuhe.

⁴) In Oberrarbach: Makelsmann: Hüser im Jahresbericht v. Warburg, 1900, 4. Im Kreise Iserlohn: Köppeler (Kuppler): Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforsch. 1877, 130. Im Osnabrückschen: Degensmann: Hartmann, Bilder a. Westfalen, 39. Jostes, Westf. Trachtenbuch, 94. — Vgl. noch v. Schroeder, Die Hochzeitsbräuche der Esten usw. 32 ff.

zu lassen, „denn eine hat's mal getan, und die ist sitzen geblieben".

Abends vor dem ersten kirchlichen Aufgebot wird von den jungen Burschen des Dorfes zu Ehren der Brautleute Häcksel auf die Strassen gestreut vom Hause der Braut bis zur Kirche (Friedewalde, Kr. Minden) oder bis zur Wohnung des Bräutigams oder hinter die Fenster des Brautpaares (Rahden, Kr. Lübbecke). „Wir wusstens schon vorher", will man damit sagen, wenn die Anmeldung zu Aufgebot und Trauung geheim oder im Dunkeln bewerkstelligt worden war. (Pr. Ströhen, Kr. Lübbecke). In Erkeln (Kr. Höxter) streut man in der Nacht vor der Hochzeit vom Hause des Bräutigams zur Wohnung der Braut eine Strasse von Flachsschaben oder von Häcksel.

Meist dient aber dies Häckselstreuen als Hohn und Strafe.[5]) Wenn Bräutigam oder Braut schon vorher ein anderes Verhältnis gehabt haben, so wird in der Nacht vor dem kirchlichen Aufgebot oder vor der Hochzeit von ihrem Hause bis zu dem des früheren Liebhabers oder der früher Verehrten die Strasse mit Häcksel bestreut. (Hartum, Heimsen, Kr. Minden. Delbrück, Kr. Paderborn. Fürstenberg, Kr. Büren. Rahden, Alswede, Kr. Lübbecke). Oder man streut Schiwwe (gebrochene Flachsrinde) und trägt vor der Haustür des verschmähten Liebhabers einen Haufen Schiwwe zusammen (Germete, Kr. Warburg). Die Häckselspur ist manchmal stundenlang, so dass man den Eifer bewundern muss, den die jungen Burschen darauf verwenden, nicht immer ohne Gefahr, denn der davon Betroffene steht auch auf der Lauer und wehe dem, den er ertappt. Man setzt auch den Beteiligten einen Strohmann oder ein Strohweib aufs Dach oder auf einen Baum im Garten möglichst nahe am Kammerfenster (Delbrück, Kr. Paderborn. Fürstenberg, Kr. Büren. Dringenberg, Germete, Kr. Warburg. Kr. Höxter). Auch wenn eine Verlobung zurückgeht, wird dem Burschen ein Strohweib, dem Mädchen ein Strohmann aufs Haus gesetzt (Hartum, Kr. Minden). Ähnlich,

---

[5]) Vgl. Hüser im Jahresber. v. Warburg, 1900. 5.

wenn eine den Jahren nach ganz ungleiche Ehe geschlossen wird. Dann kriegen die „jungen" Eheleute einen Ehrenbogen aus welkem Laub oder aus Stroh oder gar aus Hede und schlechtem Flachs (Alswede, Kr. Lübbecke).

Die ehrliche Braut bekommt von ihren Freundinnen einen Blumenkranz an den Aufgebotskasten, die unehrliche keinen oder einen Spottkranz von alten, vertrockneten Zweigen u. dgl. (Heimsen, Kreis Minden).

Die Hochzeit war und ist noch heute eine allgemeine Feier, zu der nicht nur die Verwandten, sondern möglichst viele Bekannte eingeladen werden und zwar familienweise; man sagt: wir laden 40 oder 50 „Häuser", d. h. Familien ein (Bünde, Kr. Herford).

Die Einladungen zur Hochzeit ergingen früher acht oder vierzehn Tage vorher überall durch einen besonderen Hochzeitsbitter.[6]) Er trug einen mächtigen Gehstock aufrecht durch die Strassen des Ortes, und jeder Geladene musste ihm, wenn er seinen Spruch vorgetragen hatte, ein buntes Tuch oder Band an den Stock heften, das später dann wohl als Schürzen- oder Mützenband Verwendung fand. (Ovenstädt, Kr. Minden). Auch Mütze oder Hut des Hochzeitsbitters waren mit bunten Bändern oder einem Blumenstrauss geschmückt. In Heepen (Kr. Bielefeld) trug er ein rotes Band an Mütze und Stock; in Wever (Kr. Paderborn) früher an der linken Seite des Rockes ein Taschentuch. Besorgt er seine Einladung zu Rade, so ist auch dieses entsprechend ausgeschmückt (Levern, Kr. Lübbecke).

Der Hochzeitsbitter oder Brautbitter ist ein Bruder, ein Verwandter oder ein Heuerling der Braut oder des Bräutigams. Im Delbrücker Lande (Kr. Paderborn) pflegt der Schneider das Amt zu übernehmen. In Blasheim (Kr. Lübbecke) besorgen wie zu Begräbnissen, so auch zu Hochzeiten die Notnachbarn die Einladungen.

---

[6]) Vgl. Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforsch. 1877, 133 f. Hartmann, Bilder aus Westfalen, 46 ff. Jostes, Westfäl. Trachtenbuch, 96 f. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, 1, 276 f. (Ravensberg). Ravensberger Blätter, 1, 20 f. 2, 17. 7, 13. Weitere Litteratur über Hochzeitsbittersprüche: Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, 16 (1906), 442.



Der Spruch lautete: „Ik soll auk grüssen von Vader un Mudder, von Brut un Brüijam, Se möchten helpen dä Hochtied vermehren un de Mahltied vertehren.“ (Heimsen, Seelenfeld, Kr. Minden.)

In Ovenstädt (Kr. Minden) erging die Einladung mit folgenden Worten:

„Dat schall nich gohn as et jümmer geiht,
Dat de Mogen Falten schleiht,
Schwinesteert und Hammerknoken
De willn wi up de Hochtid koken.
Wenn dat nich gelangen deiht,
Dann schicken wi den Fischer in den Schnee
Und den Jäger up de See,
Und wat dei nich werd fangen,
Dat wolln wi von Bremen und Hamborg langen.“

In Rahden (Kr. Lübbecke) lautete der Spruch:

„Nu wahrt juen Hund un hault den Mund,
Dei Hochtidsbitter von Schmalge kummt.
Gruss von Brut un Brüjam un von öhren Vadder un Mudder und ji schollen ju olle Fridag tau de Hochtid instellen.“

Oder:

„Hier komme ich her geschritten und nicht geritten,
Ich will Euch freundlich zur Hochzeit bitten.

Es haben mich hergesandt die junge Braut N. N. und Bräutigam N. N., Ihr möchtet Euch am nächsten Freitag einfinden und helfen mit verzehren alles, was sie zum besten haben. Der Koch hat geschlachtet . . . Ochsen, . . . Schweine. Dazu . . . Anker Branntwein und . . . Anker rheinischen Wein.

Dazu sollt ihr haben gute Schaffer, gute Schänke,
Gute Stühle und gute Bänke,
Und einen guten Platz zum Tanzen.
Ihr braucht nicht für Geld zu sorgen,
Ihr könnt bleiben bis zum andern Morgen.
Die Trompeten und Violinen die sollen stimmen überein,
Auf dass wir alle lustig sein.

Alt und jung, gross und klein, so wie Ihr hier im Hause sind. Meine Rede ist aus. Nun stellt Euch zur rechten Zeit ein, dass an mir die Schuld nicht sei.“

In der Gegend von Herford war der auf Stiftberg wohnende Friedeck (Friedrich) Tilker, genannt Luig Tilker,

als Hochzeitsbitter bekannt. Seine Ansprache war etwa folgende:

„Ick bitte ju to de Hochtit nach Hüfenshofe an den und den Dage. Met bringen möge eine Schlage Bottern so graut als eine Gaus, einen Stuten sau lang als ein Wiselbaum, Bör un Brantwein so viel als ein Mühlrad van gon kann.

Hier setz' ich meinen Stock und Stab
Und nehme meinen Hut ab.
Bis hier bin ich geschritten,
Hätte ich ein Pferd gehabt, wär' ich geritten,
Da dieses nicht ist, bin ich geschritten."

Auch in Hiddenhausen (Kr. Herford) wünscht der Hochzeitsbitter in seinem Reim, dass tüchtige Geschenke mitgebracht werden, z. B. Bottern os'n Gaus un Stuten os'n Biesebaum". Bisweilen richtete ein ärmeres Brautpaar einen sogenannten „Bringelobend" an, wobei der Bitter sich einst äusserte:

„Eck scholl ju guddn Dag seggn van Schmed,
Man eck weit nich, wick dat he het,
He wuhnt bi den Günther in de Nordheien
Un es willens no'n Briämer Houwe to teien".

In Wewer (Kr. Paderborn) lud man früher (jetzt nicht mehr) mit folgenden Reimen ein:

„Guten Tag in's Haus!
Ich fordere die Herrschaften zu einer lustigen Hochzeit heraus.
Gruss von Braut N. N. und Bräutigam N. N.
Diese haben es mir gesagt,
Bei euch anzukünden auf . . . tag ihren Ehrentag.
. . . tag ist nun die Zeit,
Zu der ich euch invitiere heut'.
. . . tag um . . . Uhr werden sie kopuliert,
Dann müssen sein die Jungfern und Junggesellen wohlgeziert.
Wenn sie aus der Kirche kommen.
So ertönen gleich die Flöten und die Trommen,
Da rufen wir alle „Viktoria",
Und: „Die jungen Brautleute sind da".
Die haben sich geschmückt so fein,
Und wir kehren zusammen bei N. N. ein.
Da finden wir die Tische schon gedeckt,
Wobei uns der Kaffee sehr gut schmeckt.
Und ist das Frühstück dann vorbei,
So kehren wir mit Musik zum Tanzboden bei N. N. ein.

Zu Mittag lade ich die Herrschaft ein,
Sie sollen auch unsere Hochzeitsgäste sein.
Die lade ich ein nach N. N.'s Haus,
Dort gibt es einen guten Schmaus.
Da ist schon alles angemacht,
Das Mastvieh ist schon längst geschlacht',
Und die Braten von verschiedenen Arten
Sind wohlgespickt und, ich denke, auch gut geraten.
Dabei trinken wir uns ein Gläschen Moselwein.
Wer würde wohl nicht gern auf dieser Hochzeit sein,
Wo der Musikton mächtig erklingt,
Dass einem jeden das Herz im Leibe springt?
Ist die Mahlzeit dann vorbei,
So kehren wir wieder bei Gastwirt N. N. ein."

Aus dem Delbrücker Land (Kr. Paderborn) ist folgender Spruch mitgeteilt:

„Ich komme an mit Riesenschritten
Und wollte euch zur Hochzeit bitten;
Ich biete euch einen freundlichen guten Tag ins Haus
Und wünsche mir viele Gäste heraus.
Ich komme hierher gegangen
Vielleicht nach eurem Verlangen,
Ich komme hierher gestritten (geschritten),
Hätt' ich ein Pferd, so wäre (käme) ich geritten.
Ich habe mein Pferd beim Hafer stehn,
Drum muss ich heute zu Fusse gehn.
Ich habe ein Pferd ohne Kopf und Kragen,
Ohne Schwanz und Magen,
Drum muss ich zu Fusse jagen.
Es schickt mich her der und der,
Ich weiss nicht wer,
Es schickt mich her die und die,
Ich weiss nicht wie.
Den Datum habe ich vergessen,
Die Mäuse haben den Kulender gefressen. —
Ach, was hilft mir mein Lügen und Jagen,
Ich muss euch doch endlich die Wahrheit sagen:
Denn zum Predigen bin ich nicht erkoren,
Die Platte ist mir nicht geschoren.
Ich bin ja auch kein Ritter,
Sondern ein Hochzeitsbitter.
Darum seid ein wenig still
Und hört, was ich euch sagen will:

Es lassen euch vielmals grüssen N. N. und N. N.
Ihr solltet kommen, den Ehrentag
Zu vermehren am nächsten Donnerstag.[7])
Zu Mittag wird euch sein bereit
Eine schöne Mahlzeit;
Danach Zucker und Kaffee, Bier und Branntewein,
Damit wir desto fröhlicher sein;
Kuchen, Krengel, Zwieback und schöne Bäckerein.
Das wird euch wohl erfreun,
Es können aber auch noch andere Gerichte sein.
Zehn fette Ochsen,
Der Henker soll sich fochsen.
Zehn fette Schruten,
Die sollen die Mahlzeit beschluten.
Ein gutes Vesperstück mit Schinken und Braten,
Das wird uns wohl ganz sicher geraten.
Wir haben geschrieben nach Paderborn,
Es sollen kommen mehrere Tonnen alten Korn;
Wir haben geschrieben weit über den Rhein,
Sie sollten uns schicken zehn Fass Wein;
Sollte der Wein aber verhindert sein,
So soll Bier und Branntwein im Überfluss da sein.
Geschlagen wird ein Zelt,
Die Musik ist bestellt;
Wir haben geschrieben nach Neuhaus,
Da kommen die vielen Musikanten heraus;
Sollten sie nicht verhindert sein,
So werden sie auf unserer Hochzeit sein.
Dann wollen wir lustig sein und singen
Und fein tanzen und springen,
Das wird eine Freude sein
Für alt und jung, gross und klein.
So lade ich euch denn alle ein:
Herr und Frau, Söhne und Töchter,
Knechte und Mägde, gross und klein,
Alle wie sie im Hause sein,
Auch Schäfer, Kuh- und Schweinehirt,
Damit niemand vergessen wird.
Ich wollte gestern Abend noch weiter studieren,
Da kamen die jungen Mädchen und taten mich
Da habe ich mich nicht lange bedacht [fexieren,
Und mein Kompliment ganz kurz gemacht;
Ich bin gross von Person, doch klein in meinen
Grosse Komplimente kann ich nicht machen. [Sachen,

---

[7]) Die Einladung wird auch oft in plattdeutscher Sprache angebracht.

So will ich nun hiermit enden
Und mich wo anders hin wenden.
Dann wird es mir wohl gelingen,
Noch vielen andern die Botschaft zu bringen.
Habe ich meine Sache nicht gut gemacht,
So sage ich freundlichen Dank, dass ihr mir (mich)
[nicht habt ausgelacht.“ —

An einem Hochzeitsfeste wird ungeheuer viel verzehrt, aber die Kosten des Festgebers werden dadurch sehr verringert, dass alle Gäste tags vorher je nach Vermögen Schinken, Hühner, Butter, Eier, Kuchen usw. reichlich geschickt haben.[8])

In Hüllhorst (Kr. Lübbecke) schicken die Eingeladenen Butterkuchen, eine in Brotform (auch in Kindsform) geknetete Butter bis zum Gewicht von zehn Pfund, Kaffee usw. Die Nachbarn senden am Morgen des Hochzeitstages Milch zum Kochen von Reis und für den Kaffee und erhalten dafür nach dem Mittagessen Suppe (Bouillon) und Reis wieder zurückgesandt. In Heepen (Kr. Bielefeld) wird als besonderes Gebäck bei Hochzeiten der „Wussestuten“ oder „Lange Roggen“ von den Nachbarn gespendet. Auch in Spenge (Kr. Herford) wurde von den Verwandten und Gästen ein Langeroggen, oft drei Ellen lang[9]), eine schön verzierte Butter, sechs bis zehn Pfund schwer, u. dgl. geschenkt. In Reckenberg (Kr. Wiedenbrück) schickten die Nachbarn und nächsten Verwandten dem Brautpaar am Vorabend der Hochzeit eine Welle Butter, einen grossen Korinthenstuten und zwei lebende Hühner. Knecht und Magd überbrachten die Gabe; der Knecht musste die Hühner schlachten, die Magd sie rupfen. Dafür wurden sie bewirtet und durften nachher ein Tänzchen machen. Auch anderswo bringen Familien je nach ihrem Vermögen ein oder mehrere Hühner und Kuchen, unverheiratete Leute dagegen Gebrauchsgegenstände für den Haushalt oder Geld.

Ihrerseits machen die Brautleute Geschenke in Kleidungsstücken an die nächsten Verwandten, der Bräutigam an

---

[8]) Vgl. Jahrb. d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforsch. 1877, 134. Hüser im Jahresber. v. Warburg, 1900, 8.

[9]) S. oben S. 114. Hartmann, Bilder a. Westfalen, 52.

die männlichen, die Braut an die weiblichen, manchmal auch an die Dienstleute. Theesen, Kr. Bielefeld; Pr. Ströhen, Kr. Lübbecke).

Vielfach wurde die Aussteuer der Braut am Tage vor der Hochzeit auf einem Leiterwagen, dem sogen. Brautwagen, zum Hofe des Bräutigams gefahren[10]. In Germete (Kr. Warburg) geschah das unter Begleitung zweier Burschen, die als Brautburschen bei der Hochzeit fungierten. Sie überlieferten die Aussteuer dem Bräutigam und führten diesen dann am Polterabend zum Hause der Braut. In der Aussteuer auf dem Brautwagen durfte nicht fehlen:

1. das Spinnrad mit Flachsrocken und Haspel „als Sinnbild der Häuslichkeit, des Fleisses und der Sparsamkeit“,
2. ein Besen „als Sinnbild der Ordnung und Reinlichkeit“,
3. das vollständige Brautbett,
4. ein kupferner Wasserkessel, ein kupferner Kaffeekessel und ein eiserner Kochtopf für die Küche der jungen Frau.

In Hartum (Kr. Minden) wurde bei grossen Bauernhochzeiten noch bis in die 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein ein „Brautwocken“ gemacht[11]. Einige Tage vor der Hochzeit wurde geschossen, und dann kamen die Dorfbewohner, jeder mit einer Disse (etwa 1 Pfund) gehechelten (also zum Spinnen fertigen) Flachs zu dem Hause, in dem der Brautwocken gemacht wurde. Auf diese Weise kamen etwa 3 bis 4 Zentner Flachs zusammen. Der Brautwocken war ungefähr zwei Meter hoch und geformt wie ein Weihnachtsbaum. Nach der Fertigstellung wurde er auf das Vordergestell des Hochzeitswagens gesetzt. Gleich dahinter fand das Federbett auf einem 9 bis 11 Himpten schweren Sack Roggen seinen Platz. Ferner wurde noch eine grosse Speckseite, ein Besen und verschiedene andere Hausgeräte aufgeladen und die Pferde bekränzt. Der Wagen wurde dann

---

[10]) Vgl. Weddigen, Westphäl. Magazin, 2 (1786), 67 f. Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforsch. 1877, 134 f. Hartmann, Bilder a. Westfalen 49 ff. Hüser, Jahresber. v. Warburg, 1900, 4f.

[11]) Vgl. Hüser a. a. O. 5. (Beckum).

zum Wohnhause des Bräutigams gefahren, wo immer die Hochzeit stattfand. Der Bräutigam musste dann alles, was sich auf dem Wagen befand, ins Haus tragen. War es ihm zu schwer, so wurde ein anderer starker Mann dazu bestimmt, und der Bräutigam musste diesen dafür bezahlen. Sobald der Wagen an dem Hochzeitshause ankam, traten die Frauen heraus und reichten „Weingutschalen“ herum. Ihr Inhalt bestand aus einem Gemisch von Branntwein, Wein, Zucker und Honigkuchen. Diese Schalen wurden samt einem Löffel den sämtlichen, sehr zahlreichen Zuschauern gereicht.

Auch in Rahden (Kr. Lübbecke) fährt der Brautwagen am Tage vor der Hochzeit (oder am Hochzeitsmorgen) nach dem Hochzeitshause. Lautes und frohes Jauchzen verkündet seine Ankunft. Alles eilt herbei, um die „guten Werke“ (die Aussteuer) zu sehen. Ein mit den Dingen Vertrauter hat gleich beim Anblick des Wagens eine ziemlich sichere Taxe über die Mitgift. Oben auf dem Wagen steht das reich mit Bändern geschmückte Brautbett und das Spinnrad mit dickem Wocken. Man legt auch wohl in das Brautbett ein Brot, das von dem jungen Paare den Armen zu schenken ist.

Anderswo wird der Brautwagen erst am Hochzeitstage selbst oder später befördert. Hierüber nachher.

Vorfeier des Hochzeitstages ist regelmässig der im engeren Kreise gefeierte Polterabend[12]), zu dem alle nicht mehr brauchbaren Glas- und Tongefässe zusammengetragen und vor die Haustür der Braut geworfen oder an den Türpfosten zerschellt werden. Je höher der Scherbenhaufen ist, desto mehr ist Glück gewünscht. Hier und da wird auch mit Flinten geschossen.

Das Kleid zum Hochzeitstage erhält die Braut vom Bräutigam geschenkt. Seine kostbarste Gabe ist die „Krallenschnur“ aus echtem Bernstein mit silbernem Haken oder Schloss, 100—300 Mark wert (Kr. Minden).

Bei der Trauung trägt die Braut in der Mütze den sogen. „ewigen Lappen“ (Rahden, Kr. Lübbecke) und zu der weissen Mütze und dem weissen Umschlagtuch zum erstenmal eine schwarzseidene Schürze. Die unehrliche Braut

[12]) Vgl. v. Schroeder, Die Hochzeitsbräuche d. Esten usw. 84 ff.

trägt (als Frau angesehen) eine schwarzsamtene Mütze (Heimsen, Kr. Minden). Der Bräutigam trug bei der Hochzeit zum erstenmal den Kirchenhut, einen Zylinder, und trat damit in die Reihen der Männer. Neuerdings haben sich der Myrtenkranz für die (ehrliche) Braut und der Myrtenstrauss für den Bräutigam mehr und mehr eingebürgert.

Bricht der Schneider beim Nähen des Hochzeitsanzuges Nadeln ab, so muss der Bräutigam bald sterben. Drücken ihre Schuhe, so muss die Braut bald sterben (Rahden, Kr. Lübbecke).

Die Hochzeit findet an manchen Orten mit Vorliebe am Freitag statt (Ilvese, Kr. Minden; Levern, Kr. Lübbecke; Spenge, Kr. Herford); im Amte Brackwede (Kr. Bielefeld) meist am Samstag; im Delbrücker Lande (Kr. Paderborn) stets nur am Dienstag, Donnerstag oder Samstag[13]).

Am Trautage fahren Braut und Bräutigam im offenen Leiterwagen zur Kirche[14]). Die Pferde sind mit bunten Bändern und Sträussen reich geschmückt. Ans Geschirr wird ein rotes, breites Wollband, Pferdeband genannt, befestigt. Das Brautpaar wird von einer Schar von jugendlichen Führern, Brautjungfern und Bräutigamsknechten, begleitet. Jugendfreunde eröffnen auf buntgeschmückten Pferden den Trauzug zum Gotteshause hin und von ihm zurück. Der Flasche wird eifrig zugesprochen. Hier und da sperren die Anwohner des Weges, den der Brautwagen nimmt, mit Stricken die Strasse, oder Kinder werfen Scherben in die Räder, um ein kleines Trinkgeld (Schattgeld) oder einen Trunk aus der Flasche von dem glücklichen Bräutigam zu erhalten. Sonst darf der Wagen unterwegs nicht halten, es würde Unglück bedeuten. Auch auf dem Kirchhof „schatten“ die Kinder das Brautpaar. Sie halten ihm an langen Stöcken Blumensträusse vor und bekommen dafür von den Brautführern Geld zugeworfen (Kr. Minden)[15]).

---

[13]) Vgl. Jahrbuch d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforsch. 1877, 135. Jostes, Westfäl. Trachtenbuch, 97 f. v. Schroeder, Die Hochzeitsbräuche d. Esten usw. 51 f.

[14]) v. Schroeder a. a. O. 95 ff.

[15]) Über das „Schatten“ s. Hüser im Jahresber. v. Warburg, 1900, 4 f. Hartmann. Bilder a. Westfalen, 52 ff. Niedersachsen, 12, 173 (Münster).

Unterwegs wird viel mit Pistolen geschossen sowohl von den Teilnehmern des Hochzeitszuges wie von denen, die ihn auf der Strasse begrüssen.

Auf der Fahrt zur Kirche sitzt der Bräutigam vor der Braut, gewöhnlich neben dem Kutscher, auf dem Rückwege neben der jungen Frau (Rahden, Kr. Lübbecke).

Zur Trauung geht die Braut dem Bräutigam in die Kirche voraus, nach der Trauung aber hinter ihm, denn er soll dein Herr sein! Beim Ringwechsel hält sie die Hand oben, denn sie möchte das Regiment im Hause haben (Alswede, Kr. Lübbecke).

Ein Trauring wurde und wird jetzt noch fast ausschliesslich von der Frau getragen, während der Mann nur für die kirchliche Trauung einen (von einem Freunde entliehenen) anlegt (Seelenfeld, Kr. Minden). Ärmere Leute borgten sich zur Trauung die silbernen Ringe vom Gastwirt neben der Kirche (Hiddenhausen, Kr. Herford). Goldene Trauringe trägt erst die jüngere Generation.

Wenn der Trauring auf die Erde fällt oder verloren wird, so stirbt eines vom Brautpaar (Heimsen, Ovenstädt, Kr. Minden).

Wenn während der Trauung ein Toter beläutet wird, lebt das junge Paar nicht lange beisammen. Befindet sich auf dem Brautwagen ein Spaten, so wird bald für einen der jungen Ehegatten das Grab gegraben (Bierde, Kr. Minden).

Verlöschen während der Trauung die Altarlichter, so ist ein früher Tod für den zu erwarten, an dessen Seite das Licht zuerst erlischt (Kr. Halle) [16]).

Wenn zwei Geschwister auf einen Tag Hochzeit halten, so muss eines sterben und das andere verderben (Ovenstädt, Kr. Minden) [17]).

Regen am Hochzeitstage bedeutet viele Tränen (Oven-

---

E. H. Meyer, Der badische Hochzeitsbrauch des Vorspannens (Freiburger Universitäts-Festprogramm 1896). v. Schroeder, Die Hochzeitsbräuche der Esten usw. 110ff.

16) Vgl. Hüser im Jahresber. v. Warburg, 1900, 6 f.

17) Vgl. Kuhn, Westfäl. Sagen 2, 43 (116. 117). Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforsch. 1877, 145.



städt, Kr. Minden — Kr. Halle). Wenn es der Braut „in den Kranz regnet“, so sagt man: sie hat die Katze nicht gut gefüttert (Ovenstädt).

Dagegen heisst es in Alswede (Kr. Lübbecke): Ein wenig Regen vor der Trauung ist ein Zeichen besonderen Segens. Um den Regen in den Brautkranz zu erhalten, ist schon ein Paar früher von Hause fortgegangen und nach der Trauung, weil der Regen noch anhielt, nach Hause — gefahren.

Führt der Weg der Brautleute nach der Trauung an einem Friedhofe vorbei und ist hier ein Grab geöffnet zur Aufnahme einer Leiche, so ist zu erwarten, dass das junge Ehepaar bald durch einen Sterbefall betrübt wird (Dringenberg-Gehrden, Kr. Warburg).

Begegnet dem Brautpaar auf dem Wege zur Kirche ein Hindernis, scheuen z. B. die Pferde oder verfährt sich der Kutscher, so ist das keine gute Vorbedeutung (Spenge, Kr. Herford).

Beim Verlassen der Kirche pflegt hier und da noch der junge Ehemann der harrenden Jugend Geldstücke zuzuwerfen (Bünde, Kr. Herford; Nieheim, Kr. Höxter).

Überhaupt finden sich nach der Trauung viele Gäste vor der Kirche ein, die „schatten“, d. h. mit Blumen- oder Blätterketten dem Paare den Weg sperren. Zur Auslösung muss Kupfer oder Silber gegeben werden. „Viel Schatten bringt Glück“, sagt das Sprichwort (Alswede, Kr. Lübbecke).

Auch auf dem Rückwege von der Kirche wird vielfach durch Seilspannen über die Strasse das „Schatten“ geübt. Auch legen die Kinder aufgeschlagene Bücher auf die Erde (Blasheim, Kr. Lübbecke) oder halten dem Brautpaare geöffnete Gesangbücher hin (Hüllhorst, Kr. Lübbecke) oder geben Pistolenschüsse ab. In Rahden (Kr. Lübbecke) werden die jungen Eheleute dadurch aufgehalten, dass Kinder und auch wohl Erwachsene quer über den Weg einen „Rep“[18]) mit einem flatternden Taschentuche ziehen, in das jene Geld binden müssen.

---

[18]) Seil.

Bei der Rückkehr vom Gotteshause findet unter den Vorreitern ein Wettjagen statt.[19]) Der erste, der die Nachricht von der vollzogenen Trauung heimbringt, bekommt einen Preis, der gewöhnlich in einer Flasche Wein oder Branntwein besteht, aus der er dem heimkehrenden Ehepaare einen Willkommen zutrinkt. Auch dies heisst „Schatten". (Kr. Minden.)

In Pr. Ströhen (Kr. Lübbecke) besteht bei grösseren Hochzeiten die Sitte, dass während der Trauung junge Burschen zu Pferde als Vorreiter vor der Kirche sich versammeln. Sobald das Brautpaar nach der Trauung im Wagen Platz genommen hat, reiten die Vorreiter einige Male langsam um den Wagen, worauf einer spricht:

„Willkommen, willkommen, ihr jungen Eheleute!
Wir kommen hier als junge Reiter
Mit Pferden, Branntwein und Pistolen,
Euch, junge Eheleute, abzuholen,
Euch zu führen darein,
Wo wir werden alle versammelt sein
Denn da wird euch noch mehr Freude zuteil,
Wo ihr euch alle werdet recht herzlich freun.
Viel Komplimente weiss ich nicht zu machen,
Denn ich habe noch nicht studiert,
Und mein Pferdchen hat noch nicht exerziert.
Gesundheit, ihr jungen Eheleute!"

(Es wird dem jungen Paare zugetrunken. Dann reiten die Vorreiter im Galopp zum Hochzeitshause und sagen der Köchin:)

„Guten Tag, guten Tag, Frau Köchin!
Wir kommen ja nicht allein aus Hunger und Durst,
Sondern aus lauter Liebe und Lust.
Wir bringen euch die frohe Botschaft
Von euern jungen Eheleuten,
Von euern Eltern einen Gruss,
Ob wir dieselben dürfen einführen in dieses Haus.
Denn sie möchten gerne bei euch sein,
Das wird euch alle recht herzlich freun.
Nun ihr alle insgemein!
Jetzt frag' ich die Köchin ganz allein,

---

[19]) Vgl. Hüser im Jahresber. d. Gymnas. Petrin. in Brilon, 1893, 6. Ders. im Jahresber. v. Warburg, 1900, 6. Weinhold in d. Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, 3, 13 ff. Hessische Blätter f. Volkskunde, 5, 164.

Ob die Suppen, Gemüse, Fleisch und Braten
Sind vorzüglich gut geraten.
So bitte ich dich recht freundlich,
Sag's mir doch!
Gesundheit, Frau Köchin!"

(Es wird ihr zugetrunken. Der zuerst auf dem Hofe ankommende Vorreiter erhält eine Flasche Wein. Nunmehr reiten sie dem Brautpaar entgegen und melden die „Botschaft der Köchin" durch folgenden Reim:)

„Wir bringen euch die frohe Botschaft von eurer Frau [Köchin,
Dass ihr doch möchtet eilen
Und nicht zu lange weilen.
Denn es ist alles bereit,
Stuhl und Bänke sind gesetzt,
Die Tische sind besetzt
Mit vielem Fleisch und wenig Knochen,
Schön ist der Wein, denn wir haben ihn gerochen,
Und es liegt für einen jeden ein grosser Löffel dabei.
Das wird euch alle recht herzlich freun!
Gesundheit, ihr jungen Eheleute!"

(Es wird dem jungen Paare zugetrunken. Die Vorreiter begleiten dann den Wagen bis zum Hochzeitshause, wo einer die „Ansprache" hält:)

„Nun aber aller Scherz beiseite.
Jetzt wollen wir reden von euerm teuren Eide.
Ihr habt euch geeinigt Herz und Hände,
Treu und fest zu halten bis an euer Ende.
Ihr wollt nun Hilfe auf Gott bau'n,
Drum habt ihr euch lassen am Altar trau'n.
Bis dahin hat euch Gott gebracht
Durch seine grosse Güte.
Er führe euch zum Bundestag
Zu einer zarten Blüte.
Nun bricht die zarte Jugend an,
Viel Glück euch zu wünschen,
So wünsch ich euch auch Gottes Segen
Und viel Glück dazu.
Gott lass euch stets zufrieden leben
All Stund und Augenblick;
Gott der schmück' und zier' das Haus
Mit dem Geist des Friedens aus.
Dann wird alles wohl bestehn,
Bis ihr zu dem Grab werd't gehn.
Wer glücklich seine Heirat trifft

Und dennoch selig stirbet,
Der hat zwei schöne Tage,
Die euch werden ewig freun.
Ich wünsche euch das Allerbeste!
So wie der Baum trägt Äste,
So wie die Rosen blühen,
So blühe stets euer Glück.
Der Donner kann ja Felsen trennen,
Aber eure Liebe nicht,
Ewig, ewig soll sie brennen
Wie das helle Sonnenlicht,
Nicht allein für diese Zeit,
Sondern bis in Ewigkeit.
Nun lasst uns reden von diesem Haus,
Wo ihr werdet gehen ein und aus.
So wünsch' ich euch zum Unterpfand
Viel Glück im angetretnen Stand.
Gesundheit, ihr jungen Eheleute!"

(Es wird ihnen zugetrunken. Beim Eintritt in das Haus findet das junge Paar schon alle Gäste auf der Tenne versammelt. In der Nähe der „grossen Tür" ist ein bekränzter Tisch aufgestellt, auf dem ein Glas Wein, warmes Bier oder Branntwein steht. Ein junges Mädchen kredenzt dem jungen Paare das gefüllte Glas und verliest ein Gedicht etwa folgenden Inhalts:)

„Geschlossen ist jetzt das Eheband
Vor Gott durch den Pastor und Standesamt.
Drum denket dran und glaubet fest
An Gott, der seine Kinder nicht verlässt.
Brich an, du schönstes Morgenlicht,
Der Hochzeitstag ist da.
Sie stehn da hell und klar,
Tun sich reichen Herz und Hände
Treu und fest bis an ihr Ende.
Bis hierher hat euch Gott gebracht durch seine grosse Güte,
Er führet euch zum Bundestag in eurer schönsten Blüte.
Nun, ihr jungen Eheleute, die ihr heute seid getraut,
Gebunden durch des Predigers Hand in den heilgen Ehestand,
Nun, ihr jungen Eheleute, dieser Tisch, welcher geschmückt
Steht vor euch, ist zur Ehre und Liebe vorgemacht,
Weil ich habe oft daran gedacht.
Glück, Heil und Segen ziehe mit ein,
Und ihr möget wohl bewahret sein

Vor allem Übel, das euch kann treffen,
Vor allen Leiden und Gebrechen.
Vor einem plötzlichen, schnellen Tod
Eure treue Liebe vereine sich,
Lebet froh und beständiglich
Bis an euer Ende.
Wie schön leuchtet der Gnadenstern,
Voll Güt' und Liebe von dem Herrn
Im Stande heil'ger Ehe.
So lebt vergnügt wie Engelscharen,
Wie heute bleibt gesund und froh,
Wir feiern dann nach 50 Jahren
Die goldne Hochzeit ebenso.
Gott segne euch; ich gratuliere euch,
Den Frieden, den wünsche ich euch.
Ich wünsche euch viel Glück und Segen
Und nach dem Tod das ewige Leben.
Das helfe euch Gott! Amen!
Zum Andenken von . . . . . (folgt Name)."

Diese Begrüssung des jungen Ehepaares an der Schwelle des Hauses[20]) mit einem Segenswunsch unter Darbietung von Butter, Brot, Salz und einem Trunk findet auch im Kr. Minden überall statt. In Rahden (Kr. Lübbecke) beglückwünschen zwei junge Mädchen das Paar vorn in der grossen Tür des Wohnhauses an einem weissgedeckten Tische mit Getränk und Zwieback. In Bierde (Kr. Minden) sind es die Eltern, die dem zurückkehrenden Paar bis vor das Haus entgegengehen, ihm ein Glas Wein reichen lassen und es dann zur Tafel führen. Jetzt bedient sich auch der Schwiegersohn oder die Schwiegertochter zum erstenmal der vertraulichen Anrede „Vater" und „Mutter" (Schlüsselberg, Kr. Minden). Auch in Lippspringe (Kr. Paderborn) und in Höxter wird dem jungen Manne vor der Haustür oder im Flur ein Glas Wein gereicht. Nachdem er davon getrunken, bietet er es seiner Frau, die ebenfalls trinkt und es dann an den Türpfosten oder an die Wand wirft. Je mehr Scherben und Splitter, desto mehr Glück im Ehestande. In Dringenberg (Kr. Warburg) wirft der Bräutigam selbst das Glas hinter

[20]) Vgl. Hüser im Jahresber. v. Warburg, 1900, 6 f. Jostes, Westfäl. Trachtenbuch, 101. v. Schroeder, Die Hochzeitsbräuche der Esten usw. 82 ff.

sich. Wenn es nicht zerbricht, ist mancherlei Unglück zu erwarten. In Dringenberg pflegte auch früher (und gelegentlich geschieht es wohl auch heute noch) auf Hochzeiten ein Brot in zwei Teile geteilt und je ein Teil den jungen Eheleuten überreicht zu werden. Diese beissen ein kleines Stück davon ab. Die übrig gebliebenen Stücke werden aufbewahrt und genau beobachtet, welches von beiden zuerst Schimmel ansetzt. An wessen Stück das zuerst geschieht, der muss zuerst sterben.[21]) In Hartum (Kr. Minden) wurde während der Hochzeit der Braut ein halbes Schwarzbrot mit einem darin versteckten Taler übergeben, das sie einem unter den Zuschauern befindlichen Armen reichen musste. Dann erhielt sie von einem der nächsten Verwandten eine mit Wein oder Branntwein gefüllte Flasche. Nachdem sie davon getrunken hatte, musste sie die Flasche rücklings gegen einen Ständer schleudern. Zerbrach sie, so bedeutete es Glück, sonst Unglück. In Fürstenberg (Kr. Büren) zieht das Brautpaar nach der Trauung mit den übrigen Gästen im Zuge zum Hochzeitshause und findet hier die Tür verschlossen. Erst nach dreimaligem Anklopfen wird geöffnet und alsdann dem Bräutigam ein Glas Wein gereicht. Er trinkt und gibt das leere Glas der Braut. Diese wirft es über den Kopf hinter sich, so dass es zerbricht. In Wewer (Kr. Paderborn) findet das junge Paar ebenfalls die Tür verschlossen, muss anklopfen und wird dann empfangen mit den Worten:

„Ihr begehrt wohl Einlass?
Nun, dann wünsche ich einen fröhlichen Zutritt.
Ich gratuliere Braut und Bräutigam,
Denn diese sind jetzt geworden Weib und Mann.“

Oder:

„Tausendnochmal, was ist denn da?
Es ist ja ein junges Ehepaar!
Der schönste Tag der ist erschienen
Dem Bräutigam, der holden Braut,
Die sich nun dürfen ewig lieben
Und ewig sind mit Gott getraut.

[21]) Vgl. Weddigen, Westphäl. Magazin, 3 (1787), 718. Hüser im Jahresber. v. Warburg. 1900, 7.

Vivat dem Bräutigam, Vivat der Braut,
Die heut zu Ehr' hat der Herr Pastor getraut!"

Darauf wird dem Paare auf einem Tablett ein Glas mit Wein und ein Zwieback gereicht mit den Worten:

„Von diesen sollt ihr gemeinschaftlich trinken und essen
Und diesen Tag nimmer vergessen.
So tretet denn näher mit frohem Schritt,
Bringet aber Gottes Segen mit."

Oder:

„So hell, so rein wie dieser Wein
Möge stets euer Leben sein.
Nehmt das Brot, das ich euch schenke,
Bewahrt es stets zum Angedenken,
Dann können wir uns nach 50 Jahren
Der goldnen Hochzeit wieder nahen."

Braut und Bräutigam beissen nun in den Zwieback und trinken gemeinsam aus dem Glase. Zuweilen wirft der Bräutigam dieses hinter sich. Zerschellt es, so bedeutet es Glück.

Im Delbrücker Lande (Kr. Paderborn) verweilen die Brautleute nach der Trauung so lange im Orte, dass sie genau um 12 Uhr auf dem Hofe, wo die Hochzeit stattfindet, eintreffen. Hier haben sich inzwischen die ganze Verwandtschaft, die Nachbarn und sonstigen Gäste versammelt und vor der grossen Einfahrtstür Aufstellung genommen. Die jungen Eheleute nahen feierlichen Schrittes und machen vor dem Hause halt. Hier empfängt sie der Hochzeitsbitter auf geschmücktem Ross mit folgendem Spruche:

„Hochgeehrtes Brautpaar!
Ich komme euch entgegen,
Um euch zu wünschen viel Glück und Segen;
Bevor ihr tretet in das Haus,
Sprech ich euch meinen Glückwunsch aus!
Heil dem teuren, jungen Paar,
Das heut geführt zum Traualtar,
Geleitet durch des Priesters Hand,
So feierlich und fest sich band.
Gottes Segen
Sei auf allen euren Wegen,
Nimmer wird euch treffen dann ein Leid.
Zum Zeichen eurer Willkommenheit
Ist euch dieses Glas bereit.
Prosit Braut und Bräutigam!"

Er reicht dann den Neuvermählten ein bekränztes Glas Wein oder irgend ein süsses Getränk (früher gewöhnlich Schnaps mit Zucker) und trinkt ihnen zu. In das Glas bekommt er dann ein Trinkgeld. Inzwischen ist der festlich ausgeschmückte Brautwagen in der Nähe des Hofes angelangt und hält auf dem Wege. Er ist mit vier Pferden bespannt, auf jedem Handpferde sitzt ein Rosselenker, der eine mit Blumen, Bändern und einem rotseidenen Tuche gezierte Peitsche schwingt. Der lange Leiterwagen (oder auch mehrere) ist mit Möbeln und Geräten hoch beladen; ein riesiger Reiserbesen und ein Spinnrocken, beide festlich geschmückt, geben ihm ein phantastisches Aussehen. Hoch oben thront die Näherin mit verschiedenen jungen Leuten aus der Nachbarschaft, die unaufhörlich singen und juchzen. Der erste Nachbar, mit Blumen bekränzt, sprengt auf geschmücktem Pferde, nachdem er am Schlagbaum zweimal zum Brautwagen hin kehrt gemacht hat, auf den Hof. Das junge Paar tritt unter den Torbogen der Hauseinfahrt und wird vom Reiter in Reimen beglückwünscht. Dann fährt dieser fort:

„Doch ich kann es euch nicht verhehlen:
Durstig und trocken ist meine Kehle;
Gebt mir ein Gläschen Wein!“

Der Bitter kommt mit einer vollen Flasche, schenkt ein und lässt den Reiter trinken, worauf dieser spricht:

Der ist gut 'runter,
Jetzt wird's mir wieder wohl und munter.
Freunde und Bekannte,
Nachbarn und Verwandte,
Seid nun ein wenig still
Und hört, was ich euch sagen will.
Liebes Brautpaar!
Es schickt mich her Kolon N. N.
Und lässt euch fragen,
Ob ihr wollt haben einen schönen Brautwagen.“

(Die Brautleute sagen laut und vernehmlich: ja.)

„Euer Jawort habe ich vernommen,
Ich höre, der Brautwagen darf kommen.
Das Juxen und Spassen
Will ich nun beiseite lassen;

Drum lasst das Kichern und das Lachen
Und hört, was ich euch bringe für schöne Sachen.
Alles ist prächtig, ohne Flitter und Tand,
So ist es Sitte bei uns im Land.
Die Tische und Stühle sind von Eichen,
Davor müssen selbst Motten und Würmer weichen.
Zwei Koffer, schwer beladen mit Linnen,
Die Hausfrau selber tat's weben und spinnen.
Auch habe ich der jungen Frau einen tüchtigen Besen [gebracht,
Damit sie Küche und Haus stets reine macht.
Es soll da glänzen und blitzen sehr,
Als wenn jeden Tag Hochzeit wär!
Hinterm Wagen schreiten die Kühe mit langen Titten,
Da soll die Hausfrau noch lange unter sitten. —
Doch jetzt will ich meine Lektion beenden
Und mich zu dem Brautwagen wenden.
Bald bin ich wieder da,
Der Brautwagen wird kommen mit Gesang und Hurrah.
Doch ein Zeichen in der Hand
Das ist Mode bei uns zu Land:
Gebt mir 'n „Kappelschen" oder „Waterpohl",[22])
O wie wird ums Herz mir dann so wohl."

Es wird ihm eine Flasche gereicht, die er in seiner Rocktasche verbirgt. Mit verhängtem Zügel reitet er nun zum Brautwagen zurück und verkündet — in Prosa oder Versen —, dass der Zug einfahren dürfe. Das geschieht dann im Galopp unter lautem Halloh und dröhnenden Böllerschüssen. Der Bräutigam wird um Besichtigung des Wagens gebeten und erklärt sich gewöhnlich zufrieden; es soll aber auch schon vorgekommen sein, dass er die Sachen genau prüfte und ein fehlendes Stück reklamierte. Nunmehr beginnt das Hochzeitsmahl.

Auch anderswo wird erst am Hochzeitstage der Wagen mit den Ausstattungsgegenständen in die künftige Wohnung befördert. In Raderhorst (Kr. Minden) fährt er gewöhnlich dem Hochzeitswagen vorauf. In Spenge (Kr. Herford) fuhr dem Brautwagen meistens ein Wagen mit Musikanten voraus, und den Schluss bildete der Wagen mit der Aussteuer. Hinten auf ihm stand ein bebänderter Besen, der, obwohl oft wieder heruntergeworfen, endlich festgesteckt

[22]) Schnaps.

wurde zum Zeichen, dass das Brautpaar nichts Weiteres mehr zu erwarten habe. In Reckenberg (Kr. Wiedenbrück) war vorn auf dem Wagen die Bettstelle mit dem Bett verladen; in diesem sassen die Brautmutter und die Näherin. In Blasheim (Kr. Lübbecke) wird der Wagen mit der Aussteuer auch wohl nach Eintritt der Dunkelheit ins Hochzeitshaus gefahren. Das Mädchen, das das geschmückte Spinnrad hält, bekommt ein Geschenk. In Pr. Ströhen (Kr. Lübbecke) wird am Tag nach der Hochzeit die Aussteuer des Bräutigams oder der Braut unter lautem Jubel eingeholt. In das Bett wird ein besonders gut gearbeitetes Brot gesteckt, das nachher an Arme verteilt wird.

Das Hochzeitsmahl wird je nach der Zahl der Einladungen in der Stube oder auf der Tenne abgehalten. Dazu werden die Wände der „Dehl" (wie bei Leichenfeiern) mit den grossen, kostbaren Tüchern behangen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht forterben (Pr. Ströhen, Blasheim, Kr. Lübbecke).

Jeder Teilnehmer erhält für sämtliche Gänge nur einen tiefen Teller. Knochen, Zwetschenkerne u. dgl. werden unter den Tisch geworfen und kurz vor dem später beginnenden Tanze zusammengefegt und fortgeschafft. Das Tischgebet vor und nach der Mahlzeit wird gemeinschaftlich verrichtet und laut vorgebetet (Delbrücker Land).

Löffel, Messer und Gabeln müssen die Gäste sich selbst mitbringen. (Ovenstädt, Kr. Minden; Levern, Kr. Lübbecke; Theesen, Kr. Bielefeld).

Kuchen werden für die Hochzeit in Menge gebacken.[23]) In Verl (Kr. Wiedenbrück) grosse Tafelkuchen, sog. Semmel. In Rödinghausen (Kr. Herford) wird bei Hochzeiten ein Weissbrot, wohl anderthalb Meter lang, gebacken, oben im Zickzack verziert mit Koriander und Kümmel bestreut, der sog. „Lange Roggen". Man sagt: so lang wie das Brot ist, soll der Roggen des jungen Paares wachsen.

Hier und da wird das Kochen bei der Hochzeit von den Nachbarfrauen und die Bedienung der Gäste von deren Männern besorgt (Levern, Hüllhorst, Kr. Lübbecke).

---

[23]) Vgl. unsere Zeitschr. 3, 52 f.

Bei der Mahlzeit erhalten die jungen Eheleute den Ehrenplatz. Ihnen zunächst sitzen die Brautjungfern und Bräutigamsknechte. Aufgabe der Brautjungfern ist es nun, dafür zu sorgen, dass die junge Frau von den Bräutigamsknechten nicht beraubt wird. In der Regel geschieht das aber doch, und Halsgeschmeide, Tuchnadeln usw. gehen der Braut ein Stück nach dem andern verloren. Die geraubten Gegenstände werden dem jungen Ehemann gegen ein Lösegeld zurückgegeben, aus dem die Kosten für eine Nachfeier bestritten werden (Kr. Minden). In Quetzen, Heimsen, Bierde (Kr. Minden) machen die übrigen jungen Leute den Versuch das Brautpaar zu bestehlen, und die Brautführer haben das zu verhindern und etwa Entwandtes wieder einzulösen.

Musikanten spielen während des Essens und nachher zum Tanz, beim Essen aber nur kurze Zeit, um die sog. Bratengroschen zu sammeln (Dielingen-Wehdem, Kr. Lübbecke). Früher musste der Kaplan in Langenberg (Kr. Wiedenbrück) für das Hochzeitsfest einen Musikanten stellen. Dafür erhielt er für jede zur Hochzeit geschlachtete Kuh einen Taler.[24])

Gegen Schluss des Essens sammeln Köchin, Küchenmädchen und Aufwärterin von jedem Gaste in der Suppenfülle ein Trinkgeld ein (Spenge, Kr. Herford; Delbrück).[25])

Nach dem Essen überreichen die unverheirateten Gäste dem Ehepaar ihre Geschenke, wobei die junge Frau jedem Geber einen Schnaps reicht (Rahden, Dielingen-Wehdem, Kr. Lübbecke).

Im Delbrücker Lande (Kr. Paderborn) wird nach eingenommenem Kaffee der Brautwagen geleert. Es kostet immer viel Mühe, ehe ein Stück vom Wagen durch die

---

[24]) Eine Aufzeichnung des i. J. 1864 verstorbenen Pfarrers Hensing besagt: „Ein Kolon hiesigen Kirchspiels ermunterte bei der erledigten Kaplaneistelle zu Langenberg einen gewissen Kanonikus aus Wiedenbrück zur Annahme dieser Stelle und führte als Ermunterungsgrund an: „Sie können auch als Musikus viel verdienen, auf den Hochzeiten bekommen Sie fürs Blasen bei jedem Tanz drei Groschen."

[25]) Vgl. Hüser in unserer Zeitschr. 4. 37 f.

Türen bis zum richtigen Platze gelangt. Die kleinsten Gegenstände werden unter anscheinend grossem Kraftaufwande ins Haus gebracht, wobei es gewöhnlich mehrmaligen Schmierens (d. h. Schnapstrinkens) bedarf, bis es gelingt, sie durch die angeblich stets zu kleinen Türen zu befördern. Der jungen Frau wird zum Zeichen, dass sie jetzt in Küche und Keller schalten und walten soll, ein geschmückter, riesiger Holzlöffel überreicht. Von Zeit zu Zeit verschwindet sie und erscheint jedesmal in anderer Kleidung wieder. Verwandte und Nachbarn sehen Kisten und Kasten nach und prüfen den Leinenvorrat.

In Reckenberg (Kr. Wiedenbrück) sammelt man Geld für den sog. „Brautapfel". Die Geldstücke steckt man in Äpfel, und diese bilden bei einem am Hochzeitstage veranstalteten Wettlaufen oder Wettreiten die Preise.[26])

Im übrigen geht man so bald als möglich zum Tanze über. Die nicht tanzenden Mannsleute setzen sich zum Kartenspiel zusammen.

Abends wird der jungen Frau der Kranz abgenommen und statt dessen eine Nachtmütze aufgesetzt.[27]) Jene sucht das eifrig zu verhindern (Spenge, Kr. Herford). In Exter (Kr. Herford) wird, wenn die Hochzeit sich ihrem Ende zuneigt, beiden Eheleuten die Nachtmütze aufgesetzt. In Neuenbeken (Kr. Paderborn) setzt sich am Nachmittage der Hochzeit die Braut auf einen Stuhl. Die Umstehenden singen: „Wir winden dir den Jungfernkranz usw." Dann wird der Braut Kranz und Schleier abgenommen und ihr eine Haube aufgesetzt. In Fürstenberg (Kr. Büren) wird der jungen Frau eine Mütze aufgesetzt, wie sie von älteren Frauen getragen werden, dem jungen Ehemann aber ein Pantoffel[28]) auf den Kopf gelegt. Die beiden Eheleute müssen dann miteinander tanzen. In Dankersen (Kr. Minden)

26) Vgl. Hüser im Jahresber. d. Gymnas. Petrinum in Brilon, 1893, 6 f. Ders. im Jahresber. von Warburg, 1900, 9 (Stromberg). Jostes, Westfäl. Trachtenbuch, 104.

27) Vgl. Kuhn, Westfäl. Sag. 2, 38 f. Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforsch. 1877, 140 f. Jostes, Westfäl. Trachtenbuch, 103. v. Schroeder, Die Hochzeitsbräuche d. Esten usw. 144 ff.

28) Vgl. Hüser im Jahresber. v. Warburg, 1900, 9 (Geseke u. Atteln).

setzt die Braut sofort, wenn sie von der Trauung heimkommt, die für die Trauung neu gemachte Mütze ab und schenkt sie ihrer ältesten unverheirateten Schwester oder der Magd.

Die Nachbarfrauen machen das Brautbett in Ordnung, was auch nicht ohne das hergebrachte Traktieren abgeht. (Delbrücker Land). Die jungen Leute suchten heimlich das Brautbett durch Holzscheite und dicke Steine, die sie unter das Bettuch legten, unbrauchbar zu machen, damit das junge Ehepaar erst recht viel zu schaffen hätte, ehe es sich zur Ruhe niederlegen konnte. Besonders gern wurde auch ein Korb mit einem Hahn[29]) unter das Bett oder in die Kammer gestellt, um das junge Paar zu erschrecken und im Schlafe zu stören (Spenge, Kr. Herford). Die Sitte, das Brautpaar gewaltsam ins Brautbett zu bringen, ist dem jetzigen Pastor in Blasheim (Kr. Lübbecke) nur einmal begegnet, wobei auf seinen Einspruch davon Abstand genommen wurde.

In Warburg schickte früher bei den Hochzeiten der Patrizierfamilien der Magistrat der jungen Frau nach der Brautnacht einen Hahn von Zucker und Würze.[30])

Am Sonntag nach der Hochzeit findet eine Nachfeier statt, auf der die Reste verzehrt werden. Die meisten Hochzeitsgäste nehmen wieder daran teil, doch wird die Bedienung an diesem Tage von dem jungen Ehepaar ausgeführt (Ovenstädt, Kr. Minden; Levern, Kr. Lübbecke).

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden im Kr. Minden noch Schenkhochzeiten gefeiert[31]), die in der Regel drei Tage währten. Keiner der Gäste durfte während der Hochzeit das Fest verlassen; wer sich entfernte, wurde trotz allen Widerstrebens auf eine Leiter gelegt[32]), durch das Dorf

---

[29]) Vgl. Jahrb. d. Ver. f. niederdtsche Sprachforsch. 1877, 142. 144. Zur Bedeutung des Hahnes vgl. Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde. 7, 361f.

[30]) Vgl. Hüser im Jahresbericht von Warburg, 1898, 39. Jahrb. d. Ver. für niederdtsche Sprachforsch. 1877, 128. Jostes, Westfäl. Trachtenbuch, 105f.

[31]) Vgl. Weddigen, Neues westphäl. Magazin, 1 (1789), 15f. (Schwelm). Jahrb. d. Ver. f. niederdtsche Sprachforsch. 1877, 141f. Ravensberger Blätter, 2, 18.

[32]) Vgl. Kuhn, Westfäl. Sag. 2, 36 (101). Hartmann, Bilder a. Westfalen, 60.

getragen und so dem Gelage wieder zugeführt. Am zweiten Tage der Hochzeit wurden die Geladenen unter Vortritt eines Spielmanns in die Schenkstube geführt, wo ein Bureau errichtet war. Der Vorsitzende hielt eine spasshafte, von Übertreibungen trotzende Ansprache: „Zwei Tage“, pflegte er zu sagen, „haben wir gefeiert, aber der dritte ist zur Feier noch ausersehen. Grosse Einkäufe von Schlachtvieh und Getränken müssen dazu gemacht werden. Wer greift nun in die Tasche?“ Einzeln traten die Geladenen zum Schriftführer an den Tisch und erklärten zu Protokoll, was sie in die Brauttafel legen wollten. Reichlich flossen da die Gaben, denn keiner wollte von dem andern übertroffen sein. An demselben Tage bewegte sich ein Zug der jüngeren Hochzeitsgäste durch den Ort. Ihn führte der „Wursthans“ unter possierlichen Sprüngen und Grimassen. Hinter ihm wurde von zweien eine Stange getragen. Vor jedem Hause wurde Halt gemacht und Wurst gefordert, und bald war die lange Stange schwer beladen. Die Würste wurden dem Hochzeitgeber gebracht und am dritten Hochzeitstage mit aufgetischt.

In Rietberg (Kr. Wiedenbrück) wurden sog. Gebehochzeiten in einer Wirtschaft gefeiert. Die Einladungen wurden so weit als möglich ausgedehnt, und man unterschied Mittags- und Abendgäste, von denen erstere mit 1 Taler, letztere mit $^1/_2$ Taler bis 1 Gulden (2 Mark) eingeschätzt wurden. Auch in Reckenberg (Kr. Wiedenbrück) blühten noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Gebehochzeiten, zu denen die Vorbereitungen, um der Aufmerksamkeit der Behörde zu entgehen, mit der grössten Heimlichkeit betrieben wurden. Jeder konnte sich als Hochzeitsgast unter Angabe der Höhe seines Geldgeschenks in eine Liste einzeichnen.

Im Landkreise Minden wurde der Brautwagen oft erst einige Wochen oder Monate nach der Trauung den jungen Eheleuten zugeführt. Das Brautbett, ein mächtiger Flachsrocken, Spinnrad und Haspel, ein grosser Sack Brotkorn und eine mächtige Seite Speck durften darauf nicht fehlen. Das zur Mitgift bestimmte Brautrind sowie das Brautpferd folgen dem Wagen. Im Hochzeitshause muss der junge Ehemann

die schweren Sachen ohne fremde Hilfe vom Wagen an ihren Bestimmungsort bringen. Gelingt es ihm, so ertönt grosser Jubel der Hochzeitsgäste.

In Fürstenberg (Kr. Büren) herrschte früher die jetzt fast verschwundene Sitte, dass die junge Frau erst 14 Tage nach der Hochzeit in die Wohnung ihres Mannes kommt und dann auch erst ihre Aussteuer auf dem Brautwagen in dessen Wohnung bringt. Oben auf den Wagen, allen Leuten sichtbar, wird ein Reiserbesen gesteckt, dem Fuhrmann ein buntes Taschentuch an die Peitsche gebunden. Gehört zur Aussteuer eine Kuh, so wird sie, mit Laub bekränzt, hinter dem Brautwagen hergeführt.

Vor Ablauf von sechs Wochen dürfen die abgeheirateten Eheleute das Elternhaus nicht wieder besuchen (Rahden, Pr. Ströhen, Kr. Lübbecke).

---

## Zur Geschichte und zur Verbreitung des Ausdrucks: „die Franzosen haben."

Von **K. Wehrhan**, Frankfurt a. M.

Der Ausdruck „die Franzosen haben" ist in unserm Vereinsgebiete nicht unbekannt, wenn es auch höchstwahrscheinlich ist, dass er immer mehr verschwindet oder schon hier und da ganz in Vergessenheit geraten ist. Seine Bedeutung mag dazu beitragen. Er bezieht sich auf intim sexuelles Gebiet und ist = morbus gallicus, lues veneris, Lustseuche, Syphilis im weitesten Sinne, wörtlich = syphilitisch sein und bei uns wohl nur auf Menschen bezogen.[1]) In Lippe sagt man von einem mit der Krankheit Behafteten: er hat die Franzosen, er hat die französische Krankheit. Sicherlich

[1]) Dass das nicht immer der Fall ist, weist M Höfler in seinem Werke: „Deutsches Krankheitsnamenbuch". München 1899. S. 168f. nach. Auch im Eifel-, Hunsrück- und Saargebiete wird der Ausdruck nach freundlicher Mitteilung von Herrn Dr. J. Müller auf das Vieh angewandt: „Die Kuh hat die Franzosen; die Kuh ist französisch;" es bezeichnet dies die Perlsucht und die Rindertuberkulose, vielleicht auch eine andere Krankheit. Ein Gewährsmann sagte, wenn die Kuh französisch „ist", kann sie sich nicht vorwärts bewegen, die Gelenke sind angeschwollen.

ist der Ausdruck auch in andern Gegenden des westlichen Deutschlands bekannt, wenn auch Woeste in seinem westfälischen Wörterbuch[2]) keinen Beleg dafür gibt. Dagegen ist er nicht unbekannt in Waldeck,[3]) in Hessen und zwar in der Gegend von Eschenrod[4]) und in der Schwälmer Mundart.[5])

Damit sind, soviel ich jetzt feststellen kann, die nord- und mitteldeutschen Quellen erschöpft, soweit der heutige Gebrauch und die heutige Verbreitung in Betracht kommen. Nachträglich teilt mir Herr Dr. P. Trense noch mit, dass der Ausdruck auch in Mecklenburg bekannt ist. Für die oberdeutschen Mundarten sind die anzuführenden Belege reichlicher. Der Ausdruck ist bekannt in Bayern,[6]) in der Schweiz,[7]) in Steiermark[8]) und im Elsass.[9]) Auch die vielen Belege, welche sich bei Grimm,[10]) Weigand,[11]) Höfler[12]) und Wander[13])

---

[2]) Dr. Woeste, Wörterbuch der westfälischen Mundart (= Wörterbücher, hrsg. v. Verein f. nd. Sprachforschung I). Norden u. Leipzig 1882.

[3]) Karl Bauer, Waldeckisches Wörterbuch nebst Dialektproben, hrsg. v. Hermann Collitz (= Wörterbücher . . . IV). Norden u. Leipzig 1902. Vgl. S. 35 = frantsousen, pl. Venerie.

[4]) Ztschrft. f. hochd. Mundarten III. S. 248.

[5]) Wilh. Schoof, Beiträge zur Kenntnis der Schwälmer Mundart in Ztschrft f. deutsche Mda. 1906. S.-Abdruck S. 8.)

[6]) J. Andreas Schmeller, Bayerisches Wörterbuch (1827—1837), hrsg. v. Karl Frommann l. München 1872. Spalte 824, 825, mit vielen Beispielen.

[7]) Friedrich Staub und Ludwig Tobler, Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerischen Sprache, 4 Bde. Frauenfeld 1881 ff. I. Spalte 1312: Plural: d. F., die Franzosenkrankheit, mit vielen Beispielen.

[8]) Theobald Unger, Steirischer Wortschatz, hrsg. v. Ferdinand Kull. Graz 1903. Franzosenarzt = Arzt gegen die sogenannte französische Krankheit.

[9]) E. Martin und J. Leinhart, Wörterbuch der elsässischen Mundart. Im Auftrage der Landesverwaltung von Elsass-Lothringen. 2 Bde. Strassburg 1899. S. 182b = ein Bubo; Plural = die Syphilis im allgemeinen; bisweilen auch Menstruation.

[10]) Grimm, Deutsches Wörterbuch IV, 1, S. 62, 63.

[11]) Friedrich Ludwig Karl Weigand, Deutsches Wörterbuch. Giessen 1873. S. 488. Beide Werke bieten viele geschichtliche Belege.

[12]) M. Höfler, a. a. O. S. 168 f, wo ebenfalls eine ganze Anzahl von Belegen aus den letzten Jahrhunderten.

[13]) Karl Friedrich Wilhelm Wander, Deutsches Sprichwörterbuch,

finden, entstammen fast ausschliesslich dem Gebiete des Oberdeutschen.

Alle übrigen Wörterbücher und Idiotika deutscher Dialekte kennen den Ausdruck Franzosen in der in Frage stehenden Bedeutung nicht, wenigstens nicht als lebend. Doch kann das jedenfalls nicht ausschlaggebend sein. Während z. B. das Wörterbuch der elsässischen Mundart von Martin und Linhart die Bedeutung „Franzosen" kennt, fehlt es in zwei andern Wörterbüchern dieses Gebiets,[14]) ebensowenig ist sie zu finden in den Mundarten des Samlandes, (Ost- und West-).Preussen, Groningen, Mülheim a. d. Ruhr, Köln, Mansfeld, Hessen bezw. Oberhessen, Thüringen, Oberfranken, Schwaben, Appenzell, Kärnten, Tirol.[15])

---

Bd. I. Leipzig 1867. Spalte 1103, bringt nur vier bez. Sprichwörter, die den Sammlungen von Agricola (1528), Kritzinger (1742) und Simrock (1846) entnommen sind.

[14]) Charles Schmidt, Wörterbuch der Strassburger Mundart. Strassburg 1896. Charles Schmidt, Historisches Wörterbuch der elsässischen Mundart. Strassburg 1901.

[15]) Daraufhin habe ich ohne Resultat folgende Wörtersammlungen durchgesehen: E. L. Fischer, Grammatik und Wortschatz der plattdeutschen Mundart im preussischen Samlande. Halle 1896. — Erich Berneker, Die preussische Sprache. Texte, Grammatik, etymologisches Wörterbuch. Strassburg 1896. — H. Molema, Wörterbuch der Groningischen Mundart im neunzehnten Jahrhundert (= Wörterbücher des Vereins f. nd. Sprachforschung III). Norden und Leipzig 1888. — Emil Maurmann, Grammatik der Mundart von Mülheim a. d. Ruhr (= Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten, hrsg. v. Otto Bremer IV). Leipzig 1898. — Fritz Hönig, Wörterbuch der Kölner Mundart. Köln 1905. — Richard Hecht, Wörterbuch der Mansfelder Mundart. Eisleben (Görlitz) 1848. — A. F. C. Vilmar, Idiotikon von Kurhessen I. Marburg 1868. II hrsg. v. Hermann Pfister. Nachtrag, ebda. 1886. — Wilhelm Crecelius, Oberhessisches Wörterbuch. Darmstadt 1890, 1899. — L. Hertel, Thüringer Sprachschatz, Sammlung mundartlicher Ausdrücke aus Thüringen. Weimar 1895. — Otto Heilig, Grammatik d. Oberfränkischen Mundart d. Taubergrundes u. d. Nachbarmundarten (mit Wörterverzeichnis) (= Sammlung kurzer Grammatiken dtschr. Mundarten V). Leipzig 1898. — Joh. Christoph v. Schmidt, Schwäbisches Wörterbuch mit etymologischen und historischen Anmerkungen. Stuttgart 1844. — Titus Tobler, Appenzellischer Sprachschatz. Zürich 1837. — Matthias Lexer, Kärntisches Wörterbuch. Leipzig 1862. — J. B. Schöpf und Anton J. Hofer, Tirolisches Idiotikon. Innsbruck 1866.

Es ist nicht wohl anzunehmen, dass der Ausdruck in allen Mundarten der genannten Gegenden ausgestorben ist, soweit er in ihnen früher vorhanden war, und für eine frühere weite Verbreitung des Ausdrucks spricht einmal die zeitweise in weiten Gebieten epidemisch auftretende Seuche, die gerade unter diesem Namen (= die Franzosen) eingeführt und bekannt wurde und ferner der Nachweis des Vorkommens in der Literatur vergangener Jahrhunderte, wie er sich bei Grimm, Weigand und Höfler[16]) findet. Grimms älteste Quelle geht bis 1509 zurück, auf den Titel eines Werkes des Alexander Seitz aus Morsbach (Pforzheim 1509): „Ein nützlich Regiment wider die bosen Franzosen".[17]) Einige andere Beispiele älterer Art finden sich bei Luther, Hutten, Murner, Opitz u. a. Schon Murner sagt in seiner Übersetzung von Huttens Buch: De morbi gallici curatione .... über den Ausdruck: „Doch hat uberhant genumen die gemein Nennung, und ich will sie in diesem Buch auch die Franzosen nennen." So schrieb er einige Jahrzehnte nach dem ersten umfangreichen Auftreten dieser Krankheit in Deutschland. Nach den Angaben Weigands[18]) sollen die Franzosen 1495 nach Süddeutschland und nach Köln gekommen und hier nach den Angaben eines Ediktes von Kaiser Maximilian I. vom 7. August 1495 sehr verbreitet gewesen sein. Doch widersprechen sich die Angaben vielfach. Joseph Grumpeck, ein Arzt zur Zeit des eben genannten Kaisers, schreibt, die Seuche habe 1493 angefangen, und endlich Sebaldus Clamesus aus Nürnberg gibt an, sie sei 1496 durch die Franzosen nach Italien und dann von da nach Deutschland gekommen.

Genauere, noch über Grimm und Weigand hinausgehende Nachweise verdanken wir M. Höfler,[19]) der die Krankheit 1457 als malum Franciae belegt und 1483 als morbus gallicus (neapolitanus, hispanicus etc.). Nach ihm ist sie schon 1472 aufgetreten, auch schon vor diesem Jahre in Deutschland

[16]) In den schon oben angeführten Werken dieser drei.

[17]) Grimm a. a. O. IV, 1, S. 62.

[18]) a. a. O., S. 488. So ungefähr lauten die meisten Angaben: z. B. auch in Brockhaus und Meyers Lexika.

[19]) a. a. O., S. 168f.

vom Volke gekannt, wenn auch nicht unter der hier fraglichen Bezeichnung. Doch der Belege für diese Zeit, überhaupt für die Zeit vor 1500 sind nur wenige vorhanden, bei Höfler finden sich z. B. nur sieben Beispiele vor 1496 datiert angegeben. Sicherlich werden sie sich aber vermehren lassen und dazu möchte auch im folgenden noch ein kleiner Beitrag geliefert werden; weitere werden sich jedenfalls in medizinischen Handschriften des Mittelalters noch finden, in denen die Bezeichnung „Franzosen“ und „Mallfranzosen“ = Syphilis gewöhnlich gewesen sein soll.[20])

So möchte für das Auftreten der genannten Bezeichnung eine Nachricht Interesse haben, die einer alten Frankfurter Chronik entstammt, in den Jahren 1494—1502 von dem Kanonikus Johannes Rohrbach angelegt und von Wichtigkeit insonderheit durch getreue Mitteilungen gerade dieses Zeitraums. Die hier in Betracht kommende Stelle, § 172 der Chronik lautet:[21])

„Anno 1496 tempore estatis et verne [verno] ist eyn ongehort grußlich vnd erschrockenlich kranckheyt vnder die theutschen von den walen komen, die walen haben sie kriegt von den franczosen vnd wyrt diß kranckheyt genent mall franczoß, vnd regirt fast in deutschen landen, noch fyll mer in italia vnd frantia. Die kranckheyt macht den menschen onseglich ongeschaffen; welcher sie hat, ist vber gancs sin lipp foll schwartz rotter blattern; wert eyn teyllen eyn halb iar, den andern dry fierteill, den andern eyn gancz iar vnd nachdem belibent die flecken an ynen etwen lang. Ongestalter Ding hatt keyn mensch nie gesehen; von solicher oder derglichen kranckheytt nie keyn mensch mer gehort, auch hat keyn arczet da von nicht geschrieben, den als fill, als man mint (?) dar widder bracht.“

[20]) Nach freundlichen brieflichen Mitteilungen von Herrn Professor O. Heilig in Ettlingen, dem Herausgeber der Zeitschrift für deutsche Mundarten. Leider hat sich Herr Professor Heilig, wie er mir schreibt, beim Durchblättern der Handschriften auf der Heidelberger Universitätsbibliothek keine Notizen darüber gemacht, so dass genauere Nachweise fehlen.

[21]) Nach der Wiedergabe im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, N. F. III, 1865. S. 142.

In diesen Worten haben wir eine der ersten Aufzeichnungen über die wahrscheinlich erste grössere Verbreitung der Seuche vor uns, zugleich ist es ein weiteres Zeugnis dafür, dass damals die noch heute gekannte Bezeichnung Franzosenkrankheit in den deutschen Wortschatz eingeführt, wenigstens allgemeiner bekannt wurde. —

Vorstehende Ausführungen möchten einem doppelten Zwecke dienen. Unsere Kenntnis über die heutige Verbreitung des Ausdrucks „die Franzosen" = lues veneris ist, wie schon oben näher ausgeführt, äusserst lückenhaft; vielleicht ist er wegen des intimen Gebietes, auf das er sich bezieht, absichtlich nicht immer beachtet oder auch ganz übersehen worden. Es gilt also, festzustellen, ob, wo und in welcher Form (meistens wohl als Plural) er sich gehalten hat und welche Zusammensetzungen u. dgl. es davon gibt.[22])

Zum andern möchte im obigen einer falschen Ansicht entgegengetreten werden, die ich verschiedentlich ausgesprochen gefunden habe, der Ausdruck sei gewissermassen eine geschichtliche Erinnerung an den entsittlichenden Einfluss, den die Franzosen in jener Zeit im deutschen Volk und Land ausgeübt hätten, als französisches Wesen, französische Mode, Art und Sprache in den zahlreichen deutschen Kleinstaaten eine so tonangebende Rolle spielten, also etwa die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Gewiss hat diese Periode manches neue Wort auch in unsere Mundarten gebracht, jedenfalls hat der in Frage stehende Ausdruck aber nichts damit zu tun, er ist reichlich zwei Jahrhunderte älter.

---

## Trüel, Kauet, Nüze, knöezen.

Von Prof. **Dr. Passbender.**

Vorstehende Wörter aus meinem heimatlichen Dialekte (Burscheid) möchte ich gerne zur Diskussion stellen.

1. Trüel, fem. (Plur. Trüelen) bedeutet ein hässliches, abstossendes, mürrisches Gesicht. „Wadden äl Trüel!" Speziell wird damit bezeichnet ein hässlicher, dicker Mund, auch der

---

[22]) Gefällige Mitteilungen erbittet der Verfasser, Frankfurt a. M., Günthersburgallee 76 I.

im Unmute, Verdruss heruntergezogene Mund überhaupt: „Loess de Trüel nidesu hangen!“ sagt die Mutter zum verdriesslichen Kinde, d. h.: Mache ein freundliches Gesicht. Nun finde ich hier in Hamburg ein, es scheint allerdings wenig bekanntes Wort „Triel“ im ähnlichen Sinne gebraucht, und das ist gleichzeitig der Name eines allerdings auch hier jetzt wenig bekannten, aber doch vorkommenden Vogels, der auch in unserm Altonaer Museum in einer hübschen Gruppe als Bewohner Schleswig-Holsteins aufgestellt ist.

Der Triel, Oedicnemus crepitans, auch in Brehms Tierleben (Bd. VI. 241—245) als Triel, Dickfuss, Klut, Steinpardel, Brachhuhn besprochen. Der Vogel fällt sofort auf wegen seines dicken Kopfes, seines merkwürdigen Schnabels und seiner Glotzaugen. Auch in Brehms Darstellung tritt dieses stark hervor. — Damit scheint mir die Herkunft des Wortes soweit gefunden (Geschlechtswandel und Lautform machen wohl kaum Bedenken), die Grundbedeutung freilich noch nicht. In Burscheid habe ich von dem Vogel nie etwas gehört. Das Wort müsste importiert sein (dazu scheint es mir zu volkstümlich), oder der Vogel müsste früher in der Gegend heimisch gewesen sein. Ähnlich liegt der Fall ja mit dem Wiedehopf (in B. Stenkhuppe). Hä stenkt wi en Huppe! ist eine sehr gebräuchliche Wendung, obgleich von einem Vorkommen des Vogels neuerdings nie etwas verlautet ist:

2. Kauet, m. (Plur. Kaueder) = Eichhörnchen. Herkunft und Grundbedeutung des Wortes sind gänzlich unbekannt. Man denkt unwillkürlich an Kauert — kauern. Das Tierchen gibt übrigens wohl noch immer zu einem früher eifrig betriebenen Sonntagnachmittagssport halb erwachsener Jungen Anlass. Mehrere taten sich zusammen, nahmen ein paar Hunde mit und stöberten dann einen unglücklichen „Kauert“ auf, der durch Schlagen an die Bäume, Werfen, nötigenfalls durch Ersteigen der Bäume und besonders durch ein wildejagdmässiges, weithin vernehmbares Geschrei: Hēss, Käuetchen!, das auch zur Anfeuerung der Hunde diente, die gehörig in den Lärm einstimmten, so lange gejagt wurde, bis er gewöhnlich am Waldrande vom Baum heruntermusste und dann den Hunden zur Beute wurde.

3. Nūze, fem. (Plur Nūzen), ein bauchiger, deckelloser, leichter, weisser Weidenkorb, dessen Form sich der der Kugel nähert. Oben ist natürlich eine Calotte fortgelassen. Über die Öffnung spannt sich ein starker, gebogener Weidenzweig. Auch der untere Teil des Korbes ist rund. — Übertragen wird ein stark hervortretender Frauenleib, besonders der schwangere, Nūze genannt. —

Der Korb wird meist als Kīeschennūze zum Kirschenpflücken gebraucht. An dem Henkel wird mit einer starken Schnur eine hakenförmig zurecht gemachte Astgabelung angebunden. Dieses und der Kīeschenhǭch ist die Ausrüstung beim Kirschenpflücken. Ein Kīeschenhǭch wird hergestellt, indem man an einem Ende eines etwa 1,75 m langen, 3—4 cm starken, nicht zu sehr geglätteten Holzstabes (Baumastes) einen etwas über fingerlangen eisernen Haken so (durch umfassenden Ring) befestigt, dass er in jeder Richtung vom Stabe abstehend eingestellt werden kann. Dann schiebt man einen ähnlichen Haken, der an einem etwas grösseren Ringe befestigt ist, als Laufhaken über den Stock und schlägt am Stockende durch diesen einen Holzpflock. —

Der Kirschpflücker steigt mit Nūze und Haken im Baume über den Zweig, den er heranziehen muss, fasst mit dem festen Haken möglichst weit aus dem Baume heraus am Zweige, holt ihn heran, hakt den anderen Haken an einem starken Aste fest und schiebt nun den Stock soweit durch den Laufring, bis der Ast mit den Kirschen in bequemer Reichnähe ist. Der Seitendruck des Stockes auf den scharfkantigen Rand des Hakenringes reicht aus, um alles in dieser Lage zum Pflücken festzuhalten.

4. Knǭezen. Müller-Ägidienberg (Ztschr. I. p. 252 in dem Artikel „Rheinische Schilda") scheint mir das Wort (knǫǫtsən=knurren) verkehrt zu verstehen. a. Grimm behandelt das Wort (unter Knotzen, knötzen) und gibt folgende Bedeutungen an: 1. kauern, 2. sich mühsam forthelfen, zögern, 3. knausern, 4. pressen, kneten. Dasselbe ist wohl knötzen, subigo. 5. von der Wäsche durchkneten, 6. schweizerisch, tönen. Grimm hat also „knurren" nicht gefunden. b. Das Wort ist in unserer Gegend, besonders in der angegebenen

Form sehr gebräuchlich, aber nur in der Bedeutung subigere „unterkriegen“ im obscönen Sinne. Ganz allgemein wird es vom „Treten“ des Hahns gebraucht und, sehr derb, auch vom Menschen. Daneben kommt noch vor Imeknǫezer, was durch verhochdeutschtes „Bienenvater“ schlecht übersetzt wird. Die Auffassung, die in dieser Verbindung zugrunde liegt, scheint mir die gleiche oder ähnliche zu sein wie im Ägidienberger knǫǫtsəs = Rathaus: In zögernder sinnender, abwartender, aber immerhin befruchtender Tätigkeit über etwas hocken; dies durch das derb-sinnliche Wort ausgedrückt, alles noch mit stark ironisierendem Nebensinne, denn, und das gibt den 3. Grund c. an, warum Müllers Auffassung nicht richtig sein kann: Im Volke habe ich noch nirgend die Auffassung gefunden, dass auf dem Rathause geknurrt wird, im Gegenteil, in B. z. B. wird der Stadtverordnete wohl spöttisch Ja—kob genannt, weil angeblich die Haupttätigkeit in seinem Amt im Janicken mit dem Kopfe besteht, wenn er vorher den Mund auch noch so voll genommen.

Die Bezeichnung des Rathauses als knǫǫtsəs, die mir unbekannt war, gibt in höchst witziger, derber Weise die Volksanschauung wieder, hat aber nichts mit „knurren“ zu tun. — Das Verb ist wohl herzuleiten von Knǫez (Knǫrz) = ein verdorrter, kleiner krummer Holzstumpf (verkümmerte Äpfel oder Birnen werden „Knǫezcher“ genannt, ebenso ein kleiner Junge, der eben laufen kann, halb liebkosend, halb wegwerfend ein „Knǫezchen“) der zwecklos an seinem Stocke sitzt oder herum liegt (davon „knǫezen“). Dieses ist übertragen auf das männliche Glied. Daraus würden sich dann auch die umgelauteten Formen ergeben, wobei beide aber z. T. nebeneinander und im Sinne angeglichen gebraucht worden zu sein scheinen.

---

# Fränkische Weihegaben des 9. Jahrhunderts.

Von **G. Kentenich.**

Im Jahre 844 reiste der Abt von Prüm, Markward, nach Rom. Er folgte darin dem Beispiele hervorragender Männer, welche wie Bischof Chrodegang sich für ihre Klöster in Rom

Leiber der Märtyrer und Heiligen einhändigen liessen. Rom verstand sich manchmal schwer zur Verabfolgung seiner Heiligtümer. Markward aber fand als Gesandter Lothars beim Papste Sergius freundliche Aufnahme. Der Papst liess ihm durch den Bischof Marinus ein Werk zustellen, das die Leidensgeschichte der Heiligen enthielt, mit der Weisung, von der Passion der hh. Chrysanthus und Daria Abschrift zu nehmen. Zugleich übergab er ihm die Gebeine der Heiligen, welche im 3. Jahrhundert, wie die Passion meldet, nach schwerer Marter zu Rom lebendig begraben worden waren.

„Die Übertragung der Gebeine der hh. Chrysanthus und Daria von Rom nach Prüm und von da nach Münstereifel und die an denselben erfolgten Krankenheilungen hat ein Zeitgenosse, der die Reise nach Italien mitmachte, beschrieben.[1]) Sein Bericht und zumal die bei den Heilungen genannten Ortschaften am Rhein und in der Eifelgegend, nebst den gelegentlich beigefügten Zügen aus dem Leben und den Sitten der Bevölkerung sind für die Landesgeschichte nicht ohne mehrfaches Interesse.“[2])

Volkskundlich beachtenswert sind die den Heiligen gebrachten Opfer. „Die arme Gamildis aus Sinzig mit dem hässlich entstellten Gesicht opfert eine Kerze in Form ihres Hauptes; diese wird am Vorabende der Gedenkfeier des Leidenstages der Heiligen angezündet; alsbald ist von der Entstellung keine Spur mehr übrig ... Die mit dem aussatzartigen Ausschlag Behaftete beteiligt sich bloss an einer den Heiligen dargebrachten Kerze, zu der sie ein Stückchen Wachs beiträgt; die Kerze ist nicht sobald über der Gruft der Heiligen angezündet, als die Kranke vollkommen geneset. Die gelähmten Gatten, Wilhelm und Engilswindis, fertigen Wachskerzen an; ihre Angehörigen und Verwandten sollen diese mitnehmen, ob etwa auf die Fürbitte der Heiligen Gott ihnen die Gesundheit wiedergebe; nun stehen sie geheilt auf und können samt den andern die Pilgerfahrt ausführen. Der Mann mit der steifen Hand wickelt ein Bündel

---

[1]) Hrsg. von Heinrich Josef Floss, Romreise des Abtes Markward von Prüm. Köln 1869.

[2]) Floss a. a. O. S. 3.

Flachs um diese, kommt zur Memorie der Heiligen und legt es auf den Altar. Eine blinde Frau bringt einen selbstgefertigten Strick, den sie am Glockenseile, sorgsam fühlend, befestigt, um ihre Verehrung für die Heiligen an den Tag zu legen. Das Weib, das die Heiligen verspottet und nach drei Tagen stirbt, führt Brot, Trank und anderes Notwendige auf dem Karren dem Kloster zu. Die Bewohner der Villa Wisa spenden, damit sie nicht mit leeren Händen erscheinen, eine Kufe Bier. Ähnlich findet Columban, als er zwischen 611 und 613 nach Tuggen oberhalb des Zürichersees kommt, einen Haufen Alemannen beschäftigt, „ein grosses Fass Bier, welches man Kufe nennt", dem Wuotan zu opfern. König Theodorich (511—534) reist von Trier nach Köln; ein Diakon aus seinem Gefolge trifft unweit Köln einen Götzenhain, reich mit Emblemen geziert und für ein bevorstehendes Opfer mit Speise und Trank schwelgerisch ausgerüstet; man verehrt ein Idol allda; wer an einem Gliede litt, brachte ein hölzernes Abbild desselben als Weihegeschenk dar."[3])

---

# Beitrag zur Geschichte der Mädchen- oder Mailehn.

Nach dem handschriftl. Nachlass des P. Christ. Sternberg (1862).

Mitgeteilt von **Dr. J. Müller**, Bonn.

Zu dem Aufsatze von H. Niessen in dieser Zs. IV, 62 ff. dürfte ein Beitrag nicht unwillkommen sein, der zu einer Zeit verfasst, in der die Sitte noch üppig gedieh, an mehreren konkreten Beispielen den Hergang der Sitte zeigt.[1])

Die Sitte wird in Urkunden „das Maidlehn", nie „die mailen" genannt. Jener Name ist aus Maid und Lehn zusammengesetzt und rührt aus der Zeit, als Burglehn, Handlehn, Hundlehn, Ringlehn, Stullehn u. a. geprägt sind.

---

[3]) Floss a. a. O. S. 57 ff.

[1]) Herr Stadtbibliothekar Dr. Kentenich machte auf dieses in der Stadtbibliothek Trier befindliche Mscr. (No. 2195 der Handschriftensammlung) aufmerksam.

Der Verfasser weist zunächst auf das kirchliche Gepräge hin, das dieser Sitte mancherorts anhaftete. In Schottland ist der hl. Valentin der Beschützer der Verbindung und der Verbundenen, die nach ihm Valentin und Valentine genannt werden; zu Heddesdorf (Kr. Neuwied) wurde für die Beteiligten am Spiele eine heilige Messe gelesen; zu Nalbach (Kr. Saarlouis) geschah die Verbindung auf dem geweihten Kirchhof; zu Birresborn (Eifel) hielten die Jünglinge und Jungfrauen den ersten Gang um die Kirche. — Es folgen Beschreibungen der Sitte:

1. Zu Nalbach wird die Sitte im Spiele, wenn nicht in ursprünglicher, dann doch in altertümlicher Weise gehalten. Wenn am Kirchweihfeste die jungen Leute aus der Vesper kommen, dann stellen sich die Mädchen rechts, die Jünglinge links längs des Ganges zur Kirchtür, in der Folge, wie sie aus der Kirche gekommen, in die Reihe, die Gesichter nach Innen gekehrt. Sind die Reihen geschlossen, dann nahen sie sich und die sich Zugewendeten reichen sich die Hände und werden Gefährten für das ganze Jahr. Hier geschieht kein Versteigern, kein Versprechen.

2. Zu Birresborn kommen die Jünglinge und Jungfrauen an dem Kirchweihfeste auf dem Kirchhofe zusammen. Die Mädchen werden versteigert, und die gepaarten Burschen und Mädchen machen den ersten Tanz um die Kirche. Die durch die Versteigerung Verbundenen dürfen während des ganzen Jahres mit keinem andern zum Tanzplatze kommen und tanzen. Wer das Verbot offen ohne Urlaub des Gefährten übertritt, muss eine Strafe zahlen. Der Steigpreis wird am Kirchweihfest verzehrt.

3. Zu Saarhölzbach[2]) (Kr. Merzig) treten Sonntags vor dem Fastnachtsonntage die jungen Männer zusammen, um sich mit den Mädchen auf ein Jahr zu verbinden. Sie nennen jenen Tag „Lehnsonntag“ und den Akt „Lehnrufen“. Die Handlung wird auf dem „Bachberge“ und „Funkenberge“, zwei Höhenzügen hinter dem Dorfe, vorgenommen. Beide Berge schliessen mit nackten Felsen, stehen sich gegenüber

---

[2]) Vgl. diese Zeitschrift IV 1907 S. 62 ff., bes. S. 64. 65.

und sind durch eine Talschlucht getrennt. Auf dem Gange nach diesen Höhen wird beraten und beschlossen, wie die Jünglinge und Mädchen gepaart werden sollen, wobei Herzenswünsche berücksichtigt werden. Am Fusse der Berge teilen sich die Jünglinge in zwei Gruppen; die eine steigt auf den Bachberg, die andere auf den Funkenberg. Von der Höhe des Bachberges ruft der Sprecher der Gruppe nach dem Funkenberge „ich gebe, ich gebe", und von dem Funkenberge ruft der Sprecher nach dem Bachberge zurück „gib, wem du willst". Dann schallt vom Bachberge der Name des ältesten Burschen und vom Funkenberge der Name eines Mädchens mit der Formel:

„Dieses Jahr zum Lehen
Übers Jahr zur Ehen."

So wird mit den Burschen nach Altersfolge und mit den Mädchen nach der Willkür fortgefahren. Jedem Mädchen ist einmal erlaubt, sogleich mit dem Hinruf „es ist nichts, es ist nichts, es ist nichts" Einsprache zu tun. War das Mädchen „bedingt", dann war sie auch „beringt". Manches Mädchen, das durch viele Hände gegangen, war mit vielen Ringen geschmückt und konnte, wie das Sprüchwort sagt, an ihren Fingern ihre Schätze zählen.

4. Zu Goar, auf der linken Seite des Rheins, wurden alljährlich am Montage nach Ostertag auf dem Rathause an die Jünglinge die Mädchen öffentlich versteigert. Das ganze Jahr waren der Ansteigerer und die Gesteigerte verbunden, gemeinsam Spiel und Tanz zu besuchen. Den Steigpreis hat die Stadtkasse erhalten.

5. Zu Niederzissen (an der Ahr) kommen die Burschen auf Maiabend in einer Schänke zusammen und versteigern die Mädchen unter sich. Der Steigpreis eines Mädchens beträgt 1—4 Taler. An jedem Samstag Abend darf der Jüngling mit dem Mädchen in ihrem elterlichen Hause „maien". In der Neujahrsnacht beehrte der Bursche sein Mädchen mit einem Musikständchen, dem oft ein Minnestündchen folgte. Am Dreikönigstage zogen die Mädchen, mit Bändern und Lorbeern geschmückt, mit Kling und Klang und Sing und Sang nach den Häusern, wo die Burschen wohnten, um sie

auf den Tanzplatz zu bringen. Und wehe dem spröden Jüngling, der sich auf dem Speicher oder in der Scheune versteckt hatte. Er wird gesucht und gefunden.

6. Zu Altenahr versammeln sich die Jünglinge alljährlich am ersten Mai zur Versteigerung. Der Steigpreis wird zur Bezahlung der Spielleute und zur Bewirtung der Mädchen verwendet.

7. Zu Heddesdorf bei Neuwied wählen die jungen Leute einen Schultheiss, zwei Schöffen und acht Schützen. Der Schultheiss hält Buch über alle Mädchen des Dorfes vom 17.—30. Jahre und schreibt am ersten Jahrestage, am ersten Sonntage im Mai und am ersten Samstage nach Pfingsten die sich zur Mädchenversteigerung meldenden Burschen gegen Zahlung eines Gulden an. Die Schöffen sind seine Räte, und die Schützen müssen jeden Abend die Häuser der versteigerten Mädchen besuchen und sich überzeugen, dass kein Bursche ein Mädchen besucht, das er nicht gesteigert hat. Jeder Übertretungsfall wird mit zehn Kreuzern gebüsst; auch der Jüngling, der ein Mädchen, das er nicht gesteigert hat, zu Spiel und Tanz bringt, muss eine Strafe von zehn Kreuzern zahlen. Am ersten Samstag im Mai werden von dem Schultheiss die Mädchen öffentlich verlesen und versteigert. Ein reiches und schönes Mädchen kommt 1—2 Taler. Diejenigen, die weder reich noch schön sind, und die deshalb nicht gesteigert wurden, deren oft 8—12 sind, werden zuletzt und zusammen angeboten und einem gleichfalls armen Teufel für wenige Groschen angehängt. Das von den Ansteigern erworbene Recht auf das gesteigerte Mädchen gilt nur für den Monat Mai.

---

## Bastlösesprüche.

Mitgeteilt von **Dr. Jos. Müller.**

---

**A.** 1. saaft-saaft sitən
də šlangən en də witən
də mookən en dər baach,
dẹt mein hipchə gants ousgraacht.
(Saarhölzhach; statt sitən: witən auch seidən: weidən.)

2. saaft-saaft-sit
šlangən en dər bit
šlangən en dər baachən
mein peif sol gekləch auskraachən. (Ayl-Saar.)

3. saaft-saaft sitchən,
šlangən an də bitchən,
muukən an də baach,
mei peifchən hot fil saaft. (Soest Kr. Saarburg.)

4. saaft-saaft-sil,
wasər en dər mil,
wasər en dər baach,
dat dat peifəholts ouskraacht. (Clotten-Mosel.)

5. siif-saaf-siif,
šlęng[a] dii piif,
šlęng[a] dii baach
dat sə en alə ękə kraacht. (Ernst-Mosel.)

6. saaft-saaft-siinən
hokən en də biinən,
fręęšən en dər baach,
maach, dat deinə dekə bouch net kraacht.
(Dusemond.)

7. saaf-saaf-seidən,
grinən-grinə weidən,
mookən en dər brooch,
fręęš en dər baach,
siwən-siwən šuu langk ǫusgangk.
dii heep sol net tsərbašdən on net tsərreisən on
gleckləch ousgoon. (Bonerath i. Hsr.)

8. saaft-saaft-siidən,
flęęš an də biidən,
föš an də bęęchen;
du solts net kręęchən;
siiw[e]n-siiwən wǫchən langk
as deinən ousgangk. ((Thörnich-Mosel.)

9. siif-saaf-siidən,
dii hęęrən kǫmən gəriidən;
də mokən an də baach,
də fręęšən an də biidən;
węn kęts-chən də bęrəch əroflęęft
on węnot erǫǫfkemt, dan as mein peif ous.
(Sirzenich b. Trier.)

[1]) Andrä, Zs. f. d. deutsch. Unt. 17, 449 f.

10. saab-saab-suudəl,
mookən an dər puudəl,
frę̧ę̧šən an dər baach,
pitchə-pitchə hǫstə dein peif baal ousgəraacht?
(Olewig b. Trier).

B. 11. hupər də hupər də weidən
də milər šneid də weidən,
də kaats lę̧ę̧ft də bę̧rəch rof,
wę̧n sə tsərek kemt,
dan as mein hupər ous. (Waldrach-Ruwer.)

12. hup-hup-weirə,
saft-saft-tsę̧irə,
mei mę̧sər wel net šneirə,
wę̧rfən i't en də graawə,
frę̧sən ę̧t dii raawə;
wę̧rfən i't en də holərbach,
dę̧s mei höpchə los-loskracht (Idar.)

12a. — dan werəf ech ę̧t en də nǫǫ (Nahe)
dan wirdət kitsə-katsə grǫǫ. (Herrstein.)

13. hapər-hapər weidchən,
petchən obəm šteinchən,
hę̧ę̧ns-chən lę̧ę̧ft də bę̧rəch ərous
wę̧nə kent, as peifchən ous. (Schweich.)

14. hip-hap-hup,
wan də haapə kraachən
mos mər neiə maachən,
hip-hap-hup. (Manderscheid).

C. 15. tsip-tsap-tsiinaa,
krǫuch en də biinaa,
krǫuch en də baach,
maach, dat mein flööt joot ouskraacht. (Kelberg.)

16. tsipəl-tsapəl-tseibəl,
tsuu də griinən weidən;
mein peifchən sol siiwən šuu langk ousgiin.
(Thomm i. Hsr.)

17. wiwələ-wiwələ-waawəl,
ət setst ə fiijəlchə up dəm daach
ət hę̧t sich ərhę̧ngkt,
šisəl də wę̧ngk.
ous-mous,
mein peif es baal ous. (Wiltingen-Saar.)

18. klip-klap-mȩȩsəršdiil,
klǫp net tsə weenⁱch, net tsə fiil,
klip-klap-klapər,
klǫp mər weil nən hapər. (Hamm-Saar.)

19. hȩpchə-hȩpchə gii də bȩrəch ərof,
duu dein štremp un šuu ous,
wȩn dət hȩpchə oowən es,
dan es ət hȩpchə ous. (Maring.)

D. 20. motər, gȩȩ mər ə sȩkəlchən.
fiir wat ȩs dat sȩkəlchən?
fiir štȩȩnchər drȩn tsə rȩȩfən;
fiir wat sȩn dii štȩȩnchər?
fiir ə fiilchən tsə šiisən:
fiir wat ȩs dat fiilchən?
fiir tsə brǫǫdən,
dat mein hiəp sol goət ousrǫǫdən. (Losheim-Saar.)

21. hepchən-hepchən kraach,
šlangən an dər baach,
mookən am brooch,
frȩȩš an dər baach:
wȩȩs-chə-wȩȩs-chə leⁱnt mər eiər sȩȩkəlchən;
wǫǫ feer as dat s.? feer də klȩȩnə štȩȩnchər dran tsə rȩȩfən.
wǫǫ feer sein də št.? feer de fiijəl doot tsə wȩrəfən;
wǫǫ feer sein də f.? feer də groos hȩȩrən;
wǫǫ feer sein də h.? feer də mas tsə leesən;
wǫǫ feer sein də m.? feer dat mein hopər glekseeləch ousgeet, net tsərreist on net tsərbašt.
(Gutweiler i. Hsr.)

22. hupə-hupə-weirə
dii joorə (Juden) wolə reirə,
reirən sə en də graawən,
frȩsən sə də raawən;
motər, gef mər ən penik;
wat diistə met em p.? noolə (Nadeln) kaafə;
wat diistə met dən n.? sȩkəlchər flekə;
wat diistə met dən s.? štaanchər rȩȩfən;
wat diistə met dən št.? fȩȩlchər werfən;
wat diistə met dən f.? broorə, soorə,
dat mei hipchə sol gəroore. —
henər pastoorš hous
da kukt ən weis mous
dii wel net mee ərous
un mei hipchə es ous. (Beltheim i. Hsr.)

23. saft-saft-seirə
jungə wolə reirə,
falən sə en də grǫǫwən,
frẹsən sə də rǫǫwən:
motər, gemər ᵉn pitərmẹnchə,
bat deestə met dəm pitərmẹnchə?
nǫǫlə kaafə. (usf. sẹkəlchə, stẹẹn, fẹẹl (Vögel) wie 22 ohne den bes. Schluss) (Mörsdorf i. Hsr.)

24. hup-hup-seirə
ət mẹsər wel net šneirə:
motər gemər ə grǫšə:
wat diisdə merəm gr.?
(usf. wie 22, 23.) (Halsenbach i. Hsr.)

25. frẹẹchən, gemər ə štẹẹnchən?
wafiir es dat st.? fiir də fiijəlchən tsə wirfən;
wafiir sen də f.? fiir tsə brǫǫdən;
wafiir sen də br.? fiir də hẹẹrən;
wafiir sen də h.? fiir də mesən tsə leesən;
wafiir sen də m.? fiir də abgəštorwenən;
wafiir sen də abgest.? fiir tsə bəgrǫǫwən;
wafiir sen də begr.? fiir tsə bəfoulən;
mei peifchən, wen dou net ousgẹẹis,
da šliin eich deich mousdoᵘt. (Ockfen-Saar.)

26. saft-saft-seidə - hǫlər en də weidə:
modər gẹb mər ə sẹkəlchə, was welštə met dem s.?
štẹẹnchər rafə, štẹẹnchər rafə, (usf. wie 22, 23, 24.
fẹchəlchə-brǫǫdə, das mei hup sǫl gants gut gərǫǫdə.)
(Sulzbach.)

27. də fraa gẹẹt nẹẹlchər kẹẹfən.
wofiir sen də n.? fiir də fiilchər.
wofiir sen də f.? fiir tsə brǫǫdən.
wofiir sen də br.? fiir də hẹẹren.
wofiir sen də h.? fiir tsə briədəjən.
wofiir ẹs ət br.? fiir də mentšən.
woofiir sen də m.? fiir tsə biədən.
woofiir ẹs ət b.? fiir en dən himəl tsə komən.
šlangən en dər bit, mukən en dər baach,
wa mein trǫǫtər net ousgẹẹt, šlǫǫn ech sə, dat sə kraacht. (Orseholz.)

28. motər, motər, maach mər ən tẹšəlchən,
wat michstə mat dəm t.? eich suuchən mər štẹẹnchər.
wat michstə mat dən št.? eich bouəmər ᵉn kẹrchəlchən.
wat michstə mat dəm k.? eich giin dran beetən.
wat michstə mat dəm b.? eich beetən, dat mein peif ousgẹẹt. (Olewig.)

29. lǫu-lǫu-lǫu
mǫrn könt də brout,
tsokərsöösə męləch,
wan sə dii net ęęsən wol,
könt ən šarəf męęsər,
šneid ər dən halts af.
modər gęəf mər ən pęnəng.
wat wolstə met dəm p.? nǫǫlən koofən, n. k.
wat wolstə met dən nǫǫlən? sęk flekən, s. fl.
wat wolstə met dən sęk? šteen söökən, št. s.
wat wolstə met dən št.? föjəl węrfən, f. w.
wat wolstə met dən f.? brǫǫrən, brǫǫrən,
dat mir dii hebə sal goot gərǫǫrə. (Wissen-Sieg.)

Möge diese Sammlung unsere Vereinsmitglieder zur Mitteilung anderer Bastlösesprüche anregen.

---

# Alte Hausinschriften in Linz und Unkel.

Von Oberlehrer **Ballas** †, Linz.

A. Linz.[1])

1. Das Haus, genannt „Zur blauen Hand“ (jetzt im Besitze des Herren Dan. Peis) trug folgende Inschrift:
„In dieser blauen Hand färbt man allerhand
In Wollen und in Leinen, in Sammet und in Seiden,
Man färbt auch zugleich für arm und für reich.“
2. Das Gasthaus „Im Winkel“ (jetzt das Neuerburgische Wohnhaus am Rheintor), lud die Gäste durch folgende Inschrift ein:
„Wär goder Meinung kommt herin,
Där sall mer gants willkommen sinn,
Wär awer andersch kom hervür
Där blief mer lever fur der Thür.“
3. Ein Haus in der dem Namen nach verschwundenen Schlaotgasse trug folgende Inschrift:
„Klein, äwer mein — — Goht sall gelowet sein.“
4. Ein Haus, ehemals „Zu den Dreikönigen“ genannt (jetzt Herrn Dillmann gehörig), hatte die Inschrift:
„Gott gebe allen, die mich kennen,
Noch zehnmal mehr, a(l)s se mir gönnen.“

---

[1]) Jetzt alle verschwunden.

5. Das ehemalige Gasthaus am Markte (jetzt Apotheke) trug die Inschrift:

„Ich heis willkommen, wer hier eintritt,
Zu bringen den Frieden und ehren die Sitt,
Einem jeden steiht offen Thür und Haus,
Der mit Gott geht ein und aus,
Jeder gute Gast
Findet hier Rast."

6. Auf einem alten Hause in der Haudelsgasse stand:

„Ich hab gebavt nach meinem Sinn,
Drum, Neyder, geh vor immer hin,
Vnd wem der Bau nich gefaelt,
Der bav es besser for sin gelt. 1599."

B. Unkel.[2])

„Im Schwanen", Obermarkt Nr. 20:

a. An einem Querbalken zwischen dem 1. und 2. Stockwerk:

„Wilige die dies Haus bawen undt zeiren (zieren), denen wolt Gott Gluck und hil (Heil) bescheiren unndt inen geben nach dieser Zeit die ewige Frewdt unndt Seligkeitt."

b. Über der neben der Haustüre befindlichen Kellertüre:

„Dis Haus sthet in Gottes Handt! Got beheut mich vor Brandt undt las mich undt die in wonner mein jeder Zeit befohlen sein. Anno 1615."

c. In einem Zimmer an der Wand:

„Wann ich hat alles Adels Ehr ◇ unndt aller Wiessen Kunst unndt Lehr ◇ unndt aller Reiche" I ..... (das Fehlende ist abgebrochen).

d. In einem Zimmer:

„Furicht Gott undt halt seine Gebotte."

e. An einem Mantelbrett:

„Diesser Wielt zeitlichs Gudt unndt
Ehr vertrucket Gottes Wort."

---

[2]) Noch erhalten.

# Kleinere Mitteilungen.

## Das Pestflämmchen.

Sage von Dudeldorf von Lehrer a. D. **Schreiber,** Trier.

Hontheims Histor. Trevir. berichten über den Untergang des Dorfes Kammerforst bei Dudeldorf in den Pestjahren 1604 bis 1630 und erzählen dann weiter: Es ist eine alte Sage in Dudeldorf, dass die Pest daselbst einst jählings aufgehört habe, nachdem ein blaues Flämmchen, welches ein Mann in ein Mauerloch einfahren gesehen, eingemauert worden; dass sie aber nach sieben Jahren sich wieder eingestellt, nachdem dieser Mann das vermauerte Loch aus Fürwitz wieder geöffnet hatte. Diese in Dudeldorf beinah vergessene Sage wird in dortiger Mundart wie folgt, erzählt:

Wi dĕ Pest heierum gehaust hot, du as dagh un nǫght e blǫ Flämchen am Uət erumgange; wu dat sich hot sih lossen, do as ēmes am haus gestūrəwen, un de leit wǫren aal an dĕn ăngstĕ, wann s' et geséhn hon. Du as ēs ĕ mān ĕm nǫhgāngen un hot et krit, wi ĕt bei der eewiŝter Puoet an ĕ mauerlǫǫch erágeweŝt as. Du krut hę̄n en slāp lēhm un mauert et schwinn tsu, dat et net mih erauskum, 'n dǫmat hot et Stę̄rĕwen du och obgehurt.

Dĕrnǫh iwer siiwe Jąąr, hot həm de Fūərwats ken Ruh gląz, un ĕn hot ĕt lǫǫch erum obgemaach; eenericht wǫr och et Flämchen erum debauss un et ŝtęęrəwe gung erum ąąn. De Man wosst sich gornet mih ts' entdun un ĕ gung dem Flämchen erum nǫh; du as et viirt h'm hę̄r gewéŝt īwer den Aaker un durch ĕt Määrchen bas a kallen. Dreimol as ət dǫ um dat Kreitsgen erum geflōgen; ąm Eęn krut hən't tsur Pāk un hot et drān ąągĕnălt, un dąrnąh hot du och et Stę̄rĕwen erum obgehurt. Bas dĕn heitigen dāgh gihn s' alt nǫǫch ob Mąrəksdāg mat dĕr Pǫr beī't Kallner Kreitsgen. Dumǫls hon s' och e Beŝpręęche gemaach fir jid Jąąr nǫh Mastrich bę̄den tse gąhn; ŝpider gūngen s' alt numme bas ob Eęchternąch, un tsĕletst hot de Beschof hən't ąw gehūəlt, dat se numme mih am Uət brauchen erum tse gąhn. Dat dun s' och nogh bas əweil de Sundig an der Hę̄rleichnęmsoktav.

## Das goldne Kalb zu Pfalzkyll.

Von Lehrer a. D. **Schreiber,** Trier.

Auf dem Hofgut Pfalzkyll der Bahnstation Philippheim gegenüber ragen zwei hohe Mauerpfeiler in die Höhe, die Pfalzer Steile genannt, welche die Überreste einer karolingischen Pfalz sein sollen. Der Volksglaube behauptet, dass in dem sie umlagernden Geröllhügel das goldne Kalb, d. i. ein grosser Schatz begraben liege. Als ums Jahr 1800 die Franzosen das Land mit Abgaben schwer drückten und grosse Armut unter den Leuten herrschte, kamen einige auf den Gedanken, nach dem Schatze zu graben. Doch was sie tags über aufgruben, wurde ihnen nachts verschüttet und die Arbeit rückte nicht voran; weshalb sie über Nacht dableiben wollten, um zu sehen, ob Menschen oder Geister ihnen solchen Schabernak anrichteten. Da hörten sie gegen zwölf Uhr vom Röhler Walde herein höllisches Lachen und ein Knallen wie von Pistolenschüssen. Den Berg herunter kam auf feurigem Rade ein schwarzer Mann geritten und brüllte unaufhörlich: Lasst mir, was mein ist. Nachdem er in rasender Eile dreimal die Stelle umkreist hatte, verlor sich der Spuk den Röhler Graben hinauf, von woher sich noch längere Zeit das grässliche Lachen hören liess. Die Männer aber machten sich eiligst davon, und niemand hat es seitdem gewagt, nach dem goldnen Kalbe zu suchen.

---

## Der „Karline-Mann“.

(Aus Volksmund.)

Von **Jos. Mayer,** Lutzerath.

Die von Kaisersesch nach Kochem führende Verbindungsstrasse wird, bevor sie das Dorf Landkern erreicht, von weit ausgedehnten Waldungen begrenzt. Die Ausläufer derselben bergen im Westen ein Stück Wiesenland. In längst entschwundenen Zeiten ist's gewesen, als sich zwischen zwei Besitzern desselben ein Grenzstreit entspann. Der eine, ein habsüchtiger Mann, wollte sich nämlich die Wiese seines Nachbarn ohne weiteres teilweise zueignen. Da der rechtmässige Besitzer dies nicht zugab, kam die Sache vor Gericht.

Der ungerechte Besitzer sollte allda den Nachweis bringen, dass das Streitobject sein Eigentum sei. Er bot deshalb einem geladnen Zeugen eine „Karlin"*), wenn er schwöre, dass die betreffende Wiese ihm zugehöre. Dieser war damit einverstanden und leistete den Eid, wie verabredet. So wurde die Wiese dem rechtmässigen Eigentümer entzogen. Seit dem Ableben dieses Mannes, welcher das falsche Zeugnis abgelegt, wandert er wie Feuer glühend in der betreffenden Wiese und dem angrenzenden Walde umher, wo er schon manchem verspäteten Wandrer bei Nacht erschienen ist. Weil er um eine „Karlin" den Meineid getan, heisst er im Volksmund „Karline-Mann".

Ein Mann aus Landkern, Namens E . . . ., welcher vor etwa 60 Jahren starb, erklärte, dass der „Karline-Mann" die Ursache seines Todes sei. Er war in den Müllenbacher Schieferbrüchen beschäftigt gewesen, und es war diesmal schon spät, als er sich auf den Heimweg machte. Darum wählte er einen kürzeren Fusspfad, welcher an der betreffenden Wiese vorbeiführte. Es mochte gegen Mitternacht sein, als er sich der Stelle näherte, wo der „Karline-Mann" sein Wesen trieb. Da sah er plötzlich eine glühende Gestalt von der Wiese auf den Weg zukommen, den er passieren musste. Er mass die Entfernung, um vorbei zu kommen, ehe die Gestalt den Pfad erreichte. Um dies zu ermöglichen, beschleunigte er seine Schritte und erreichte nur soviel, dass er sich dicht an der Gestalt vorbeischnellte, als sie fast den Pfad erreicht hatte. Von Furcht und Schrecken fühlte er sich fast gelähmt. Sich umblickend sah er den glühenden Mann dicht hinter sich herkommen. Mit doppelter Eile setzte er seinen Weg fort. Zu Hause angekommen, wurde er ohnmächtig. Seine Haare waren schneeweiss geworden. Er wurde von Krämpfen geplagt und war in Monatsfrist eine Leiche.

---

*) War ehemals eine kurpfälzische Goldmünze von 11 Fl., nach heutigem Gelde 18,85 Mk., noch jetzt Rechnungsmünze im Viehhandel.

## Einige Rätsel aus der Soester Börde.

Gesammelt von Lehrer **Fermum**, Borgeln b. Soest.

1. Heauch in de Höchte,
Krumm in de Bögte!
Wei dat rätt! (Regenbogen.)

2. Echter uasem Hiuse,
Do sit 'ne Krickkrikriuse,
Seau lange wiu de Sunne schinnt
Eauk de Krickkrikriuse grinnt. (Schnee.)

3. Iék schmeut wat brennend in'n Pütt
Un kam brennend wuiér riut. (Brennessel.)

4. Iék schmeut wat Reaues in'n Pütt
Un kam de schwatt wuiér riut. (Glühende Kohle.)

5. Iék schmeut wat in't Water,
Dat können tein Piére nit wuier riuttrecken. (Zucker.)

6. Wei't mäket, dei well't nit,
Wei't driéget, dei behält't nit,
Wei't köfft, dei briuket nit,
Wei't hiät, dei weut't nit. (Sarg.)

7. Idreon un Hadreon,
Dei woll'n tehaupe in'n Gordn gohn
Mit acht Schoaken un eunem Stät,
Is dat ein nit det Roéns wät? (Igel u. Hase)

8. Hölteritölt leip öawer 't Feld,
Har nümmes mähr Tiäne as Hölteritölt. (Egge.)

9. Hüppelken, Püppelken lagg op der Bank,
Hüppelken, Püppelken fell van der Bank.
Was kein Dokter in ganz Engeland,
Wei Hüppelken, Püppelken wuiĕr heulen konn. (Ei.)

10. Twoifaut satt op Dreifaut,
Do kam Voierfaut mit Eunfaut,
Do nahm Twoifaut Dreifaut
Un schmeut Voierfaut,
Dat Voierhaut eunen Faut fallen leit.
(Ein Mensch sass auf einem dreibeinigen Schemel. Da kam ein Hund, der einen Schweinefuss in seinem Maule trug. Der Mensch warf mit dem Schemel nach dem Hunde, der den Schweinefuss fallen liess.)

11. Iék weut 'n Hütt'ntütt'n,
Hiät 'n Kleud an mit diusend Stück'n. (Huhn.)

12. Echter uasem Hiuse,
Do brennt 'ne Kunkel fiuse,
Brennt bui Dag un Nacht
Un brennt doch kein Hius af. (Brennessel.)

13. Kam 'n reaut Männeken op uasen Hoaf,
Dat sagg, iék soll'n Hahn wieërn,
De Ruiër dä emme niks. (Regenwurm)

14. Et steuht 'n schwat Männeken im Holte,
Dat röppet un röppet, un nümmes giĕt 'ne Antwoort. (Pastor.)

15. Iék weut 'n Ställeken
Mit tweuundertig Gesellekes;
Et riaget nit drin,
Et schnigget nit drin,
Is doch allewuile natt. (Mund.)

| | |
|---|---|
| 16. Hoch Bomus chrinistus, | (Hoch im Baume ist) |
| Brumbertus inbulleriti, | (ein Brummerten (Bienen)-Nest.) |
| Sakramente magente | (Heilige Magd, |
| Wende de Ente, | (wende die Ente [über dem Feuer[,) |
| dat de nit verbrennte. | (dass sie nicht verbrennt.) |
| Ha sass, Kohl frass, | (Hase frass Kohl, [da kam ein Jäger und schoss ihm]) |
| Lama entwewa. | (das Bein entwei.) |

---

## Besprechungen.

Aus dem Paderbornschen, mitgeteilt von **Wilhelm Oeke** in Kühlsen.

1. Die Fussstapfe eines Gartendiebes hebe man aus und hänge sie in den Rauch; der Fuss des Diebes verdorrt. Sticht man mit einem Dorn hinein, so bekommt der Fuss den Fluss, der nie zuheilt.

2. Blut: Geh hinters Haus und nimm stillschweigend einen Stein aus der Dauchtraufe, drücke den Stein auf die Wunde und sprich: Wasser fliesse, Blut steh still. Im Namen † † †.

3. Wie man die Vögel vom Korn treibt: Geh am Ostermorgen zum Gottesacker, nimm vom jüngsten Grabe Erde und mische sie unters Saatkorn, so wird die Frucht von den Vögeln nicht gefressen.

Oder: Geh vor Sonnenaufgang zum Fruchtfelde, schreit drum herum und sprich: Guten Morgen, ihr Vögelchen, lasst mir meinen Weizen, Roggen usw. in Ruhe. Im Namen † † †.

---

## Von Werwölfen und Irrlüchten.

Aus dem Paderbornschen von **Wilhelm Oeke** in Kühlsen.

1. Der Werwolf ist gewöhnlich ein schlechter Kerl aus der Nachbarschaft. Er kann auf dem rechten Vorderfusse flöten.

2. Man sagt, der Kerl schnallt einen Riemen um, und sogleich geht die Verwandlung von statten.

3. Er ist auch nicht so stark, wie man glaubt. Kann man den Kerl in seiner wirklichen Gestalt banden, so kriegt man auch den Werwolf unter.

4. Zwei von Dringenberg gingen auf Siebenstern und Rotehaus zu, des Nachts, um zu fischen. Früher machte man das anders. Man nahm buchen Scheite, ganz trocken, pulvertrocken, und schnitt dann dünne Splitter herunter. Die steckte man an, und die Fische kamen auf das Licht zu.

Der eine Fischer sprach: Sieh da, die schwarze Gestalt, nein, ich geh keinen Schritt weiter. Der andre aber meinte: Hat ihn der Teufel schon wieder da? Wart', ich zeige dir, ehrliche Leute bange zu machen. Damit schnitt er sich einen Rängel aus der Hecke und ging herzhaft auf den Werwolf los. Der aber riss aus, was er nur konnte. Bis vor Herste trieb er ihn, da verschwand der Werwolf; es war ein Kerl aus dem Orte.

5. Mein Onkel hat mir erzählt: „Wir gingen in der Hellegossen nach Hause. Als wir in einen Hartgraben kamen, flog eine Irrlüchte grad auf uns zu. Ich sage für meinen Jungen: Stell dich auf die andre Seite unter die Buchen, ich will hinter die Hecke kriechen, dann können wir doch sehn, wie so'n Ding eigentlich aussieht. Aber wie's an uns vorbeiging, war's puck aus und fünf Schritt an uns vorbei wieder hell; da kann man sehn, Vorwitz ist nicht gut".

6. Unser Nachbar hat besser Glück damit gehabt. Dem ging's im Felde unversehens über die Zehen, und er sagte,

das Ding hätte gelassen wie ein Pferdeschädel ohne Fleisch, und innen quitterte nach oben ein blaues Flämmchen heraus.

7. Sag vor allem nicht: Irrlüchte, komm hierher. Die geht sonst auf das Rufen zu und ist nicht wieder weg zu bringen. Nur mit Fluchen sind sie zu vertreiben.

8. Eine Näherin vom Dringenberg musste oft lange aufbleiben; einmal um 11 Uhr abends sah sie von ihrer Stube nach Schmechten hin, da flog eine Irrlüchte über den Wald hinweg, so hoch wie Dringenberg, nach Schmechten hinzu liess sie sich nieder. Tags drauf starb eine alte Frau an der Stadtmauer.

9. Vor Altenheerse, bei der Raute, da gehn die meisten. Sie steigen den Haarberg hinan und fliegen über die Stadt.

10. Alles will ich glauben, nur das nicht, dass die Irrlüchten Dünste sein sollen.

---

## Die Verehrung der Quellen und Brunnen in Deutschland.

Eine Umfrage von **O. Schell.**

Im 2. Jahrgang dieser Zeitschrift (S. 249) brachten wir eine Nachricht über Quellenverehrung in Altena. An manchem Quell haftet ähnlicher Glaube oder Brauch, mag er sich nun unter einem eigenartigen Namen, unter Neckereien, Sagen usw. verstecken. Wir bitten unsere Leser um Mitteilung auch des Unbedeutendsten nach dieser Richtung.

Die Redaktion.

## Ausstellung von Volkstrachten im Kreise Minden.

Wie den meisten Lesern der Zeitschrift bekannt sein dürfte, wird im Regierungsbezirk Minden der Volkskunde von seiten der obersten Behörde besondere Aufmerksamkeit gewidmet, deren schöne Früchte auch uns durch die Veröffentlichungen über die Volkskunde dieses Bezirks in unserer Zeitschrift zugute gekommen sind. Dort ist man auch mit der praktischen Volkskunde ein gutes Stück vorwärts gekommen; schon vor einigen Jahren hat sich ein Verein zur Erhaltung der Volkstrachten im Kreise Minden gebildet, der im Oktober 1906 in Verbindung mit dem Fest des landwirtschaftlichen Kreisvereins eine Ausstellung ver-

anstaltete, worüber wir nach den Mitteilungen der Lokalpresse berichten: Im kleinen Saal lag auf langen, weissgedeckten Tischen eine reiche Auswahl der verschiedensten Gegenstände, die als Teile ländlicher Trachten und Bekleidungsstücke in den Schulen unter Anleitung und Aufsicht der Lehrerinnen angefertigt waren; Trachtennäherinnen legten schöne Proben ihrer Kunst vor. Es ist erfreulich, dass alle Gegenden des Kreises sich wieder mehr an der Aufgabe der Erhaltung der Volkstrachten beteiligen. Ausgestellt hatten die Schulen von Bergkirchen I und II, Brennhorst, Dankersen, Eichhorst, Eisbergen, Fülme, Hahlen, Hille, Holtrop, Kleinenbremen, Lesbeck, Lohfeld, Maasslingen, Minderheide, Messlingen, Meissen, Nammen I und II, Neesen, Neuenbaum, Päpinghausen, Regte, Lelliendorf, Lüdhemmern, Lüdfeld. Uffeln, Wintershenn, Wittlage. Die Schülerinnen sassen mit ihren Müttern oder Lehrerinnen an den Tafeln, so dass die Verschiedenheit der Trachten in den verschiedenen Gegenden des Kreises beobachtet werden konnte, besonders hinsichtlich der Farbenzusammenstellung. Die Ausstellung wurde bereichert durch eine wertvolle Sammlung altertümlichen und neueren Bauernschmucks, der seitens des westfälischen Landesmuseums zur Ansicht geschickt war. An der einen Seite des Saales waren zwei Webstühle aufgestellt, einer älterer Art und einer mit Schnellschuss, ferner Spinnräder. Der an den Ausstellungsraum anstossende grosse Saal hatte sich mit Zuschauern aus Stadt und Land gefüllt; zugegen waren u. a. viele Vertreter der königlichen, Kreis- und städtischen Behörden mit ihren Damen. In seiner Eröffnungsansprache konnte Regierungs- und Schulrat Dr. Gregorovius mitteilen, dass die auch von der Regierung geförderten Volkstrachten in neuerer Zeit wieder an Verbreitung gewinnen. Herr Regierungspräsident Dr. Kruse, den unser Verein für rheinische und westfälische Volkskunde bekanntlich ja zu seinem Ehrenmitgliede zählt, betonte, dass er die Volkstrachtensache gern unterstützen werde. Wehrhan.

**Ausschankzeichen.** In früheren Zeiten, als noch Reihenbrauerei in einzelnen Orten war, hing derjenige, der gerade

„das Brauen hatte“, ein Zeichen aus, das nicht überall gleich war. In Horn bei Detmold steckte der den Ausschank habende Brauer einen Hülsenbusch (Ilex Aquifolium L.) vor seine Tür. Ging das Bier zu Ende, so wanderte der Busch, der ja lange grün ist, mit.[1]) Ausschank und Busch wurden Wîb genannt.

In Blomberg in Lippe wechselte die Brauereigerechtigkeit jede Woche, gewöhnlich Montags; das Ausschankzeichen war ein Strohbusch[2]) (Strohdocke genannt) oder ein Strohkranz.

In Frankfurt und Umgegend, wo von den Bauern (ohne Wirtschaftskonzession) viel Apfelwein eigener Kelterei verschenkt wird, dient ein grüner Kranz, meistens von Tannenzweigen, aber auch von Laub, z. B. Eichen, als Zeichen des Ausschanks.

Der Brauch ist ausführlich behandelt von H. C. Bolton im „Journal of American Folk-Lore“, XV, S. 40—44. Ein Referat darüber im Globus, 82, S. 19. Ebenso findet sich eine Abhandlung: „Der grüne Wirtshauskranz“ von Prof. Richard Andree in Heft 2, 1907 der „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin“ S. 195—200, worin die Verbreitung des Brauches in Deutschland, der Schweiz, in Frankreich und besonders in Italien und ferner sein Ursprung in alter Zeit verfolgt wird.

Wehrhan.

## Schnatgang in Salzuflen (Lippe).

Schnat-, Schnade- oder Grenzbegehungen fanden in früherer Zeit sehr häufig in Lippe und den benachbarten Gegenden statt, heute sind sie meist vollständig verschwunden. An manchen Orten lebt noch die Erinnerung an die früheren Schnatgänge, in ganz Lippe ist m. W. aber nur noch ein Ort, an dem sie von Zeit zu Zeit noch ausgeführt werden, nämlich in Salzuflen, dem auch weiter bekannten Solbadeorte.

---

[1]) Nach der Mitteilung von G. A. B. Schierenberg im Nd. Korrespondenzblatt III, 1878, S. 7.

[2]) Wie im Bergischen also: vgl. diese Zeitschrift III, 1906. S. 90. Auch in Lippe dient der Strohwisch wie im Bergischen heute als Warnungszeichen bei Ausbesserung des Daches und als Vogelscheuche etc. Offiziell dient er während der Manöver als Zeichen des Verbots zum Betreten der Felder.

Freundlichen Mitteilungen des Herrn Wilh. Brand in Salzuflen zufolge wissen wir darüber folgendes:

Jedes Jahr im Herbst (Monat September) fand in früheren Zeiten der Schnatgang statt. Es beteiligten sich daran die Magistratsmitglieder (Bürgermeister und 4 Ratsherren) die Stadtverordneten, 2 grenzkundige Bürger, Stadtförster und Rottmeister (Flurhüter). Der Gang hatte den Zweck, sich von der Richtigkeit der Grenzen zu überzeugen, umgefallene oder verschwundene usw. Grenzsteine wieder aufzurichten und zu erneuern.

Den Schluss des Schnatganges bildete gewöhnlich ein kleiner Festschmaus. Vorm Obernberge machte die Gesellschaft Halt. Dorthin mussten dann nach Beendigung des Schnatgangs (Abend-Dämmerung) die übrigen städtischen Beamten und einige eingeladene angesehene Bürger kommen. Es gab dann an Getränken: Bier, Wein und Liköre und an Essen: belegte Brötchen. Es soll dort häufig recht lustig und fidel hergegangen sein. Heutzutage hat der Grenzgang gar keine Bedeutung mehr, sondern er hat nur hin und wieder mal als eine alte Überlieferung stattgefunden. In der guten alten Zeit hatte er ja einen sehr grossen und wichtigen Zweck, weil man keine Kataster-Ämter (technische Bureaus) kannte und somit die Grenzen nicht katasteramtlich feststanden. Dies ist ja erst später geschehen. Wehrhan.

**Die Wünschelrute im Siegerlande und in Lippe.** Die Wünschelrute, die in den letzten Jahren bis in die höchsten Kreise hinein eine gewisse Bedeutung erlangt hat, wurde auch im Siegerlande angewandt. Hier war ihre Anwendung bei der Bergbau treibenden Bevölkerung sogar schon seit Jahrhunderten bekannt. Bei den Schürfungen auf Erz ist das Rutenschlagen, wie es hier genannt wird, immer geübt worden, und das geschieht zuweilen auch heute noch. Während man aber in früheren Jahrhunderten bis ins 19. Jahrhundert hinein, wo bekanntlich im Siegener Gebiet viele Schürfversuche gemacht wurden, felsenfest an den Erfolg des Rutenschlagens glaubte, ist man heute grösstenteils ganz anderer Ansicht darüber. Allerdings sind in der ersten Hälfte

des vergangenen Jahrhunderts, wo der Gebrauch der Wünschelrute so recht an der Tagesordnung war, hier die meisten Erzgänge entdeckt worden, was aber aus anderen Ursachen leicht erklärlich ist: die Hauptgänge im Siegerland haben alle ein sogenanntes Streichendes, oft von mehreren Stunden. Wenn nun so ein Gang, der sich in der Regel an der Oberfläche durch rote Erde und die sogenannten Mollstücke (Eisenerzstücke) bemerkbar machte, einmal entdeckt war, so war es ein leichtes, diesen in seinen Fortsetzungen zu überschürfen, so dass die Anwendung des Rutenschlagens eine überflüssige Formsache war. Bei den heute im Siegerlande noch stattfindenden Schürfungen wird zwar ebenfalls das Rutenschlagen immer angewandt, aber nur spasshalber; kein Mensch glaubt im Ernst mehr an den Erfolg auf Grund der Wünschelrute. Oft sieht man heutzutage die Burschen, ein jeder mit der Gabelrute in den Händen, die Berge durchwandern und sich gegenseitig necken, indem sie sich zurufen: „Meine Rute hat geschlagen (d. h. sich zur Erde gesenkt), hier liegt ein Gang, ich habe ihn entdeckt" usw.

Die Wünschelrute wird im Siegerlande aus dem Gabelzweige eines Eichenstämmchens geschnitten, das in dem vorhergehenden Jahre getrieben sein muss. Ältere und aus anderen Holzsorten bestehende Gabelruten sollen nämlich den gewünschten Erfolg nicht haben. —

Nicht überall wird die Wünschelrute aus Eichen geschnitten. In **Lippe** z. B. traut man ihr nur dann die betreffende Kraft zu, wenn sie aus dem einjährigen Triebe des Haselnussstrauches hergestellt wird. Vor einigen Jahren noch wurde diese Rute vielfach zum Aufsuchen von Wasser benutzt, um Brunnen anlegen zu können, besonders in den Sennegegenden. Wehrhan.

**Volksspruch aus der Eifel.** Eine geschichtliche Erinnerung ist in folgendem Volksspruche aus der Eifel, der noch heute im Gebrauch ist, überliefert. Er heisst:

Bet, Kindchen, bet!
Morgen kommt der Schwed',
Morgen kommt der Morgenstern,
Wird das Kindchen beten liern!

Morgenstern ist eine Umwandlung des Namens Oxenstierna, des schwedischen Generals aus dem dreissigjährigen Kriege.[1]) Der Spruch lässt uns jedenfalls eine Ahnung von den Schrecknissen jener Zeit empfinden. Wehrhan.

In Mecklenburg vielfach in der Fassung:

Bäd', kinning, bäd', süssen kümmt de Swed',
süssen kümmt de Oxenstiern (Ossenstiern),
ward de kinner bäden lihrn.

(Wossidlo, Mecklenburg. Volksüberlieferungen, III, Nr. 235. Weitere Literaturangaben ebda. S. 316f.)

**Symbolik bei Besitzübernahme.** Wie in früheren Jahren die Besitzübernahme mit allerhand Förmlichkeiten vor sich ging, zeigen uns viele Akten alter Zeit. Folgende Mitteilungen stammen aus dem Fürstlich Lippischen Landesarchiv in Detmold und beziehen sich auf die Besitzergreifung des Klosters Falkenhagen in Lippe 1649,[2]) anderer Liegenschaften in dem Lande und auf die Übernahme der Pfandschaft Beyenburg bei Barmen seitens eines lippischen Grafen 1597.

Die feierliche Besitzergreifung der Kirche für Lippe geschah dadurch, dass der Kanzler seine Hände auf den Erdboden der Kirche, dann auf den Altar, darauf auf das „Gegitter um den Altar“, darnach auf die Kanzel und zuletzt an den Strang der Glocke legte und letztere durch den Schwalenberger Hofprediger[3]) Magister Röhrendorf läuten und anschlagen liess. Dann gingen die lippischen Abgesandten in die Küche, woselbst der Kanzler zum Zeichen der Besitzergreifung des ganzen Hauses den Kesselhaken mit der Hand ergriff und von einem „Stenner“ einen „Spönn“ abhieb „nach altem Gebrauch“. Zum Zeichen, dass auch alle Ländereien, Gehölze, Teiche, Zehnten und Früchte für Lippe in Besitz genommen seien, grub der Kommissar auf der „Kohlstidde“

---

[1]) Der Spruch steht auch im Wunderhorn. In der Zeitschrift: „Das deutsche Volkslied“, hrsg. v. J. Pommer, Wien, wurde er auch (IX 1907 S. 47) aus Niederösterreich in ähnlicher Fassung mitgeteilt.

[2]) Vgl. W. Hunecke, Das Lilienthal und die Gemeinde Falkenhagen. Festschrift . . . [1897]. S. 52, 53.

[3]) So war es in Falkenhagen.

(Kohlenstätte) einen „erden Klumpen“ aus und ergriff ihn „coram testibus“.

Auch bei einem Wechsel der Regierungsgewalt innerhalb des damals gräflichen lippischen Hauses ging der Kanzler Schwartz im Lande umher und hieb auf allen fürstlichen Besitzungen einen Span aus dem Hausständer, ergriff den Kesselhaken und hob mit der Hand einen Erdklumpen auf.

Wehrhan.

G. L. Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter, liefert den Nachweis, dass das **Mai-Lehen** (m. vergl. diese Zeitschrift II, 184; III, 248; IV, 62) im Mittelalter selbst in der Stadt Frankfurt a. M. geübt wurde (m. vergl. S. 420 f.).

**Pfefferkuchen am Christabend im sechzehnten Jahrhundert.** Wilhelm von Pilsum, Rentmeister des an den Grafen Simon VI. zur Lippe verpfändeten Amtes Beyenburg bei Barmen, berichtete 1598 von einem alten Weihnachtsbrauch: Auf Christabend werde der Pfeffer[kuchen] ausgeteilt, er wisse die Ursache davon nicht anzugeben, der Sage nach solle Graf Franz zu Waldeck, Bischof zu Münster, den Kuchen der Freiheit Beyenburg verehrt haben. (Nach den Akten im Fürstlichen Archiv zu Detmold.)

Wehrhan.

**Volkstümliche Heilmittel gegen Gelbsucht.** (Heidenoldendorf bei Detmold.)

1. Gelbe Seide (z. B. Nähseide) wird möglichst feingeschnitten und unter die Butter gemischt, die dann, auf Brot gestrichen, dem Kranken ohne sein Wissen zum Essen gereicht wird.

2. Schafläuse werden dem Kranken eingegeben, ebenfalls ohne sein Wissen. Gewöhnlich werden sie in gekochte Zwetschen (Pflaumen) gesteckt, und diese dem Patienten vorgesetzt.

3. Schnecken sind als das beste Mittel gegen Gelbsucht geschätzt. Sie werden dem Leidenden ebenfalls ohne sein Wissen beigebracht, vielleicht in ganz weichgekochtem Braunkohl u. dergl. Da die Schnecken mitgekocht werden, bleibt ein bemerkbares Stück von ihnen nicht übrig.

Eine alte Frau erzählte mir, es gäbe drei Arten von Gelbsucht, nämlich die eigentliche Gelbsucht, die Schwarzsucht und die Weisssucht. Die Schwarzsucht entstehe, wenn keine Hilfe komme, aus der Gelbsucht und könne schliesslich in die Weisssucht übergehen. Die Schnecken seien das einzig richtige Mittel gegen diese Krankheiten, gegen die Gelbsucht die gelbe Tagschnecke (Limax maximus oder auch die rote, Limax rufus) und gegen die Schwarzsucht die schwarze Waldschnecke (Arion empiricorum). Gegen die Weisssucht gäbe es aber kein Mittel mehr. Mein Gewährsmann, oder vielmehr die Frau sagte mir, wenn es eine weisse Schnecke gäbe, würde auch die Weisssucht geheilt werden können. Die Frau war so von ihrer Meinung überzeugt, dass sie eine Reihe von Fällen aufführte, in denen ihr Mittel geholfen habe. Einer vornehmen Familie z. B., der sie die oben angedeutete Verwendung der Schnecken gegen die Gelbsucht aus besonderen Gründen nicht zumuten wollte, empfahl sie auf Befragen, sich vom Arzt „Gelbschneckenöl" für die leidende Tochter verschreiben zu lassen. Der Arzt habe sich darauf eingelassen, und seit der Zeit habe er für die Gelbsucht „gekonnt".

Übrigens muss die Zahl der Schafläuse bezw. Schnecken unpaarig (Unpacht) sein, sonst hilft es nicht. Wehrhan.

**Gegen das Wiederkommen Verstorbener.** In Cleve war eine Frau sehr ängstlich vor dem Wiederkommen ihres verstorbenen Mannes. Sie stellte deshalb einen Eimer Wasser vor die Tür und glaubte sich nun sicher. Der Tote, sagte sie, kann nicht über das Wasser. Wehrhan.

**Mittel gegen Epilepsie.** Gegen diese gefürchtete Krankheit, volkstümlich die Fallsucht genannt, wendet man in der Gegend von Dortmund Asche von Krähenknochen*) an. Nachdem das Skelett des Raben von allen Fleischteilen gereinigt ist, wird es in einer Retorte verglüht und in Asche verwandelt. In Dortmund soll ein Mann wohnen, der daraus ein gutes Geschäft macht und kleine Schächtelchen mit dieser gewiss seltenen Asche zu hohem Preise unterbringt. Wehrhan.

*) Asche vom menschlichen Schädel als Heilmittel gegen Fallsucht siehe Jahrgang I, 1904, dieser Zeitschrift, S. 204 unter 14.

Als **Heilmittel gegen Asthma** benutzt man in Lippe kochendes Wasser. Eine gewisse Quantität davon wird in ein Gefäss getan, der Dunst des springend heissen Wassers auf geeignete Weise eingeatmet und eben dieses Wasser, sobald es angängig ist, so heiss als möglich getrunken.

Wehrhan.

**Kröten, Unken** (Uissen) darf man nicht mit blossen Händen anfassen oder überhaupt mit einem entblössten Körperteil berühren, z. B. mit blossen Füssen, nicht einmal in ihre Nähe kommen: ihr Hauch ist giftig und verderbenbringend; denn, wenn sie „einen anpustet", so entstehen auf der Stelle böse Geschwüre, die schlecht zu heilen sind.

Aus Lippe. Wehrhan.

Als **Heilmittel gegen Halskrankheiten** aller Art, bes. gegen chronische Leiden, Rachen-, Kehlkopfkatarrh usw. gebraucht man in Lippe hier und da ein schmales Samtband, das um den Hals gelegt und zusammengenäht wird, so dass es nicht ohne weiteres wieder abgenommen werden kann. Sobald das Band abfällt, soll auch das Halsleiden mit verschwinden.

Wehrhan.

**Eine Verwünschung** [Düsseldorf]. Ein 50 Jahre alter blinder Klavierspieler, der, wie auch mehrere seiner Geschwister, von seiner Geburt an ohne Augenlicht gewesen war, erzählte über sein Schicksal, die Leute sagten und glaubten allgemein, die Blindheit sei die Folge einer Verwünschung bezw. eines Fluches. Seine Mutter sei verheiratet gewesen an einen Mann, der nichts getan habe, als ein liederliches Leben führen; den ganzen Tag habe er im Wirtshaus gelegen und Schulden aller Art gemacht, deren Bezahlung er von seiner Frau verlangt habe, die kümmerlich als Waschfrau und Tagelöhnerin ihr Leben fristete. Nach vielen Streitigkeiten habe sie sich von ihrem Manne getrennt und sei zu ihren Eltern zurückgekehrt, der Mann sei dann schwer krank geworden und habe auf dem Sterbebette seine Frau zu sprechen gewünscht. Als sie nicht erschien, habe er gesagt:

„Wenn ich ihr Angesicht nicht einmal mehr sehen soll, dann sollen ihre vier ersten Kinder das Antlitz der Mutter auch nicht sehen.“ Diese habe aber von der Krankheit und dem baldigen Tode ihres Mannes nichts gewusst, sie habe auch den Leichenzug nicht zu sehen bekommen, denn man habe sie an dem Tage unauffällig im Keller beschäftigt.

Später verheiratete sich die Frau von neuem und gebar sechs oder sieben Kinder, von denen die ersten vier blind waren, die folgenden aber vollständig gesund, so dass nach dem Glauben der Leute die Verwünschung in Erfüllung gegangen war. Der blinde Mann aber meinte, er glaube nicht daran, denn zwei der blinden Kinder hätten in frühester Jugend doch hell und dunkel unterscheiden können. Sie würden also auch wohl das Antlitz der Mutter gesehen haben und hoffentlich mehr als einmal. Wehrhan.

---

## Berichte und Bücherschau.

W. Crone, Noa un up den verden Nedersassendag. En Stück Doagebauk. Quakenbrück 1907. 198 S. Kl. 8°. 0.60 Mk.

Der Verfasser bietet in seinem Werkchen eine Reisebeschreibung von Voerde nach Hannover zum Niedersachsentag und zwar in der treuherzigen niedersächsischen Mundart. Vor allen Dingen empfiehlt sich das Buch unsern Lesern durch die warme Anhänglichkeit an die heimatliche Scholle, die feine Beobachtung von Land und Leuten und namentlich durch den warmen Pulsschlag für das Volkstümliche und die Volkskunde. Dabei weht ein gesunder Humor durch das Ganze. Wir wünschen dem Buch von Herzen eine weite Verbreitung. O. Sch.

Leben, Meinungen und Wirken der Witwe Wetti Himmlisch, die ihre Laufbahn als Malermodell angefangen, geheiratet hat, langjährige Toilettefrau

gewesen, und jetzt von ihren Zinsen zehrt. Von ihr selber eigenhändig niedergeschrieben. Leipzig 1907. Deutsche Verlagsaktiengesellschaft. 217 S. 2 Mark.

Das geistreich und anregend geschriebene Buch hält, was der Titel besagt. Ja, es bietet noch mehr, indem es die Volkskunde wesentlich bereichert und sie in origineller Weise in den Dienst der Memoirenliteratur allgemeiner Gattung stellt. Das Buch ist lesenswert und wird jedem eine angenehme Stunde bereiten, der es zur Hand nimmt. Sch.

Sunder, M. L. Aus der Obergrafschaft Lingen. Ibbenbürener Sagen und Geschichten. Verlag Bernhard Scholten, Ibbenbüren i. W. 32 S. 8°. Preis kartonniert 0,50 Mk.

Das Werkchen will in schlichter Form wiedergeben, was im Volksmunde dieser Gegend von Generation zu Generation ging, und deshalb werden alle, die für Eigenart und Sagenhaftes der engeren Heimat Teilnahme hegen, die kleinen Geschichten gern lesen; es sind unter dem Mitgeteilten: De Bieckisel (Bachesel), Düwels Lit (Schlucht) un dat glönige Föllen, dat hukende (hockende) Wif, eine Fastnachtsfeier u. a.

Wehrhan.

Uhlmann-Bixterheide, Wilhelm. Westfalenfahrten. I. Zeit- und Wanderbilder aus Mark und Süderland. Dortmund, Koeppensche Buchhandlung (Haus Hornung) 1906. 87 S. gr. 8°. Preis (mit einer Reihe ganzseitiger Lichtbilder) 1.80 Mk.

Mit grosser Freude begrüssen wir hier ein schönes echtes Heimatbuch voll von kräftiger westfälischer Eigenart. Poetische Stimmung ist es, die den Führer, dem wir uns beim Lesen des Buches gerne anschliessen, auf seinen Wanderungen erfüllt und begleitet, aber es ist die herzhafte Poesie der märkischen Heimatliebe, erfüllt von Liebe zum Leben des Volksstammes und seiner Anschauungen, Gebräuche, Sitten und Sagen, die uns der landeskundige Führer aus dem reichen Born seines Volkswissens freudig spendet. Wir wandern von

Hohensyburg aus über Hohenlimburg, Altena, Werdohl, Plettenberg, Neuenrode, Ohle, Attendorn, Olpe, Drolshagen, Bielstein, Grevenbrück, Oedingen, Schmallenberg, Kloster Grafschaft, Nordenau, Winterberg, Silbach, Siedlinghausen, Ramsbeck, Meschede, Arnsberg, Hüsten, Neheim, Kloster Schede, Fröndenberg, Menden und Hemer. Der Verfasser geht gewöhnlich von der Geschichte des Ortes aus und knüpft an sie allerlei interessante, von poetischem Hauch verklärte Stimmungsbilder aus Landschaft, Sage und Volksleben. Möge sich das reizvolle Heimatbüchlein viele Freunde der Heimat und seines Volkslebens gewinnen, sie werden es nicht bereuen. Hoffentlich lässt uns der Verfasser, der auch mit den Bestrebungen unseres Vereins eng verknüpft ist, nicht zu lange auf die Fortsetzungen warten. Wehrhan.

Mühle, Karl. Von nordischer Volkskunst. Beiträge aus Erforschung der volkstümlichen Kunst in Skandinavien, Schleswig-Holstein, in den Küstengebieten der Ost- und Nordsee sowie in Holland. Gesammelte Aufsätze. Berlin 1906. Wilhelm Ernst und Sohn. 252 S. gr. 8°. Mit 366 Textabbildungen. Preis geheftet 5.— M.

Die in vorliegendem vom Verlag hervorragend ausgestatteten Bande gesammelten Aufsätze verschiedener Verfasser sind zum grösseren Teile in der Zeitschrift: „Die Denkmalpflege“ erschienen und behandeln Forschungen auf dem Gebiete des Hausbaues und der häuslichen Einrichtungen alter Zeiten, die mit dem Volksleben eng verwachsen waren und gewissermassen als ein Niederschlag des Volkstums anzusehen sind. Voran stehen die nordischen Länder und das mit Recht; denn in ihnen hat sich alter Brauch und alte Sitte am längsten und reinsten erhalten, weil die Länder vom Römertum unbeeinflusst blieben und auch dem Christentum sich erst einige Jahrhunderte später öffneten als die südlichen germanischen Länder. Dazu kommt noch, dass die die Ost-und Nordsee umgürtenden Landschaften schon zur Zeit der Völkerwanderung in hoher wirtschaftlicher Blüte standen, auch schon einen regen kulturellen Wechselverkehr pflegten, wodurch vielfach verwandte Bauformen und ähn-

liche Lösungen gleicher Kulturformen anzutreffen sind. Die einzelnen Landschaften sind in den Aufsätzen des vorliegenden Werkes nicht immer gleichmässig und erschöpfend behandelt worden, aber gerade das Charakteristische und Anziehendste ist mit glücklicher Hand gewählt und durch vorzüglichen Bilderschmuck veranschaulicht. Wir nennen nur einiges aus dem reichen Inhalt: „Skandinavische Holzbauten der Vergangenheit — Die deutschen Kaufhöfe an der Tyskebryggen in Bergen — Reste alter Holzbaukunst aus Hinterpommern und Bornholm — Frühmittelalterliche Formen am heimischen Hausgerät — Ländliches Hausgerät — Grabdenkmäler auf dem Kirchhofe in Prerow — Das Rathaus in Marienburg — Die Schutzholzkirchen Westpreusens — Vierländer Kratzputz — Streifzüge durch Altholland.“ Freunde der Volkskunde und insonderheit der Volkskunst werden grossen Genuss an dem Studium des Buches haben. Wehrhan.

Freybe, A., Grabschriften für den christlichen Friedhof in Wort, Spruch und Lied. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1907. IV und 134 S. gr. 8°. 2.— Mk., geb. 2.60 Mk.

Das Werk ist für die christliche Familie bestimmt und enthält innerhalb der dadurch gezogenen Grenzen zuerst geschichtlich denkwürdige Grabschriften aus allen Zeiten der Kirche, dann 328 Bibelworte und endlich 736 Strophen aus der volkstümlichen und kirchlichen Dichtung, darunter auch einige mundartliche. Trotz seines durch die Zweckbestimmung gezogenen Rahmens lässt das Werk einen tiefen Blick in das Volksgemüt schwerer Tage tun. Wehrhan.

Halbach, Fritz, Romerike Berge. Gedichte. Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttefien, Elberfeld 1906. 84 S. 8°. Preis brosch. 1.50 Mk., geb. 2.— Mk.

Ein schlichtes, aber ansprechendes Büchlein, das um so mehr begrüsst werden kann, weil es auch die Liebe zur Heimat und seiner Eigenart pflegen will. Der Freund der

Volkskunde wird bei einer Reihe dichterisch glücklich behandelter Sagen gern verweilen. Wehrhan.

Hennings, Karl, Sagen und Erzählungen, Volkskunde und Kulturgeschichtliches aus dem hannoverschen Wendlande. Herausgegeben und erweitert von Carl Th. Hennings. Selbstverlag. Lüchow 1906. 157 S. 8°.

Das Wendland hat für den Folkloristen immer eine besondere Bedeutung gehabt, haben doch seine Bewohner inmitten anderer Volksstämme treu ihre uralten Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten bis auf den heutigen Tag bewahrt. Hennings gibt uns nun im 1. Teile charakteristische Sagen und Erzählungen seiner Heimat, die öfter etwas lang ausgesponnen sind, und im 2. Teile reiche Mitteilungen über Sprache und Volkstrachten, Bauart der Dörfer und Wohnhäuser, Sitten und Gebräuche bei Festlichkeiten, Aberglauben u. a.
Wehrhan.

Leithaeuser, Julius, Volkstümliches aus dem Bergischen Lande. I. Tiernamen im Volksmunde. II. Teil, Barmen 1907. S. 25—43 und I—XI. 8°. Preis 0.50 Mk. Zu beziehen durch den Verfasser oder durch die Lehrerbibliothek des Realgymnasiums Barmen (Sedanstrasse).

Der zweite Teil der Sammlung von Tiernamen reiht sich dem ersten[1]) würdig an. Er enthält die Namen Mönchsgrasmücke bis Zuckergast, einen Nachtrag zum ersten Teil und ein sehr erwünschtes Inhaltsverzeichnis am Schluss. Wir wünschen wiederholt der schönen Zusammenstellung viele Freunde und weite Verbreitung. Wehrhan.

---

## Hauptversammlung des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde in Münster am 7. Juli 1907.

Die Versammlung wurde mittags 12 Uhr vom 1. Vorsitzenden, Prof. Sartori, mit der Verlesung des Jahresberichtes

[1]) Vgl. diese Zeitschrift III 1906 S. 172.

eröffnet. Der Verein zählt jetzt 610 Mitglieder (darunter 4 lebenslängliche und 49 körperschaftliche). Eine zu Beginn dieses Jahres an eine Anzahl von Universitäts- und Schulbibliotheken ergangene Aufforderung zum Beitritt ist nicht ohne Erfolg geblieben. Die Bibliothek hat durch Schriftenaustausch und Besprechungsexemplare einen erheblichen Zuwachs erfahren, doch fehlt es leider einstweilen an Raum, um sie angemessen unterzubringen. Die von Herrn Grüttefien erstattete Kassenrechnung schliesst ab mit einer Einnahme von 2308,85 Mk. und einer Ausgabe von 2104,51 Mk. Es bleibt mithin ein Überschuss von 204,34 Mk. Die Rechnung ist von den Herren Prümer und Lemberg geprüft und richtig befunden worden. Dem Kassenführer wird Entlastung und Dank ausgesprochen. — Die bisherigen Mitglieder des Vorstandes werden wiedergewählt, neu hinzu Herr Lehrer Jäger in Elberfeld. — Die nächste Hauptversammlung soll in der ersten Julihälfte 1908 in Düsseldorf stattfinden. — Herr Wehrhan erstattete dann eingehenden Bericht über die von ihm in Angriff genommene und erfreulich geförderte „Bibliographie der rheinischen und westfälischen Volkskunde“. Es wird allseitig dringend gewünscht, dass sich bald Mittel finden mögen, um dieses wichtige Hilfsmittel durch den Druck allgemein zugänglich zu machen. — Schliesslich hielt noch Prof. Sartori einen kurzen Vortrag über „Knabenkämpfe in Westfalen“ und forderte zur Sammlung einschlägigen Materials (mit genauer Angabe von Zeit, Ort und Teilnehmern solcher Kämpfe und von etwaigen herausfordernden Reden und Versen) auf. — Schluss der Versammlung um 2 Uhr.

Der Vorstand besteht jetzt aus folgenden Mitgliedern:

| | |
|---|---|
| Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystrasse 29<br>Univ.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn, Königstr. 32 | Vorsitzende. |
| O. Schell, Lehrer und Bibliothekar des Bergischen Geschichtsvereins, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31<br>K. Wehrhan, Mittelschullehrer, Frankfurt a. M., Günthersburgallee 76[I] | Schriftführer |

O. Grüttefien, Elberfeld, Herzogstr. 33, Kassierer.

| | |
|---|---|
| Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W.<br>Univers.-Prof. Dr. J. Franck, Bonn<br>Lehrer Jäger, Elberfeld<br>Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W.<br>Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Bonn<br>Reg.- u. Baurat v. Pelzer-Berensberg, Arnsberg<br>Schriftsteller K. Prümer, Münster i. W.<br>Rektor C. Rademacher, Köln<br>Oberlehrer Dr. Treuse, Rheydt<br>Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld<br>Oberlehrer Dr. Wrede, Köln | Beisitzer. |

Der Verein steht im Schriftenaustausch mit:

1. Egerland, Eger.
2. Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, Breslau.
3. Sächsischer Verein für Volkskunde, Leipzig.
4. Hessischer Verein für Volkskunde, Giessen.
5. Verein für Schweizerische Volkskunde, Basel.
6. Deutscher Volksgesangverein, Wien.
7. Heidelberger Jahrbücher, Heidelberg.
8. Warendorfer Blätter für Heimatskunde.
9. Oberhessischer Geschichtsverein, Giessen.
10. Blätter für Bayerische Volkskunde, Würzburg.
11. Verein für hessische Geschichte und Landeskunde, Kassel.
12. Diözesanarchiv von Schwaben, Ravensburg (Württemb.).
13. Niedersachsen, Bremen.
14. Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde in Schwerin i. M.
15. Deutsche Volkskunde im östl. Böhmen, Braunau.
16. Blätter des Schwäbischen Albvereins, Tübingen.
17. Deutscher Böhmerwaldklub, Budweis (Böhmen).
18. Verein für Badische Volkskunde, Freiburg i. B.
19. Westpreussischer Geschichtsvereins in Danzig.
20. Verein für Geschichte der Deutchen in Böhmen, Prag.
21. Verein für ostniederländische Volkskunde, Utrecht.
22. Verein für österreichische Volkskunde, Wien.
23. Korrespondenzblatt des Vereins für Siebenbürgische Volkskunde, Gross-Schenck i. S.

24. Société belge de Folklore, Woluwe (Brabant).
25. Gesellschaft für jüdische Volkskunde, Wien.
26. Hessenland, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur.
27. „Sauerländischer Gebirgsbote“ u. „Tourist“, Frankfurt a.M.
28. Zeitschrift für deutsche Mundarten, Ettlingen (Baden).
29. Koninckliјke vlaamsche Academie voor Taal en Letterkunde, Gent.
30. Bayerischer Verein für Volkskunst und Volkskunde, München.
31. „Zbornik“, Agram.
32. Société Neuchâteloise de Géographie à Neuchâtel (Suisse).
33. „Národopisný Vestník“, Monatsschrift des cechoslavischen ethnographischen Museums in Prag.
34. „Smithsonian Institution“ und „National Museum“ in Washington.
35. Svenska Landsmål ock Svenskt Folklif, Stockholm.
36. Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, Wiesbaden.
37. Verein für Heimatkunst und Heimatsschutz, Kaufbeuren (Bayern).
38. Société Liégoise de Littérature Wallone, Lüttich.
39. Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde, Prag.
40. Das Land. Organ des deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege. Zugleich für die sozialen und volkstümlichen Angelegenheiten auf dem Lande.
41. Braunschweigisches Magazin und Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig.
42. Hannoverland. Zeitschrift für Geschichte und Volkskunde in Hannover.
43. Hannoversche Geschichtsblätter, Hannover.
44. Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg-Schwerin.
45. Jahrbuch und Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung in Hamburg.
46. Jahrbuch des städtischen Museums für Völkerkunde in Leipzig.

---

Buchdruckerei A. Martini & Grüttefien, Elberfeld.

# Zeitschrift
des Vereins für
# rheinische und westfälische Volkskunde.

4. Jahrgang. 1907. Viertes Heft.

## Aus dem Zunftleben.

Von **Dr. B. Hüser.**

Die Ämter (Gilden, Zünfte) zu Warburg sind älter als die ihnen ausgestellten Amtsbriefe von 1436.

In dem „grossen Briefe", der Urkunde über die Vereinigung der Alt- und Neustadt, die in diesem Jahre stattfand, heisst es: „Der zeitige Rat soll einer jeglichen Gilde einen besiegelten Brief geben, was ihre alte „Willkür" sei, dass sie sich darnach richten mögen in ihrem Amte „so dat eyn kopman scal eyn kopman syn, eyn wullenwewer eyn wullenwewer, eyn loer (= Gerber) eyn loer, eyn becker eyn becker, eyn korsenwerte (= Kürschner) eyn korsenwert, eyn smeed eyn smeed, eyn schomeker eyn schomeker, eyn lynenwewer eyn lynenwewer, eyn sneder eyn sneder, eyn knokenhower (= Metzger) eyn knokenhower und so des gelik alle ampte in erer gilde". Der Amtsbrief der Bäcker, mit deren Gilde sich diese Abhandlung befassen soll, wurde dieser Zusicherung entsprechend nebst anderen noch in demselben Jahre ausgestellt und leitet damit ein: „dass Bürgermeister und Rat beider Städt mit Willen und Vollmacht der alten Herrn (d. h. des alten Rates) und der ganzen Gemeinheit beider Städte Wartberg dem Amte des Bäckerwerkes beider Städte Wartberg die nachstehenden wonde (= Gewohnheiten) und wylkore bewilliget und bestätiget haben, bewilligen und bestätigen".

Die Urkunde ist auf Pergament geschrieben; da das grosse Insiegel, das nach dem Schlusssatze angehängt werden soll, fehlt, wird sie auf der Aussenseite mit Recht als Kopie bezeichnet. — Ein zweiter Amtsbrief, von 1463, bezeichnet

gleichfalls seinen Inhalt als Bestätigung und Bewilligung alter Gewohnheiten und Willküren. Sie ist in drei Abschriften aus verschiedenen Zeiten auf Papier erhalten. Die „articull“, welche im Jahre 1558 die Amtsmeister des Backamtes in beiden Städten Warburg aufgestellt haben, machen, wie sie vorliegen, den Eindruck eines unvollständigen Entwurfes. Sie finden sich wieder — zum grössten Teile wörtlich — in „Ordnung und Statuta des Backamtes beider Städte Warburg“, die sämtliche Amtsmeister im Jahre 1604, wie es in der Einleitung heisst, „revidiert, verbessert und vermehrt haben“. Auf den Schlusssatz: „Geschehen im Jahre nach Christi, unsers lieben Herrn und Heilands Geburt sechzehnhundert vier“ folgen die Unterschriften der Meister. In einem zweiten Exemplare ist obigem Schlusssatze noch hinzugefügt . . . „aber Anno 1691 wiederumb renovirt“, — und statt der Unterschriften folgt die Bestätigung des Rates, die aber erst vom 26. Februar 1701 datiert ist. — „Beyder Städten Warburg löbliegen undt ehrbahren Backambts geschehene und vereinbahrte Additional-Articuln“ sind aus dem Jahre 1737 und durch Namensunterschriften beglaubigt. Die angeführten Schriftstücke gehören sämtlich dem hiesigen städtischen Archive an. —

Die Gilden standen wohl ausnahmslos in ihrem Ursprunge mit kirchlichen Einrichtungen in Verbindung. Diesen Zusammenhang zeigt auch die Warburger Bäckerinnung bei der Aufnahme in den Geldzahlungen an St. Johannes in der Neustadt und an „unsere liebe Frau“ in der Altstadt, sowie in der Lieferung bestimmter Pfunde Wachs an das Amt zum Zwecke der Kirchenlichter. Das Genauere darüber später. Eine Verpflichtung zur Teilnahme an kirchlichen Feierlichkeiten ist in die vorhandenen Statuten nicht aufgenommen. Aber die „Ausgabe wegen eines ehrbaren Backamtes in Ao. 1700“ beginnt mit folgenden Posten: „Auf Corpus Christi (= Fronleichnam) dem Küster geben wegen des „stapelß geben“ 1 Sch. (stapel = Wachsstock, Kerze; Lübben, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch), vor „die Lichtragers“ 6 Sch.“ Es lag demnach wohl die Begleitung der Prozession am erwähnten Tage dem Bäckeramte ob. In derselben Rechnung

aber ohne genauere Angabe, steht „Vor die Vigilie: 9 Sch.“ Die Beteiligung an „der Begräbnis, wann ein oder ander Mitglied, es sei Bruder oder Schwester, ein erwachsener Sohn oder eine erwachsene Tochter unseres Amtes von dem allmächtigen Gott durch den Tod aus diesem Zeitlichen ins Ewige abgefordert würde“ ist in art. 2 der Additional-Artikel ausdrücklich unter Androhung von Strafen zur Pflicht gemacht und zwar, weil in der vorhergehenden Zeit „so nicht Rühmens sondern Schämenswert“, in „der Begleitung, Tragung des Leichs und der Amtslichter sich viele säumig gezeigt“. Diejenigen, die nach geschehener Ankündigung durch den Amtsknecht ohne triftige Entschuldigung ausbleiben, sollen 7 Sch. ans Amt zahlen und zwar dergestalt, „dass die Nachlässigen oder ohne erhebliche Ursache Ausbleibenden des Neustädter Backamts von denen Altstädter, und des Altstädter Backamts von denen Neustädter die obgesetzte Straf zu erheben und einzufordern haben sollen“. Im Verhinderungsfalle soll derjenige, der zur „Leichtragung“ durch den Amtsknecht aufgefordert worden, einen Vertreter stellen, damit „alles amtsmässig zugehen möge, und zwar bei obgemeldeter Straf, so ohnnachlässig sein soll ad sieben Schillinge“.

1558 (als Entwurf bezeichnet) besagt in Art. 3 über die Annahme der Lehrlinge „dass kein Meister fortan einen Lehrknecht annehmen soll, er tue es denn mit Wissen und Willen des ganzen Amtes. Er soll ihn zwei Jahre ganz in seinem Hause und in Kost haben, wie in allen andern Ämtern gebräuchlich, der alte Gebrauch vollständig abgestellt sein“. (Worin dieser bestand, ist nicht ersichtlich.) „Nachdem er Lehrknecht des Amtes geworden, solle er vier ℔ geben, er lerne auf der Neustadt oder der Altstadt.“ Hinzugefügt wird: „Gleich auch soll es mit dem Amtgelde“ (hiervon wird später mehr die Rede sein) „nämlich den zehn Goldgulden gehalten werden. Er gewinne das Amt auf der Neustadt oder in der Altstadt, soll es gleich dem Amte in beiden Städten verteilt werden, darmit der alte Gebrauch abgeschnitten.“ (Von diesem ist gleichfalls nichts bekannt.)

Nach der Ordnung von 1604/91 art. 3 soll der Meister seine Absicht, einen Lehrknecht anzunehmen, dem ganzen

Amte anzeigen und „denselbigen Knecht“ im Beisein „Alt- und Neustädter Amtsdekan“ annehmen. Neben den vier ₰, die er als Lehrgeld dem Amte in beiden Städten zu zahlen hat, muss er einen „Teckßkäße“ (= Käse von der Insel Texter bei Amsterdam. Vgl. Lübben unter dexterkäse) geben von „einem Marck“. Der Käse soll aber dem Amte allein „in welcher Stadt er lernt“, zugute kommen. Dieser Käse musste wohl damals als grosse Delikatesse gelten. In einer städtischen Rechnung von 1527 finde ich, dass bei Gelegenheit eines Besuches des Bischofs in Bürgermeisters Segerts Haus, „wo er thor herberge was“, ein Textkäse von $3\frac{1}{2}$ ℔ à 7 ₰ geholt worden.

Zur Vermeidung fernerer Missverständnisse und Irrungen. die sich der Lehrjungen wegen, wie es in den Additional-Artikeln art. 1 heisst, zugetragen, soll der betr. Amtsbruder und Meister sofort, nachdem er den Jungen nach vierzehntägiger Probe aufgedungen und von diesem in die Amtslade vier ₰ gezahlt worden, den beiden zeitigen Amtsdechanten beider Städte jeglichem zwei ₰, solche dem Amte zu berechnen, zustellen ..... „was die 14 Schillinge anlangt, so gehören sie dem, allwo der Junge lernt und aufgedungen“. Sind diese 14 Sch. etwa an Stelle des Texter Käses getreten?

War der Lehrknecht „losgesprochen“, so begannen für ihn die Wanderjahre. Diese waren auch in Satzungen hiesiger Bäckergilde, die nicht mehr vorliegen, ausdrücklich angeordnet, wurden aber im Laufe der Zeit nicht mehr immer gehalten. Ein mit dem städtischen Insiegel versehener und vom Secretarius ex mdto (mandato) Magistratus unterschriebener Brief an das Bäckeramt von 1775 beginnt also: „Wir Bürgermeister und Rath der städten Warburg fügen hiermit unßerem Ehrsamen Beckeramte kundt und zu wißen, waßgestalten wir Zeit (= seit) geraumen Jahren her mißfälligst vernommen haben, daß gedachtes Beckeramt ohne Vorwißen und Bewilligung unser, Bürgermeiser und Rath, auch den eigenen Amts Articulen zuwider verschiedene eben aus der Lehre gekommene und nur eine gar kurtze Zeit alß gesellen gestandene Junge leute zu würcklichen amtsmeistern auf- und angenommen haben.“ Von den Vorfahren gottseligen An-

denkens sei in den den Ämtern erteilten Artikeln ganz löblich, vernunftmässig und sorgfältig vorbehalten worden, dass niemand eher zum Meister angenommen werden solle, es sei denn, dass derselbe zuvor gewisse Reisejahre in fremden Landen zunftmässig verrichtet und also sich bei andern Meistern versucht habe Bürgermeister und Rat wollten diesen so schönen, den Ämtern und der Stadt Ehre und Reputation machenden Gebrauch auf alle mögliche Art beibehalten wissen. „Solchem nach setzen, ordnen und befehlen wir gedachtem Beckeramte hiermit wohlernstlich und bey willkührigen Strafe, Niemandten, er seye eines Meisters oder eines frembden sohn, Ehender zum Meister zuzulassen, biß dahin derselbe in der frembde außerhalb des Landes die bey dem Amte hergebrachte Reiße-Jahre in seiner profession Ehrlich, getreu und zunftmäßig zugebracht und hierüber bey seiner wiederkunfft dem amte die gehörige Kundtschafts-Briefe Vorgezeigt habe.“ ... Vorkommendenfalls „behalten sich Bürgermeister und Rath die Milderung oder Dispensation lediglich allein bevor, und wird gedachtes Beckeramt dem Ausspruch vom Magistrat gehorsambst nachzuleben und sich zu accomodiren pflichtschuldigst angewießen.“ ......

Was zur Gewinnung des Bäckeramts nach damaliger Anschauung an erster Stelle und unbedingt notwendig war, bringt der älteste Amtsbrief der Bäcker (1436) auch an erster Stelle: „Niemand soll in ihr (der Bäcker) Werk, er sei denn zuvor Bürger zu Wartberg und bringe bei mit Kundschaft (= Zeugen) oder mit Siegel und Brief, daß er sei echt und recht und niemandem eigen (= hörig) und von gutem Rufe, Frau und Mann“ Erst nach Anführung anderer Erfordernisse verlangt der Amtsbrief von 1463: „Derselb Bäcker, der so (d. h. nachdem er den genannten Forderungen genügt hat) das Werk (= die Ausübung des Handwerkes) gewinnt, soll sein echt und recht und niemandem eigen.“

„So ein Fremder“, heisst es 1604/1691 art. 1 in inhaltlicher Übereinstimmung mit 1558 „in das Bäckeramt sich zu begeben willens wäre, der soll allererst und zuvor ein Bürger zu Warburg sein, ehe und zuvor denn ihm das Amt gestattet oder conferirt wäre, seine Urkunde und seinen Lehrbrief,

wo und welcher Orten auch bei welchem Meister und das (= zwar) redlich und vollkommen gelernt, darneben einen Geburts- und Freibrief, daß er ehrlich, recht und frei geboren, niemanden mit Eigenschaft verstricket, auch sonsten eines guten Herkommens, Namens und Rufes sei, auflegen." Bezüglich der Frau verlangt 1604/91 ausdrücklich in art. 5: „So ein Amtsbruder seine Frau ins Amt bringen will, die fremd, soll sie ihren gebührlichen Frei- und ehrlichen Geburtsbrief auflegen."

Das Bürgerrecht schloss die Wehrpflicht und die Verbindlichkeit zur Hilfeleistung in Gefahren in sich. Die vorgenannten Ordnungen heben es noch besonders hervor und zwar 1604/91 art. 2 mit folgenden Worten: „Es soll auch niemand, er sei wer er wolle, zum Amte zugelassen werden, er habe denn zuvor einen ledernen Eimer vorgezeiget, auch mit seiner Rüstung, mit Harnisch und Gewehr, darauf ihn ein Amt nach Gelegenheit seiner Person setzen wird, dermaßen bestellt (sei), daß er unserem gnädigsten Fürsten und Herrn, einem ehrbaren Rate, seinen Nachbarn, Amtsbrüdern und Mitbürgern zu Feld, Feind u. Feuer (das doch Gott gnädig verhüten wolle) dienen möge." Die Übernahme dieser Verpflichtungen bildete einen Teil des Bürgereides, und da die „Feuers- und Feindesnöten" durch besondere Glocken angekündigt wurden, so war, wie es in der Warburger Bauersprache heisst, der „Glockenschlag dem Bürgereide einverleibt". Bekanntlich stand die kriegerische Tüchtigkeit der Städte im Mittelalter mit den Zünften in engster Verbindung, und diese spielten in den innerlichen Kämpfen derselben eine bedeutende Rolle. Wir sehen, dass ihr Recht soweit ging, auch jedem, um in der Sprache der Jetztzeit zu reden, die Waffengattung anzuweisen, bei der er zu dienen hatte.

Da der Nachweis der ehrlichen Geburt die notwendige Bedingung zur Gewinnung des Bürgerrechtes und des Amtes war, so ist nicht zu verwundern, dass ihre Beurkundung in der förmlichsten und feierlichsten Weise erfolgte. Nach einem über einen solchen Akt im Jahre 1698 aufgesetzten Protokolle erschien der ehrsame Johann Kremper, Bürger und Schreiner zu Warburg, vor Bürgermeister und

Rat in „sitzendem Rat, um anzuzeigen, dass von seinen Söhnen einer das Bäckerhandwerk zu Hamburg erlernen wolle, der andere, der das Schneiderhandwerk zünftig erlernt, als „ein Geselle“ bei einem Meister allda arbeite, ihrer ehrlichen Geburt und ehrlichen Herkommens glaubwürdiges Zeugnis nötig hätten. „Er stellte daher vor uns den ehrsamen Winand Schubb und Berend Kösters, beide unsere Mitbürger, betagte, zeugwürdige Männer, mit dienstlicher Bitte, dieselben zusammen und jeden besonders über seiner Söhne Geburt und Herkommen zu befragen und ihm solcher Kundschaft in glaubwürdiger Form beständig Beweistum mitzuteilen. Da wir nun solche ziemliche Bitte nicht abschlagen konnten und darauf vorbenannt zwei zeugbare Personen fleißig vernommen, so haben dieselben nach abgeschworenem leiblichem Eide zu Gott und auf sein heiliges Evangelium öffentlich bezeugt und beteuert, daß obgenannte Gebrüder Heinrich und Andreas Kremper von obgenanntem Johann Kremper, Bürger und Schreiner hierselbst, ihrem leiblichen Vater, und Gertrud Hillekenbracht, ihrer natürlichen Mutter, alhier zu Warburg aus einem ehrlichen Stande und einem unbefleckten Ehebette echt und recht erzeugt und geboren, und wären deren Großeltern gewesen: väterlicher Seite Hermann Kremper, zeitlebens gewesener Bürger und Schreiner allhier, und Katharina Stahderman, von Mutter Seite aber Johann Hillekenbracht und Anna Meyers, alle echt und recht, guter teutscher und freier Geburt, niemanden leibeigen, noch sonst eines tadelhaften Geschlechts, welches man in ehrlicher Bürgerschaft, Ambten und Zünften zu verwerfen pflegt, also daß mehr besagt etc. von ihren Eltern und Großeltern beiderseits des ehrlichen Herkommens (sind) und gebürt, daß sie nicht allein um ehrliche Handwerke zu erlernen zugelassen und aufgedungen zu werden und als Geselle zu arbeiten, sondern auch in ehrliche Bürgerschaft aufgenommen zu werden und andere ehrliche Zünfte [1]), und Gilden zu besitzen wohl würdig und tauglich seien.“ Es ergeht demnach an alle das Ersuchen, den p. p. alle mögliche Beförderung zu allem Guten zu tun. „In Ur-

[1]) Vom ehrlichen Herkommen und ehrlichen Handwerke wird später mehr gesagt werden.

kund der Wahrheit haben wir auf fleißiges Ersuchen und Bitte obg. Joh. Krempers unser gewöhnliches großes Stadtsiegel an diesen Brief hängen und durch unser Secretarium unterschreiben lassen "

Mit dem Nachweise der ehrlichen Geburt und mit der Zugehörigkeit zur Bürgerschaft ist es indes nicht genug. „Wer also ist, (nämlich echt und recht unde nemandes eghen unde von gudem gerochte) gewinnt er ihr Werk, so daß er ihr Mitwerkman wird, und denket sich vom Backwerke zu ernähren und zu wohnen auf der Neustadt, der soll geben St. Johannes daselbst eine halbe Mark Wartbergischer Währung, der aber in der Altstadt zu wohnen und dort das Werk auszuüben gedenkt, der soll uns, dem zeitigen Rat, die halbe Mark geben, und ferner sollen sie ihrem Werke und Amte geben für einen „dinst" (dênst, bes. der Schmaus beim Antritte eines Amtes, Lübben Wb.,) vierthalbe Mark der vorgenannten Währung, zwei Schillinge zu den pellelen[2]), zwei Schill. zu den Kannen, zwei Schill. zu Weinkauf und ein Pfund Wachs zu den Lichtern. — Söhne und Töchter von Werkgenossen haben jeder ein halbes Werk, die andere Hälfte soll jeder gewinnen mit der Hälfte der Geldsumme und des Wachses (1436)" „Wer das Bäckerwerk gewinnt, gibt den Bäckern drei M. und ein Pfund Wachs zu ihren Lichtern und zwei Sch. zu Pellelen und zu Kannen, und gewinnt er es auf der Neustadt, so gibt er St. Johannes eine halbe M., gewinnt er es aber auf der Altstadt, so gibt er unserer lieben Frau die halbe M. Die Söhne und auch die Töchter der Bäcker haben das Werk halb und geben für die andere Hälfte den Bäckern 18 Sch. (eine M. = 12 Sch., 18 Sch. also = die Hälfte von 3 M.), zwei Sch. zu Pellelen und Kannen, ein Pfd. Wachs zu den Lichtern und unsrer lieben Frau oder St. Johannes drei Sch." (1463). —

[2]) Lübben unter „pellel": „ein kostbarer (bes. roter) Seidenstoff; urspr. zum Staats- oder Kirchengewand gebraucht, dann auch als Bahrtuch bei Leichenbegängnissen". Vgl. Schrader, ahd. Wb. unter „phellol" und Diez unter „palio". Letzterer gibt als Bedeutung an: Überkleid, Teppich, Baldachin, zunächst der hierzu verwandte Baumwollen- oder Seidenstoff. Stammwort des „pellel" ist „palliolum".

„Sofern aus solchen brieflichen Dokumenten, (nämlich über ehrliche Geburt usw.) dass er (nämlich der Fremde) des Amtes würdig ist, erkannt werden kann, soll er dem Amte zehn vollwichtige rheinische Goldgulden, eine M. Warburgischer Währung zu Behuf der Pellen [3]) und Lichter, darzu 6 Pf. verwirktes (= verarbeitetes) Zinn an Kannen, Becken und anderen Gefäßen, welche dem Amte bequem wären, darneben 6 Pf. Wachs zu Kirchenlicht geben und entrichten; überdies alles soll er auch dem ganzen Amte aus beiden Städten Warburg und denjenigen, so ein Amt nach altem Gebrauch darzu fordern lassen, eine unsträfliche Kost tun mit zwei Faß guten Biers, oder so das nicht genug wäre, die Amtsbrüder auch Lust hätten zu trinken, dasselbe verbessern. Indes will ein Amt die Kost oder Geld dafür zu nehmen sich fortan vorbehalten." (1604/91 art. 1 und mit unbedeutenden Abweichungen und Auslassung des letzten Satzes in 1558.)

„Ob einer so eines Amtsmeisters Sohn, allhier zu Warburg erzogen und geboren, das Amt begehrt, soll er zunächst des Lehrgeldes, insofern er bei seinem Vater gelernt hätte, enthoben und frei sein, doch daß ihm sein Vater die Lehre geheischet (d. h. die Erlaubnis nachgesucht) hätte, würde er aber bei einem anderen lernen, soll er dem Amte einen Taler zu Lehrgeld und sodann ehe und zuvor er das Amt auf seine eigene Hand ausüben mag, drei M. Warburger Währung zum Amtsgelde, zwei M. für die Kost (d. h. das Antrittsessen) sechs Sch. zu Pellen und Lichtern, drei Pf. gewirktes Zinn, wie oben steht, und noch ein Pf. Wachs geben, darmit dann im Beisein des ganzen Amtes in beiden Städten zugelassen werden" (1604/1691 art. 4 und inhaltlich ebenso 1558 mit Auslassung des Satzes „doch daß ihm sein Vater die Lehre geheischet hätte"). Abweichend von dem Schlußsatze dieses Artikels schließt 1604/91, art. 2 und der entsprechende Paragraph 1558: „Auch soll er zum Amte nicht gestattet werden, so er keines Amtsbruders Sohn ist, es gescheche denn mit des ganzen Amts aus beiden Städten

---

[3]) pelle ist von Lübben im Wb. mit einem Fragezeichen versehen.

Vorwissen, Consens und Bewilligung". — Eine fremde Frau, die ein Amtsbruder ins Amt bringen will, soll nach 1604/91 art. 5 nicht nur, wie bereits erwähnt, ihren gebürlichen „frei- und ehrlichen Geburtsbrief" auflegen, sondern auch „dem Amte eine halbe M. zum Eingang geben, auch den Frauen ihre Gebürnis in die Küchen, wie altgebräuchlich".

Die Töchter von Amtsmeistern haben nach vorher angeführten Bestimmungen von selbst die Hälfte des Amts. Daher die weitere Bestimmung: „Begebe sich, daß einer, der keines Amtsbruders Sohn, an eines Amtsbruders Tochter sich verheiraten würde, hat er darauf das Amt halb zu genießen, soll aber, bevor ihm die Vollkommenheit des Amtes mitgeteilet wird, dasselbe zum halben Teil mit fünf Goldgulden gewinnen und eine halbe Kost tuen, wofür jedoch ein Amt Geld zu nehmen sich vorbehält. Mit dem Zinn und Wachs soll es gehalten werden, wie oben erwähnt ist, und dies soll einem jeden Amte, in welcher Stadt die Amtsgewinnung geschieht, allein anheimfallen. Da auch ein solcher Amtsbruder sein Amt auszuüben willens ist, soll er zuvor in die Lehre sich begeben und die allerdings (= gänzlich) aufrichtig und vollkommen aushalten". (1604/91 art. 6, und 1558 mit Ausschluss des letzten Satzes.)

Die Bevorzugung der Söhne von Amtsbrüdern tritt recht deutlich noch in folgenden Satzungen hervor: „Wenn ein Fremder oder, so im Amte nicht geboren, jedoch laut seiner Briefe und Urkunde, die er zuvor, wie oben gesagt, beibringen soll, ausgelernt hätte, das Amt begehrte, der soll es eigentlich (= genau) auf Fronleichnamstag bei scheinender Sonne bitten, begehren und erlangen, falls er aber den Tag vorbeigehen ließe, soll er in dem Jahre nicht bis wiederum auf den jetzt angezeigten Tag darzu gestattet oder zugelassen werden, auch mit keiner anderen Gestalt (= Weise), Maße, condition und Begnadung als hiervor Meldung geschehen ist. Eines Amtsmeisters Sohn aber soll zwei Tage im Jahr nämlich Fronleichnam und Michaelis archangeli Tag das Amt zu fordern erlaubt sein" (1604/91 art. 7 und 1558 fast gleichlautend.) 1604/91 art. 8 will, daß unter Abstellung bisherigen Brauches kein Fremder, der zuvor ein anderes Handwerk

gelernt und getrieben, zu dem Amte gelassen oder angenommen werde. „Eines Amtsbruders Sohn aber soll hiervon eximirt und nicht gemeint sein“. Eben daselbst wird auch vorgesehen, „daß keiner, der sich in den Stand der Ehe begeben, das Amt nicht gelernet, aber Lust darzu hätte, zu der Lehre, vielweniger zum Amte angenommen werde“.

Nach dem Amtsbriefe von 1436 kann ein Bäcker, der von Warburg verzieht oder in einem Jahre nicht bäckt, sein Werk für jedes Jahr bewahren durch Zahlung eines Pfennigs. Wer aber den Pfennig für sein Jahrgeld zu geben versäumt, „hat sein Werk verloren, und will er es wieder haben, muss er es von neuem gewinnen“. 1604/91 c. 23 bestimmt: „Wenn ein Amtsbruder verfiele (mit Tod abginge) und Kinder hinterliesse, die sollen alle und jedes Jahr auf corporis Christi jeglicher einen Jahrpfennig dem Amte erlegen und seine Gerechtigkeit am Amte darmit verwahren, sonst deren beraubt sein, es sei denn, dass er aus erheblichen Ursachen daran verhindert wäre“.

Über die unbefugte Ausübung des Handwerkes bestimmt der Amtsbrief von 1436: „Wer kein Werkgenosse ist und in ihr Werk eingreift (tastet), soll es dem Werke büssen (vorbeteren) mit der Summe, womit man das Werk gewinnt oder nach des Werkes Gnade“.

Des Antrittschmauses, der zur Gewinnung des Amtes gehörte, ist mehrfach im vorhergehenden gedacht. Auch im übrigen bilden Zusammenkünfte Gegenstand der Statuten und waren mit Schmausen und Trinken verbunden. Die Teilnahme war verbindlich. „So einer zu des Amtes „Sambtkunft“ gefordert wird und aber aus Ungehorsam ohne ehrhafte Ursache ausbliebe, der soll dem Amte ohne Mittel (= ohne weiteres) und Nachlass mit einem M. Bruche verfallen und gleichwohl des Kostgeldes nicht verlassen sein“ (1604/91 art. 9 und 1558 ähnlich). „Da ein Amt ihre Frauen auf Samtzehrung fordern ließe, welche als dann auf bestimmte Stunde ohne Hinderung nicht erscheinen würde, soll mit einem halben Pf. Butter verfallen sein“ (1604/91 art. 13). Was die Vorbereitungen zu den gemeinschaftlichen Gelagen betrifft, so sollen „auf die Samtzehrung die vier Amtsdechanten Bier, Kost und andere

Notdurft vierzehn Tage zuvor zu des Amtes Besten einkaufen, die Lichtträger aber das Bier einschieben bei Pön eines Pf. Butter für den, der hierin säumig und ungehorsam würde sein". (1604/91 art. 14). „Die beiden Amtsdechantenfrauen in jeder Stadt sollen mit Hilfe des Amtsknechtes bei Pön eines Pf. Butter die Lichter machen". (1604/91 art. 15).

1604/91 art. 10 und 12 handeln in wesentlicher Übereinstimmung mit 1558 von dem Vorhalten bei den Zusammenkünften. „Auf des Amtes conventionen und Gesellschaften soll ein jeder fromm, züchtig und ehrbar (fromm, fröhlich, tugendreich und hövisch [hüppich] heißt es in 1558) mit Worten und Werken sich erzeigen und nicht böse Unlust, Pochen oder „Schnärchen" (snarken = schnaufen, wie es der Zornige, Hochmütige, Prahler tut. Lübben) anstiften. Im Falle aber jemand alle Zucht und Ehrbarkeit hintan in Vergessenheit stellte, einen anderen, von dem er „aufgehohlet"[4]) wäre [innmaßen das jedwedem inhibirt und verboten wird] Lügner heiße oder sonst mit unnützen, bösen Worten begegnete, derselbe soll es mit einem Schillinge, derjenige aber, so diesen aufgehohlet und verursacht, mit Doppelt so viel verbüssen". Recht bezeichend für das, was damals der gute Ton verlangte, ist art. 12 „Wann einer in Amtsgesellschaft oder Samtzehrung notdürftiglich vom Tisch aufzustehen hätte und aber in seiner Wiederkunft mit züchtigen Gebärden und Worten (1558 fügt hinzu „und entdecktem Haupte") dieser oder dergleichen Meinung (= in diesem oder ähnlichem Sinne): „Gott ehre ein Amt" nicht grüßte, soll er's mit sechs Pfennigen in continenti verbüßen und solche in das Schrein zu des Amtes Behuf gelegt werden".

Bereits an früherer Stelle ist Bezug genommen auf eine „Ausgabe wegen eines ehrbaren Backamtes in Ao. 1700". Abgesehen von den dort erwähnten Ausgaben für kirchliche Zwecke sowie 10 Sch. „auf das Rathaus an Läutegeld gegeben" zusammen 27 Sch, beziehen sich alle anderen Posten

---

[4]) 1558 hat „aufgehalet" 1604/91 „aufgehohlet". Lübben führt nur ûthalen und als Bedeutung unter 3 „verhöhnen" an. Vgl. Schrader unter halôn, holôn, holên, der als Stammwort altl. calare angibt. Das führt auf die Grundbedeutung „herausfordern".

(die Gesamtausgabe beträgt 66 ℛ 11 Sch. $1^{1}/_{2}$ ₰) auf die Unkosten der Conventionen. Genauer bezeichnet ist nur eine im Oktober gehaltene Convention, bei der 42 Korte[5]) Bier vertrunken worden. Auf wieviele Conventionen die übrigen Beträge kommen, ist, da die Zeitangaben fehlen, nicht ersichtlich, auf eine einzige (vielleicht auf Corpus Christi) unzweifelhaft, was unter einer einzigen Nummer angeführt ist „für den Ochsen, zwei Schweine und 2 Hämmel 20 ℛ 5 Sch. 3 ₰". Diesem Posten folgen unmittelbar: für 2 Kälber . . für 9 Enten . . für 4 Gänse . . für 22 Hühner . . für $3^{1}/_{2}$ Scheffel Roggen usw. An Fischen werden erwähnt Heringe und Stockfische. Dass auch Flussfische (aus der Diemel) aufgesetzt wurden, ergibt sich aus dem Posten: „David Koch wegen des Fischens und Reparierung des Garns . . ." Die Fische selbst kosteten wohl nichts. Gewürze wurden zu den Würsten gebraucht. Neben den „Weggen" werden „Butterkrengel und Honigkuchen" erwähnt, von Getränken nur Bier und Branntwein. Endlich wurden auch „Tobak und Pfeifen" auf gemeinsame Kosten geliefert. Erwähnenswert ist noch, dass einem Posten: „an Gewürze, Reis und Zwiebeln" hinzugefügt ist: „Von Kassel mitbringen lassen". Auf schlechte Verhältnisse im Bäckeramte lässt diese Rechnung nicht schliessen, doch ist die Zahl der Restanten an Amtsgeld, Zinn und Wachs aus derselben Zeit nicht gering.

Das Institut der Amtsdekane oder Amtsdechanten reicht ebenso wie das Bäckeramt über die Zeit der Ausstellung des ersten Bäckeramtsbriefes (1436) hinaus und wird in diesem als vorhanden vorausgesetzt. „Es pflegt alljährlich dieses Amt zwei Dekane zu erkiesen und zu setzen, die sich eidlich verpflichten" (de dar ere eyde to don). Es waren ihrer also vier, je zwei in Alt- und Neustadt. (Siehe oben 1604/91 Artikel 14: Auf die Samtzehrung sollen die vier Amts-

[5]) Das Wort vermag ich nicht mit den mir zu Gebote stehenden Hilfsmitteln aufzufinden. Aber wie aus quarter — korter wurde. (Siehe Schrader, Wtb.) so wird quarte zu korte geworden sein. Hiermit würde also ein Viertel bezeichnet. Das vertrunkene Quantum Branntwein ist nach Maßen bezeichnet.

dekane usw.). In welchem Verhältnisse die Worthalter dazu stehen, ist nicht ersichtlich. 1702 erschienen vor dem Rate „Dechant und Worthalter hiesigen Backamtes“. Und in den Additional-Artikeln (1737) heisst es: „Es sollen beide zeitige Dechanten oder aus Kommission derer die Worthalter“ usw. Der jüngste Amtsbruder soll allezeit Knecht oder Diener sein, in währendem Dienst sich ehrbar, bereitwillig und unverdrossen anstellen. Im Behinderungsfalle soll ihn der zweitjüngste vertreten, ist auch dieser verhindert, der drittjüngste usw. Der Amtsknecht soll persönlich und nicht durch Frau, Kind, Knecht oder Magd vorladen (vorböden), damit er dem Amtsdekan berichten könne, wen er einheimisch oder nicht befunden; er darf niemand erlauben (Erlaubnis, Urlaub erteilen), sondern jeder soll ausser im Notfalle selbst sich beim Dechanten Urlaub holen. Wer dem Gesamtverbot (Gesamtladung) ungehorsam auf dem Bruderkirchhofe (dieser befindet sich vor der Klosterkirche auf der Grenze von Alt- und Neustadt) nicht erscheint, verfällt in eine Strafe von einem Schilling, wer einem Sonderverbot in der Alt- oder Neustadt zum Erscheinen auf dem Kirchhofe nicht nachkommt, in eine Strafe von sechs Pfennigen. Diese Bestimmungen sind in 1604/91 Artikel 16 und fgd. enthalten, 1558 weicht nur wenig ab. Als Haupttätigkeit fiel den Dekanen die Kontrolle über Gewicht und Güte des Brotes zu. In dem Amtsbriefe von 1436 wird es als üblich bezeichnet, dass die Bäcker das Brot auf die Rathäuser (de rathuse), — denn Alt- und Neustadt hatten jede ihr Rathaus — gebracht wird, damit die Dekane zusehen, dass es gut für sein Geld sei. Ist dies nicht der Fall, so sollen die Dekane dem betr. Bäcker es auf den gebührenden Preis setzen, dass er des Brotes so viel gebe, als es wert ist. Erst dann darf das Brot nach Hause gebracht und zu seinem Preise verkauft werden. Und wenn es vor die Dekane käme, dass einer das Brot nicht zu dem gesetzten Preise verkaufte, so sollen ihn die Dekane vor dem Rate für einen Schilling „wrogen“. Die Erhebung dieser Brüche soll durch die Dekane geschehen, wenn sie das Standgeld aufbringen. Als Standgeld soll jeder Werkgenosse, insofern er auf den Bänken

verkauft, zu dreien Zeiten dem Rate drittehalb Sch. geben. — Aus dem Amtsbriefe von 1463 sei in dieser Beziehung folgendes hervorgehoben: „Des Sonnabends sollen die Bäcker (unzweifelhaft in beiden Städten) einen „Schonemarkt“ [6]) halten, und die geschworenen Dekane sollen das Brot besehen, dass es des Geldes wert sei und anordnen, dass des Sonntags Brot feil sei. Wäre des Montags Brot feil, das des Freitags gebacken ist, so sollen die Dekane zusehen, ob es „gekrumpen“ ist, auf dass man es nach seinem Werte gebe. Die Bäcker sollen alle „schone alle eres brodes“ auf die Rathäuser oder auf die Märkte tragen dreimal in jeglicher Woche, was sie davon haben, ohne Arglist, nämlich Montags, Mittwochs und Sonnabends. Wer sich dagegen vergeht und sein Brot auf die drei Zeiten und Tage auf die Rathäuser oder Märkte nicht trüge oder solches nicht hätte, wenn die Dekane es besehen sollten, ist in jedem Falle mit sechs Pfenningen zu bestrafen. Zu den genannten Zeiten so wie auch, wenn es Not ist, sollen die Dekane das Brot setzen, dass es des Geldes wert sei. Wer es nicht zu dem gesetzten Preise gibt, soll jedesmal einen Schilling zur Busse zahlen. Wird ausserhalb der drei Zeiten dem Rate Brot gebracht, das zu klein und nach gemeinem Kaufpreise des Kornes des Geldes nicht wert ist, und setzt der Rat den Bäcker des Brotes zu Rede, so kann dieser die vereideten Dekane vor den Rat bringen. Sprechen diese ihn auf ihren Eid von Schuld frei, so soll der Rat ihn freigeben, wenn nicht, soll er drei Schillinge Strafe geben. Will er dem nicht Folge

[6]) schonewerk bedeutet feines Pelzwerk, schonewant feines Tuch oder Leinen, schonebrot, schoneroggc Brot aus dem feinsten Rockenmehl von dreieckiger Form (Lübben); schonewegge, das in der Urkunde 1463 vorkommt, ist demnach Brot (Wecke) von feinstem Weizenmehl. Die Bäcker sollen es, wie daselbst ausdrücklich vorgeschrieben ist, backen mit drei „Knosten“. Flache Wecken dieser Art werden hier noch gebacken. Auf dem „Schonemarkt“ kam also wohl die beste Sorte von schonerogge und schonewegge zum Verkauf. Mit dem bei Lübben angeführten schonemarket = Markt in Schonen steht das Wort in keinerlei Verbindung. Über die Bedeutung von „alle schone all eres brotes“ in derselben Urkunde kann kein Zweifel sein. Graff erwähnt unter den Bedeutungen des Substantivs sconi auch flos. Das erinnert an Blume des Mehls (vgl. Sander unter Blume).

leisten, so soll und kann ihn der Rat in Strafe nehmen, ohne dass das Backamt es hindert oder Einspruch erhebt (sonder indracht und weddersproke des backamtes). Die Einziehung der Brüche erfolgt mit der Erhebung des Standgeldes alljährlich zu zweien Zeiten, Sonntag zunächst vor St. Johannes Mittsommer und Sonntag zunächst St. Thomas Mittwinter.

Der Rat hielt auch ausserordentliche Kontrolle der Bäcker nicht für überflüssig. Hierauf beziehen sich mehrfach Posten in den Kameralregistern, so z. B. 1534: „Unsere Herrn (d. h. die Ratsherrn) haben etliche Wecken von den Bäckern holen lassen, das Lot zu versuchen und darnach dieselben um Gotteswillen (d. h. den Armen) gegeben". Erst im vorletzten Artikel 24 der Statuten von 1604/91 (nach dem letzten sollen diejenigen, die sich „Opponieren und Rebellieren gegen die vorgeschriebenen Beschlüsse des Bäckeramtes zu schulden kommen lassen „mit Strafe eines Fass Biers angesehen werden") ist von der Kontrolle des Brotes die Rede: „Wer das Brot ein Lot zu leicht bäckt, verfällt ohne Gnade dem Amte mit sechs Pfennigen, wer zwei L. mit einem Schilling, wer drei L. mit einem Schreckenberger, wer vier L. mit einem halben Taler. Die Ware darf nicht verkauft werden. Im Rückfalle sollen die Brüche verdoppelt werden. Dem Dekan ist auferlegt, alle vierzehn Tage umzugehen und das Lot zu wiegen".

Eine Reihe von mehr oder weniger charakteristischen Einzelheiten bezieht sich ausserdem auf die Beschaffenheit der Ware und den Betrieb des Gewerbes. So ist auf den Verkauf ungesalzenen Brotes eine Strafe von einem Schilling gesetzt (1463). Den folgenden Artikel, gleichfalls von 1463, gebe ich, soweit er unklar erscheint, nach buchstäblicher Abschrift: „Ein jeglicher Bäcker soll „eynerlege wijt bagken, dat he des mandages anbecket, de wecken over" ausgenommen, es käme zu einer Hochzeit (brutlacht) oder einer Festlichkeit (wertschop). Der Bäcker, der darum angegangen wird, soll es dem Dekan anzeigen. und dieser hat ihm Erlaubnis (orloff) zu geben". Dass der „Schonewegge" dreieckig sein soll, ist bereits in der Anmerkung 6 gesagt. Ferner sollen (nach 1463)

die Bäcker unter sich ausmachen, dass in jeder Stadt zwei Bäcker die Woche über „lose Wecken backen und das mögen sie untereinander umgehen lassen, wie es sie gelüstet“. Die Unterscheidung von „Fast- und Losebacken“ bildet Gegenstand eines Ratprotokolls von 1702. Ein Sohn der Stadt nämlich, der hier als Bäcker seine zwei Jahre ausgelernt hat und vom Amte „losgesprochen“ worden, ist auf seiner Wanderschaft nach Hamburg bei einem Fastbäcker in Arbeit gekommen und hat angegeben, er habe bei einem Fastbäcker gelernt. Es wurde nun von ihm ein glaubhaftes Attest hiesigen Backamts von ihm verlangt, und da dieses vom Magistrate dependiere, so erbittet es durch Dekan und Worthalter, die vor sitzendem Rat erschienen, Bescheid. Dieser lautet dahin, „daß das dem Backamte vor etzlich hundert Jahren verliehene privilegium simpliciter auf das Backen gestellet abstrahendo, ob fast- oder losgebacken werden soll, und daß vor undenklichen Jahren die damaligen Meister zwar sich für Fastbäcker ausgegeben und auf solch hin die Ware auch eingerichtet gehabt; nachdem aber tractu temporis die bei hiesigen damaligen Meistern ausgelernten Knechte sich in die Fremde begeben und auf ihr Handwerk gereiset, draußen aber, wo das Los- und Fastbacken distinguirt würde, sich bei die Losbäcker verfügt und als dabei sich in der Handarbeit perfectionirt gehabt, wieder hierher kommen, sich häuslich niedergelassen und los gebacken haben, daß nun vor vierzig Jahren her kein einziger mehr fast, sondern alle los gebacken und darauf ihre Zunft fundirt haben und noch fundieren tuen, welches dann auch von einem zeitlichen Magistrat approbirt worden“.

Um in den Bestimmungen über den Verkauf fortzufahren, so soll nach 1604/91 art. 21 einer auf dem Jahrmarkte nicht mehr als an zwei Ständen feil haben (soweit auch in 1558), darzu in Körben nach althergebrachtem Brauche, die Karren aber gänzlich abgeschafft sein bei Pön eines Fasses Bier. Wenn ferner solche Jahrmärkte auf Sonntag oder „Heiligtag“ fallen und einem die Ware „verlaufen“ wäre, so ist ihm nicht gestattet, alsbald wieder zu backen, es sei denn, dass in der Stadt Mangel an Wecken und Brot wäre. Die Additional-

Artikel von 1737 gestatten für die Markttage und die Burgprozession (auf trinitatis) jedem Amtsbruder und Meister nur zwei Personen zum Feilhalten ihrer Ware zu stellen unter Androhung einer Strafe von 14 Schillingen an das Amt zu zahlen und ordnen Herumgehen, Visitation und Nachfragen durch Deputierte der Dekane an. Während 1558 das Backen an den bestimmten Feiertagen oder Sonntagen „bei Pön ein Drilling Bieres“ einfach untersagt, heisst es in 1604/91 art 20: „So viel die Tage, daran zu backen verboten, anbelangt, ist einhelliglich verabschiedet und beschlossen, daß ein jeder Amtsbruder sich alle Fest- und Feiertage, so von der christlichen Kirche feierlich zu halten befohlen, auch vom pastore publicirt und verkündigt worden, des Backens gänzlich enthalten, wer aber hier gegen handelt, soll dem Amte, so oft er solches täte, mit einem Drilling Bier ohne Abbitte und Begründung jederzeit strafbar werden“.

Sonderbar muss uns der Artikel 4 der Additional-Artikel erscheinen, der das Gelbbacken ein für allemal verbietet. Darnach soll keine „noch in- noch auswendig gelbe Ware allhier in Warburg gebacken und auf den freien Markttagen und der Burgprozession feil zu halten gestattet sein. Es soll indeß erlaubt sein, sie auf Markttage und Prozessionen anderer Orte zu backen und dort feil zu halten unter der Bedingung, nur so viel an gelber Ware dahin zu backen und feil zu halten, als veraussichtlich abgehen würde. Sollte dies aber fehl schlagen und misslingen, so dürfe von der übrig bleibenden gelben und angestrichenen Ware nichts in Warburg verkauft werden, sondern man solle versuchen, sie auf den Dörfern hin und wieder zu verkaufen. „Diese Zulassung gehet und zielet einzig auf die Markttage und Prozessionen, sonst könnte mancher allwöchentlich gelbe angestrichene Ware backen und solche durch den Lehrjungen, die Magd oder durch Fremde und Abläger auf die Dorfschaften hin und her um Warburg zum Verkaufe schicken“. Wer das tue, handle gegen diesen Artikel und soll „in die ebene Strafe verfallen sein, gleich als wenn er allsolche verbotene Ware allhier in Warburg verkauft hätte. Die an das Amt zu zahlende Strafe soll unnachlässig 2 M. betragen. „Und darbei

hats sein Verbleiben. Darnach ein jeder sich zu richten und für diese Straf sich zu hüten hat". — Fremdes Brot darf in Warburg nicht eingeführt werden „ausgenommen den Markttag in der Woche und die Freikirmessen und Jahrmärkte, inmaßen sie uns bewilligt (gevriget) sind" (1463). Das schien aber noch nicht genug zur Abwendung der Konkurrenz. Eine scharfe Massregel enthält 1604/91 art. 22: „Wofern auf Jahrmärkten von fremden Orten Wecken allhier ankommen, sollen die vier Amtsdekane in beiden Städten dieselben wiegen und fleißig Achtung geben, ob sie auch zwei Lot mehr im Gewichte als hier gebackene Wecken halten. Im Falle die Dekane hierin nachlässig sein werden, soll ein jeder einen halben Taler Brüche bezahlen." Durch die Konkurrenz der Bäcker aus dem anstossenden Waldeck und Hessen fühlten sich die Warburger Bäckermeister so beschwert, dass sie 1768 eine Eingabe an den Landesherrn Wilhelm Anton richteten folgenden Inhalts: Die Bäcker aus dem Waldeckischen und Hessischen, aus Wolfhagen und Wrexen, hätten in jenem Jahre und in den vorhergehenden nach Bühne und Kleinenberg auf den Prozessions- und anderen Tagen Wecken und Weissbrot zum feilen Kaufe gebracht und daselbst solche öffentlich verkauft. Die genannten Bäcker seien wohl auf den Jahrmärkten, nicht aber bei den Prozessionen und zwar dahier in festo St. trinitatis garnicht gelitten worden, wie auch nimmer geschehen, dass dieselben vorhin in anderen Jahren nach Bühne und Kleinenberg auf die Prozessionstage Wecken gebracht usw Da sie nun dadurch in ihrer Nahrung verkürzt und ihnen die Aufbringung der hochfürstlichen Schatzungen und sonstiger Lasten erschwert würde, so gehe ihr Gesuch dahin, dass ein Generalverbot erlassen würde, wonach die hessischen und waldeckischen Bäcker in Zukunft an keinem Orte des Hochstiftes Paderborn auf Prozessions- und andern Tagen Wecken oder Weissbrot zum feilen Verkauf bringen und verkaufen dürften, und dass dieses Verbot an den nächsten Orten als Bühne, Kleinenberg, Brakel kund gemacht würde. Diesem Gesuche wurde dahin entsprochen, dass den ausländischen Bäckern unter Androhung der Konfiskation ihrer Ware untersagt wurde, auf die Prozessionstage irgend welches Brot

zum Verkauf in das Hochstift einzuführen. — Wenn Gilden untereinander uneins würden und sich nicht vereinbaren könnten, so sollte nach den Bestimmungen des grossen Briefes die Sache vom Rate entschieden werden. (.. werde welk sametkome oder gilde uneyns myt eyner andern gylde usw.) Streitigkeiten der Werkgenossen des Bäckeramtes — von diesen soll hier ja die Rede sein — unterlagen zunächst der Entscheidung des Amtes. „Würden einige Werkgenossen unter sich uneins (twyschellig) im Werke, da hat das Werk die Macht zu richten, und die Sache mag man richten und austragen vor den Dekanen“ (Amtsbrief von 1436). Weitläufiger und eingehender sind die Bestimmungen von 1463: „Wenn ein Bäcker uneins mit dem Amte oder mit seinen Werkbrüdern würde oder auch dem Werke nicht gehorsam wäre, wenn sie ihn vorlüden, so mögen das die Bäcker richten in ihrem Werke vor den Dekanen, und es mag auch das Werk ihm für den Ungehorsam das Backen untersagen, bis er gehorsam würde. Und wäre er widersetzlich (balstörich = der sich schlecht lenken, steuern lässt) und zöge die Sache vor den Rat und wollte es bei dem nicht belassen, was die Dekane ausgesprochen, und behielte Unrecht, der soll es dem Werke zwiefach büssen nach Gewohnheit des Werkes“. Die vorhin angeführten Bestimmungen bilden den Schluss der Amtsbriefe von 1436 und 1463, doch ist noch hinzugefügt, dass die Rechte und Gerichte des Rates und die Freiheiten der Stadt ungekränket und unbeschädigt bleiben sollen. Eine Schmälerung seiner Rechte fand der Rat in Artikel 11 der Statuten von 1604/91: „Wenn einer mit dem anderen in Wortwechsel geriete, (1558 heisst es: zu Worten käme — Gott der Allmächtige wolle es gnädiglich verhüten), ihn mit Schimpf- und ehrrührigen Worten antastete, der soll nach Erkenntnis des Amtes gestraft werden. Da sich aber jemand des Amtes Meinung und angewiesenem Brauche ungehorsam opponiren und deshalb seine Klage und Zuflucht an einen ehrbaren Rat stellen wollte, soll er dem Amte einen Drilling Biers unnachlässlich zu geben hiermit schuldig erkannt und gleichwohl der ersten auferlegten Strafe nicht enthoben sein“ Während nun ein „ehrenfester Rat“ auf Ersuchen des ehr-

baren Bäckeramtes die Artikel des Statuts 1609/91 „confirmirt und ratificirt“, sah er sich veranlasst, den oben angeführten in der Weise zu „corrigiren und zu limitiren“, „daß, wenn einer von Bestrafung des Amtes zu dem Magistrate recurrire und alsdann a magistratu für unschuldig erkannt würde, solchenfalls der pro poena gesetzte Drilling Bier nebst der Strafe cessire, dar aber die Bestrafung für gerecht befunden würde, bei der in articulo vermeldeten poen auch sein Bewenden haben sollte.“ —

Da die Erteilung der Konzession zum Betriebe des Bäckergewerbes bei eben der Korporation stand, der in hohem Masse daran lag, den Wettbewerb zu beschränken, so konnte es an Anlässen zu Unzufriedenheit und Feindschaften in der Bürgerschaft nicht fehlen. In einer Beschwerdeschrift aus dem Jahre 1707 mit der Überschrift: „Wohledeln“ p. p. klagt eine Maria Deppens darüber, „dass ihrem Sohne Anton Rochels vom Amte auf wiederholtes Gesuch nicht gestattet worden, das Bäckeramt und die ihm „anklebenden Trafiquen“ zu exercieren und zwar unter der nichtigen Berufung auf eine in den Vorjahren von den Bäckern gemachte Constitution, dass keiner das Amt wirklich gebrauchen könne, er habe denn eine eigene Haushaltung angefangen und sich verheiratet. Es wäre ihm sogar von den einen und dem anderen „nasewitzig“ vorgerückt, „sein abgelebter Vater selig wäre ein Pöttger gewesen, oder besser zu sagen, hätte Pötte sive Töpfe zu Kauf gehabt, da jedoch stadtkundig sei, daß mehrere vorhanden seien, welche Pötte oder Töpfe verkauft und dennoch der Zeit membra senatus seien auch diesem ohngeachtet zu allen Ehrenämtern adbibirt seien, woraus dem zum hellen Tage leuchte, dass eine solche Hantierung in und an sich ehrlich sei. Die erwähnte Constitution sei ungültig, da sie absque speciali praescitu et concessione magistratus errichtet sei. Ihr Sohn sei Bürger und Bäcker, habe das Amt redlich erworben und die Gebürnisse abgestattet Sein proavus maternus, proconsul Johannes Howerden sel, sei im Bäckeramte gewesen, sein noch lebender avus Weinh. Honervogt sei es noch, sein Vater sel. Heinr. Rochel sei sogar Decanus des Amtes gewesen et qua talis begraben worden.“ Es

wird eine ganze Reihe von Fällen angeführt, in denen jungen Leuten, trotzdem sie noch keinen eigenen Hausstand hätten, die Ausübung gestattet worden. Sie verlangt das Gleiche für ihren Sohn „non attento, dass fast die Halbschied von den Häuptern unter ihnen im Bäckeramte sei". Es ist nicht möglich, die Eingabe auf die Richtigkeit der angeführten Tatsachen zu prüfen, jedenfalls ist sie ein charakteristisches Zeichen der damaligen Zeit

Die Abnahme der Bevölkerung während des siebenjährigen Krieges, insbesondere der Mangel an Handwerkern veranlasste den Stadtrat, das Bürgergeld herabzusetzen und auch die Ämter in der ernstlichsten Weise zu einer Ermässigung des Amtsgeldesa nzuhalten. „Leider hat es uns". so klagt ein Abschreiber der Bauersprache gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, „ergangen wie dem Hochzeitgeber im Evangelium. Krumme, Lahme und Arme, ja die kamen, wurden Bürger um sechs, acht, zehn ℛ auf Kredit. Um die zu bezahlen, zogen sie mit den Schiebkarren nach dem Asseler Holze (der städtischen Waldung), ruinierten solches, verkauften das Holz und zahlten die Pfenninge und betropften uns mit unserem eigenen Fett. Neben dem hatten wir uns so eine Menge Janhagel auf den Hals gezogen usw."

Ob die Ämter sich der Aufforderung gefügt, ist nicht ersichtlich, erscheint aber nach folgendem sehr zweifelhaft. Entsprechend dem art. I der Röm. Kaiserlichen Verordnung über die Abstellung der Handwerksmissbräuche von 1732 (abgedruckt in: Hochfürstlich Paderbornische Landes-Verordnuugen usw. Zweiter Teil S. 385 u. f.), wonach „im Heil. Römischen Reiche die Handwerker unter sich keine Zusammenkunft ohne Vorwissen ihrer ordentlichen Obrigkeit, welcher bevorsteht, dazu jemand in ihrem Namen nach Gutbefinden zu deputiren, anzustellen Macht haben sollen", hatte auch die Warburger Bauersprache das Zusammentreten der Ämter und Gilden ohne Erlaubnis des Rates verboten. „Mit Recht", sagt der oben erwähnte Abschreiber „ist dieses von unsern Alten zum Gesetz gemacht. Aber wie schlecht solches Gesetz beobachtet wird, davon haben Sie, meine Kinder, diese Anmerkung: Die Ämter, vorzüglich Bäcker,

üben jetzt eine freie Herrschaft aus, indem ihre Oberdechanten den Rat fragen (?) Sie machen Bündnisse unter sich, in so viel Jahren keinen Lehrjungen anzunehmen (Es ist nicht recht), keine als Meisterkinder zu Bäckern anzunehmen (Es ist unrecht). Sie verkaufen das Brot ohne gegebene Ratstaxe (Das ist unrecht). Und warum haben die Handwerker jetzt so viele privilegia? Darum, weil die Ratsherrn, ja wohl Bürgermeister, aus den Handwerksmeistern erwählet, folglich ein jeder Bürgermeister und Ratsherr seinem Handwerke günstig ist." —

Vom Leben in den Handwerkerkreisen vergangener Jahrhunderte sind manche uns anheimelnde Bilder entworfen worden. So sagt Vilmar in seiner Geschichte der deutschen National-Literatur: „Wenn sie (die Erzeugnisse des Meistergesanges) auch nicht die Poesie repräsentieren, so repräsentieren sie dafür in desto erfreulicherer Weise das beste des damaligen sozialen Lebens: die strengste Ehrbarkeit, die sittliche, ernste Haltung, die stille Genügsamkeit und zufriedene Häuslichkeit, das feste Zusammenhalten und die treue Einigkeit des deutschen Bürgerstandes". Aber das Bild wurde mit der Zeit mehr und mehr durch Züge der Roheit und der Selbstsucht, durch Engherzigkeit und Beschränktheit entstellt. Von dem Bilde, das uns in dem erwähnten Edikte Kaiser Karls VI. entgegentritt, muss man sich sogar mit entschiedenem Missfallen abwenden. Die Gebräuche, die bei verschiedenen Anlässen und namentlich bei der Aufnahme geübt wurden und dem damaligen Leben bunten Wechsel verliehen, arteten in Roheit und Misshandlungen aus. „Sie haben bei denen (der Lehrjungen) Loszählung allerhand seltsame, teils lächerliche, teils ärgerliche und unehrbarliche Gebräuche, als hoblen, schleifen, predigen, taufen, wie sie es heißen, ungewöhnliche Kleider anlegen, auf den Gassen herum führen oder herum schicken, und dergleichen" (Kais. Verordn. Art. 9. Vgl. Aug. Sach, Deutsches Leben in der Vergangenheit, II. Teil S. 503). Auch der Handwerksgruss wurde in der Weise zur Schikanierung missbraucht, dass derjenige, „der etwa in Ablegung oder Erzählung desselben nur ein Wort oder Jota fehlt, sich als-

bald einer gewissen Geldstrafe untergeben, weiter wandern oder wohl öfters einen fernen Weg zurücklaufen und von dem Orte, wo er herkommen, den Gruß anders holen musste“ (Kais. Verordn. Art. 9). Aus demselben Artikel entnehmen wir, „daß die Handwerker in den Geburtsbriefen und andern Kundschaften, worin teils unvernünftige und überflüssige, teils den Rechten und Reichs-Constitutionibus zuwiderlaufende Clausulen als in specie, daß desjenigen, der sotane Kundschaften vorzuzeigen hat, Eltern bei ihrer Hochzeit öffentlich zur Kirchen und Straßen geführt worden, gebrauchen“. Die mannigfachen Hindernisse, die wegen angeblicher der Geburt anhaftenden Makel bei der Zulassung zum Handwerk bereitet wurden, — auch diejenigen, die vom Kaiser oder kraft kaiserlicher Vollmacht legitimierte Weibspersonen heirateten, wurden davon betroffen — sollten durch Art. XI beseitigt werden. Ein Makel haftete bekanntlich auch den Kindern von Vätern aus bestimmten Berufskreisen an. Durch art. IV wurde anbefohlen, dass nicht nur die früheren Konstitutionen betr. Zulassung von Kindern gewisser Personen zu den Gaffeln, Ämtern, Gilden, Innungen, Zünften und Handwerken genau befolgt würden, sondern auch auf die Kinder der „Land-, Gerichts- und Stadtknechte, wie auch der Gerichts-, Frohn-, Turm- und Feldhüter, Totengräber, Nachtwächter, Bettelvögte, Gassenkehrer, Bachstecher, Schäfer und dergl.“ ausgedehnt werden. Ausgenommen soll keine Profession und Hantierung sein, „denn blos die Schinder allein bis auf deren zweite Generation, in so ferne allenfalls die erstere eine andere ehrliche Lebensart erwählet und darin mit den Ihrigen wenigstens dreißig Jahre continuirt hätte“.

Der Begriff der Unredlichkeit wurde ins Lächerliche ausgedehnt. In art. XIII wird es als Unordnung und Missbrauch bezeichnet „daß die Rot- und Weißgerber an einzelnen Orten wegen Verarbeitung der Hundshaut . . . einander auftreiben und diejenigen, so dergleichen nicht verarbeiten, die anderen für unredlich halten, dahero auch haben wollen, daß die Handwerks-Purschen, welche an dergleichen Orten gearbeitet, von den anderen sich abstrafen lassen sollen“. Da ein Handwerker einen Hund oder eine Katze tot wirft oder

schlägt oder tränkt, ja nur ein Ass anrühret, will man eine Unredlichkeit daraus erzwingen so gar „daß die Abdecker sich unterstehen dürfen, solche Handwerker mit Steckung des Messers und in anderer Weise zu beschimpfen und dergestalt dahin zu nötigen, daß sie sich mit einem Stücke Geld gegen ihnen abfinden müssen". (Über das Stecken des Messers vgl. Henne am Rhyn, Kulturgeschichte des deutschen Volkes I, 406.) Unter dem falschen Wahn einer Unredlichkeit wurden selbst denjenigen „welche öfters auch wohl blos unwissend und unversehens mit Abdeckern getrunken, gefahren oder gegangen oder derselben einen oder ihre Weiber und Kinder zu Grabe tragen helfen oder von dergleichen Begleitung gewesen oder die aus offenbarer und von den Gerichten darfür erkannten Melancholie sich selbst um das Leben bringende Personen abschneiden, aufheben und zu Grabe tragen, item zu Kriegs- und Pestzeiten oder sonsten bei großen Viehseuchen das gefallene Vieh aus den Stellen schaffen und vergraben, item Tuchmachern, so Raufwolle verarbeiten[7]), ja öfters gar noch aller dieser Leute Kindern von den Handwerkern der größte Streit und Verdruß erregt". Handwerker, die wegen eines ihnen beigemessenen Verbrechens zur Haft und Inquisition gekommen, ihre Unschuld aber „durch ausgestandene Tortur oder andere rechtliche Wege ausgeführt und darüber obrigkeitlich absolviert worden", wollte man ebensowenig dulden als Söhne solcher Eltern, die ein Verbrechen begangen hatten (art. XIII, 4).

An die Verhältnisse in der Bäckerinnung zu Warburg wird man insbesondere lebhaft erinnert, wenn jene Verordnung darauf dringt, dass die „ohnentbehrlichen Aufding-, Lehr- und Lossprech-, nicht minder Meisterrechts-Kosten aller Orten von der Obrigkeit so viel möglich auf ein gewisses gesetzt werde" (art. VII), „daß die guten Künstler und Handwerker, wie auch die jüngeren Meister insgemein nicht dergestalten, wie an vielen Orten im Brauch ist, mit den Zunft- und Aufnahme-Kosten, Innungsgeldern und dergleichen

[7]) Über Unredlichkeit beim Papiermacherhandwerke s. XIII, 8; über die Unterscheidung von Haupt- und Neben-Laden und daraus gefolgerte grössere oder geringere Redlichkeit s. VI.

übernommen, folglich an ihrer Wohlfahrt und gutem Vorhaben, sich ein- und anderen Orts niederzulassen . . . behindert werden" (art. XIII, 8); „daß die jüngsten oder zuletzt aufgenommenen Meister von den älteren mit Herumschicken, Aufwarten und dergleichen Diensten zu ihrem merklichen Schaden und bald anfänglichen Ruin von der Arbeit nicht gehindert und abgehalten werden" (XIII, 9). Unter den vielfachen eine Abstellung bedürfenden Missbräuchen findet sich ferner angeführt „daß man an etlichen Orten keinen zur Meisterschaft kommen lassen will, wenn er sich allbereits in verheiratetem Stande befindet, an einzelnen Orten aber ein unverheirater Gesell, wann er zum Meister angenommen ist, das Handwerk ehender und anderster würklich nicht treiben, noch den Laden eröffnen darf, er tue denn und zwarn ins Handwerk heiraten" (XIII, 6); „daß kein junger Meister, ob er schon auf sein Handwerk viele Jahre gewandert, gleichwohl das Handwerk nicht treiben darf, bis er gewisse Jahre an dem Orte gewohnet und die sogenannte Bruderschaft etliche Jahre besuchet oder sich durch ein gewisses Stück Geld in die Zunft eingekaufet; da entgegen den Meisters Söhnen des Orts, wie auch den Jungen, so Meisters Wittiben oder Töchter heiraten [8]), verschiedenes zum Vorteil in Verkürzung der Wanderjahre, dann auch bei dem Meisterstück zu nicht geringem Schaden des hierdurch mit schlechten Handwerksleuten beladenen Wesens zugestanden und nachgesehen werden will, ferner an diesen Orten nicht mehr, denn die einmal eingeführte und recipirte Zahl der Meister geduldet . . . werden soll (XIII, 7). —

Die Bevorzugung der Söhne von Handwerksmeistern musste für jene selbst verhängnisvoll werden, als der Lufthauch eines freien Wettbewerbes durch das Land ging. Sie gibt die Erklärung dafür, dass an manchen Orten sogenannte alte Familien in ihrem Wohlstande mehr und mehr zurückgingen. Die Auszüge aus der Kaiserlichen Verordnung zeigen,

[8]) Über die Höhe der Geldbeträge, die in den verschiedenen hierbei vorkommenden Kombinationen die Brauer zu zahlen hatten, enthalten die Statuta Warburgensia (Bauersprache) von 1628 bezw. 1687 genaue Bestimmungen. Siehe: Die sog. Bauersprache der Stadt Warburg. (Beilage zum Jahresbericht des dortigen Gymnasiums Ostern 1903).

dass Übelstände im Handwerke weit verbreitet waren, verschieden wohl nach Art und Grösse in den verschiedenen Zünften und an den verschiedenen Orten. Was hier nur in schwachen Ansätzen sich zeigte, artete anderswo vielleicht zu starken Auswüchsen aus. An der höchsten Stelle im Reiche wurden sie so ernstlich genommen, dass, „wenn Meister und Gesellen in ihrem bisherigen Mutwillen, in ihrer Bosheit und Halsstarrigkeit verharren“ mit der Aufhebung sämtlicher Zünfte gedroht wird (XIV).

Auf ein näheres Eingehen muss an dieser Stelle verzichtet werden. Nur folgende Bemerkungen mögen hier noch einen Platz finden. Während durchgängig in der Kaiserl. Verordnung eine liberal-humane Gesinnung durchbricht, namentlich bezüglich der Freizügigkeit (Vgl. III), nimmt sie anderseits in einzelnen Punkten einen einseitigen Standpunkt ein. Von einem Koalitionsrechte der Handwerker will sie ganz und gar nichts wissen. Vgl. oben und „demnach auch fast nicht abzusehen ist, was die Handwerker von verschiedenen Orten ja gar Territoriis unter sich zu correspondiren haben usw. (VI), ebensowenig von einem Rechte der Meister, sich über den Preis zu vereinbaren (XIII, 3). Bei dem Übermute der Gesellen wird nicht nur an den „wider alle Vernunft laufenden Mißbrauch“ gedacht „daß Handwerksgesellen vermittels eines unter sich selbsten anmaßlich haltenden Gerichts die Meister vorstellen, denselben gebieten, ihnen allerhand ohngereimte Gesetze vorschreiben“ usw (X), sondern auch an „das bishero fast gemein und zur Gewohnheit gewordene Auftreiben der Gesellen, wie auch derselben unvernünftiges Aufstehen“ (II), mit anderen Worten an das Streiken. Gegen Gesellen, „die sich weiter gelüsten ließen, einen Aufstand zu machen, folglich sich zusammen zu rottiren und entweder an Ort und Stelle noch bleibend gleichwohl, bis ihnen in dieser und jener vermeintlichen Prätension oder Beschwerde gefüget werde, keine Arbeit mehr zu tun oder selbst haufenweise auszutreten“ (V). Gegen dergleichen große „Frevler oder Missetäter“ also soll mit den schärfsten Strafen als, Gefängnis, Zuchthaus, Festungsbau und Galeerenstrafe usw. vorgegangen werden (Vgl. II, S. 393 u. 394).

---

# Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden.*)

Von **Paul Sartori.**

## VI. Tod und Begräbnis.[1])

### 1. Vorbedeutungen und Vorboten.[2])

Einzelne Leute behaupten, „Vorgeschichten“ sehen zu können. Sie sehen einige Zeit vor Ausbruch eines Brandes das Haus in Flammen oder hören die Feuerglocken. Auch das Zimmern eines Sarges oder das Besingen des Toten hören sie, oder sie sehen die Leiche vorher im Sarge auf der Deele mit der ganzen Trauerversammlung. Mitunter sehen sie auch vorher nachts auf dem Bette desjenigen, der sterben muss, Lichter brennen.

Ein junger Schuhmacher ging einst um Mitternacht von Bierde nach Lahde. Da kriegt er einen heftigen Stoss vor die Brust, der ihn zur Erde wirft. Er rafft sich auf, wird aber gleich von einer derben Faust ins Genick gefasst und in den Chausseegraben geschleudert. Er läuft nun querfeldein, bis er in Schweiss gebadet zu Hause ankommt. Am andern Tage liegt er zu Bett und ist totkrank. Da kommt sein Grossvater und sagt: „Wenn du dummer Junge nachts wieder auf der Strasse gehst, so geh nicht auf der Mitte. Ich lag gestern abend zu Bett; da musste ich hinaus. Ich wollte erst nicht, kriegte aber solche Ohrfeigen, dass ich schliesslich im Hemde mich auf den Weg nach Bierde

*) S. Bd. III, S. 200, Anm.

[1]) Vgl. Kuhn, Westfäl. Sag. 2, 47 ff. Hartmann, Bilder a. Westfalen, 92 ff. Jahrbuch d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforsch. 1877, 147 ff. (Südwestfalen). Jostes, Westfäl. Trachtenbuch, 106 ff. Eine anschauliche Darstellung der Sterbe- und Bestattungsgebräuche in der Soester Börde hat unser Mitglied, Hr. Lehrer Fermum, in dem zu Hamm erscheinenden „Westfälischen Anzeiger“ v. 23. Febr. 1907 gegeben.

[2]) Vgl. Weddigen, Westphäl. Magazin, 3 (1787), 717 f. 721. Kuhn a. a. O. 2, 50 ff. Hartmann, Bilder a. Westfalen, 130 ff. N. F. 187 f. Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforsch. 1877, 147 f. Hüser im Progr. d. Gymnas. v. Warburg, 1898, 28. Schell im Ur-Quell, N. F. 1, 15 ff. (a. d. Bergischen).

machte. Da sah ich, wie gerade das linke Hinterrad eines Leichenwagens dich überfahren wollte. Ich griff dich schnell an den Rockkragen und warf dich in den Chausseegraben. Wäre ich einen Augenblick später gekommen, so lebtest du jetzt nicht mehr". (Lahde, Kr. Minden.)

Manche hören auch das nächtliche Knarren und Klappern im Hause liegender Dielen (Seelenfeld, Kr. Minden). Bauer N. wird in der Nacht wach. Er hört ein Gepolter von Dielen, die er auf seinem Balken liegen hat, dazu ein Sägen und Hämmern, als wenn ein Sarg gemacht wird. Vierzehn Tage später stirbt einer seiner Angehörigen, und nun hört er dasselbe Gepolter von den Dielen (Friedewalde, Kr. Minden). Namentlich fast allen Tischlern wird vorher angekündigt, wenn sie einen Sarg machen müssen. Einige Tage vorher gibt es zur Mitternachtsstunde grossen Lärm in der Werkstatt. Die Geräte klappern, Bretter werden geworfen, man hört das Geräusch der Säge, das Hämmern, Klopfen, Feilen usw. (Lahde, Aminghausen, Bierde, Kr. Minden; Kr. Halle). Besonders die Sägen, die ruhig an der Wand hängen, fangen bei Tag und bei Nacht an zu klingen (Leteln, Kr. Minden; Dielingen-Wehdem, Kr. Lübbecke). In Warburg wussten sich früher die Schreiner diesen Aberglauben zunutze zu machen. Hörte einer, dass in einem Hause ein Schwerkranker lag, so ging er dorthin und erzählte, dass er die erwähnte Vorgeschichte gehabt habe. Trat dann der Todesfall ein, so glaubten die Angehörigen, dass dieser Schreiner ein gewisses Anrecht auf die Anfertigung des Sarges habe.

Das häufigste Todesvorzeichen ist überall der Ruf der Eule, des Käuzchens. Quickert die Eule hinter dem Fenster oder in der Nähe des Hauses, so muss einer darin sterben. Namentlich der Kranke, der etwa darin liegt (Spenge, Kr. Herford). Der todkündende Vogel wird daher auch Leichenhuhn (Liekhaun) genannt (Hartum, Kr. Minden; Verl, Kr. Wiedenbrück), oder auch Totenvogel (Fürstenberg, Kr. Büren; Delbrück).

In Ovenstädt (Kr. Minden) künden „Weussheuner" durch ihr Geschrei, das einem Sterbegeläute gleicht, an, dass jemand im Hause bald sterben muss. Sie fliegen dann

von dem Hause fort auf den Kirchhof und zeigen hier die Stelle an, wo der Tote begraben werden wird. Auch fliegen sie den Weg entlang, den man mit der Leiche zu nehmen hat (Delbrück).

Wenn eine Eule auf dem Brunnen gesessen hat, so muss der, der dann zuerst Wasser daraus zieht, bald sterben (Ovenstädt, Kr. Minden).

In Leteln (Kr. Minden) sagt man: Wenn eine Eule in der Nähe des Hauses schreit, so gibt es bald einen Toten zu beklagen; schreit aber eine Elster, so ereignet sich demnächst ein Unglück unter dem Vieh. In Brackwede (Kr. Bielefeld) verkündet auch das Schreien der Elstern, in Hartum (Kr. Minden) ihr Picken ans Fenster den Tod eines Menschen.

Ungewöhnliches Bellen und Heulen der Hunde in der Nachbarschaft oder im eigenen Hause ist Anzeichen eines baldigen Sterbefalles (Dielingen-Wehdem, Kr. Lübbecke; Exter, Ostscheidt und Krell, Kr. Herford; Kr. Halle), namentlich wenn es zur Nachtzeit geschieht (Brackwede, Kr. Bielefeld; Verl, Kr. Wiedenbrück; Delbrücker Land), oder überhaupt zur Unzeit (Theesen, Kr. Bielefeld). Wenn der Hund nachts heult, dann wird in der nächsten Zeit eine Leiche am Hause vorbeigetragen (Heimsen, Kr. Minden; Rahden, Kr. Lübbecke). Wenn Hunde anhaltend heulend am Wege sitzen, soll bald eine Leiche des Weges kommen (Gehlenbeck, Kr. Lübbecke).

Wenn die Kühe anhaltend mit den Ketten rasseln, so ist das ein Zeichen, dass es bald eine Leiche in der Familie gibt (Dielingen-Wehdem, Kr. Lübbecke); desgleichen wenn aus dem Neste der Hausschwalbe ein Junges fällt (Herford).

Wenn der Maulwurf oder die Wühlmaus auf dem Felde oder vor dem Hause einen grossen Hügel aufwirft, muss jemand sterben (Südlengern, Kr. Herford). Ebenso wenn der Maulwurf drei Haufen nebeneinander wirft (Valdorf, Kr. Herford), oder wenn er unter den Fenstern wühlt (Brackwede, Kr. Bielefeld). Wühlt ein Maulwurf quer über einen Weg, so passiert diesen in nächster Zeit eine

Leiche (Rahden, Kr. Lübbecke). Wenn jemand einen grossen Maulwurfshaufen findet, in dem Heu und Holzteilchen angesammelt sind, so muss der Finder noch in demselben Jahre sterben (Ovenstädt, Kr. Minden).

Das Geräusch, das eine im Holz der Möbel bohrende „Totenuhr" verursacht, gilt manchem als die Ankündigung seines baldigen Hinscheidens (Rheda, Kr. Wiedenbrück).

Wenn ein Obstbaum im Winter (Bierde, Kr. Minden) oder im Herbst (Seelenfeld, Kr. Minden; Brackwede, Kr. Bielefeld) oder überhaupt ausser der Zeit blüht, so muss jemand aus der Verwandtschaft bald sterben (Ovenstädt, Heimsen, Kr. Minden; Kr. Herford). Blüht ein Obstbaum oder eine Blume (Theesen, Kr. Bielefeld) zum zweitenmal im Jahre, so ist das ein Zeichen, dass auf dem Gehöft in kurzer Zeit jemand sterben wird (Wietersheim, Kr. Minden; Valdorf, Kr. Herford). Je näher diese Bäume am Hause stehen, um so enger ist das Verwandtschaftsverhältnis des Todgeweihten zur Familie (Theesen, Kr. Bielefeld).

Vorzeichen baldigen Todes sind ferner: ein weisses Blatt auf dem Braunkohl (Seelenfeld, Kr. Minden), eine weisse Pflanze unter den grossen Bohnen im Garten (Ostscheidt und Krell, Kr. Herford), das Gelbwerden einer aufgegangenen Bohne (Südlengern, Kr. Herford), überhaupt aussergewöhnliche Färbung der aufgehenden Pflanzen (Kr. Herford).

Wenn die Totenglocken hell läuten, folgt bald ein Trauergeläute. Wenn die Kirchenuhr und das Vaterunserläuten zusammenschlagen, stirbt in der Woche ein Ehepaar auseinander (Heimsen, Kr. Minden). Dasselbe geschieht, wenn während der Wandlung in der Messe die Turmuhr schlägt (Wewer, Kr. Paderborn), was überhaupt ein Anzeichen baldigen Todesfalles ist (Delbrück).

Wenn eine Leiche weich bleibt, dann stirbt bald wieder jemand im Hause (Bierde, Kr. Minden; Südlengern, Kr. Herford) Wenn die Toten rote oder weiche Lippen haben, folgt bald einer aus der Familie (Heimsen, Kr. Minden).

Ein Hindernis bei der Bestattung eines Toten (z. B. wenn der Totenwagen anhalten muss, weil die Pferde sich

verstrickt haben) ist ein Zeichen, dass bald eine Leiche aus dem Hause nachfolgt (Spenge, Kr. Herford).

Wenn bei der Beerdigung sich die Leute umsehen, so muss bald jemand nachfolgen (Ovenstädt, Kr. Minden). Wenn der Pastor eine Leiche aus dem Sterbehause zur Bestattung abholt und sich 8—10 Schritte vom Hause noch einmal nach diesem umsieht, so stirbt bald wieder jemand aus dem Hause (Wewer, Kr Paderborn).

Wenn eine Leiche über Sonntag steht, folgt bald eine zweite nach (Gehlenbeck, Kr. Lübbecke).

Es gibt bald eine Leiche im Hause, wenn man nachts von Hochwasser träumt (Leteln, Kr. Minden), wenn es bei einem Hause dampft (Bierde, Kr. Minden), wenn ein mit Leinen gefüllter Koffer zuschlägt (Ovenstädt, Kr. Minden). wenn sich in der Wäsche, namentlich in der Bettwäsche, schwarze Kreuze zeigen (Delbrücker Land).

Wer träumt, dass ihm die Zähne ausfallen, kriegt eine Beerdigung in der Familie. Wer von Feuer träumt, wenn es hell brennt, kriegt eine Hochzeit, wenn es dampft, eine Beerdigung (Heimsen, Kr. Minden).

Wer in der Neujahrsnacht seinen Schatten ohne Kopf sieht, muss bald sterben (Bierde, Kr. Minden).

Wenn jemand neun Jahre lang auf der See gefahren ist, so muss er sterben (Ovenstädt, Kr. Minden).

Einige andere Todesvorzeichen in der Zeit der „Zwölften“ s. oben S. 9. Vgl. auch den vorigen Abschnitt „Hochzeit“.

## 2. Tod.

Wenn ein mit dem Tode Ringender nicht sterben kann, so wird die Naht an dem Zeug, das er anhat, eingerissen, weil vielleicht am Sonntag daran gearbeitet worden ist (Eisbergen, Kr. Minden).

Sobald der Zustand des Kranken das baldige Ableben erwarten lässt, werden die Nachbarn benachrichtigt, die dann bei dem Sterbenden sich einfinden und Abschied nehmen (Rahden, Kr. Lübbecke).

Nach dem Eintritt des Todes wird die Hausuhr still gestellt (Heimsen, Kr. Minden; Gehlenbeck, Kr. Lübbecke)

und alle Hausbewohner geweckt (Heimsen, Eisbergen, Kr. Minden), auch das Vieh (Gehlenbeck, Rhaden, Kr. Lübbecke; Theesen, Kr. Bielefeld) und die Hühner (Eisbergen). In Lippspringe (Kr. Paderborn) wird das Vieh hier und da auch gefüttert. In Fürstenberg (Kr. Büren) werden beim Tode des Hausherrn oder der Hausfrau die Haustiere geweckt und aufgetrieben, und es wird ihnen der Tod angezeigt mit den Worten: „Der Herr ist tot“ oder „die Frau ist tot“. In gleicher Weise werden die Bienen durch Klopfen an die Stände geweckt und benachrichtigt. Man bewegt das Vogelbauer an der Wand, sonst muss der Vogel sterben (Bierde, Kr. Minden). Ist der Verstorbene ein Imker gewesen, so rührt man die Bienenstöcke an; man glaubt dadurch die Bienen am Leben zu erhalten (Bierde, Eisbergen, Kr. Minden; Rahden, Kr. Lübbecke; Südlengern, Eilshausen, Kr. Herford).[3])

Ist alsdann kein gebackenes Brot im Hause, so verdirbt die Familie gewiss (Eilshausen).

Der Tod wird alsbald den Nachbarn und nächsten Verwandten (selbst mitten in der Nacht) angesagt. In Bünde (Kr. Herford) pflegt beim Tode des Hofbesitzers der Heuerling und bei dessen Tode der Bauer die Todesanzeige beim Pfarrer zu machen und die nötigen Vorbereitungen für das Begräbnis zu treffen. In Heepen (Kr. Bielefeld) sagen Heuerlinge oder Nachbarn oder auch der Totengräber den Todesfall an, in Beverungen (Kr. Höxter) die Totenfrau, die gleichzeitig zur Beerdigung einlädt.

Die Verwandten und Nachbarn kommen zum Kondolieren und zum Helfen, auch die Heuerlinge; des Toten wird in ernsten Gesprächen bei Kaffee und Zwieback gedacht (Pr. Ströhen, Kr. Lübbecke). Die sog. Notnachbarn waschen den Toten, helfen ihn auf die „Leichstätte“ betten, kleiden die Leiche an und legen sie in den Sarg. Auch übernehmen sie alle erforderlichen Anzeigen, Verrichtungen und Besorgungen (Rödinghausen, Kr. Herford; Blasheim, Hüllhorst, Kr. Lübbecke; Jöllenbeck, Kr. Bielefeld). Einer der Nachbarn rasiert den Toten mit dessen Messer, das dann sein Eigentum

[3]) S. unsere Zeitschrift, 1, 36 ff.

wird (Spenge, Kr. Herford). In Levern (Kr. Lübbecke) trifft der sog. Totennachbar die erforderlichen Vorbereitungen. Auch in Ostscheidt und Krell (Kr. Herford) besorgen die Nachbarfrauen das Waschen und Anziehen des Toten.

Die Kleidung eines Verstorbenen wird der Waschfrau gegeben (Bierde, Kr. Minden).

Das Totenhemd wird vom besten, feinsten Linnen genommen, hat lange Ärmel und je ein 2—3 cm breites, schwarzes Seidenband vorn an den Handgelenken. Während des Aufbewahrens ist um das Totenhemd ein schwarzes, leinenes Band zum Kennzeichen gebunden. Die Männer bekommen zum Totenhemd ein schwarzseidenes Halstuch, die Frauen eine schwarztuchene Mütze mit glattem, weissen Strich und breitem Saum, sowie das weisse Tuch mit breitem Saum, das sie sonst beim Abendmahl getragen haben (Heimsen, Kr. Minden).

Wo noch gesponnen wird, spinnt man sich auch wohl selbst das Totenhemd; auch lässt man eigene Bäume zu Brettern sägen für den eigenen Sarg (Eisbergen, Kr. Minden).

Wer die Zwirnsfäden am Totenkleide abbeisst, dem fallen die Zähne aus (Seelenfeld, Kr. Minden).

Dem Toten wird die Taschenuhr auf die Brust gelegt, damit ihr Ticken die Mäuse fernhalte (Gehlenbeck, Kr. Lübbecke).

Wenn Tränen auf des Toten Hand fallen, so kann er keine Ruhe finden (Eisbergen, Kr. Minden).

Alle Gegenstände, die beim Einkleiden und Aufbahren des Toten verwandt worden sind, Kamm, Tücher usw., werden mit in den Sarg gelegt. Das Waschbecken, aus dem er gewaschen wurde, wird zerbrochen (Bierde, Kr. Minden).

Eine Kindesleiche wird am Sterbetage oder am folgenden Tage von mittags 12 Uhr ab eine halbe Stunde, die Leiche eines Erwachsenen von der gleichen Zeit ab eine ganze Stunde beläutet (Lahde, Kr. Minden).

Bis zur Beerdigung wird bei der Leiche des Nachts Licht gebrannt (Hartum, Bierde, Neuenknick, Kr. Minden; Spenge, Kr. Herford; Jöllenbeck, Kr. Bielefeld).

In der Wohnstube versammeln sich die Nachbarn zur

Totenwache, bei der die gruseligsten Räuber- und Geistergeschichten erzählt werden und sehr viel Schnaps getrunken wird. — Die Leichenwache dauert von 8 Uhr bis Mitternacht. (Levern, Kr. Lübbecke; Heepen, Kr. Bielefeld).

Der Sarg mit der Leiche bleibt auf der Deele stehen, bis die Bestattungsfeier anfängt. Er steht dort unter dem „Leichenbalken“ [4]) und zwar geöffnet, bis der Lehrer mit den Schülern erscheint um 1 Uhr mittags (Rödinghausen, Kr. Herford; Heimsen, Hartum, Kr. Minden).

Zur Leichenfeier wird der obere Teil der Deele, der sog. Luchtort, mit langen Handtüchern abgekleidet (Leteln, Kr. Minden). Ein Windel- oder Wiesebaum wird an Stricken aufgehängt und eigens nur hierfür vorhandene, besonders lange mit Spitzen versehene Handtücher über den Baum gehängt. Hinter dieser Lakenwand stehen die Angehörigen der Verstorbenen bei der Feier (Heimsen, Kr. Minden). [5])

Es ist Sitte, dass nur die Geladenen an der Beerdigung teilnehmen. Die Verwandten und alle, die „unter dieselbe Glocke wie der Verstorbene gehören“, werden tags zuvor zur Teilnahme gebeten und zwar die Näherstehenden zum Kaffee um 10 Uhr, d. h. sie kommen zum Teil noch vor Mittag (Rödinghausen, Kr. Herford). Die Nachbarn haben je einen Leichenbitter zu stellen oder dies Amt selbst zu verrichten. Die Einladung lautet: „X. und seine Frau und Kinder lassen Sie auf morgen 1 Uhr zur Leiche bitten“. Es werden möglichst viele Leute geladen; je mehr Teilnehmer, um so grösser die Ehre (Spenge, Kr. Herford). In Wehdem (Kr. Lübbecke) machen die geladenen Männer am Abend vor der Beerdigung im Trauerhause Besuche und werden mit Getränken bewirtet.

Allen zur Bestattungsfeier Versammelten wird beim offenen Sarge ein Glas Wein gespendet, bis der Lehrer erscheint und die Trauerandacht im Hause beginnt (Ilse, Kr. Minden). Stellenweise wird viel Branntwein gereicht, sogar

---

[4]) Dem dritten von oben: Hartmann, Bilder a. Westfalen, 104.

[5]) Übrigens kommen bei allen Familienfesten in den Häusern schöne Handtücher, besonders die kostbaren Überhandtücher an den Wänden zur Verwendung (Pr. Ströhen, Kr. Lübbecke).

den Schülern (Spenge, Kr. Herford). Oder auch Bier oder Kaffee mit Kuchen, namentlich dem dick mit Zucker bestreuten Butterkuchen, Zwieback und Semmel.

3. Bestattung.

Zur festgesetzten Stunde beginnt die Trauerfeier im Hause, früher bei offenem, jetzt bei geschlossenem Sarge. Unmittelbar vor dem Schliessen des Sarges treten die nächsten Anverwandten hinzu und drücken dem dahingeschiedenen Lieben noch einmal die Hand zum Abschiede (Kr. Minden). Inzwischen hat der Geistliche das Sterbehaus betreten (wenn er im Orte wohnt, sonst vertritt ihn bis zum Kirchhofe der Lehrer), und die Feier beginnt. Der Tote erhält die „Abdankung". Im Amte Schildesche (Kr. Bielefeld) wurde früher stets der Kantor oder, wenn der Ort nicht Kirchdorf war, der Lehrer gebeten, mit 12, 18, 24 oder 30 und mehr Schülern (je nach dem Vermögen oder der Stellung des Verstorbenen) zur Leichenfeier zu erscheinen. Dann wurde zunächst von allen Schülern ein Sterbegesang gesungen, in den auch wohl die versammelten Leidtragenden mit einstimmten. Nach einer Pause, in der der Kantor (Lehrer) mit Kaffee und Gebäck, die Schüler mit Brötchen bewirtet wurden, traten die 6—10 ersten Schüler nahe an den Sarg und sangen dann ein zweites Lied, gewöhnlich: „Christus, der ist mein Leben" strophenweise abwechselnd mit dem etwas zur Seite stehenden Chore. Ganz ähnlich so geschah es nachher am Grabe. In Ovenstädt (Kr. Minden) mussten 12, 18 oder 30 Schüler am offenen Sarge singen und erhielten dafür einen Klöben. Im Kr. Halle liess der Kantor vor der Rede des Pastors von den Schülern einige Lieder absingen. Währenddessen konnten sich die weit hergekommenen Verwandten in der Stube ausruhen, wo ihnen mit einer Tasse Kaffee eine Erfrischung geboten wurde. Es war auch üblich, dem Pastor und dem Lehrer Kaffee zu reichen. Während dieser Kaffeepause fand das „über dem Sarge Singen" statt, das darin bestand, dass von 6 Schülern ein Lied ohne Leitung des Lehrers gesungen wurde. Für die Predigt und das Singen im Hause bekam der Pastor je nach Grösse des Be-

sitzes bis zu 5 Talern, der Lehrer 1 Taler und jeder Schüler $1^1/_2$ bis 2 Groschen.

Zur Leichenpredigt im Hause treten die Verwandten von der Wohnstube aus nach dem verwandtschaftlichen Grade an den Sarg (Wehdem, Kr. Lübbecke). In Bünde (Kr. Herford) stellen sich die männlichen Angehörigen auf der einen, die weiblichen auf der anderen Seite des Sarges auf. Anderswo (Rahden, Kr. Lübbecke; Ilserheide, Kr. Minden) ist während der Leichenrede der Sarg von Nachbarn und Bekannten umgeben, die Verwandten dagegen sitzen in der Stube.

Auf dem Sarge brennen drei Kerzen, auf dem Herde in der Höhe brennt ein Lämplein, das gleich nach der Leichenfeier auf der Deele gelöscht wird (Pr. Ströhen, Kr. Lübbecke). Auch in Leteln (Kr. Minden) brennt hier und da noch ausser den drei Kerzen auf dem Sarge eine der früher gebräuchlichen, vierzipfligen Oellampen.[6])

Nach Schluss der Feier wird die weisse Decke vom Sarge genommen, die bisher darauf gelegen hat (Ilserheide, Kr. Minden).

Alsdann wird der Sarg auf einen einfachen Leiterwagen (Erntewagen) gesetzt und zum Friedhof gefahren. Der Leichenwagen ist, ob die Leiche gross oder klein ist, mit vier Pferden bespannt. Als Grund wird (Ellerburg, Kr. Lübbecke) angegeben, dass in früheren Zeiten die schlechten Wege das verlangt hätten. Jetzt ist der Leichenwagen mit dem Viergespann vielfach durch einen modernen Totenwagen verdrängt.

In Ilserheide (Kr. Minden) sind die den Leichenwagen ziehenden zwei Pferde mit einer weissen Decke bedeckt. Auf dem einen sitzt der Führer. Auch in Seelenfeld (Kr. Minden) reitet der Wagenführer auf einer leinenen Decke.

In Rödinghausen (Kr. Herford) hatte früher der Nachbar den vierspännigen Wagen zu stellen. In Hüllhorst (Kr. Lübbecke) und anderswo bringen oder fahren die Nachbarn die Leiche zum Kirchhof.

---

[6]) Vgl. Hartmann, Bilder a. Westfalen, 104.

Die Leichen der sog. Sattelmeier werden in einem von sechs Pferden gezogenen Wagen zur Kirche gebracht. Unmittelbar hinter der Leiche wird ein gesatteltes Pferd geführt (Enger, Spenge, Kr. Herford. Kr. Halle).

Auf dem Leiterwagen sitzen sechs bis acht Frauen, die sog. Hökefrauen, zunächst dem Sarge die nächsten Anverwandten, dann die entfernteren (Kr. Minden; Lübbecke; Herford). In Ostscheidt und Krell (Kr. Herford) nehmen mindestens acht Frauen aus der nächsten Verwandtschaft auf dem Wagen Platz. Im Kr. Halle setzten sich die nächsten zwölf weiblichen Anverwandten und Nachbarn vorn auf den Leichenwagen. In Theesen (Kr. Bielefeld) folgen die Hökefrauen jetzt zu Fusse dem Sarge.

Diese Hökefrauen (Hökenleute, Häukenfrauen, Häukendriägers) haben den Kopf mit schwarzen, faltenreichen Schürzen verhüllt, die vorn über das Gesicht herabhängen.

Die Angehörigen des Verstorbenen und die eingeladenen Freunde folgen dem Wagen, während der Lehrer und seine Schüler ihm vorausgehen und auch unterwegs einige Verse eines Chorals singen. Den männlichen Verwandten folgen die weiblichen. Im Kr. Halle wurde auf dem Wege zum Kirchhofe von den Schülern jedesmal, wenn eine Wohnung erreicht wurde, ein Vers aus dem angefangenen Gesange gesungen. In Hartum (Kr. Minden) erhielten die begleitenden Schulkinder früher zwei Heller. Auch heute begleiten sie noch die Leiche und kriegen dafür 10 Pfennige. An vielen Orten hat die Begleitung durch die Schüler ganz aufgehört.

In Heimsen (Kr. Minden) gehen die nächstverwandten Männer mit dem Hute in der Hand bis zum Ende der ganzen Beerdigungfeier. Die anderen Männer lüften den Hut beim Verlassen des Hofes und beim Betreten des Kirchhofes.

Wo der Sarg nicht zum Friedhof gefahren wird, wird er von Nachbarn oder gemieteten Leuten getragen. Die Träger erhalten ein weisses Taschentuch, das sie gewöhnlich an den Handgriffen des Sarges lose zusammengeschlungen vorfinden.

Der Brauch, dass die Schuhmacher oder Tischler die Leiche zum Friedhofe tragen, hat sich in Lübbecke bis

auf die neueste Zeit erhalten, schwindet aber jetzt, da ein Leichenwagen in Tätigkeit getreten ist.

Für einen Leichenzug muss stets der für ein Gehöft vorhandene „gerechtsame Weg“ benutzt werden, damit nicht ein baldiger neuer Todesfall in derselben Familie eintrete. Man benutzt daher den sog. Kirchen- und Leichenweg auch dann, wenn ein näherer und besserer Weg vorhanden ist.[7])

Der Kutscher, der den Wagen fährt, sieht nie zurück, weil er sonst selbst bald sterben würde (Eisbergen Kr. Minden).

Wird der Tote aus dem Hause getragen, so fegt man hinter ihm her, damit nichts von ihm zurückbleibt, weil er sonst andere Todesfälle nach sich ziehen würde (Ebda).

Fällt ein Blatt oder eine Blüte von den Totenkränzen auf den Weg, so müssen diese sorgfältig aufgehoben und mit ins Grab gelegt werden, sonst folgt bald ein neuer Sterbefall in der Familie (Ebda).

Wenn der Sarg aus dem Hause getragen wird, berührt die Nähterin den Tisch, auf dem er gestanden hat. Sonst folgt bald jemand (Bierde, Kr. Minden).

In Rahden (Kr. Lübbecke) werden, wenn der Sarg mit der Leiche auf den Wagen getragen ist, die Gegenstände, auf denen der Sarg gestanden hat, umgelegt.

In Pr. Ströhen (Kr. Lübbecke) bleibt das Gestell des Sarges so lange an seinem Platze, bis das ganze Leichengefolge das Haus verlassen hat.

Wenn die Pferde am Leichenwagen nicht gleich anziehen oder unterwegs stehen bleiben, so folgt ein neuer Todesfall in demselben Hause (Wittel, Kr. Herford). Überhaupt hat jede Störung der Leichenfeier oder des Zuges zur Folge, dass bald einer aus der Familie nachfolgen wird (Kr. Halle).

Auf dem Kirchhof wird unter Leitung des Geistlichen mit der Leiche ein Umgang von Westen über Norden nach Osten um die Kirche gehalten (Heimsen, Kr. Minden).

[7]) In Rahden (Kr. Lübbecke) muss auch der Kindtaufswagen nach und von der Kirche den vorgeschriebenen „Leichenweg“ benutzen. S. oben S. 112. — Eine Beschwerde über den „Notweg“ im „Hermann“ (Zeitschr. von u. für Westfalen) 1824. Vgl. Monatsschrift d. bergischen Geschichtsvereins, 1907, 143.



Krieger und Wöchnerinnen werden vor der Beerdigung in die Kirche getragen (Rödinghausen, Kr. Herford). [8])

Man unterscheidet „öffentliche" und „nicht öffentliche" Leichen. Die Bestattung der ersteren findet des Morgens, die der letzteren des Nachmittags statt. Die „öffentlichen Leichen" unterscheiden sich noch von den andern dadurch, dass die Trauerversammlung nach der Beisetzung dem Pfarrer in die Kirche folgt, wo unter Ansprache und Gesang ein Gedächtnisgottesdienst für den Verstorbenen stattfindet.

Bei öffentlichen Leichen tragen die Frauen schwarztuchene Mütze mit weissem Strich, weisses Umschlagetuch ohne Spitze, schwarze Tuchschürze; bei stillen Leichen (Beerdigungen am Nachmittag mit Abholung durch den Lehrer und ohne jede Predigt) tragen sie schwarztuchene Mütze ohne Strich, schwarzes Umschlagetuch, schwarztuchene Schürze (Heimsen, Kr. Minden).

Bei der Beerdigung von Sattelmeiern wird der Sarg während der Leichenfeier vor dem Altar und das Sattelpferd vor dem Eingange zur Kirche so aufgestellt, dass es mit dem Kopfe nach dem Sarge zugewandt steht (Enger, Spenge, Kr. Herford).

In Gütersloh (Kr. Wiedenbrück) werden bei der Leichenfeier die beiden Lieder „Nun lasset uns den Leib begraben" und „So grabet mich nun immerhin" im Wechselgang vom Schülerchor und drei einzelnen Schülern, die ans Grab treten und im Namen des Verstorbenen singen, vorgetragen. Das heisst „vom Stein singen".

Auf dem Kirchhofe ruhen die Eheleute gern so, wie sie bei der kirchlichen Trauung vor dem Altar gestanden haben (Ester, Kr. Herford).

In der Regel kehren die nächsten Verwandten, Nachbarn und Freunde nach der Beerdigung zum Trauerhause zurück, um den Hinterbliebenen noch einmal ihr Beileid zu bezeugen. Dabei wird ihnen noch eine kleine Erquickung geboten. Früher wurde das ganze Gefolge mit verschiedenen Gerichten und Getränken bewirtet, und der Schnaps spielte dabei eine bedeutende Rolle. Jetzt wird nur noch ein gemein-

[8]) S. oben S. 111.

schaftliches Mahl eingenommen oder Kaffee und Kuchen. In Blasheim (Kr. Lübbecke) gibt es Kaffee mit besonders dazu gebackenen Brötchen, die „Knawwels“ genannt werden. In Brackwede (Kr. Bielefeld) werden nach der Beerdigung die Heuerlinge mit Kaffee, Kuchen, Bier und Branntwein bewirtet. In Ovenstädt (Kr. Minden) erhielt das Trauergefolge nach der Rückkehr ins Trauerhaus „Birkenschale“ [9]), ein Getränk aus Weissbrot und Braunbier. In Rietberg (Kr. Wiedenbrück) wurde früher nach der Beerdigung in einem Wirtshause Schnaps zum besten gegeben, was namentlich in den dreissiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu einer schlimmen Unsitte ausgeartet war, sodass alle Säufer regelmässig bei jedem Leichenbegängnisse zu finden waren. Den Bemühungen der Geistlichen gelang es, diesen Missbrauch abzustellen. —

Tote, die etwas auf dem Gewissen haben, können nicht ruhen (Heimsen, Kr. Minden).

So lange man Wasser vergeblich kochen lässt, muss man vor dem Himmelstor warten (Kr. Halle).

Wer von Toten träumt, kommt bald zur Hochzeit (Seelenfeld, Kr. Minden). —

Schliesslich folge noch die aus Herford mitgeteilte Schilderung eines bäuerlichen Begräbnisses, wie es in der Münstergemeinde zu Herford bis 1870 üblich war. War auf einem Hofe der Bauer oder die Bäuerin gestorben, so wurden sofort die nächsten Nachbarn benachrichtigt. Diese begaben sich dann gleich in das Trauerhaus, um die Leiche zu waschen und umzukleiden; diese Nachbarn nannte man „Kleidenachbarn“ (Klennaber). In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde dies Amt des Umkleidens der Leichen jedoch den zum Hofe gehörigen Heuerlingen (Köttern) übertragen, die dafür die Kleidungsstücke des Verstorbenen erhielten.

Am Tage nach erfolgtem Todesfall begaben sich die Frauen der nächsten Verwandten des Verstorbenen in Gemeinschaft mit der Näherin zur Stadt, um die nötigen Einkäufe für die Bestattung vorzunehmen. Dies Geschäft war nicht

---

[9]) wohl = Bierkaltschale.

so leicht; erforderte doch die Sitte, dass alle beim Hofe bediensteten Kötter und Dienstboten Trauerkleider erhielten. Diese bestanden für männliche Personen in einem Wams, einer Weste aus dunklem Kattun und einem schwarzen Halstuch. Die Kötterfrauen erhielten eine dunkle Schürze und ein schwarzes Schultertuch, die Dienstmädchen Kleid und Schürze aus dunklem Stoff, ein schwarzes Schultertuch und eine Mütze.

Diese Trauerkleider wurden von den Empfängern am Begräbnistage und an den Sonntagen des darauf folgenden Jahres getragen. Sämtliche Trauerkleider und der Sarg wurden im Trauerhause hergestellt, wobei die Handwerker neben freier Beköstigung den doppelten Tagelohn erhielten.

Am Tage vor dem Begräbnis wurde das Gefolge durch Leichenbitter eingeladen. Dies Amt besorgten die Kötter. Am Begräbnistage selbst wurde morgens gleich die Leiche eingesargt und auf die Tenne gestellt. Der Sarg blieb halb offen, so dass Gesicht und Brust der Leiche sichtbar waren. Auf dem Sargdeckel wurden drei und bei grösseren Besitzern vier Lichter gestellt; auch wurden an den Eckpfosten der Tenne neben langen befranzten Handtüchern noch brennende Lampen aufgehängt. Um 10 Uhr stellte sich der Lehrer mit 24—36 Schulknaben ein; je grösser der Hof, desto grösser die Schülerzahl.

Der Lehrer sang mit den Schülern von 10—11 Uhr etwa drei Sterbelieder. Währenddessen füllte sich langsam das Haus mit Leidtragenden, Männern und Frauen. Die Verwandten wurden von den Leichenbittern in die Wohnräume genötigt, die Hökenfrauen erhielten ihren Platz in der Kammer, deren Männer und die Familienglieder in der sog. kleinen Stube und die entfernten Verwandten in der grossen Wohnstube. Wer in der Wohnstube keinen Platz mehr fand, blieb mit dem übrigen Gefolge auf der Tenne. Die Hökenfrauen wurden mit Kaffee, das übrige Gefolge und die Schüler mit Herforder Süssbier und Semmeln bewirtet. Das Bier wurde in Milcheimern von den Leichenbittern herumgetragen und aus Henkelgläsern, die von Mund zu Mund gingen, oder auch aus Kochlöffeln getrunken. Es ist erklärlich, dass hierbei

ganz beträchtliche Mengen vertilgt wurden; war doch hier auch dem geringsten Kötter Gelegenheit geboten sich einmal gütlich zu tun. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde anstatt Bier Branntwein geschenkt, und es kam dann nicht selten vor, dass der eine oder andere des Guten zu viel getan hatte und unterwegs liegen blieb.

Nachdem der Lehrer mit den Schülern drei Gesänge gesungen hatte, wurde eine halbstündige Pause gemacht, während deren sich Lehrer und Schüler durch Butterbrot und Bier stärkten. Nach der Pause stellten sich 8—12 Schüler um den noch offenen Sarg (nach der Zahl der Hökenfrauen) und sangen mit den übrigen Schülern einen Wechselgesang. War dieser zu Ende, so traten die nächsten Anverwandten der Reihe nach an den Sarg und nahmen unter vielem Weinen von dem Verstorbenen Abschied, worauf der Sarg endlich geschlossen wurde. Der Lehrer sagte nun noch einige Strophen aus einem Sterbegesange vor, die von der ganzen Trauerversammlung gesungen wurden, und betete zum Schlusse das Vaterunser. Inzwischen war ein mit vier Pferden bespannter Leiterwagen vor die grosse Haustür gefahren, auf dessen hinteres Ende man den Sarg stellte. War dies geschehen, so kamen aus der Kammertür, die sich mitten vor der Tenne befand, der Reihe nach die Hökenfrauen (8—14, je nach der Grösse des Hofes) und setzten sich paarweise vor den Sarg auf den Wagen. Während dieser Zurüstung erhielten Schüler und Gefolge noch einen Schluck Bier zur Stärkung auf den Weg. War der Wagen endlich vorn und hinten mit Stricken zugebunden und der Sarg durch Strohwiepen vor zu starkem Rütteln geschützt, so begannen die Schüler zu singen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Die nächsten Verwandten gingen alle der Reihe nach durch die eben erwähnte Kammertür. War der letzte herausgetreten, so folgte alles in regellosem Zuge, haufenweise Männer und Frauen durcheinander.

In der Stadt wurde vor dem Bäckerhause halt gemacht. der Sarg wurde vom Wagen auf eine Bahre gehoben und in das Bäckerhaus getragen, die Hökenfrauen folgten mit hinein, das übrige Gefolge nebst Schülern und Lehrer blieb

auf der Strasse stehen. Waren Sarg und Hökenfrauen vom Wagen herunter, so nahm ein Abgesandter des Totengräbers die Strohwiepen vom Wagen und trug sie nebst zwei Kannen Herforder Bier als Beute heim. Inzwischen waren die Geistlichen angekommen. Sie stellten sich vor dem Bäckerhause auf, der Sarg wurde nun von den Trägern mit der Bahre auf die Schultern gehoben und zum Friedhofe getragen. Hinter dem Sarge folgten die Geistlichen, dann die Hökenfrauen und darauf das übrige Gefolge. Lehrer und Schüler gingen Sterblieder singend vor dem Sarge her. Auf dem Friedhofe wurde der Sarg in die Gruft gesenkt, der Geistliche sprach Gebet und Segen, worauf die Träger das Grab füllten und den Hügel darauf machten. Während dieser Arbeit sangen die Schüler den Gesang: „Nun lasset uns den Leib begraben". Wenn der Grabhügel fertig war, entblössten alle das Haupt zum stillen Gebete. Die Schüler begaben sich nun ins Bäckerhaus und erhielten hier als Lohn für ihre Mühe jeder fünf Semmel (Mattiesstuten) und reichlich Bier. Der Lehrer erhielt für sechs Groschen Semmel (12 Mattiesstuten), zwei Liter Bier und einen Taler. Das Gefolge ging vom Friedhofe in die Kirche, wo die Leichenpredigt gehalten wurde. Die Hökenfrauen sassen dabei unmittelbar vor der Kanzel. Nach beendigter Predigt verlas der Pastor von der Kanzel die vom Lehrer aufgesetzten Personalien. die schon für sich eine kleine Leichenrede ausmachten. Ihr Wortlaut war folgender:

„Was das Leben und Sterben des zur Ruhe gebrachten christlichen Mitbruders betrifft, so erblickte derselbe das Licht der Welt im Jahre .... in einer Ehe christlicher Eltern. Sein längst verstorbener Vater war der Kolon N. N. und seine ebenfalls verstorbene Mutter die N. N. geb. N. N. Bei der hl. Taufe erhielt er zum Andenken an den mit Gott errichteten Gnadenbund die christlichen Namen Johann Friedrich (Hanfritz). Nach vollendetem Schulbesuch in der Schule zu ....., bei welchem er sich fleissig und folgsam bewiesen, wurde er mit dem vollendeten 14. Lebensjahre für tüchtig befunden, zum öffentlichen Bekenntnis seines Glaubens und zum ersten Genusse des heiligen Abendmahls

zugelassen zu werden. Im Jahre . .. begab er sich in den heiligen Stand der Ehe mit der ihn überlebenden Anna Kathrine (Anketrine) geb. N. N. Gott segnete diesen Bund mit 7 Kindern, 3 Söhnen und 4 Töchtern, von welchen noch 2 Söhne und 3 Töchter am Leben sind.

Seinen Wandel anlangend, so war derselbe ehrbar und gesittet, er hielt auf Gottesfurcht und Religion, besuchte fleissig das Haus Gottes und nahm öfters Anteil am heiligen Abendmahl, welches ihm auch in seiner letzten Krankheit zur Stärkung seines Glaubens gereicht worden ist. Seine letzte Krankheit anlangend, wurde er vor etwa 14 Tagen von einer heftigen Lungenentzündung ergriffen; die Seinen haben es an Pflege und Hilfe, an Zuziehung eines ordentlichen Arztes und Anwendung der verordneten Heilmittel nicht fehlen lassen Es gefiel aber dem Herrn über Leben und Tod, ihn in dieser Krankheit abzurufen. Der Herr endete sein Leiden durch einen sanften Tod, welchen er erfolgen liess am ... d M., morgens ... Uhr, nachdem er sein Alter gebracht hatte auf ... Jahre, ... Monate und ... Tage". —

Nach Beendigung des Trauergottesdienstes begab sich alles nach dem Bäckerhause, wo inzwischen alles zum Empfang der Gäste vorbereitet worden war. Die Haustür stand weit offen, an beiden Seiten im Hausflur standen grosse Körbe mit Semmeln, die man gespalten und mit Butter bestrichen hatte. Zwei Leichenbitter standen zur Verteilung bereit, und jeder, der an dem Begräbnis teilgenommen hatte, erhielt einen mit Butter bestrichenen Mattiesstuten und soviel Herforder Bier, wie er trinken wollte.

Die Kosten eines solchen Begräbnisses waren ganz erheblich, wohl 300 M. und mehr. Die Gebühren für die Geistlichkeit betrugen für die Folge 12 Groschen, für die Predigt 1 Taler, es wurde aber, um eine gute Leichenpredigt zu erhalten, das vier- bis fünffache der gesetzlichen Gebühren gezahlt.

Die beschriebenen Gebräuche erhielten sich bis zu der Zeit, als man in Herford den neuen Friedhof anlegte, bei welcher Gelegenheit die Landgemeinden trotz des Widerspruches der Geistlichen sich eigene Begräbnisplätze innerhalb ihrer Be-

zirke schufen und nach eingehender Beratung das früher übliche Gezeche zum grossen Leidwesen der minder begüterten Bevölkerung abschafften.

---

# Der Herd und das Herdfeuer im Glauben und Brauch des Bergischen Volkes.

Von **O. Schell.**

Zwei Naturmächte sind es, welche sich bei allen Indogermanen als bestimmte Grundauffassungen nachweisen lassen: Sonne und Mond. Cäsar's Bericht [1]) bestätigt diese Auffassung für die Deutschen, wenn der grosse Römer bemerkt: „Man weiss von keinen andern Gottheiten, als die man sieht und von denen man in die Augen fallende Dienste empfängt: die Sonne, das Feuer und der Mond“ [2]). Siecke [3]) bemerkt darum: „Das gilt aber von der Urreligion der Indogermanen überhaupt“ und zwar mit um so grösserem Rechte, als das Feuer mit der Sonne fast identifiziert werden darf. [4]) Das ein Feuergott fast allen indogermanischen Völkern bekannt war, kann mithin keineswegs befremden. Darum schreibt Siecke (Urreligion usw. S. 36 f): „Vom Feuergott der Indogermanen will ich ganz kurz sein. Sein Dasein ist bezeugt, aber er scheint im allgemeinen von seiner einstigen Höhe herabgesunken zu sein. Bei den Indern freilich ist er als Agni (aber mit Sonne und Mond vereinigt) emporgestiegen; die Griechen haben ihn wohl in Hephaistos und Hestia zerlegt, wiewohl der erstere Züge des Sonnengottes angenommen

---

[1]) Bell. Gall. VI, 21.

[2]) Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et puorum aperte opibus iuvantur, Solem et Vulcanum et Lunam, reliquos ne fama quidem acceperunt.

[3]) Urreligion der Indogermanen, S. 8.

[4]) M. vergl. L. v. Schroeder in seiner Abhandlung über die Religion des arischen Urvolkes (Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, Jahrg. 1907 S. 209); er schreibt: „Das leuchtende, wärmende, brennende Feuer erkannte schon der primitive Mensch als der Sonne wesensverwandt, die so deutlich als feuriger Ball, als himmlisches Feuer sich kundgab.“

zu haben scheint, wie denn die kunstreichen Schmiede oder Techniker, der indische Tvashtar, der griechische Daedalus, der germanische (vielleicht allerdiugs griechisch beeinflusste) Vŏlundr mehr auf den Sonnengott weisen. Ob in Loki der alte Feuergott steckt, ist mir sehr zweifelhaft (vielleicht ist er wie Heimdall und Balder Mondgott)."

Ein Abbild dieser himmlischen Feuer ist das irdische Feuer, welches der griechische Mythos durch Prometheus den Göttern rauben und den Menschen spenden lässt, um diesen die erste Grundlage menschlicher Kultur und Gesittung zu gewähren. Das irdische Feuer hat vor allen Dingen seinen Sitz im Herd, dem heiligen Mittelpunkt der festen menschlichen Niederlassung, der man selbst durch Opferung von Menschen Schutz zu verleihen sucht [5]).

Den Mittelpunkt der festen Niederlassung, des Hauses, bildet der heilige Herd, „gleichsam der Altar des Hauses". Dort brennt das Feuer, das alter Sitte gemäss nie erlöschen soll, das man während der Nacht mit Asche bedeckt; jene gefesselte, geheimnisvolle Riesenkraft; ein Abglanz der hehren Himmelslichter, vor allen Dingen der Sonne, des Allheilmittels der Erde und ihrer Lebewesen.

Zunächst fassen wir den Herd ins Auge. Der Herd ist der Mittelpunkt des bergischen Hauses. Vordem wurden die menschlichen Wohnstätten im Bergischen (und auch anderwärts) nach der Anzahl der Herdstätten eingeschätzt und die Bedeutung der letzteren damit für die Familie und das Familienleben gekennzeichnet.

Auch die Seelen der Abgeschiedenen glaubte man in diesen Familienkreis ziehen zu können, indem man in Urzeiten [6]) den Herd auf dem Grabe eines Familiengliedes errichtete, später aber diese Grabstätten als Gerichts- und Malstätten benutzte. Zwar sind im Bergischen direkte Belege für diese Benutzung der Begräbnisstätten nicht mehr beizubringen, aber eine grosse Anzahl Sagen [7]) weist den

[5]) P. Sartori, Über das Bauopfer. Zeitschrift für Ethnologie, Jahrg. 1898.

[6]) C. Rademacher im Ur-Quell IV, 57.

[7]) M. vergl. des Verf. Bergische Sagen a. v. O.

Geistern der verstorbenen Ahnen den Herd als Schauplatz ihrer Tätigkeit zu. Einen noch deutlicheren Beweis dafür entnehme ich einer Mitteilung von A. Vogt, welcher im Anfang der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts im Wipperfürther Volksblatt unter anderem folgendes berichtet: „In einem alten Burghause (Schlörscheid) war über dieser Hülle [8]) die ganze Wand bis an die Decke mit Figuren aus Ton oder Gips geziert; und die Landleute wussten nicht, weswegen hier „die Hellgen in die Pötte gickten" = (die Heiligen in die Töpfe guckten). Mit dieser Mitteilung gelangen wir zu einem Gebiet, dessen Verfolgung unterbleiben muss, nämlich zum Seelenglauben, Seelenkult [9]).

Aus dem Rauchfang hing (und hängt noch ganz vereinzelt) ein Haken herab, eine Eisenschiene, welche mit Zähnen versehen ist und hoch und niedrig geschoben werden kann. An diesem Haken hängt der Kessel über dem Herdfeuer. Dieser Haken nimmt zuerst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Im Bergischen heisst er Helhaken, das Hell; in Westfalen das Hal; in der Eifel de Hôl; in Nassau Hal. Auffallend immerhin ist die Übereinstimmung dieses Namens (Hel) mit der eddischen Totengöttin bezw. dem Totenorte „Hel". In Oberhessen sind Hollefahrten, was Hexenfahrten bedeutet, bekannt. Die Hexen sind an die Stelle der Geister getreten, und eine Hollefahrt ist demgemäss eine Geisterfahrt, eine Totenfahrt, wie in der Edda Helreidh die Totenfahrt bedeutet. In Nassau gibt es Halberge und Halfeuer, was ebenfalls auf Totenstätte und Geisterorte zurückzuführen ist, wie auch die Halja des Ulfilas den Geisterort, die Unterwelt bezeichnet. Bezeichnenderweise heisst der Ofen in Schweden „ugnhol" [10]).

Einst brannte auch im bergischen Hause das Herdfeuer frei im Hause, wie noch heute in einigen weltentrückten niedersächsischen Bauernhäusern der Lüneburger Heide. Später rückte man es, wohl aus rein praktischen Gründen, an eine

---

[8]) Eine Nische, welche sich in der Wohnstube hinter der grossen, gusseisernen Herdplatte befand.

[9]) M. vergl. u. a. Schroeder, wie oben, S. 213.

[10]) Am Ur-Quell IV, S. 59.

Brandmauer des Hauses. Durch eine grosse gusseiserne Herdplatte, meist mit biblischen Darstellungen geziert, welche in die Mauer eingefügt war, erwärmte man das nebenanliegende Gemach, da noch bis zum 16. Jahrhundert herab hierzulande nur eine Herdstätte in jedem Hause resp. in jeder Familie zu finden war. Die Höhlung in der Mauer hinter dem Ofen, in welcher das zerkleinerte Brennholz lag, wurde Zacken oder Zackloch genannt. Dieser Raum war 2—3 Fuss breit.

Vom Dachstuhl des Hauses hing in jener Zeit, als das Herdfeuer frei in der Mitte brannte, der Helhaken oder das Hell herab, auch Kesselhaken genannt, da dieser Haken zur Aufnahme des Kessels usw. diente. Als man den Herd an eine Mauer rückte, befestigte man den Helhaken an einem hölzernen Viergespann in dem weiten Rauchmantel über dem Herd. Ein weiterer Kulturfortschritt war zu verzeichnen, als man mehrere (5) viereckige Herdplatten in primitivster Weise vereinigte, um das Feuer dadurch einzuschliessen und seiner Aufgabe nutzbarer zu machen. Ein solcher Ofen, der nur an einer Schmalseite offen war, aber keinen Rost und kein Abzugsrohr aufwies, wurde durch die Wand der Küche oder des Vorraumes in die Wohnstube geschoben, von ersterer aus aber mit Holz geheizt. Später bildete man den Ofen mannigfaltig aus, löste ihn ganz vom Vorraum los und verschob damit den Schwerpunkt des Familienlebens. Da dieser Ofen etwas erhöht vom Boden war, setzte man vorne einen gegossenen oder geschmiedeten, auch wohl einen aus Stein gehauenen Träger unter. Dieser Träger hiess Zacken.

Nebenbei bemerkt läuft beim sogenannten Zackenofen, welcher später aufkam, ein breiter Eisenring unten rings um den Ofen herum.

Kehren wir noch einmal zu dem aus 5 Platten zusammengefügten, darum Platten- oder Butzenofen (letztere Bezeichnung war an der unteren Wupper üblich) genannten Ofen zurück. Man wandte zur Ausschmückung desselben gern biblische Darstellungen (Bergpredigt, Hochzeit zu Kana, der verlorene Sohn usw.) an. Kochen konnte man nicht auf diesem Ofen. Das musste nach wie vor am Herd besorgt

werden; doch blieb dieser Ofen lange in Gebrauch, in entlegenen Gegenden wohl bis gegen den Ausgang des 19. Jahrhunderts. Einzelne Platten von diesen Öfen haben sich überall auf unsern Bauernhöfen erhalten, meist als Schmuckstücke in die Wand eingelassen, hin und wieder sogar als Deckplatten auf den Schornsteinen verwandt. Später kam der schon erwähnte Zackenofen in Gebrauch. Er wurde durch den nach oben sich konisch erweiternden, glatten Siegerländer Ofen ersetzt, welcher heute noch der Stolz mancher Hausfrau ist, trotzdem derselbe unendliche Mühe im Putzen erfordert. Diese Öfen schmiert man mit einer Mischung von Kuhdreck, Lehm und Salz ein; alte Schmiede fügen wohl noch etwas Essig hinzu. Mit dieser Mischung verstreicht man auch beim Siegerländer Ofen den gegossenen Topf, welcher in den Ofen eingelassen wird (Mettmann).

Soweit zur Geschichte des Herdes und Ofens. Gehen wir nunmehr auf die Bedeutung des Herdfeuers im Glauben und Brauch des Bergischen Volkes ein, denn das Feuer ist gleichsam die Seele des Herdes.

Wie schon Grimm [11]) hervorhob, ist ein eigentlicher Feuerdienst nur in beschränktem Umfange nachzuweisen; der Feuerkultus scheint in erster Linie auf die leuchtende und wärmende Sonne übertragen worden zu sein, deren tiefe Bedeutung für den Kultus der Deutschen nicht nur, sondern überhaupt der Indogermanen, eingangs betont wurde. In den Nachrichten Cäsar's sowohl als der Edda sind darum Sonne und Feuer unmittelbar nebeneinander gestellt. Eine scharfe Abgrenzung in der Bedeutung des Herd- und Sonnenfeuers im Glauben unserer germanischen Vorfahren ist aus diesem Grunde ausgeschlossen. Eine bestimmtere Scheidung ist zwischen dem Herdfeuer und den Festfeuern möglich. Simrock [12]) lässt sich darüber folgendermassen aus: „Daraus ergibt sich ein wesentlicher Unterschied zwischen den Frühlingsfeuern, welche die Hexe, den Judas, den Ostermann, also eigentlich den Winter zu verbrennen, gezündet werden, wenngleich auch zu Ehren der Frühlingsgottheit, und dem

[11]) Deutsche Mythologie [3] S. 568.

[12]) Handbuch der deutschen Mythologie [6] S. 562.

Johannisfeuer, das zur Heiligung des Herdfeuers und gleich dem Notfeuer zur Erzeugung eines frischen, von dem Gotte des Blitzes selbst gesendeten, kräftigen Feuers bestimmt war. Das Johannisfeuer half den Sieg des Lichts und der Lichtgötter vervollständigen, indem nun die ohnedies kurze Nacht durch das gezündete Licht in vollen, hellen Tag verwandelt wurde. Durch diese gottesdienstliche Handlung kam man den Göttern gleichsam zu Hilfe. Die Nacht ward gänzlich verbannt und den lichtscheuen, ungeheuren Mächten der Finsternis die letzte Zuflucht geraubt, dass sie versteinern, „in Stein springen“ mussten. Darum hat die Asche dieses Feuers und alles, was davon übrig war, die Flamme des Herdfeuers selbst, die von ihm herrührte, befruchtende, segnende, schützende Kraft, es ist der Segen der gottesdienstlichen Handlung, wie uns der Segen des Opfers schon öfters begegnet ist. Die Sitte schreibt sich aus einer Zeit her, wo es noch schwer war, Feuer zu zünden, wo es durch Reibung zweier Hölzer mühsam hervorgelockt werden musste, was jährlich von der ganzen Gemeinde unter Anrufung des Gottes auf altväterliche Weise geschah, worauf dann jeder sich seine Scheite mit nach Hause nahm und das so gezündete Herdfeuer das Jahr über sorgfältig hütete. Dass dieser Unterschied ein wohlbegründeter ist, zeigt, dass man die Asche des Osterfeuers nicht auf die Felder streute, um sie fruchtbar zu machen, sondern in den Bach goss.“ So weit Simrock [13]).

Nachdem wir so das Wesen des Herdfeuers einerseits gegen das Sonnenfeuer und andrerseits gegen die Festfeuer (Johannis-, Oster-, usw. -Feuer) abgegrenzt haben, suchen wir sein Wesen an und für sich zu erfassen.

Das Herdfeuer wird von der Bevölkerung des Bergischen (wie in andern Gegenden Deutschlands) als lebendiges Wesen aufgefasst; das beweist schon die Tatsache, dass man im Kirchspiel von Elberfeld den hellen Feuerschein als einen guten Nachbar in der Stube bezeichnet. Eine im innersten Wesen desselben begründete Anschauung, in der Wirkung aber das Entgegengesetzte besagend, ergibt sich aus der

---

[13]) M. vergl. auch, was Schroeder sagt (Religion des arischen Volkes, Korrespondenzblatt usw.. S. 208).

Redensart: den roten Hahn auf das Dach setzen; der rote Hahn ist das Feuer. Andrerseits bringt man einen Wetterhahn zum Schutz auf Türmen und Wetterfahnen an [14]), denn es ist uralter, auch im Bergischen nachweisbarer Zauberbrauch, „dass ein Übel durch sein magisch geweihtes Bild unschädlich gemacht wird“. Die später erfolgte christliche Deutung dieses Sinnbildes des Feuers verdrängte die uralte, heidnische Bedeutung, wie aus Ekkehards Bericht über den Einbruch der Ungarn im Kloster zu St. Gallen hervorgeht. Zwei der feindlichen Krieger stürzen nämlich auf den Glockenturm, um den anscheinend goldenen Wetterhahn, welchen sie für das Sinnbild des Schutzgeistes des Ortes hielten, herabzuholen. „In letzterer Meinung mochte sie das Zusammentreffen des Namens des heiligen Gallus mit dem des Vogels bestärken. Einer der Ungarn stiess mit seiner Lanze nach dem Hahn, verlor den Halt und stürzte in die Tiefe. Da verliessen die Ungarn das Kloster, „quod Gallus, deus ejus, ignipotens sit“. Der Ausdruck „ignipotens“ = feuergewaltig, feuerbeherrschend, vielfach als historisches Beiwort des Vulkan angewandt [15]), lässt kaum eine Missdeutung der von uns gegebenen heidnischen Anschauung zu.

Für die weitere Erfassung des innersten Wesens des Feuers als eines lebenden, persönlichen Wesens zeugen folgende im Bergischen verbreitete Redensarten: Das Feuer bricht aus; das Feuer ist los. Hierher gehört auch das folgende schöne Volksrätsel:

Wenn die Laden werden zugeschlagen,
Und die Toten über die Lebendigen jagen,
Nehm' ich mein Leiterlein,
Steig' ich zum Fenster hinein
Zu meinem Mädel hinein!

Die „Toten“ der zweiten Zeile bezeichnen die Asche, welche über dem „lebendigen“ Feuer am Abend liegt.

Ist auch eine eigentliche Verehrung des Herdfeuers nicht, höchstens nur in dürftigen Zügen nachweisbar, so konnte es doch nicht ausbleiben, dass man dieser persönlich

[14]) E. H. Meyer, Germanische Mythologie, S. 110.

[15]) K. Klotz, Handwörterbuch der lateinischen Sprache [5] II, 11.

gedachten Lebensmacht, dem Abbild der allbelebenden Sonne, grossen Einfluss auf das Leben des Menschen zuschrieb. Von der Wiege bis zum Grabe sind darum die Beziehungen unserer Bevölkerung zum Herdfeuer nachzuweisen. Beginnen wir mit Geburt und Taufe.

Bei der Wöchnerin brennt fortwährend ein Licht, ein Teil des Herdfeuers, an die Ruhestätte des Weibes in einem der bedeutungsvollsten Augenblicke des Lebens verpflanzt, was aus einer Mitteilung F. Liebrecht's [16]) noch deutlicher hervorgeht: „Wenn ferner bei Mapes gesagt wird, dass um den neugeborenen Knaben herum Feuer und Lampen angezündet wurden (natusque est eis puer, quem cum eis (?) ignibus (et) lampadibus circumdantes, tota vicinia omnes in eum intendebant oculos“; die Stelle scheint verdorben, doch ist jedenfalls der Sinn derselben klar), so geht dies auf einen weitverbreiteten abergläubischen Gebrauch, bei neugeborenen Kindern und Wöchnerinnen Feuer, Lampen oder Lichter brennen zu lassen“. Dadurch wird die Wöchnerin samt dem Neugeborenen des Schutzes, dessen sich Herd und Herdfeuer erfreuen, gleichsam teilhaftig; die im Dunkeln schwärmenden Naturdämonen werden verscheucht. Vor allen Dingen aber wird einer von den Elben zur Verjüngung ihres Geschlechts versuchten Verwechslung der menschlichen Kinder mit ihren Neugeborenen (Wechselbalg) durch das Feuer wirksam begegnet (unzählige Sagen aus dem Bergischen). Ist trotzdem oder infolge eines Versäumnisses eine solche Unterschiebung möglich geworden, so ist das Herdfeuer mehr oder weniger wirksam, den elbischen Naturdämonen ihre Beute wieder zu entreissen. Licht brennt bis zur Taufe am Lager der Wöchnerin. Bis zu diesem Zeitpunkte heisst das Neugeborene „Pfannenstielchen“, ist also durch diesen Namen schon wieder mit dem Herd und dem Herdfeuer in Beziehung gebracht worden. Es ist das, wie R. Andree [17]) ausführt, ein Zwischenname, welcher bis zur eigentlichen Benennung des Kindes eingeschoben wird, ein Name, der eigentlich kein Name ist und über diesen Mangel hinweghelfen soll. Auch die Papuas

[16]) Zur Volkskunde, S. 31.

[17]) Ethnographische Parallelen und Vergleiche, S 169.

und die Neger an der Bangoküste kennen diesen Gebrauch. Aus Deutschland führt Andree nur die Rheinpfalz an, wo der Knabe wie im Bergischen „Pfannenstielchen", das Mädchen aber „Bohnenblättchen" genannt wird.

Die Taufe wird im Hause, am Herde vollzogen, welcher Brauch schon früh im Gegensatz zur Taufe in der Kirche im Bergischen in Aufnahme kam.

Weit reicher und mannigfaltiger sind die Wechselbeziehungen zwischen dem Herdfeuer und dem Menschen beim Hochzeitsfeste und dem diesem vorangehenden Liebesleben.

Um den Zukünftigen zu erschauen, stellen sich die Mädchen in Hülsenbusch in der Sylvesternacht vor den Ofen.

Der Eintritt der Braut in die neue Heimstätte erfolgt unter Beobachtung eines besonderen Zeremoniells, denn es ist ein wichtiger Lebensabschnitt für die Jungfrau, der sich nun vor ihr auftut. Ihr Leben dreht sich von diesem Zeitpunkte ab in erster Linie um das Haus, das seinen Mittel- und Zentralpunkt in der Herdstätte hat; darum pflegt man im Bergischen zu sagen, man dürfe den Ofen und die Frau nicht mitnehmen, denn es seien die Zierden des Hauses. Mannigfache Gebräuche verknüpfen darum den Herd mit der Braut. Wenden wir uns zunächst der Eigentumsübertragung zu. Versinnbildlicht wird dieselbe durch das dreimalige Umwandeln des Herdes oder des Helhakens. Die Braut, welche das künftige Heim zum erstenmal als Gebieterin betritt, wird vom Bräutigam dreimal um das brennende Herdfeuer geleitet. Ein solches Umkreisen war nur so lange möglich, als dasselbe inmitten des Hauses frei aufloderte. Als die veränderte Bauart des Wohnhauses zur Verlegung des Herdfeuers an eine brandsichere Mauer nötigte, schwang man den Helhaken dreimal um die Braut; das nannte man: um das Hel führen oder um das Hel leiten. Auch bei neu eintretenden Knechten und Mägden, selbst bei Tieren, wandte man diesen Brauch an.[18]) An der Niederwupper gab man dem neu eintretenden Gesinde auch einen gepulverten Spliss Holz, aus der Türschwelle geschnitten, ein, um dasselbe gleichsam

[18]) Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins I, 8 ff.; Am Ur-Quell IV, S. 84.

mit dem Hause zu vermählen. Die Betreffenden waren dagegen verpflichtet, den anderen Personen ein Trinkgeld zu geben.

K. Weinhold [19]) geht noch weiter, wenn er den Feuergott Loki, die Darstellung der zeugenden Kraft, den deutschen Herdgott und Schützer des Hauses, zu dem Brauche des Helens in Beziehung setzt.

Die Herdstätte hat im Bergischen unter den nivellierenden Kultureinflüssen der Neuzeit eine gänzliche Umgestaltung erfahren. Der offene Herd mit dem Helhaken ist fast gänzlich verschwunden. Aber das Volk übt den alten Brauch in anderer Form weiter. In Bockum bei Kaiserswerth wird die junge Frau in das Haus des Bräutigams gebracht, zunächst umhergeführt und dann auf einen Stuhl gesetzt. Nun wirft man eine Schaufel glühender Kohlen unter dem Stuhle durch (früher waren es glühende Holzscheite), damit die junge Frau „munter" wird. Das nennt man noch heute das Helen der Braut. Auffallenderweise hat auch China die Sitte, die Braut über brennende Kohlen zu heben. [20])

In Wittlaer bei Kaiserswerth war es bis vor kurzem noch Sitte, dass bei einer Hochzeit abwechselnd Mann und Frau in feierlichem Zuge ins Hochzeitshaus schritten. Eine Frau eröffnete den Zug und eine andere schloss ihn. Alle Frauen trugen bei dieser Gelegenheit Hauben mit feinen Stickereien und langen Bändern, welche sonst niemals benutzt wurden. Ernst und gemessen bewegte sich der Zug vor dem Herd her, wobei die erste und letzte Frau einen Topf vor demselben zur Erde warfen. Auch umschritt der Zug die leerstehende Wiege.

Die allerwärts im Bergischen herrschenden räumlichen Beschränkungen in den alten Häusern nötigten ehemals zwar, die grossen Hochzeiten (vielfach Gebehochzeiten) im Freien abzuhalten; aber das geheiligte Herdfeuer wurde dann im Freien entzündet, um seine segensreichen Wirkungen nicht zu entbehren.

Der Eintritt ins Leben und der Höhepunkt desselben

---

[19]) Deutsche Frauen, S. 257.

[20]) Tylor, Anfänge der Kultur II, 438.

(Hochzeit) treten zum Herdfeuer in innige Beziehungen. Bezüglich des Todes ist darum keine Abweichung möglich.

Sieht man in Bockum bei Kaiserswerth im Traum einen Sarg mit brennenden Lichtern, so bedeutet das einen Todesfall. Mancher hat schon ein brennendes Licht in einem Zimmer bemerkt, wo in der Tat keins brannte, wenn jemand in dem Hause bald darnach sterben sollte (Wittlaer). Stehen zufällig drei brennende Lampen auf einem Tisch, so ist eine Braut im Hause oder es steht ein Todesfall bevor (Mettmann, Elberfeld). Sterbenden gibt man in katholischen Gegenden eine geweihte Kerze in die Hand.

In Lieberhausen brennt ein Licht bei der Leiche, ebenfalls im Dönberg, am Deilbach, in Elberfeld und an anderen Orten. Wieder in anderen Gegenden brennen mehrere Lichter im Sterbehause, so lange die Leiche dort aufgebahrt ist, und zwar brennen am Sarge katholischer Leichen drei Kerzen. Sind dieselben am Morgen noch nicht erloschen, so lässt man sie ruhig ausbrennen. In protestantischen Häusern steht eine brennende Lampe bei der Leiche.

Unmittelbar vor der Beerdigung wird der Sarg in unsern Bauernhäusern auf den grossen Hausflur, die Diele oder Deele gestellt, vor den Herd, der in vielen derselben noch deutlich erkennbar ist, aber nicht mehr benutzt wird. Hier erfolgt die Leichenpredigt und die Einsegnung der Leiche. Kaum ist der Sarg auf den Leichenwagen gehoben, so wird das Schôfstroh verbrannt

In Mettmann wird der Tote vielfach mit 4 brennenden Lichtern am Wagen zu Grabe gefahren. In Wittlaer dagegen schritt noch vor kurzem ein bezahlter Mann mit einer Leuchte hinter dem Sarge her; dann erst folgten die Leidtragenden. Dieser Brauch ist schon lange in Übung, wie aus dem Bergischen Synodal-Protokoll vom Jahre 1598 zu ersehen ist, laut welchem man damals Tarren (-Teer)-Kerzen, namentlich bei katholischen Begräbnissen, trug. Kurfürst Clemens August von Cöln bestimmte in einer Trauerordnung vom Jahre 1730 für den Kölnischen Sprengel, dass höchstens 6 Wachslichter im Leichengefolge geführt werden dürften; keins derselben sollte schwerer als drei Pfund sein.

Nicht nur der Hausherr, die Hausfrau und die Kinder treten zum Herd und Herdfeuer in nahe Beziehungen, sondern auch das Gesinde, dessen Zugehörigkeit zu Haus, Herd und Familie damit angedeutet wird. In Wittlaer werden Knechte und Mägde in derselben Weise gehelt, wie die Braut. Das geschieht, damit sie nicht unter Jahresfrist aus dem Dienst laufen.

Vor wenigen Jahrzehnten war im Kreise Wipperfürth noch das Kesselhakenfest üblich, welches jährlich einmal gefeiert wurde. Man beging es in der Weise, dass die jungen Burschen und Knechte an einem bestimmten Abende von den Mädchen des Hofes festlich bewirtet wurden, wobei es sehr fröhlich zuging. Anlass zu dieser Feier bot der Umstand, dass der schwere, am Kesselhaken oder Hel über dem Herdfeuer hängende Topf von den Mädchen nicht immer allein gehoben werden konnte. Sie riefen dann die Burschen zur Hilfe herbei, welchen sie später das Kesselhakenfest bereiteten.

Auch an der unteren Wupper wurden Knechte und Mägde, welche bei einem Bauern in Dienst traten, zum Kesselhaken geleitet, oder das Hel wurde um sie geführt. Eines Holzsplisses aus der Türschwelle und seiner Bedeutung wurde bereits gedacht.

Bei der Übergabe eines Gutes an einen neuen Besitzer wurde das Auf- und Niederlassen des Hels als Symbol der Besitzergreifung angewandt.

Der Kreis, für welchen der Herd und das Herdfeuer Bedeutung hat, ist mit den angedeuteten Beziehungen noch keineswegs erschöpft, er dehnt sich noch weiter aus, namentlich segenbringend für Acker und Feld durch die Asche des Christbrandes oder Christklotzes, worüber ich mich an anderer Stelle [21]) eingehend geäussert habe.

Das heilige Herdfeuer ist es, welches den Segen des Christklotzes vermittelnd spendet, aber auch zu den himmlischen Feuern in direkte Beziehungen tritt und so seine ursprüngliche Entstehung andeutet.

Hierher gehört auch der Glaube an den Heerbrand. In Olpe bei Kürten ist man des Glaubens, dass, wenn ein

[21]) Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins VI, 247 ff.

Heerbrand durch die Luft geflogen kommt und in einen Schornstein fällt (also ins Herdfeuer gelangt), so brennt er dort noch sieben Jahre. An der Niederwupper bezeichnet man mit dem Herdbrand (Hährdbrank) ein brennendes Holzscheit, aber auch eine Feuerkugel, einen fliegenden Drachen mit einem Schweif, und glaubt, in letzterem halte sich eine Teufelsgestalt verborgen, so dass, wo sie niederfalle, bald eine Feuersbrunst entstehen werde. In Rottpitz bei Ägidienberg glaubt man ebenfalls, der Heerbrand sei eine Feuerkugel, welche über das Haus fliege, in Hof, Garten oder Haus niederfalle und damit den baldigen Tod eines Insassen des letzteren andeuten wolle.

„Wo Herdfeuer brennt, schlägt kein Blitz ein“ [22]) heisst's in vielen deutschen Gauen. Auch im Bergischen vertraut man der Wahrheit dieses Wortes, wenn man die Kräuter des alten Weihbundes bei einem heranziehenden Gewitter verbrennt. Diese Sitte wurzelt also trotz des christlichen Anstriches in germanisch-heidnischen Anschauungen.

Den verderblichen Wirkungen des Herdfeuers, welche des Menschen Heim nicht selten mit züngelnder Gier zu verschlingen drohen, sucht man durch Zauberspruch zu begegnen. Die geheimnisvollen Zigeuner [23]) oder Heiden sind solcher Kunst mächtig, nicht minder die Juden [24]), welchen durchs ganze Mittelalter, ja bis zur Gegenwart, übernatürliche Kräfte zugeschrieben werden [25]). Ferner kann ein Brand mit Essig gelöscht werden. So berichtet der Elberfelder Chronist Joh. Merken vom Jahre 1687, dass eins der 4 Häuser, welche damals in dem grossen Elberfelder Stadtbrande verschont wurden (Haus des Färbers Ernestus), nur dadurch gerettet wurde, dass der Besitzer Essig ins Feuer goss.

Ein etwas dunkles Gebiet wollen wir hier nur streifen, wenn wir anführen, dass man auf dem Lande eine lebendige Ratte ins Feuer wirft in dem Glauben, nun sei man in dem betreffenden Hause von der Rattenplage befreit. Wenn die

---

[22]) Grimm, Deutsche Mythologie 3, S. 568.

[23]) Des Verfassers Bergische Sagen, S. 47, 232.

[24]) Des Verfassers Bergische Sagen, S. 104.

[25]) Kuhn, Westf. Sagen II, 94.

Muttermilch zureichlich fliesst, spritzt die Frau sie aus der Brust gleich ins Feuer, dann vergeht die Milch. Verfasser war von beidem Augenzeuge in seiner Jugend.

Ist der Herd und das Herdfeuer schon an und für sich glück- und segenbringend, wenigstens durchweg, so auch alles, was zu ihm in nähere Beziehung tritt. Den Christklotz erwähnten wir in dieser Richtung schon. Ähnliches gilt vom Heimchen, welches sich am Herde niederlässt. Ein solches bringt gleichfalls Glück, und man hütet sich darum sehr, dasselbe zu töten. In Börlinghausen heissen die Heimchen Heunemänken.

Das Herdfeuer schlingt nach unsern kurzen Andeutungen — denn nur als solche stellen sich unsere Ausführungen dar — ein Band um alle Glieder der Familie, das zugehörige Gesinde, Vieh usw. In allen wichtigen, entscheidenden Lebenslagen tritt es zum Menschen in Beziehung, aber auch zum Urquell seines Daseins, zur Sonne und zum Blitzfeuer, welch letzeres herabzüngelt auf die Erde. Die rohe Verehrung der Barbaren für die wirkliche Flamme, mit Tylor[26]) zu reden, für die Flamme, die ihm beweglich, heulend und verzehrend wie ein lebendes Tier erscheint, die ihm aber auch segnend, helfend und rein menschlich fühlend nahe rückt, diese Verehrung, welche gewissermassen dem Fetischismus zugezählt werden muss, klingt noch durch. Aber diese ursprünglichere Form der Feuerverehrung ist im Laufe der Zeit verallgemeinert und damit abgeschwächt worden; das Herdfeuer tritt immer deutlicher als die „Manifestation eines allgemeinen Elementarwesens, des Feuergottes“ hervor; der Fetischismus wird zum Polytheismus, ohne dass wir imstande sind, die verschiedenen Phasen dieses theologischen Entwickelungsprozesses zu verfolgen. Dazu möge man halten, was Tylor mit Nachdruck betont, dass nicht alle Gebräuche, welche in Verbindung mit dem Feuer auftreten, auch notwendigerweise der Verehrung des Feuers selbst entsprungen sind. Auch der Umstand, dass die Verehrung des irdischen Feuers in einer unlösbaren Verbindung mit der Verehrung des himmlischen Feuers steht, erhöht die Schwierigkeit der bezüglichen Untersuchungen.

---

[26]) Anfänge der Kultur II, 278.

Glaube und Brauch lässt sich bei einer Betrachtung des Herdfeuers niemals trennen, es sind vielmehr Begriffe, welche sich notwendigerweise bedingen, auch bei einer Untersuchung in einem räumlich eng umschriebenen Gebiete wie dem Bergischen, welches aber durch seine geographische Lage an den Marken zweier der wichtigsten germanischen Volksstämme (Franken und Sachsen) für eine allgemeine, umfassende Untersuchung von hervorragender Bedeutung ist.

---

## Kleinere Mitteilungen.

### Aus einem Buche.

(Handschriftlich auf dem Hinterblatt.)

Johannes Antoinius
Teschemacher.
Anno 1683.

Dem gehort dieses Buch
Der es find dem ist lieb
Aber mir ist nicht lieb
Wann ich es verlohren hab
Dan bring es mir wieder dan
Wil ich ihm geben ein gebraten Mauss
in das Hauss für die Katz'
Vnnd Treck in deinen Beck für Speck
Dan hastu dich auch etwas
schönes zu berühmen wan du
es hast gefunden so wil ich dir
schicken meine Hunde welche aber
dass wirdt sein an einen solchen
Menschen fein Nun wil ich machen
ein end Welches auff latin ist
finis ist ein endt.

Hab ich es nicht wol geschrieben
So hab ich doch die Zeit verdrieben.

Johannes Antoinius
Teschemacher.

J. S.

Als **Heilmittel gegen Warzen** nimmt man in Cleve Erbsen in der Zahl der Warzen, berührt diese damit und legt die Erbsen in die Dachrinne. Auch nimmt man wohl Bohnen, feuchtet sie in der Strassenrinne an, benetzt mit je einer die Warze und vergräbt die Bohnen. Sobald Bohnen bezw. Erbsen verwest sind, sind auch die Warzen verschwunden. Wehrhan.

Als **Heilmittel gegen die Abzehrung** kleiner Kinder und auch Erwachsener kennt man in Lippe kleine Kissen, welche, von wissenden Frauen angefertigt, lange Zeit auf der Brust getragen werden. In dem seidenen Kissen, das die Grösse von etwa 3 × 4 cm hat, zuweilen etwas grösser ist, befinden sich allerlei zu einem Pulver geriebene Bestandteile, u. a. sollen dazu Asa foetida (Teufelsdreck), Roggenmehl, Brotkrumen, Flieder- oder Kamillentee usw. verwandt sein. Im ganzen soll das Kissen sieben, nach anderen noch mehr verschiedene Mittel enthalten. Das Kissen wird nur bei abnehmendem Mond umgetan. Wie fest der Glaube daran verbreitet ist, möge daraus hervorgehen, dass eine gebildete, den besten Ständen angehörende alte Dame sich aus reiner Menschenliebe noch mit der Herstellung der Kissen befasst und in der Gemeinde abgibt, wo sie gewünscht werden.

Wehrhan.

**Ein Heilmittel gegen Geschwüre, vereiterte Wunden, Rose** u. dergl. bildet in Lippe möglichst frischer Kuhdreck. Er wird einfach auf die betr. Stellen, Geschwüre usw. gelegt, durch ein übergebundenes Tuch festgehalten und von Zeit zu Zeit erneuert. Der brennende Schmerz soll davon nachlassen, der Eiter soll aus den Wunden ausgezogen und die Geschwüre sollen geöffnet werden. Wehrhan.

Als **Heilmittel gegen Gicht und Rheumatismus** sind in Lippe Katzenfelle sehr gebräuchlich, doch gelten nur die Felle von ganz und gar schwarzen Katzen als heilkräftig, die der übrigen Katzen gelten zum wenigsten als minderwertig, wenn nicht gar als gänzlich untauglich. Wehrhan.

Das **Schlachtfest** wird bei vielen Leuten in Lippe nur bei zunehmendem Mond und nicht an einem Freitag gehalten, auch wird an einem Freitag nicht gern gewurstet. Speck, Schinken und Würste des Schweines sollen sich im andern Falle nicht gut halten. Wehrhan.

## Berichte und Bücherschau.

O. Schell, Bergischer Volkshumor. („Der Volksmund“, herausgeg. v. F. S. Kraufs, Band XII). 148 S. Leipzig, 1907. Deutsche Verlagsaktiengesellschaft. — Preis 1 Mark.

In der Kraufs'schen Sammlung, auf die schon wiederholt in unserer Zeitschrift empfehlend hingewiesen worden ist (s. oben S. 70 ff. 152), hat O. Schell jetzt auch eine bunte Reihe mannigfaltiger Beispiele des Bergischen Humors erscheinen lassen. In 18 Kapiteln ist eine reiche Fülle von Stoff vereinigt und doch nur „Stichproben“ aus einem weit grösseren Vorrat. In frischem Plaudertone, dem Inhalte angemessen, hat der Herausgeber seine Gaben aneinandergereiht, doch fehlen auch weitere Ausblicke und wissenschaftliche Hinweise nicht. Vor gelegentlichen Derbheiten scheut sich der Volkswitz hier so wenig wie anderswo. Manches ist Gemeingut des deutschen Volkes oder findet sich über dessen Grenzen hinaus, doch ist auch diesem dann wieder durch die mundartliche Fassung das landschaftliche Gepräge gewahrt. Wir empfehlen das inhaltsreiche Bändchen unsern Freunden bestens. Sartori.

Katalog der Stadtbibliothek in Köln. Abteilung Rheinische Geschichte und Landeskunde der Rheinprovinz. II. Bd. Köln 1907. Du Mont-Schauberg. XXVIII u. 283 S. Preis 5.— M.

Während der bereits 1894 erschienene I. Bd. der sog. Rheinischen Abteilung (bearbeitet von Dr. Fr. Ritter †) die Abschnitte I—IV [Literaturübersichten und Bibliographien.

Sammelbände vermischten Inhalts (I); Naturgeschichte (II); Geographie. Allgemeine Statistik (III); Landesgeschichte u. Ortsgeschichte. Kirchengeschichte (IV)] mit 1835 Nummern im ganzen enthält, bilden die Abschnitte V—VIII [Geschichte des Adels u. Familiengeschichte. Wappen- u. Siegelkunde. Orden. Münzwesen (V); Kultur- und Sittengeschichte (VI); Recht (VII); Verwaltung (VIIa); Volkswirtschaft (VIII), bearbeitet von Dr. Jos. Gotzen] mit 2683 Nummern den Inhalt des vorliegenden II. Bds.

Die ganze „Rheinische Abteilung" der Kölner Stadtbibliothek soll nach dem Vorwort des Herausgebers (Prof. Dr. A. Keysser) im I. Bd. (XXII S.) im ganzen 18 Abschnitte umfassen, von denen Abschnitt XIII (Literatur u. Sprache. Mythologie, Sagen und Märchen. Poetische Bearbeitungen rheinländischer Stoffe) hier besonders interessiert. Zum vorliegenden Bd. ist im ganzen zu bemerken, dass er mit peinlicher Gründlichkeit und mit einer bis ins kleinste gehenden systematischen Anordnung des überreichlich gesammelten Materials bearbeitet ist. Infolgedessen und durch die ausführliche, aber nicht überflüssig lange Wiedergabe der Büchertitel wird der Leser bezw. Sucher schnell und gut unterrichtet. Mancherlei interessante Angaben stossen ihm sofort auf, und so gewährt schon das blosse Durchblättern des Katalogs Genuss und ist nicht ohne Gewinn. Abschnitt VI: Kultur- und Sittengeschichte verdient besonders hervorgehoben zu werden. Er nimmt mit seinen Abteilungen und Unterabteilungen 3 Seiten der Inhaltsübersicht ein (VIII, IX, X) und führt als besondere Rubriken auf: Allgemeine Kulturgeschichte der Rheinprovinz nach Zeitschriften, Quellen, Darstellungen; grösserer Landesteile und einzelner Orte. Häusliches und geselliges Leben. Sittenzustände. Trachten. Volkstümliche Sitten und Gebräuche. Festlichkeiten und Feierlichkeiten. Volksfeste, im allgemeinen, besonders Karneval, auch dieser wieder im allgemeinen und der einzelnen Orte [Köln nimmt allein 10 Seiten Übersicht ein: Geschichte des Karnevals, Lieder, Vorträge, Possen, Zeitungen, Almanache, Programme, Maskenfeste und Rosenmontagszüge, Gesellschaften. Vermischtes]. Kirmessen. Sport und Spiele. Freimaurerei.

Wunder- und Aberglauben. Prophezeiungen. Spiritismus. Hexen. Räuber und Verbrecher. Rheinische Originale usw. Natürlich enthalten auch die Nummern der übrigen Abschnitte manches hierhin Gehörige. Jeder tiefgrabende Forscher und Darsteller heimatlicher Kunde und Geschichte wird den Sammeleifer und den Bienenfleiss, wie er in dieser Mosaikarbeit zutage tritt, zu schätzen wissen und für die Blosslegung selbst unscheinbarer Dinge im Herzen dankbar sein, trotz dieses oder jenes Rezensenten, der „rascher und kürzer gearbeitet“ sehen möchte und es mitleidig lächelnd bedauert, dass Herausgeber und Bearbeiter auch die kleinsten und allerkleinsten Äderchen offen legen. Dem der Arbeit von anderer Seite vorgeworfenen Fehler der notwendigerweise bald eintretenden Unzulänglichkeit und Unvollständigkeit des Kataloges wird die offizielle Leitung der Veröffentlichungen der Stadtbibliothek schon zu begegnen und abzuhelfen wissen. Es wäre nur zu wünschen, dass auch bald die übrigen Schätze der Rheinischen Abteilung in derselben Weise ans Tageslicht befördert würden; ihre vollständige Publikation würde eine wesentliche Stütze der Pflege, Erhaltung und Erforschung rheinischer Volkskunde sein.

Es ist zu bedauern, dass dem vorliegenden II. Bde. des Kataloges nicht jetzt schon ein ausführliches Register beigefügt ist, ein Mangel, der ja auch dem I. Bde. anhaftet. Zwar ist ein solcher (vgl. die Vorrede z. II. Bde.) gewissermassen als „Schlussstein“ der Veröffentlichung des ganzen Kataloges vorgesehen; aber es lässt sich nicht leugnen, dass die Brauchbarkeit und der Wert jedes einzelnen Bandes durch ein besonderes Namen- und Sachregister bedeutend erhöht würde.

Dr. Wrede.

# Namen- und Sachregister.

# Mitgliederverzeichnis

## des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde.

## Bestand vom 1. November 1907.

### I. Vorstand:

Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29
Univers.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn, Königstr. 32 } Vorsitzende.

O. Schell, Elberfeld. Nützenbergerstr. 31
K. Wehrhan, Mittelschullehrer, Frankfurt a. M., Günthersburg Allee 76 I } Schriftführer.

O. Grüttefien, Elberfeld, Herzogstr. 33, Kassierer.

Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W.
Univers.-Prof. Dr. J. Franck, Bonn
Lehrer Gust. Ad. Jäger, Elberfeld
Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W.
Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Bonn
Reg.- und Baurat v. Pelzer-Berensberg, Arnsberg i. W.
Schriftsteller K. Prümer, Münster i. W.
Rektor C. Rademacher, Köln
Oberlehrer Dr. Trense, Rheydt
Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld
Oberlehrer Dr. Wrede, Köln. } Beisitzer.

### II. Ehrenmitglieder:

Exzellenz Freiherr von der Recke, Oberpräsident von Westfalen, Münster i. W.
Regierungspräsident Schreiber, Düsseldorf.
Regierungspräsident Dr. Kruse, Minden.

## III. Ordentliche Mitglieder.*)

**Aachen**
Dr. phil. E. Arens, Oberlehrer.
Franz Heinrich, Amtsgerichtssekretär.
Dr. Krabbel, Sanitätsrat.
Dr. med. Hans Mönnicks, Zahnarzt.
Fr. Quadflieg, Lehrer, Vorsitzender des kath. Lehrerverbandes Rheinland.
Stadtbibliothek.

**Aachen-Burtscheid**
Franz von Birgeln.

**Adenau** (Eifel)
Kreislehrerbibliothek.

**Aegidienberg** b. Himberg-Honnef
Steiz, Hauptlehrer.

**Ahrweiler**
Dr. J. Ludwig.

**Altenberg** (Rhld.)
Wilh. Borsbach, Hotelbesitzer.

**Altenkirchen**
Kreislehrerbibliothek. (2 Expl.)

**Altona**
Museum.

**Andernach**
Steph. Weidenbach, Lehrer.

**Aplerbeck**
A. Clarenbach, Rentner.
Fr. Grügelsiepe, Kaufmann.

**Arnsberg i. W.**
v. Pelzer-Berensberg, Reg.- u. Baurat.

**Askow**, pr. Veijen (Jütland)
Dr. H. F. Feilberg, Pastor emer.

**Barmen**
Dr. Dütschke.
Jul. Leithaeuser, Professor.
Stadtbibliothek.
Stadtgemeinde (Oberbürgermeister).
Ad. Werth, Fabrikant.
Joh. Wilh. Werth, Fabrikant.

**Bedburg**
Dr. Kaussen

**Bendorf a. Rh.**
Jos. Alken, Lehrer.
Jos. Schlicht, Hauptlehrer.

**Berchum b. Hagen i. W.**
Hermann Fermum, Lehrer.

**Bergisch-Gladbach**
Feiler, Hauptmann a. D.
Heinrich Löhr.

**Berlin**
Dr. J. Bolte, Professor.
Bildhauer Dorls.
Dr. G. Minden, Syndikus.
Kgl. Museum für Völkerkunde.
Dr. Schulze-Veltrup, Oberlehrer.
H. Sökeland, Schriftführer des Museumsvereins.
Strecker, Dr. phil., Oberlehrer und Professor a. d. Universität.
Süreth, Ingenieur.
Dr. Wiese, Schriftsteller.

**Berlin-Charlottenburg**
Robert Mielcke, Schriftsteller und Geschäftsführer des „Heimatbund“.

**Berlin-Schöneberg**
Baurat Gerlach.
Sekretär Wälter.

*) Lebenslängliche Mitglieder sind mit * bezeichnet. Etwaige Irrtümer und Änderungen wolle man gefl. dem Schriftführer K. Wehrhan, Frankfurt a. M., Günthersburg Allee 76 I, mitteilen.

**Bettrath** b. M.-Gladbach
H. Gierlichs, Hauptlehrer.

**Bielefeld**
Historischer Verein für die Grafschaft Ravensberg.
Ed. Magnus, Lehrer.
Dr. Tümpel, Professor.

**Birgel** bei Düren
Graf Spee, Pfarrer.

**Bistritz** (Siebenbürgen)
Dr. Kisch, Gymnasialprofessor.

**Bitburg**
Lentz, Kreisschulinspektor.

**Bochum**
Franz Hase, Bauunternehmer.
Fr. Kerper, Rektor.
Heinr. Lohoff, Lehrer.
Wilh. Spiekermann, Lehrer.

**Bockum,** Landkreis Krefeld
Bürgermeisterei.

**Bommersholz** i. W. (Ruhr)
A. H. Blesken, Lehrer.

**Bonn**
Dr. Aug. Brinkmann, Univ.-Prof.
M. Foyen, kgl. Gerichtsvollzieher.
Dr. Franck, Univ.-Professor.
Dr. Walter Kruse, Univ.-Prof.
J. Küppers, Lehrer.
Dr. Liesenfeld, stud. phil.
C. Meurer, Gymnas.-Oberlehrer.
Dr. Jos. Müller, Oberl. (2 Expl.)
Dr. Pohl, Gymn.-Direkt. a. D.
Dr. Eugen Prym, Professor.
Dr. Franz Schultz, Privatdozent.
Dr. Felix Solmsen, Univ.-Prof.
Stadt Bonn (Oberbürgermeister).
Dr. Fritz Stier-Somlo, Univ.-Prf.
Dr. A. Wiedemann, Univ.-Prof.
Dr. Wilmanns, Univ.-Professor.

**Borgeln,** Kreis Soest
Pastor Clarenbach.

**Borken i. W.**
Dr. med. W. Conrads.

**Braunschweig**
Ferd. Rahlwes, Pastor.

**Brieg** (Schlesien)
Prof. Dr. P. Geyer.

**Brühl** bei Köln
Gymnasialbibliothek.

**Buenos-Aires** (Südamerika)
*Frau Adele Petersen.
*Frau Louise Plate.

**Burgbrohl**
Dr. H. Andreae.

**Burscheid**
Otto Richarts-Stindt.

**Caternberg** b. Essen
Strässer, Lehrer.
W. Terhardt-Bommann, Lehrer.

**Cleve**
Kreisausschuss des Kreises Cleve.

**Coblenz**
Dr. M. Bastgen, Oberlehrer.
Dr. Follmann, Oberlehrer.
Dr. Hessel, Direktor.
Kgl. Staatsarchiv.
Stadtbibliothek.

**Coblenz-Neuendorf**
Sailer, Lehrer.

**Cochem** (Mosel)
Ockenfels, Hauptlehrer.

**Crefeld**
Frl. L. Boeder, Lehrerin.
Kreisausschuss des Landkreises Crefeld.
Rud. Schäckermann, Redakteur.
Stadtgemeinde (Oberbürgermeister).
Rich. Wolfferts.

**Daun** (Eifel)
Otto Gandner, Kaufmann.

**Derlen** b. Saarbrücken
Rosch, Pfarrer.

**Derne** b. Dortmund
Paul Stolle, Hauptlehrer.

**Detmold**
Fräulein Clara Bornebusch.
Frau Prof. Brückner.
Dr. K. Tielker, Rechtsanwalt.

**Dierdorf** (Bez. Coblenz)
Gross, Hauptlehrer.

**Dortmund**
Andree, Ingenieur.
Anger, Rentier.
Anthes, Professor.
Augusti, Direktor der Essener Kreditanstalt.
Barich, Lehrer.
Baumeister, Rentner.
Baumhögger, Bauunternehmer.
v. d. Berken, städt. Vermessungsinspektor.
Blume, Kaufmann.
Bodenstein, Zahnarzt.
Böker, Kaufmann.
Brackmann, Bahnhofswirt.
Brand, Dr. med.
Brausewaldt, Oberlehrer.
Brügmann, P., Holzindustrieller.
Buff, Kaufmann.
Busch, Maler und Zeichenlehrer.
Clod, Kaufmann.
Colignon, Stationsvorsteher I. Kl.
Curtius, Stationseinnehmer.
Demnig, Oberst.
Deter, Kaufmann.
Dibbelt, Dr. phil., Oberlehrer.
Dornheckter, Dr. phil., Stadtschulrat.
Dortmunder Lehrerverein.
Droste, Dr. phil., Professor.
Düsing, Lehrer.
Eckardt, Zivilingenieur.
Estner, Ingenieur.
Faubel, Zahnarzt.
Geis, Bahnmeister.
Geselbracht, Justizrat.
Gewerbeverein.
Gockel, Gerichtstaxator.
Grabo, Architekt.
Gronemeyer, Professor.
Haehling v. Lanzenauer, Major a. D., Standesbeamter.
Haller, Kgl. Steuerinspektor.
Hannes, Kaufmann
Harms, Kaufmann.
Heim, Kgl. Steuerinspektor.
Hildebrand, Dr. phil., Oberlehrer.
Hobräck, Kaufmann.
Hoffmann, Generalagent.
Houpt, Bureau-Assistent.
Janssen, kgl. u. städt. Musikdirektor.
Kampmann, Architekt.
Katholischer Lehrerverein.
Kaupe, Gerichtstaxator.
Kaupe, Dr. med.
Klasmann, Kaufmann.
Klöpper, Kaufmann.
Kohn, Rechtsanwalt.
Krimschule.
Küper, Fabrikbesitzer.
Lahme, Prokurist.
Laymann, Kaufmann.
Lehnhoff, Lehrer.
Lemberg, Lehrer.
Lemberg, Dr. phil., Professor.
Lentze, Kaufmann.
Lierfeld, Generalagent.
Linneweber, Architekt.
Linse, Dr. phil., Professor.
Lock, Kaufmann.
Lorenz, Lehrer.
Städt. höhere Mädchenschule
Markmann, Architekt.
Marx, Architekt.
Meininghaus, Dr. der Staatswissenschaften.
Meyer, Kaufmann.
Meyer, Zimmermeister.
Metzmacher, Stadtrat.
Städt. Museum.
Overhoff, Lehrer

Panhoff, Dr. phil., Professor.
Peter, kgl. Oberlandmesser.
Plate, Betriebswerkmeister.
Realgymnasium.
Reese, Direktor des städt. Wasserwerks.
Rehmann, Generalagent.
Reinartz, Ober-Telegraphensekretär.
Ruben, Dr. jur., Magistratsassessor.
Ruhfuss, Dr. phil., Verlagsbuchhändler.
Sallié, Lehrer.
Sartori, Professor.
Sauerländer Gebirgsverein, Ortsgruppe Dortmund.
Schäfer, Professor.
Schäfer, Fabrikbesitzer (Cörne).
Schapler, Dr. phil., Stadtschulrat.
Frl. M. Schmemann.
Schmoll v. Eisenwerth, Dr. ing. Diplom-Ingenieur.
Schulte, E. W., Kaufmann.
Schulte, H. W., Kaufmann.
Siebert, Versicherungsbeamter.
Spangenberg, Brauereidirektor.
Stadtbibliothek.
Steinweg, Bergwerksverwalter a. D.
Steneberg, Professor.
Stoffregen, Gärtnereibesitzer.
Tewes, Juwelier.
Tiefensee, Kaufmann.
Treeck, Kaufmann.
Uhlmann-Bixterheide, Telegr.-Bauführer und Schriftsteller.
Ullner, Prokurist.
v. Velsen, Kaufmann.
Verron, Rentner.
Weimann, Rektor.
Witteborg sr., Kaufmann.
Witteborg jr., Kaufmann.

**Duisburg**
Stadtgemeinde (Oberbürgermeister).

**Duisburg-Meiderich**
F. Wippermann.

**Duisburg-Ruhrort**
Dr. Meyer, Gymnasialoberlehrer.
Kreisausschuss des Landkreises.

**Duisburg-Wanheim**
H. Meyers, Lehrer.

**Düren**
Heinr. Hoffmann, Lehrer.
Karl Lammenett, Lehrer.
Dr. Albert Lennartz, Oberlehrer.

**Düsseldorf**
Karl vom Berg jun.
Bibliothek d. Geschichtsvereins.
Dr. R. W. Carl.
Rud. Clément, Prov.-Sekretär.
Wilh. Grevel.
Dr. Junius, Direktor
Landes- und Stadt-Bibliothek.
Landeshauptmann der Rheinprovinz.
Dr. Renvers.
Lehrerkollegium der Volksschule a. d. Blücherstrasse.
Engelbert Richarz, Kand. d. höh. Schulamts.
Professor Willy Spatz, Maler.
Karl Ufer, Gymnas.-Oberlehrer.

**Düsseldorf-Grafenberg**
Dierlamm, Lehrer.
Dr. Nörrenberg, Bibliothekar.

**Eilshausen**
Sievert, *Hauptlehrer.

**Elberfeld**
*Fr. Bayer, Kommerzienrat.
M. Bethany, Privatgelehrter.
Bibliothek des Bergischen Geschichtsvereins.
Joh. Black, Direktor.
C. Clément, Standesbeamter.
Elsas, Professor.
Dr. Gerth.
Ernst Gieseking, Lehrer.

B. Grauvogel, Sekretär.
O. Grüttefien, Buchhändler.
Jos. Gunck, Landger.-Sekretär.
Hartnack, Töchterschullehrer.
Otto Hausmann, Schriftsteller.
Dr. Hilt, Pfarrer.
Chr. Höhler, stellv. Leiter der Fortbildungsschule.
A. Hoelper, Eisenbahn-Sekretär.
Gust. Ad. Jäger, Lehrer.
Jürges, Lehrer.
Friedr. Just, Eis.-Sekretär.
Kath. Vereinigung berg. Lehrer.
Rud. Nostiz, Lehrer.
Realgymnasium.
E. Riepenberg, Kaufmann.
E. Roehder, Stadtsekretär.
Herm. Sanner.
Franz Schaeper, Lehrer.
Scheibe, Prof., Gymnasial.-Dir.
E. Schell, Kaufmann.
O. Schell, Lehrer und Bibliothekar des Berg. Geschichtsvereins.
Frau Calla Schell.
Franz Schleyer, Gerichtssekretär.
F. L. Schneider.
Ludw. Schooff, Staatsanwaltschafts-Obersekretär.
Fr. Schulz, Lehrer.
Rud. Schwander, Lehrer.
Stadtgemeinde (Oberbürgermeister).
Stadtbücherei Elberfeld.
Rud. Thietz, Lehrer.

**Emsbüren** b. Osnabrück
J. Tiesmeyer, Lehrer.

**Engers** b. Coblenz
Schüller, Hauptlehrer.

**Enkirch** (Mosel)
J. Speth, Lehrer.

**Eschmar**
Stärk, Lehrer.

**Eschweileraue** (Rheinland)
Franz Kapell, Lehrer.

**Essen** (Ruhr)
Herm. Brown.
C. Dirksen, Kaufmann.
Hugo Kückelhaus.
Museumsverein.
Pieck, Lehrer.
Ortsverband des Allgem. Deutschen Sprachvereins.

**Eupen**
C. Braselmann, Druckereibesitzer und Verleger.

**Frankfurt a. M.**
E. Kniepkamp, Mittelschullehrer.
Dr. Lauffer, Direktor d. histor. Museums.
K. Wehrhan, Mittelschullehrer.

**Friedenau** b. Berlin
H. Brüsker, Buchdruckereibesitzer.
Dr. Ed. Kück, Gymnasial-Oberlehrer.

**Friedr.-Wilhelm-Hütte** (Siegkr.)
Helikum, Lehrer.

**Gebroth,** Post Winterburg, Kreuznach
Franz, Pfarrer.

**Geldern**
Königl. Landratsamt.

**Gelsenkirchen**
Hirschmann, Pfarrer.
Jul. Honke, Lehrer.

**Gerresheim**
Meng, Lehrer.

**Geseke i. W.**
Dr. med. Kemper.

**Gevelsberg**
Realschule.

**Giessen**
Dr. Hugo Hepding. Hilfsbibliothekar.

**Göttingen**
Dr. B. Crome.

**Greifswald**
Universitätsbibliothek.

**Grevenbroich**
Janssen, Hauptleherer.
Zumbusch, Professor.

**Grosslichterfelde**
Dr. Hauptmann, Univers.-Prof.

**Gummersbach**
Seminar.

**Hagen i. W.**
Paul vom Berge.
Friedr. Heyden.
H. Kossmann.
R. Kolb, Ingenieur.
Sauerländischer Gebirgsverein. Ortsgruppe Hagen.
Karl Ernst Osthaus, Privatgelehrter.

**Halle i. W.**
Chr. Frederking; Rektor der höh. Privatschule.

**Halle a. S.**
cand. phil. H. J. Sprenger.

**Hamburg**
Chr. Münster (i. F. Walsoe u. Hagen).

**Hamm i. W.**
E. Raabe, Oberlandgerichtssekr.

**Hannover**
Dr. Willi Pessler, Geograph

**Hasslinghausen-Hobenken**
W. Rohlfing, Hauptlehrer.

**Hasslinghausen-Üllendahl**
H. Graebner. Lehrer.

**Heiligenstadt** a. Eichsfeld
Prof. Strothkötter.

**Hennef** a. d. Sieg
Wilh. Schneider, Kaufmann.

**Herdecke** (Ruhr)
Ferd. Grave, Brauereibesitzer.
Walter Stein, Präparandenlehrer und Schriftsteller.

**Hermeskeil,** Bez. Trier
Dr. Michel, prakt. Arzt.
Schmitt, Postmeister.

**Hermsdorf i. A.**
Dr. jur. Alb. Hellwig.

**Herne i. W.**
Blennemann, Rektor.
Holtsträter, Rektor.

**Heven** b. Witten a. d. Ruhr
Dr. med. Straube.

**Hiddinghausen** b. Hasslinghausen
G. Pausch, Hauptlehrer.
C. Winkler, Lehrer.

**Hildesheim**
Müller, Seminar-Oberlehrer

**Hilgen** b. Burscheid
Ernst Güldner, Hauptlehrer.

**Hochheide**
Fr. Fassbender, Lehrer.

**Höchst a. M.**
Dr. Alb. Blank, Chemiker.

**Hohenlimburg**
H. Pohlmann, Lehrer.

**Holdingen** (Luxemburg)
Nikolaus Stephany, Privat-Jagd- und Waldhüter.

**Homburg v. d. H.**
Langenfeld, Bürgermeister a. D.

**Hörde** b. Dortmund
Heukeshoven, Brauereidirektor.
Hilgeland, Bureauvorsteher.
May, Buchhändler.

**Hottenbach** a. Fischbach a. d. Nahe
W. Gintz, Lehrer.
Dr. Hackenberg, Prof., Kreisschulinspektor.

**Hülscheid** b. Lüdenscheid
Ed. Winkler, Lehrer.

**Hünxe, Kreis** Ruhrort
Herm. Sander, Pfarrer.
Schlickum, Pastor.

**Impekoven** b. Bonn
P. König, Lehrer.

**Isenburg,** Post Sayn
Karl Lellmann, Lehrer.

**Iserlohn**
Ludw. Schröder, Schriftsteller.

**St. Johann-Saarbrücken**
H. Focht, Eisenbahnsekretär.

**Itter** b. Düsseldorf
P. Matthieu, Lehrer.

**Jülich**
Adolf Fischer, Redakteur.

**Kaisersesch**
Joh. P. Ollig, Gemeindevorsteher.

**Kalk** b. Köln
G. Jansen, Oberlehrer.
Dr. Jakob Kemp, Oberlehrer.

**Kalterherberg** b. Montjoie
Kesternich, Hauptlehrer.

**Köln**
Dr. C. Aldenhoven, Hofrat, Direktor des Museums Wallraf-Richarz.
Backes, Rektor, Vors. d. Rhein. Prov.-Lehrerverbandes.
Emil Baur, stud. med.
Dr. Berlage, Domprobst u. Oberschulrat a. D.
Lucas Brems jun.
E. P. Buchholz.
Heinrich Duhr i. F. Duhr & Co.
Dr. Walter Enckermann.
Jakob Geich, Oberlehrer.
Peter Haas, Pfarrer.
Wilh. Hirtz, Referendar.
Willy Hoeppe, cand. phil.
Dr. med. L. Huismanns, Arzt.
Mittlere Knabenschule II.
Georg König, Apotheker.
Fr. Lange, Oberlehrer.
Dr. B. Lauffer.
Mittlere Mädchenschule II.
Chr. Aug. Mayer, Oberlehrer.
Wilh. Minlos, Fabrikant.
Ottomar Müller, Oberlandesgerichtsrat.
Heinz Pesch, cand. hist.
C. Rademacher, Rektor.
C. M. Rameken.
Dr. H. Reuther, Oberlehrer.
Ludw. Rheindorff.
Herm. Roth, Privatgelehrter.
Felix Rumöller, Oberlehrer.
Theodor Scheve, Hauptlehrer.
Stadtbibliothek.
K. A. Stauff, Antiquariat, Buch- u. Kunsthandlung.
Heinr. Steins.
Heinr. Sürth.
Justizrat Weissweiler.
Dr. Herm. Wette, prakt. Arzt.
Dr. Ed. Wiepen, Professor.
Dr. A. Wrede, Oberlehrer.

**Köln-Ehrenfeld**
Berens, Vorschullehrer.
Goswin Joesten, stud. phil.
Max Krasmann, Gymnasiallehrer.
O. Rietmeyer, Oberlehrer.
Joh. Zilkens.

**Köln-Merheim**
Krupp, Lehrer.

**Köln-Müngersdorf**
Jos. Kann, Mittelschullehrer.

**Köln-Nippes**
Dr. Fr. Kortz, Realgymnasialdirektor.

**Köln-Sülz**
Heinr. C. Kuetgens, Gutsbesitzer.

**Konstantinopel**
Karl Lucks, i. F. Eduard Känni.

**Kopenhagen** (Dänemark)
Chr. Hammershöi, Rentner.
Alfred Hviid, Kaufmann.
Oskar Juulmann, Maler.
Chr. Juulmann, Maler.
Harald Juul-Jensen, cand. phil.

**Kreuznach**
Kreislehrerbibliothek.
Städtische Volksbibliothek.

**Kronenberg**
O. Leihener, Rektor.

**Kühlsen** b. Neuenheerse (Warburg)
Wilh. Oeke, Lehrer.

**Langenberg** (Rhld.)
Dr. med. Funccius, prakt. Arzt.

Haus **Leerbach** b. Berg.-Gladbach
Frau Rich. Zanders, Fabrik- und Rittergutsbesitzerin.

**Leimkaul** b. Kaisersesch
Jakob Lescher, Lehrer.

**Leipzig-Reudnitz**
Lic. theol. Marckgraf, Pastor.

**Leitmeritz** (Böhmen)
Ignaz Peters, Gymnasialprof.

**Leiwen** (Mosel)
H. Laven, Pfarrer.

**Lemgo** (Lippe)
Fürstliches Gymnasium.
H. Stock, Lehrer, Vors. d. Lipp. Lehrervereins.

**Lendersdorf** b. Düren
Fuessenich, Pfarrer.

**Lengerich i. W.**
W. Kirchhoff, Lehrer.

**Lindau** a. Bodensee
Freiherr Lochner v. Hüttenbach, kgl. bayer. Kämmerer usw.

**Linden i. W.**
Dr. med. Krüger, Sanitätsrat.

**Listrup** b. Leschede (Osnabrück)
Thiemann, Lehrer.

**Lübeck**
Frl. Anna Sartori

**Lüdenscheid**
Dr. jur. Schmalenbach, Rechtsanwalt.

**Lülsdorf** b. Niedercassel a. Rh.
Klüppel, Lehrer.

**Lünen**
Bibliothek d. höh. Lehranstalt.
Wilhelm Coers, Kaufmann.
C. Fluhme, Kaufmann.
Val. Greve, Kaufmann.
Alfr. Potthoff, Fabrikbesitzer.
Gottfried Quittmann.
Ferd. Schulz, Fabrikbesitzer.
C. Thiemann, Apotheker.
Dr. Wortmann, Arzt.

**Lüttringhausen**
Bornefeld, Pfarrer.

**Lutzerath**
Jos. Mayer, Buchhändler.

**Malmedy**
Dr. Esser, Schulrat, Kreisschulinspektor a. D.

**Marburg a. d. Lahn**
Dr. Emil Böhmer.
Herm. Schumacher, cand. phil.

**Marienberg** (Westerwald)
Westerwald-Club (Landrat Büchting).

**Mayen** (Eifel)
Kreislehrerbibliothek.

**Mehr** b. Cleve
Dr. Augustin Wibbelt, Kaplan.

**Meiderich**
Eugen Kern, Kaufmann.

**Meiningsen**, Post Ampen, Kreis Soest
Raabe, Pfarrer.

**Menden i. W.**
Jauer, Kgl. Rentmeister a. D.

**Mengede**
K. Becker, Lehrer.

**Montabaur**
Lehrerseminarbibliothek.

**Mörs**
P. Geiss, Kgl. Seminarlehrer.
Kreisausschuss (Kgl. Landrat).

**Mülfort** bei Rheydt
Krampen, Lehrer.

**Mülheim a. Rhein**
Chr. Boden, Rektor.
Joh. M. Flamm, Kaufmann.
Gymnasium.
Aug. Herchen, Lehrer.
O. Hymmen, Betriebsbeamter.
Wilh. Kössler, Betriebsbeamter.
Wilh. Lemmer, Lehrer.
Karl Lührmann, Lehrer.
Oberbürgermeisteramt.
Wilh. Schmidt, Lehrer.
Zurhellen, Superintendent.

**Mülheim a. d. Ruhr**
Herm. Becker jun., Kaufmann.
Herm Blech sen.
Dr. Deicke, Amtsgerichtsrat.
Kreislehrerbibliothek.

**Mülhofen** b. Engers
Stillger, Hauptlehrer.

**München-Gladbach**
D. Bitzer, Zigarrenfabrikant.
Dr. Brasse, Oberlehrer.
H. Bruckhaus, Kaufmann.
Hans Nolden, Lehrer.
Hubert Schumacher, Kaplan.
Dr. phil. Max Siebourg, Gymnas.-Direktor.
Stadtgemeinde.
Zweigverein d. Allgem. dtsch. Sprachvereins.

**Münster i. W.**
Dr. Bahlmann, Professor, Kgl. Oberbibliothekar.
Rektor Düpmeier.
Dr. Hammerschmidt, Landeshauptmann.
Dr. Fr. Jostes, Univ.-Professor.
Dr. A. Meister, Univ.-Professor.
Rektor Oberg.
Provinzial-Verwaltung der Provinz Westfalen.
K. Prümer, Schriftsteller.
Univ.-Professor Dr. L. Radermacher.
Dr. H. Reinbach.
Kgl. Univers.-Bibliothek.
Westfäl. Gruppe für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte.

**Münstereifel**
Th. Busch, Gymn.-Oberlehrer.
P. Elbern, Schriftführer des Verschönerungs-Vereins.
C. Nellen, Seminarlehrer.

**Neuhaus i. W.**
Christoph Adrian, Verl. d. Neuh. Anzeigers.
Fritz Wagenbreth, Hotelier.

**Neu-Othmarschen**
Dr. Fassbender.

**Neuss**
Dr. Jardon, Oberlehrer.

**Neuwied**
H. Keller, Lehrer.
Otto Kley, Lehrer.

**Neviges**
Ad. Hüdepohl, Rektoratslehrer.

**Niedermendig** (Kreis Mayen)
Aloys Christ, Lehrer.

**Oberholzklau** bei Geisweid
G. Demmer, Lehrer.

**Oberpleis** (Sieg)
Karl Harth, Hauptlehrer.

**Oberstein**
Franz Massing, Redakteur.

**Oberursel i. T.**
Bibliothek der verein. Volks- und Realschule.

**Odenkirchen**
P. Bockmühl, Pastor.
Heinr. Niessen, Redakteur.

**Ohligs**
Dr. C. Goerlichs, Direktor.

**Ohrsen** (Lippe)
Bünte, Lehrer.

**Ophoven** b. Wasserberg
Klinckhammer, Lehrer.

**Ottensen**
Prof. Dr. Heinr. Schüth.

**Ottweiler**
Kreisausschuss (Kgl. Landrat).
Kreis-Lehrerverband.

**Pfaffendorf a. Rh.**
Franz Hester, Gymnasial-Oberlehrer.

**Poppelsdorf** b. Bonn
Dr. Jos. Pohl, Gymn.-Dir. a. D.

**Prüm** (Trier)
J. P. Kreuzberg, Seminarlehrer.

**Rauxel b.** Dortmund
Apotheker Steins.

**Rehlingen b. Saarlouis**
Fr. Engel, Lehrer.
Thinner, Hauptlehrer.

**Remscheid**
Karl Hutter, stud. phil.
Lieser, Rektor.
Verein für öffentliche Lesehallen und Stadtbibliotheken (Karl Friedrichs-Stiftung).

**Rheidt** (Siegkreis)
Christian Wierz, Hauptlehrer.

**Rheydt**
Deussen, Hauptlehrer.
J. Frentzen, Lehrer.
Ihlow, Lehrer.
Aug. Klein, Lehrer.
Kopsch, Lehrer.
Kreislehrerbücherei.
Städt. Museum.
Fritz Pothmann, Lehrer.
Paul Prein, Lehrer.
A. Schmitt-Hartlieb, Oberlehrer.
Dr. Paul Trense, Oberlehrer.
Volksbücherei.

**Rogasen** (Posen)
Otto Knoop, Professor.

**Rölsdorf** (Düren)
Ludwig Napp.

**Ronsdorf**
Staas, Bürgermeister.

**Rotthausen** b. **Essen**
Boeker, Lehrer.
Stayn, Lehrer.

**Ruppichteroth**
Pastor O. Gieseking.

**Saarbrücken**
Stadtgemeinde.
Historischer Verein für die Saargegend.

**Sangerhausen** (Merseburg)
E. Gnau, Professor.

**Sayn** b. Bendorf a. Rh.
Löcher, Hauptlehrer.
Theod. Ehrlich, Lehrer.

**Schlebusch**
Verein für Naturkunde.

**Schmargendorf** b. Berlin.
Fräulein Grete Gogarten, Redakteurin u. Schriftstellerin.

**Schwelm i. W.**
Dr. phil. Gregorius, Gymnasialdirektor.
Verein für Heimatkunde.

**Siegburg**
am Zehnhoff, Lehrer.

**Siegburg-Wolsdorf**
Mich. Schumacher, Lehrer.

**Sieglar** (Troisdorf)
Zimmermann, Lehrer.

**Sobernheim**
Lehrerverein.

**Soest**
Archigymnasium.
Verein Heimatpflege.

**Solingen**
Kreisausschuss (Kgl. Landrat).
Alb. Weyersberg, Fabrikant.

**Stolberg** b. Aachen
Dr. Willner.

**Stoppenberg** b. Essen
Bürgermeisterei.

**Strassburg**
Universitätsbibliothek.

**Suhl i. Th.**
F. Kunze, Lehrer.

**Talge** b. Bersenbrück
W. Gieske-Trimpe, Gutsbesitzer.

**Thies** b. Wipperfürth
H. Meuwsen, Pastor.

**Bad Tölz** (Bayern)
Dr. Max Höfler, Hofrat.

**Tralau** b. Oldesloe (Holstein)
Bartholly, Gutspächter.

**Trier**
Nicol. Aubertin, Buchhalter.
P. J. Busch, Lehrer a. Gymnas.
Dr. med. Cüppers, Zahnarzt.
Ewen, Professor.
Geiter, Lehrer.
Heim, Oberlehrer.
Wilh. Jacobi.
Dr. Menniken, Oberlehrer.
Dr. Mittwerg, Sanitätsrat.
Rossbach, Professor.
C. Schmitz, Steuerinspektor.
Schreiber, Lehrer a. D.
Theodor Siersdorfer.
Stadtbibliothek.
Theussner, Oberpostdirektor.
Jos. Weis.
P. Züscher, Rektor.

**Troisdorf**
Schoenneshoefer, Lehrer.

**Uerdingen a. Rh.**
Bürgermeisteramt.
*A. Büttner, Fabrikant.

**Velbert**
R. Ammann, Lehrer.

**Vohwinkel**
Wilh. Köhrmann, Rentner.
Kreisausschuss des Kreises Mettmann.
Arthur Pattberg, Kaufmann.

**Wald** (Rhld.)
H. Fischer, Hauptlehrer.
Direktor Dr. E. Görlich, Prof.
Max Krahnen, Konditor.

**Warburg i. W.**
Dr. Hüser, Direktor.

**Warendorf**
Verein für Orts- und Heimatkunde im Kreise Warendorf.

**Wehdem,** Kreis Lübbecke
A. Grupen, Kreisboniteur.

**Weimar**
Grossherzogl. Bibliothek.

**Weitersberg** b. Vallendar
M. Cremer, Lehrer.

**Wermelskirchen**
W. Idel, Rektor.
Stadtgemeinde.

**Weyer** (Rhld.)
Alfred Lange, Prokurist.

**Wickrath** b. Rheydt
Paulmanns, Lehrer.

**Wickrathberg**
W. Rheinen, Hauptlehrer.

**Wiebelskirchen**
Bürgermeisteramt.

**Wiedenbrück**
Bürgermeister Schmitz.

**Wiehl** (Kreis Gummersbach)
Wolff, Amtsrichter.

**Wien**
E. K. Blümml.

**Wiesbaden**
Jos. Lauff, Major.
Gustav H. Lucas.

**Wiesdorf** a. Rh.
Karl Jung, Rektor.

**Witten** (Ruhr)
Oskar Fautsch, Rechtsanwalt und Notar.
Fr. Wilh. Aug. Pott, Buchdruckereibesitzer.
Rollmann, Kgl. Berginspektor.

**Wulmeringhausen** b. Olsberg i. W.
Schuermann, Bergwerksdirektor.

**Würzburg**
Dr. P. Wolter, Universitätsprofessor.

**Xanten**
Dr. Franz Körholz.

**Zehlendorf** b. Berlin
Frau Clara Viebig, Schriftstellerin.

# Inhaltsverzeichnis.

**Abhandlungen und grössere Mitteilungen:**



**Kleinere Mitteilungen:**



**Berichte und Bücherschau.**



---

## Vorstand des Vereins:



---

Die früheren Jahrgänge unserer Zeitschrift werden fernerhin nur zu einem Preise von je 6.— Mark abgegeben (im Buchhandel 8.— Mark).

---

Die Verantwortung für den wissenschaftlichen Inhalt ihrer Beiträge tragen die Verfasser.

